





Kosmos.

Zeitschrift

für

einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre

unter Mitwirkung

B. Carneri (Wien), Brof. Dr. D. Caspari (Heidelberg), Charles Darwin (Down), Brof. Dr. J. Delboeuf (Littid), Dr. A. Dodel-Bort (Zürich), Dr W. D. Fode (Bremen), Dr. Foristh Wajor (Florenz), Brof. Dr. S. Cünther (Ansbach), Brof. Dr. E. Saedel (Jena), Brof. Dr. H. Sörnes (Graz), Brof. Dr. G. Jäger (Stuttgart), Dr. F. Silgendorf (Berlin), Brof. Dr. N. Hofies (Graz), Brof. Dr. G. Jäger (Stuttgart), Sir John Lubbod (London), Brof. D. G. Marfh (New-Haven), Brof. Dr. G. Mehlis (Dürtheim), Dr. Friz Wüller (Izgiahy), Dr. Heihenan (Mainz), Brof. Dr. G. du Brel (Münden), Brof. Dr. W. Breher (Zena), W. Neidenan (Mainz), Brof. Dr. Ostar Schmidt (Straßburg), Brof. Dr. Friz Schultze (Dresden), Dr. G. Seidlig (Königsberg), Gerbert Spencer (London), Dr. H. Baihinger (Straßburg), Brof. Dr. A. Beismann (Freiburg), Brof. Dr. L. Würtenberger (Karlsruße), Brof. Dr. A. Bimmermann (Wien)

und anderen namhaften Forschern auf den Gebieten des Darwinismus

....

Dr. Ernft Krause.

IV. Jahrgang.



VIII. Band.

Oftober 1880 bis März 1881.

- Seipzig, 👺

Ernft Günther's Berlag (Karl Alberts).

Rumman it

the construction of the state of the special property applications

to control published

Verzeichnis der Mitarbeiter am achten Bande des Kosmos.

CHATLERAL NAME

Stradisciple on enablements someon sections was plant

STORTON TO COMPANY OF THE STORY OF THE STORY

Inhalt des achten Bandes.

	Seite
Die Umbilbung ber menschlichen Grundvorstellungen an der Schwelle ber	
neueren Zeit. Von Prof. Dr. Frig Schultze	1
Die Trisobitengattungen Phacops und Dalmanites und ihr vermutlicher gene-	
tischer Zusammenhang. Mit Flustr. Von Prof. Dr. A. Hoernes.	20
Über die Bedeutung der Steinkörper im Fruchtfleisch der Birnen und der	
Komazeen überhaupt. Von Georg Potonie	33
Paltostoma torrentium. Eine Mücke mit zwiegestaltigen Beibchen. Mit	
Illustrationen. Von Dr. Fritz Müller	37
Wissen und Glaube. Von B. Carneri	81
Die accommodative Züchtung der Infektionsstoffe. Bon Dr. A. Wernich .	91
	109
Gin Problem der physiologischen Physik in seinen Beziehungen zur Ethno-	
	116
Staatliche Einrichtungen. I-V. Bon Herbert Spencer 129, 186, 283, 363.	451
Über das Verhältnis des idealistischen Naturalismus zur modernen Natur-	
wiffenschaft. I. II. III. Von Prof. Dr. Frig Schultze 161. 241.	325
Über die urfächliche Erklärung der Vererbungserscheinungen. Bon Dr. W.	
	175
Über die Bestäubungsvorrichtung und die Fliegenfalle des Hundskohls, Apo-	
January Manufacture of the state of the stat	182
Die Entstehung der geschliechtlichen Fortpflanzung. Gine phylogenetische Studie	
	248
Ch. und Fr. Darwins Beobachtungen über das Bewegungsvermögen der	
Approximation —— Security Metalogical Control of the Control of th	258
	272
Die mythologische Periode ber Entwicklungsgeschichte. I. II. Mit Illustrationen.	
Von Dr. Ernst Arause	423

VI	Inhalt.

Die Anpassungen der Gattung Erodium an Insektenbestäubung. Bon Dr.	Seite
F. Ludwig	$\frac{357}{409}$
Der Steinzeit-Grabfund von Kirchheim an der Eck und seine Bedeutung für	400
die deutsche Urgeschichte. Von Dr. C. Mehlis	445
Aleinere Mitteilungen und Journalschau.	
Das Spektrum der Nebelflecke	43
Die Befruchtung von Cobaea penduliflora Hook	44
Gehört Peperomia arifolia Miq. zu den insektenfressenden Pflanzen?	46
Das Hervortreten von Protoplasmafäden bei den Drüsenhaaren von Silphium	48
perfoliatum L. Bon Dr. F. Ludwig	48
E. Haekel	48
Die XI. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft	50
Eine neuentdeckte prähistorische Sektion in Sprien	60
Linné als Darwinist	60
Eine neue Theorie der Korallenbauten	14 0
Das Leuchten von Pflanzen und Tieren	142
Bacillus Amylobacter, ein Protist aus der Steinkohlenperiode	148
Die Entdeckung neuer pflanzlicher Gebilde in der Steinkohle und im Anthrazit Eine Pflanze, die ihre Bestäuber verzehrt	149 150
Sir John Lubbod's neue Beobachtungen über die Sitten der Ameisen	151
Die biblischen Ausdrücke für "männlich" und "weiblich". Bon L. Einstein	154
Die Borstellungen der Araber über die Ahnlichkeit der Kinder	156
Die auf die Entwicklungstheorie bezüglichen Vorträge der LIII. Versammlung	
deutscher Naturforscher und Ürzte	202
Zur Kritif der Absonderungstheorie	299
Das sogenannte Sargassomeer.	300 302
Die Zwangsbefruchtung einiger Ciftineen. Mit Illustrationen	302
Die verallgemeinerten Formen der sekundären und tertiären Sängetiere. Mit	300
Ilustrationen	307
Übersicht ber mitteleuropäischen Wirbeltierfanna aus ber Quartarzeit	311
Neuere Beobachtungen über die Vorgänge bei der Biegung der Gefteins=	
schichten	380
Die Araukarien	381
Haedels biogenetisches Grundgeset bei der Neubildung verlorner Glieder.	200
Bon Dr. Frit Müller	388

	VII
Über die Berwandtschaftsbeziehungen der Kephalopoden	Seite 389
Die Fortpflanzung des Aales	390
über das fossile Vorkommen der Knoblauchskröte (Pelobates fuscus)	391
Rhinoceros Merkii Jaeg	392
Der vorhistorische Mensch von Aagni	394
Bur Frage nach ber geschichtlichen Entwicklung bes Farbensinnes. Bon Prof.	00=
Marth	$\frac{395}{399}$
Planeten jenseits der Neptunsbahn	$\frac{399}{467}$
Die Formwandlungen der Spaltpilze (Bakterien)	469
Pinguicula alpina, eine omnivore Pflanze des Alpengebiets	470
Die Gifte der monokotylischen Zwiebelgewächse, als natürliche Schuhmittel	
derselben betrachtet	471
Farbenwechsel bei Krabben und Garneelen. Bon Dr. Frit Müller	472
Der genetische Zusammenhang einer Spiriserengruppe	473
Der Stier in der Mythologie, Prälinguistik und Vorgeschichte der Gesellschaft. Von L. Einstein	475
Die Entwicklung der Musik in den vorhistorischen Berioden	479
and a second sec	110
Litteratur und Kritik.	
Dellingshausen, Baron N., Das Rätfel ber Gravitation. (Bon Prof. Dr.	
S. Günther)	61
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Ansangsgründe	
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Aufangsgründe ber mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther)	73
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Ansangsgründe der mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther) Semper, Karl, Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere	73 74
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Ansangsgründe der mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther) Semper, Karl, Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere Espinas, A., Die tierischen Gesellschaften	73
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Ausangsgründe der mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther) Semper, Karl, Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere	73 74 78
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Ausangsgründe der mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther) Semper, Karl, Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere	73 74 78 157
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Ausangsgründe der mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther) Semper, Karl, Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere	73 74 78 157 158
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Ausangsgründe der mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther) Semper, Karl, Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere	73 74 78 157 158
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Aufangsgründe der mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther) Semper, Karl, Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere Espinas, A., Die tierischen Gesellschaften	73 74 78 157 158 158 160 160
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Ansangsgründe der mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther) Semper, Karl, Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere Espinas, A., Die tierischen Gesellschaften	73 74 78 157 158 158 160 160 218
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Ausangsgründe der mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther) Semper, Karl, Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere	73 74 78 157 158 158 160 160 218 222
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Ausangsgründe der mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther) Semper, Karl, Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere Espinas, A., Die tierischen Gesellschaften	73 74 78 157 158 158 160 160 218
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Ausangsgründe der mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther) Semper, Karl, Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere	73 74 78 157 158 158 160 160 218 222 225
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Ansangsgründe der mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther) Semper, Karl, Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere	73 74 78 157 158 158 160 160 218 222
Bilharz, Dr. A., und Dannegger, Portus, Metaphysische Ausangsgründe der mathematischen Wissenschaften. (Bon Prof. Dr. S. Günther) Semper, Karl, Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere	73 74 78 157 158 158 160 160 218 222 225

Inhalt.

	Seite
Benede, Dr. B., Fische, Fischerei und Fischzucht in Oft- und Westpreußen	239
Fellner, St., Kompendium der Naturwiffenschaften an der Schule zu Fulda	
im IX. Jahrhundert	240
Schneiber, G. S., Der tierische Wille,	
— — Die psychologische Ursache der hypnotischen Erscheinungen	313
Taine, Hippol., Der Verstand	320
Butler, Samuel, Unconscious Memory	321
Rirchenbauer, Ant., Theogonie und Aftronomie. (Bon Dr. J. Holetschef)	322
Sann, Hochstetter und Pokorny, Allgemeine Erdkunde	400
Daubre, A., Sonthetische Studien zur Experimentalgeologie	401
Preper, B., Naturwiffenschaftliche Thatsachen und Probleme	403
Schenk, A., Handbuch der Botanik. I. Bd	404
Ruten, Prof. J. E., und Koner, Prof. W., Das beutsche Land. (Bon Dr.	
C. Mehlis)	405
Almquift, E., Studien über den Farbenfinn der Tichuktichen. (Bon Prof.	
Dr. S. Günther)	407
Darwin, Ch., Gesammelte Werke. XIII. Bb	408
Seboth, Graf und Betrafch, Die Alpenpflanzen. II. Bb	408
Müller, Dr. Hermann, Alpenblumen, ihre Befruchtung durch Insekten und	
ihre Anpassungen an dieselben. (Bon Wilh. Behrens)	480
Lippert, Julius, Der Seelenkult in seinen Beziehungen zur althebräischen	
Religion. (Bon D. Caspari)	484
Blenke, Rudolf, Der Laacher See und seine Umgebung	488
The state of the s	100

Die Umbildung der menschlichen Grundvorstellungen an der Schwelle der neueren Beit.

Von

Prof. Dr. Frit Schulhe.

Motto: Geistige Begriffe verhalten sich genau so wie die natürlichen Organismen: auch sie find den Gesehen der Bererbung und Beränderung unterworfen.

aturam expellas furca, tamen usque recurret — dieses horazische Wort gilt nicht bloß für die individuelle, sondern für die

weltgeschichtliche Entwicklung überhaupt, und niemals wurde ein großartigerer Beweis für die Richtigkeit desfelben geführt, als burch die Entwicklung ber neueren Zeit aus dem Mittelalter heraus, denn diefe Entwid= lung ift gleichbedeutend mit der Gelbit= befreiung der Natur aus den Fesseln der Un= natur, in welche zeitweilig berechtigte und boch einseitige Gewalten ben Prometheus der Natur geschlagen hatten. Nicht blos im Rreise der Scholaftiker, sondern in allen Rreifen des mittelalterlichen Lebens hebt fich ber auf dem Scheiterhaufen des Dogmas verbrannte Phonix des Naturgedankens wieder aus der Afche empor. An der Entwidlung der Scholaftik, welche vorzugs= weise die geistige Physiognomie der Zeit bestimmt, haben wir dies schon in einem früheren Auffate gezeigt, auf den wir deshalb verweifen.") Im Laufe weniger

*) Rosmos, Bd. V, S. 409 ff.

Jahrhunderte durchlebt diese Scholaftif die bedeutsamsten Wandlungen. Anfangs find Theologie und Philosophie in ihr vereinigt. Da reißt sich die letztere von der ersteren los und wendet sich im No= minalismus vom Übernatürlichen zum Natürlichen zurück. Aber auch die Theologie erfährt innere Beränderungen, indem fie, fo fehr fie fonft auch im Übernatürlichen hängt, dem Ginfluffe des Natürlichen und seiner Gewalten sich nicht gang entziehen fann. Richt blos daß die Rirche durch Missionsreisen der Naturforschung dient und daß Kleriker sich bem Studium ber Ratur widmen, nein, fogar der zuerst aller= bings als fekerisch gebrandmarkte Gedanke einer Erkenntnis des Wefens Gottes, nicht aus der dafür privilegirten Offenbarung, fondern aus der bisher als ungöttlich und fatanisch verstoßenen Natur, die Begründung der Theologie auf Naturerkenntnis, der Gedanke einer natürlichen Theologie macht fich geltend. Kann die Berechtigung ber Natur in höherem Grade anerkannt werden, als dadurch, daß selbst die Theo-

logie das von ihr stets als das schlechthin verwerflich bingestellte Natürliche jest zur Begründung ihrer felbst zu benuten sucht? Welch ein ungeheurer Umschwung der Unschauungen befundet sich nicht schon in dem Gedanken der Möglichkeit einer na= türlichen Theologie! Zwar hält noch Michel Montaigne (1533-1592) es für notwendig, eine befondere Schutschrift für Raymund von Sabunde, den Berfasser jener berühmten theologia naturalis (1436) zu schreiben, woraus schon gur Genüge bervorgeben würde, wie un= liebsam der Kirche der Gedanke einer na= türlichen Theologie war, hätte sie es nicht felbst auch noch dadurch deutlich bewiesen, daß sie den Prolog des Raymundschen Werkes auf dem Tridentiner Konzil (1545) dem Inder einverleibte. Aber die Ginwirfung des Naturwesens auf die Theologie war nun einmal da und ließ sich durch fein Anathem mehr wegdefretiren; wird doch in der nach=reformatorischen Zeit die natürliche Theologie stehende Rubrif und Lieblingstummelplat der freier denkenden Theologen.

Trop alledem geht im Grunde dem rechten Klerifer das Streben nach Natur sehr gegen die Natur; um so mehr aber sinden wir es bei den beiden anderen maße gebenden Ständen des Mittelalters, dem Mitter= und dem Bürgerstand, als ein deren Wesen nicht blos nicht widerstreben= des, sondern darin vielmehr tief begrünzdetes Element vor, welches aus seiner Unbewußtheit mächtig zur Bewußtheit sich emporringt.

Der Nitter wie der Geistliche des Mittelalters — beide find Idealisten; bei beiden quellen die letzten Grundmotive ihres Handelns aus der Phantasie hervor, die ihnen eine andere Welt vorspiegelt als die wirklich vorhandene. Aber trot dieser Gleichheit sind doch Ritter und Rle= riker auf allen Bunkten in einem charak= teristischen Gegensatz, der in seiner folge= richtigen Durchführung endlich zum schneidigen Widerspruch führen muß. Phantasiewelt des Klerikers geht nicht blos über das Diesfeits hinaus, fondern negirt fogar in letter Instanz das Dies= feits völlig; nur auf das Jenfeits ift alles Streben gerichtet. Die Phantasiewelt des Ritters dagegen liegt im Diesseits; diese seine irdische Existenz ist es, welche er sich bunt und reich gestalten, worüber er im Streit der Waffen seine Herrschaft berstellen möchte. Er sucht zwar auch das Jenfeits, aber zunächst will er ausgesproche= nermaßen diese Welt sein eigen nennen und seinen Wünschen unterwerfen. Der Beistliche fämpft gegen den Weltsinn und strebt, ihn zu unterdrücken; dem Ritter dagegen verleiht Kraft und Stärke gerade fein Weltfinn, den er zu feinen Zwecken erst recht pflegen und entwickeln muß. Der Mittelpunkt der Welt für jedes Indivi= duum ist dessen Ich. Wer gründlich sich der Welt begeben will, hat vor allem fein Ich zu unterjochen, fein Gelbst auszurotten. Daber ift tieffte Demütigung des Ichs das prinzipielle Strebeziel des geist= lichen Menschen. Im Rampf aber auf blutigem Feld siegt nur, wer Mut und Bertrauen in sich felbst fühlt und sett; dem glänzenden Selden des Rittertums ist Demütigung die bochste Schmach; nichts pflegt er mehr als das Gegenteil der De= mut, das verwegene Selbstgefühl, den mannhaften Trot, der Hölle und Teufel in die Schranken zu rufen wagt. Die Kirche fordert von ihrem Klerifer die bedingungs=

lofe Unterwerfung, die völlige Ausrottung aller individuellen Sonderbeftrebungen gu Bunften der allmächtigen und einzigen Autorität der Kirche. Nicht das geiftliche Inbividuum foll herrschen, sondern das firch= liche Staatsganze mit feinen Gefeten und Zweden. Das Individuum gilt nur als Objekt, nicht als Subjekt; nicht der Teil, sondern das Ganze, nicht das Einzelne, fondern die Gattung ift maßgebend. Go muß die Kirche ihrem innerften Wefen nach platonisch=realistisch gesinnt, ihre ganze Praxis von diefer Tendeng getragen fein. Das Rittertum ift dagegen vom Wefen des Nominalismus durchdrungen; in ihm gilt der einzelne als der wirkliche. Des Ritters Streben ift auf die Auszeichnung gerichtet, eine gang besondere Beldenperson ju fein, die fich im Zweikampf bewährt und in ihren glänzenden Eigenschaften möglichst unersetbar ift. Go steht bas Rittertum in feiner Betonung ber Geltung bes einzelnen im pringipiellen Gegenfat zur Kirche und ihren Forderungen. Der Rlerifer will eine geiftige Welt erobern, der Ritter eine körperliche. Was jener üben muß, um wohlgeruftet in den Rampf zu geben, ift Geiftesfraft, der Ritter braucht ju feinen Zweden Körperfraft. Er fcutt, pflegt, übt und entwickelt das Fleisch, das jener verachtet und abtötet. Er fett ei= ner Scholaftit eine Gymnaftit entgegen; er will nicht die sieben Wiffenschaften des Trivium und Quadrivium, er will die sieben "noblen Baffionen" (Reiten, Schwimmen, Pfeilschießen, Fechten, Tangen, Schachsvielen und Bersemachen), die mitten im Weltgenuß fteben. Go find feine Bestrebungen überall auf das Weltliche und Natürliche gerichtet, benen er unbewußt zu ihrem Rechte verhilft. Seine

Sprache ist nicht das tote, nur fünstlich erhaltene Latein; er liebt und pflegt feine lebendige, mit ihm geborene Mutter- und Bolkssprache, in der er fingt und fagt. Und was er singt und fagt, sind nicht die übersinnlichen Gedanken ber Weltentsa= gung und Fleischabtötung der firchlichen Hymnik; feine Spik und Lyrik geht auf die Berherrlichung bes Weltlichen und Sinn= lichen, auf Heldentum und Liebe; die Em= pfindungen, welche die Kirche verwirft, feiert er. Go vergift er nicht über feinem Gott feine Welt, über feinem Simmel feine Natur, über der Mutter Gottes und den Beiligen nicht die Frau und die Geliebte. Überall steht so das Rittertum im Rampf mit dem Unnatürlichen; überall verficht es bie weltlichen Gefühle, Gedanken, Infti= tutionen und ift also in seinem Drängen nach Natur ein nicht zu unterschätzender Faftor in der Wiedergeburt der Natur= verehrung aus der Naturverachtung ber= aus. Gerade in den größten Thaten bes Rittertums zeigt sich seine Dissonanz mit bem pringipiellen Wefen der Rirche. In ben Kreuzzügen soll. es der Kirche und ihrer Herrschaft dienen; in Wahrheit wirkt es im Dienste ber Welt und ber Natur. Eine Fülle von neuen, erd= und völker= fundlichen Anschauungen werden durch die ritterlichen Seerfahrten in das Abendland eingeführt; fie bringen die engen Schran= fen des mittelalterlichen Daseins zu leb= haftem Bewußtsein und erregen den Trieb, über diese Beschränktheit, die räumliche wie die geistige, hinauszukommen. Mit Begeisterung und in der Hoffnung, bes höchsten Glückes teilhaftig zu werden, zieht ber ritterliche Beld bem gepriesenen Lande zu, wo er die Fußtapfen des Erlösers zu finden meint. Da, wo alle Mißflänge ge=

löst sein sollten, am Grabe Christi, findet er nichts als Sader und Eigennut, als Hinterlift und Parteikampf. Das wahre Besen ber römischen Rirchlichkeit wird ihm an der Stelle flar, wo ftatt ber alles ver= flärenden Gottesliebe er nur fanatische Unduldsamkeit und politisches Intriguen= fpiel antrifft. Ja, die verketerten Beiben, die er kennen lernt, zeigen sich an Edelsinn und Großmut dem Christen nicht blos ge= wachfen, sondern vielfach überlegen. Da wird ber ritterliche Beld jum Zweifler, und es ift fein Bunder, wenn unter fol= den Umständen am Sofe des ritterlichen Raisers die Freigeisterei sich in staunens= wertem Grade ausbildet. Die Worte. welche Friedrich II. in den Mund gelegt werden, als gesprochen beim Anblick einer priefterlichen Prozession: Wie lange wird biefer Trug noch währen? und feine Auße= rung von den drei großen Betrügern (Mo= fes, Chriftus, Muhamed), mögen fie nun wahr fein ober nicht, find eben Signa= tur des notwendig entstehenden ritterlichen Skeptizismus. Und diefer zweiflerische Sinn bleibt nicht im innerften Gemüte heimlich verborgen-in dem Kampfe zwi= ichen Staat und Rirche, gwischen Raifer und Bapft lodert er hell heraus; es ist eben der Kampf zwischen dem höchsten Ritter und dem höchsten Klerifer, zwischen ber natürlichen Gefellschaft und ihren Rechten und den Feinden derfelben, zwi= schen der Natur und der Unnatur.

Dadurch, daß Kirchentum und Rittertum beide in der Phantasie wurzeln und ihre Bertreter Idealisten sind, wird der innere Widerspruch zwischen beiden einigermaßen verdeckt und kommt erst im Berlauf der Entwicklung zum Borschein. Der Gegensaß indessen, der zwischen dem Bürgertum und ber mittelalterlichen Kirche (wie im übrigen auch zwischen Bürgertum und Rittertum) besteht, liegt von vornherein offen auf der Hand. Die Welt jener beiden höheren Stände ist die der beweglichen Einbildung, die Welt des dritten Standes ist die des nüchternen Berstandes; jene sind Idealisten, dieser ist Realist. Ritter und Klerifer genießen die Arbeit anderer:

Presbyteri labiis orant, Laicique laborant;

Plebs, dum pro populo presbytero rat, arat. Bürger und Bauer mühen fich ab in werkthätiger Arbeit. Der Bürgerstand ift Arbeiterstand. Seine Arbeit ift aber in jeder Beziehung rein weltlicher und natürlicher Art; sie ift auf die Stoffe und Formen der Natur, auf die Be- und Umarbeitung diefer Stoffe und Formen im Interesse feiner realiftischen Zwede und Bedürfnisse gerichtet. Nur diese Arbeit, welche Rlerifer und Ritter als handwerksmäßig verachten, erhält ihm fein Leben. Aber ber Arbeiter find viele, die Wetthewerbung ift groß; fo gilt es, daß jeder einzelne fich fo tüchtig wie möglich mache; auch hier ruht alles auf und in dem einzelnen, feiner Fähig= feit, feinem Fleiße, feinem Talente. Der Bürger ist eo ipso Nominalist, seine Lebensverhältnisse gebieten es ihm. Was das Individuum hier erringt, hat es durch sich, aus eigener Rraft. Dies Bewußtfein giebt ihm ein hohes Selbstgefühl und da= mit ben richtigen Sinn für Unabhängigkeit und Freiheit. Der mittelalterliche Städter ist an sich republikanisch gesinnt, seine Stadt bildet eine kleine Republik. Die Urbeit im eigenen Intereffe, weit entfernt, einen unfreien Geist zu erzeugen, macht im Gegenteil den Geift beweglich, um=

sichtig, selbständig und geschickt zu Un= strengungen und hohen Aufgaben. Aus freier Arbeit entspringt die Freiheit des Beistes, aus der geistigen Freiheit Die geiftige Zeugungsfraft. Go lernt der Bür= ger in seiner Gewerbsthätigkeit nicht blos die Natur der von ihm bearbeiteten Stoffe fennen und erwirbt nicht blos eine mecha= nische Sandgeschicklichkeit, nein, sein freier, regfamer Geist strebt von diefen Grund= lagen aus höher empor, er wird schöpferi= icher Künstler. Der Reichtum, welchen Handel und Gewerbe ihm bringen, geftat= tet ihm, feine Stadt und fein Saus mit Runftwerken zu schmücken; weltliche Bauten, weltliche Malereien, weltliche Geräte und Schmuckfachen finden hier ihre Entstehung. Aber er ift nicht Ackerbauer; sein Leben gründet sich auf Handel und Gewerbe. Somit nötigen ihn die Bedingun= gen von Nachfrage und Angebot, von Ausund Ginfuhr, feinen Blid in die Ferne gu richten. Fremde Bolfer, fremde Länder, fremde Erzeugnisse, fremde Sprachen alles das muß ihm bekannt fein, wenn er richtig blühen und gedeihen will. Er darf nicht engherzig und bornirt an der Scholle fleben, in ihm muß feiner Existenz wegen ein weiter, weltbürgerlicher Sinn fich bil= ben, und dieser wirkt wieder notwendig jurud auf fein eigenes ftädtisches Gemein= wesen. Hier in dem Ausbau und in der Bertretung besselben wird er Politifer und Diplomat. Ihm vor allem, deffen Cigentum vielfach über weite Streden zer= streut umberwandert, muß an Frieden und Sicherheit, an geordneten Zuständen im Lande und in den Ländern, an der Bflege des Rechtes liegen. Da er aber durchaus auf sich selbst gestellt ift, finden doch seine Interessen weder bei dem Ritter, noch bei

dem Geistlichen sonderliche Sympathien, so darf er auch Dienst und Übung in Wehr und Waffen nicht verfäumen. So entsteht aus der Bielseitigkeit seiner Lebensbedin= gungen heraus gerade bei dem Bürger die mannigfachste Ausbildung von Geift und Körper; fein Wunder, wenn er sich dem Ritter, der nur den Körper vilegt, und dem Kleriker, der nur den Geist und auch diesen nur höchst einseitig bildet, sich bald überlegen entgegenstellt. Politische Freiheit, gewerbliche und fünstlerische Geschicklichkeit, Welt= und Menschenkenntnis, be= hagliche Fülle des Dafeins, Beweglichkeit und Bielseitigkeit des Geistes, gesteigert durch die wechselseitige Anregung, die aus dem Zusammenwohnen vieler Individuen entspringt-alles das fließt in den Stadtbürgern zusammen, macht sie unabhängig und mächtig, ihre Bündniffe gefürchtet, und läßt Kunst und Wissenschaft, die sonst all= ein in flösterlicher Enge hauften, Wachstum und Gedeihen finden. Im harten Rampfe sowohl gegen den straßenräuberi= schen Ritter als gegen den auf die Frei= heit ihrer Bewegung neidischen Prälaten verteidigen sie ihre Errungenschaften. Un= ausbleiblich ist dieser Kampf zwischen ih= nen, die das Reale vertreten, und benen, die dies Reale in seinem Rechte bestreiten, und es ist dieser Rampf um die Berechti= gung des Realen, der fich besonders in bem Streit um das Schulwesen darstellt und ausspricht, wie er am Ausgang des Mittelalters zwischen Städten und Klerus fich überall entspinnt. Die geistlichen Dom= und Stiftschulen, nur auf den zukünftigen Rlerifer zugeschnitten, genügen ben Bedürfnissen des Bürgers nicht; aber die Stadtschulen mit dem fich an ihnen und durch sie heranbildenden selbständigen,

ungeistlichen und von der Aufsicht der Beiftlichkeit frei sein wollenden, humaniftischen Lehrerstand sind ein Dorn im Auge des Klerus, und es bedarf all der Zähig= keit und Ausdauer des im mühfamen Rampf ums Dafein bartgebämmerten Bürgers, um feine Stadtschulen zu gründen, zu bewahren und auszugestalten. Was liegt hier anders vor, als der Kampf gwischen bem. Streben nach einer natur= gemäßen Bildungs= und Erziehungsart und einer der Natur widersprechenden Bädagogik! Und wie der Gedanke einer Na= turtheologie, so taucht nun auch bald überall der Gedanke und der Ruf nach natur= gemäßer Schulung des Weistes, nach na= türlicher Methode in der Bädagogif auf und entspricht auf dem Gebiet ber Leitung ber einzelnen Individuen dem Bedürfniffe einer naturgemäßen Leitung und Ordnung auf dem großen Gebiete ber Staats= und Bölferindividuen, wie dieselbe in der Bearundung des Naturrechtes ihre Befriedigung zu finden sucht.

Auf allen Bunkten des Lebens drängt das Natürliche sich wieder in seine Rechte gurud und drudt das Alte in feiner Un= natur zu Boben. Die Folge davon ift, daß die bisherigen, jahrhundertelang von der europäischen Menschbeit geheaten Brundbegriffe in ein gewaltiges Schwanfen geraten. In diesem gesammten Begriffssystem war der Mittelpunkt, in dem alle im übrigen noch fo fehr auseinander= gehenden Anschauungen doch stets ihre Bereinigung gefunden hatten, der Glaube an die unzweifelhafte Wahrheit des firch= lichen Lehrinhalts und die daraus ent: springende unbedingte Anerkennung ber firchlichen Autorität. Auf diesem Grund= stein erhob sich dann der Bau der mittel= alterlichen Gesellschaft, beffen architektoni= sches Prinzip wiederum das unantastbare Dogma der Stände war, d. h. der Glaube an die unzerstörbare Überordnung des Klerus und des Ritteradels über alle anberen Meniden. Jener Grundstein wird von den Strömungen des Zweifels in bedenklicher Weise unterwaschen, dieser Aufbau gewaltig burchrüttelt und in feinen Berhältnissen verschoben, indem der dritte Stand, bas Bürgertum, feiner natürlichen Menschenrechte sich bewußt zu werden anfängt und einen Neubau fordert, in weldem auch ihm ein hervorragender Plat eingeräumt werde. Die alten Begriffe be= ginnen sich umzubilden, aber damit dieser Umwandlungsvorgang gründlich vollzogen werden fonne, darf das Alte nicht blos einfach vernichtet, es muß auch wirklich Neues erzeugt werden; es darf der Geift, wenn er wieder wahrhaft erzeugerisch wer= den soll, nicht nur entleert werden vom alten Wahn, sondern muß auch erfüllt werden von neuer Wahrheit. Und hier ist es nun, nachdem alle negativen Bedingungen erfüllt find, die weltweite Natur felbit, die ihren Mutterschoß öffnet und eine Flut neuer und gewaltiger Potenzen in das Leben und den Geift der Menschheit ein= ftromen läßt. Die Aufgabe, welche ber Nominalismus im allgemeinen gestellt batte, die Natur der Dinge zu erforschen, wird nun im einzelnen wirklich gelöft. Die Natur wird nach Gesichtszügen und Gliederbau jest wirklich entdeckt. Über alles bis dahin gewohnte Maß hinaus erweitert sich die menschliche Erkenntnis, alle bis= herigen Grundbegriffe stellen sich nach Inhalt und Umfang als viel zu eng ge= faßt beraus und jett beginnt in ganzer Wucht die mächtige Umbildung, aus der

ein ganz neues menschliches Begriffs= und Anschauungs=, Gefühls= und Willens= system hervorgeht, eben das, durch welches die neuere Zeit sich vom Mittelalter unterscheidet, wie der Mann vom Kinde.

Es ift erstens ber Begriff ber Beit, ber einer bölligen Neugestaltung unterzogen wird. Für den mittelalterlichen Chriften begann, wie feine Zeitrechnung, so auch die wahre Zeit und das wahre Beschehen in ihr, die eigentliche Geschichte erst mit der Gründung des Christentums; für alles, was vor diefer Zeit lag, hatte er feine Beit, feinen Zeitfinn, b. h. feinen geschichtlichen Sinn, also auch feine Gin= ficht in den lückenlosen Zusammenhang ber geschichtlichen Entwicklung und daher feine Erflärung und fein Berftandnis für fein eigenes Sein und Gewordenfein, noch für anderer Bölker Thun und Treiben. Da erfolgt die Wiedererwedung des flaffischen Altertums durch den Sumanis= mus; um ein ungeheures Stud wird nach rückwärts die Grenze und der Inhalt der Beit erweitert; es wird der Menschbeit plötlich flar, daß sie mehr Jahre des wachen, bellen, erfenntnisfähigen, mundi= gen Bewußtseins gahlt, als ihr von der Rirche gefagt ift, daß fie mehr Erfahrun= gen hinter fich hatte und aus eigener Kraft mehr Weisheit besaß, als fie sich zuge= traut hatte; ihr geistiges Ravital, das ihr so lange vorenthalten war, wird wieder= entdedt; weit reicht ihr geistiger Stamm= baum gurud, mit fräftigen Wurzeln in vergessene Tiefen gebend. Da freut sie fich dieser Offenbarung von gangent Bergen, fühlt vom Geift des Altertums ihren eigenen Geift erwachen, den rein mensch= lichen Geift, bas natürliche Denken, bas humane Fühlen. Sie gewinnt wieder Mut und Vertrauen zu der menschlichen Vernunft und will nicht länger mehr das Gängelband des Klerikers ertragen; sie will jetzt nicht mehr blos kirchlich, sie will menschlich, nicht im Sinne des Hier archismus und des Dogma, sondern in dem des Humanismus und der Humanität denken und handeln. Darin des steht das Verdienst der Humanisten, d. h. in nichts anderem, als daß sie den mittelalterlichen Begriff des Zeitlichen von Fehlern befreit und modernisitt haben.

Wie der Zeitbegriff, fo wird zweitens auch der Raumbegriff berichtigt und völlig neu gefaßt. Hier find die Korrekto= ren die großen Entdeder, die Rolumbus, de Gama, Kortez, Balboa, Magel= haens. Nach Inhalt und Umfang war der Begriff des Erdraumes zu eng gefaßt. Der Inhalt des Begriffs wird durch das die ganze Definition und alles, was aus ihr folgt, verwandelnde Merkmal der "Rugel= gestalt" bereichert. Hinsichtlich des Um= fanges des Begriffs werden die Grenzen des Erdraumes bis an ihr wirkliches Ende verfolgt; neue Länder, neue Meere treten aus dem Dunkel hervor und werden eben= soviel neue Zielpunkte für die durch sie entfesselten Bestrebungen der Menschheit. Wiederum beginnt eine großartige Bölfer= wanderung und erzeugt in dem Körper des alternden Europa Säfteströmungen, die ungeahnte, bis dabin latent gebliebene Rräfte auslösen und einen wunderbaren Verjüngungsprozeß einleiten.

Im Gefolge der Erweiterung des geographischen Begriffs tritt aber auch sehr bald eine wichtige Neuerung hinsichtlich der bis dahin herrschenden ethnographischen Borstellungen auf. Es entsteht ein anthropologischer Zweifel, in dem die

ersten Reime zu den Anschauungen liegen, welche die heutige Anthropologie vom Menschen lehrt. Für die mittelalterlichen Anthropologen war das allein maßgebende Lehrbuch die mosaische Urfunde. Mit der Entdeckung Amerikas war aber nicht blos eine ganz neue Fauna'und Flora, sondern auch eine gang neue Menschenrasse gum Borfchein gekommen, beren Stammbater unter ben brei Söhnen Moahs, Sem, Sam und Japhet, nicht vorgesehen war und die sich mithin in den alten Rahmen der mosaischen Menschenkunde nicht ein= fügen ließ. Go entsteht denn der Zweifel, ob die bisberigen Begriffe von der Abstammung des Menschengeschlechts über= haupt richtig seien. Nicht als ob die Rühn= beit gleich bis zu heutigen Deszendenz= theorien ginge, aber von dem einen Adam, dessen Nachkommenschaft die noahische Familie war, stammte der rote Mann doch wohl nicht ab. Wie, wenn Gott gar nicht blos einen, fondern gleichzeitig mehrere Adame geschaffen hätte? So will es wirklich der von der Kirche verdammte Roadamitismus, wie ihn 3. B. Bara= celfus bekennt, wenn er einen weißen, einen schwarzen und einen roten Adam annimmt. Der anthropologische Skeptizismus ist nun einmal erreicht und bildet schon ein Sahrhundert später den Begriff des Koadamitismus zu dem des Prä= adamitismus um. Ffaak la Pehrère will im 17. Jahrhundert auf Grund der Bibel selbst, alten wie neuen Testaments, beweisen, daß Gott vor dem letten gum Sündenfall und Erlösungswerk erschaffe= nen Adam bereits andere präadamitische Menschen, die Stammväter der Beiden, geschaffen habe und daß also, wenn auch der lette Adam erst vor 6-7000 Jahren

ins Leben gerufen sei, das Alter des übrigen heidnischen Menschengeschlechtes viel weiter zurückdatire. Hier erscheinen also die ersten Anfänge jener völligen Umbildung der anthropologischen und besonders der anthropogonischen Begriffe, deren Beiterentwicklung von nun an nicht mehr ruht und rastet, sondern direkt in die heutigen Theorien hineinführt.

Drittens wird auch der Begriff des Stoffes reformirt. Der Stoff gilt bem Mittelalter im platonischen Sinne als das un ov, das nichtseinsollende, an fich fraft= lose und verächtliche. Da fommen eine Fülle von Erfindungen, die den Stoff und seine einzelnen Stoffe erweisen als ein überaus gewaltiges und mächtiges. In jenem ichivarzen Stoffe, genannt Schieß= pulver, welche wunderbare Kraftwirfun= gen, die dem Bergmann die Tiefe ber Erde eröffnen, die dem Eroberer fremder Zonen das Ansehen des Donnergottes selbst geben und ihm die wilden Bölker unterthan machen, die die größten sozialen Umwälzungen hervorrufen, indem fie in furzer Zeit das Rittertum über den Saufen werfen! In jener kleinen Nadel von Gifen, welche wunderbare Rraft, die dem Seemann durch Racht und Sturm ben Weg weist, die ihn erft zum freien Serrn der falzigen Meerflut erhebt! In jenen metallenen Lettern, dem aus verschmähten Lumpen bereiteten Papier, der unfaubern Druderschwärze, welche Geift und Welt in allen Jugen erregenden und erschüttern= ben Kräfte! Der Stoff will nicht mehr ber erbärmliche Taugenichts sein; er erweist seinen Wert und seine Bürde durch er= staunliche Thaten; man hat seine Geburts= urfunde, seinen Baß und seine Besitztitel gefälscht; jest kommen seine echten Legiti=

mationspapiere wieder zum Vorschein und enthüllen seinen wahren Charakter.

Nicht minder erfährt viertens der Begriff der Form eine durchgängige Um= bilbung. Das Starre, Edige, Überladene, Konventionelle, Symbolifirende, mit einem Worte Unnatürliche der Form, hauptfäch= lich in der Malerei und Poesie, muß jest der flaffischen Einfachbeit und Natürlich= feit weichen, als beren geschmacksläutern= bes Muster die wieder entdeckte Antike da= fteht. Die Natur ist es, die ihre Rechte auch auf die Form wieder geltend macht. Die Antike ist felbst nur die idealifirte Natur, d. h. die von allen Semmungen freigedachte Natur. In der idealen Natur der Antike und in der realen Natur der sie umgebenden Wirklichkeit suchen und finden nun Künstler und Dichter ihre Borbilder. Sie wiffen nicht, die Rafael und Michel= angelo und all ihre Bannerträger, daß fie, indem fie die driftlichen Unschauungen ihrer mittelalterlichen Starrheit entfleiden und sie statt beffen mit allem Reig natür= licher Lieblichkeit und Schone schmuden, dadurch Mitreformatoren werden, welche die alten Idole zerstören, indem sie neue Ideale in das Bewußtfein ber Menschheit einführen.

Aus der Umbildung der Grundbegriffe Zeit und Raum, Stoff und Form geht also nichts anderes als ein ganz neuer Gesammtbegriff vom Sein und Werden hinsichtlich der Menschheit, der Natur und der Welt überhaupt hervor. Ganz neue Postenzen erscheinen jetzt dem denkenden Geiste als die wirkenden Kausalitäten; die früher verehrten Kausalitäten dagegen werden in ihrer Nichtigkeit erkannt. Über die neuen Ursachen führen zu neuen Wirstungen, die neuen Motive zu ganz

neuen 3 weden. Aber diefes neue Begriffssystem von Zeit. und Raum, Stoff und Form, Sein und Werden, Urfachen und Wirkungen, Motiven und Zwecken steht im vollsten Widerspruch zu dem des Mittelalters. Einneues Denken und Intereffe ift entstanden. Wenn aber der Geift fich ändert feinem Vorftellungsinhalt nach, ändert sich auch unfehlbar das Gemüt fei= nem Gefühlsinhalt nach; und aus beiden geht mit Notwendigkeit neues Begehren, neuer Wille und damit neue That her= vor. Und dieser Prozeß in der Tiefe des Gemüts offenbart fich nun am mächtigften in der Um= und Neubildung der religiö= fen Begriffe durch die Reformation.

Der neue Geift, im vollen Wider= spruch zum mittelalterlichen stehend, hat die feste Überzeugung, daß er die Wahr= beit, jener die Unwahrheit fei. Go fordert er seine Freilassung von jenem. Richt länger mehr will das innerlich freigewordene Gemüt sich von außen her durch Lehren und Formen verleten laffen, die es als falsch und hohl empfindet. Geift und Bemut fteben jest auf eigenen Füßen; fo wollen sie sich nicht mehr von ihnen frem= der und entfremdeter Autorität leiten laffen. Gerade je tiefer und heiliger Geist und Gemüt ihr religiöses Bedürfnis füh-Ien, um so mehr scheuen sie vor der Un= natur der für sie veralteten Religionsform gurud. Richt blos in der Person eines einzelnen Reformators, in der gesammten tiefer empfindenden Menschheit erhebt sich der Widerspruch zwischen der inneren Na= tur des Individuums und feiner Forderung und der Unnatur des vorhandenen Angebots von Seiten der mittelalterlichen Erlösungsanstalt. Und nichts anderes thut jett die Reformation, als daß sie vom

Widerspruch zum Ginklang, von der Unnatur gur Natur gurückfehrt. Mit ben na= türlichen Denkaeseken der menschlichen Bernunft foll übereinstimmen der Glaube, der geglaubt wird, der Glaubensinhalt, die Glaubenslehre. Daher das Streben, die= felbe zu reinigen und zu läutern von allem Unnatürlichen und Widervernünftigen, da= ber bei Luther, wenigstens in feiner erften Beit, die häufige Servorhebung der Rich= tigkeit der Glaubenslehre, nicht weil sie geboten, sondern weil sie natürlich und vernünftig fei. Go verhält er fich gegen= über den zehn Geboten, "welche auch nichts anderes find, benn das Gefet der Natur, das und natürlich ind Herz geschrieben ift". "Alfo halte ich nun die Gebote, die Mofes gegeben hat, nicht darum, daß sie Mofes geboten hat, sondern daß sie mir von Natur eingepflangt find." Daber die Rühnheit seiner Bibelfritik, die mit nicht minderer Entschiedenheit auftritt, als der fritische Mut eines Spinoza oder ande= rer, späterer Nachfolger auf diesem Ge= biete, und zwar sowohl betreffs des neuen wie des alten Testamentes. "In St. Bauli Episteln ift das Evangelium fla= rer und lichter, benn in den vier Evange= listen; denn die vier Evangelisten haben Chrifti Leben und Worte beschrieben, welche doch nicht verstanden sind, bis nach der Zufunft des beiligen Geiftes. . . . Aber St. Paulus schreibet nichts von dem Leben Christi, drückt aber flar aus, warum er fommen sei und wie man fein brauchen foll." -- "(Weil) . . . ift Johannis Evan= gelium bas einige garte rechte Hauptevan= gelium. Also auch St. Paulus und St. Betrus Episteln weit über die drei Evan= gelia Mathäi, Marci und Lucae vorgehen. Summa, St. Johannis Evangelium und feine erste Epistel, St. Paulus Epistel, sonderlich die zu den Römern, Galatern, Cphesern, und St. Beters erfte Cpiftel, das find die Bucher, die dir Chriftum zei= gen und alles lehren, was dir zu wissen not thut und felig ift, ob du schon kein an= der Buch . . . hörest." . . . "Darum ist St. Jakobs Cpiftel ein recht ftrobern Cpi= stel gegen sie, denn sie doch kein evange= lisch Art an ihr hat." Die Spistel Jakobi "wollen wir für die, fo fie noch halten wollen, auch laffen mitleuchten Da= mit nicht dafür gehalten werde, als woll= ten wir sie gar verwerfen; wiewohl die Spiftel nicht von einem Apostel geschrieben, noch allenthalben der rechten apostolischen Art und Schlags, und der reinen Lehr nicht gang genügt ift." - "Die Spistel St. Judas ift eine unnötige Spiftel." - Und hinsichtlich des alten Testaments: "Der Prediger Salomo ift von den Gelehrten also zusammengefaßt. Auch das Buch der Sprüche Salomonis ift zusam= mengeftudt durch Undere. Item, das hohe Lied Salomonis siehet auch als ein ge= stücket Buch. Daher auch feine Ordnung in diesen Büchern gehalten ift." — "Es siehet sich an, als habe Jeremias solche Bücher nicht felbst gestellet." - "Das Buch Judith will sich schwerlich reimen mit den Hiftorien der heiligen Schrift. Der Leser sollte es für ein geistlich heilig Ge= dicht halten." — "Das Buch Tobiä ist ein recht schön, nüplich Gedicht: ein Spiel eines geiftreichen Poeten" u. f. w.*) Aber auch der Glaube, mit dem geglaubt wird, die Glaubensinbrunft foll natürlich von innen beraus im Menschen bervorwachsen;

^{*)} Beitere derartige Citate aus Luthers Schriften s. Protestantenbibel. Leipzig, 1872. S. XXIV ff.

fie kann nicht durch äußere Autorität befohlen und erzwungen oder durch äußere sakramentale Mittel hervorgezaubert wer= ben; nur in bes Individuums eigner Bruft, burch seine eigene innere Einkehr und Wiebergeburt ift ber Zugang jum Göttlichen möglich, jeder fann und muß sein eigener Priefter fein, und nicht bedarf es der Jakobsleiter der kirchlichen Hierarchie dazu. Auch das Recht der Freude an der Natur und zur Erkenntnis derfelben nimmt die Reformation wieder für die Menschheit in Unspruch und so kann Luther in seinen Tischreben fagen: "Wir find itt in ber Morgenröte des fünftigen Lebens, benn wir fahen an wiederumb zu erlangen das Erkenntnis der Kreaturen Itt feben wir die Kreaturen gar recht an, mehr denn im Papsttum etwann Dies übergehet Erasmus fein und achtets nicht, fiebet die Kreaturen an wie die Kuh ein neues Thor." Und damit spricht denn auch die Reformation dem Natürlichen wieder seine Geltung zu, indem fie unnatürliche Satzungen und Sitten (ben Colibat, bie Rafteiungen, das Mönchstum) verwirft und die natürlichen Begehrungen und Triebe des Menschen für berechtigt erklärt. Wohin wir bliden in diefer Zeit, überall ift es die Natur, die triumphirend wieder ihren Einzug hält.

Alle die bisherigen Begriffsforrekturen beziehen sich auf den innern Kreis der
menschlichen (äußeren wie inneren) und
ixdischen Berhältnissen; aber der gesammte Begriff vom Überirdischen, von
dem Weltall als Ganzen soll noch eine
gewaltige Umwälzung ersahren, und hier
ist es Kopernikus, der als Philosoph
des Kosmos durch sein ganz neues Weltsystem das alte Begriffssystem völlig

über den Saufen wirft. Gewöhnt wie wir find an die neue Lehre des Heliozentris= mus, können wir uns kaum eine Borftellung von der innersten Erregung machen, in welche das Zeitalter des Kopernifus durch die neue Theorie verfett wurde. Sie erschien nicht blos einfach widersinnig und unmöglich, sondern sogar frevelhaft und pietätlos, standen doch der alten Unschauung vieltausendjährige Gewohnheit, ber finnliche Augenschein und endlich vor allem religiöse und philosophische Autoritäten höchsten Ranges begründend zur Seite. Man fürchtete die Lehre von der Erdbe= wegung, als ob fie gleich einem Erdbeben fei, das den Ginfturz des ficheren Bobens und den Umfturg aller menschlichen Ber= hältniffe herbeiführen würde. Ja es maren nicht blos die unselbständigen Geifter, die in jedem Falle eine neue Wahrheit anbellen wie Hunde den Mond; es waren nicht blos die scholaftischen Beripatetiker, die wegen der Autorität des Aristoteles sich gegen Kopernikus wandten, ober die Rirche, die protestantische (3. B. in Melandthon) nicht ausgenommen, welche die Neuerung wegen ihres antidogmatischen Charafters verdammten — es waren so= gar bahnbrechende Geister der Neuzeit selbst, die sich abweisend, wie Baco von Berulam, oder zweideutig, wie Descar= tes verhielten, oder einen Bermittlungs= versuch machten, wie Thoho de Brahe in seiner Lehre, daß zwar alle Planeten sich um die Sonne, aber diese mit jenen sich um die Erde drehten. Und man braucht sich blos die Folgerungen für Berftandes= wie Gemütswelt, für Wiffenschaft wie Religion flar zu machen, um dies heftig ab= lehnende Verhalten völlig zu verstehen, denn in Wahrheit liegt in dem Ropernika=

nismus der Keim zu nichts weniger als all dem, was wir heute auf wissenschaftlichem wie religiösem Gebiete mit Emphase "die nwderne Weltanschauung" nennen, und eben gegen diese richtet sich feindlich der alte Geist mit instinktiver Gewalt.

Nach der bisher geltenden ptolemäi= schen Lehre war da oben, wo es blau wird, die diesseitige Welt ju Ende, begrengt durch das feste fristallene Gewölbe, an welchem die Firsterne festgeheftet waren; über dem Gewölbe war der Himmel; zwischen der Firsternsphäre und der in ihrem Mittelpunfte ruhenden Erde drehten sich um diese, entweder an besondere Kristall= sphären geheftet oder von Engeln getra= gen oder frei schwebend, die mehr oder we= niger immer noch nach antifer Auffassung als lebendige, göttliche Wefen gedachten Planeten (Sonne und Mond zu ihnen gab= lend), die gerade wegen ihres beseelten aöttlichen Charafters die irdischen Zustände fehr wohl beeinflussen konnten und eben deshalb durch ihre eigene Natur zu aftrologischer Beobachtung berausforderten. Diese Raumvorstellung gerftort und verbeffert Kopernifus mit graufamer Gründlichkeit und vernichtet zugleich mit dieser Dogmatik der Sinnlichkeit auch die gange Sinnlichkeit ber Dogmatif, welcher jenes Raumbild zu grunde liegt. Das Gewölbe mit Platons Ideenwelt und dem naiven mittelalterlich-firchlichen Walhalla bricht zusammen und löst sich, bier gang wörtlich: in blauen Dunft auf. Ins Unendliche dehnt sich der Raum und nir= gends zeigt sich dort der reservirte Blat des Seelenlandes, deffen innere Ordnung der Arcopagite boch so anschaulich beschrieben hatte. Und wenn dort oben fein räumlich beschränkter Himmel, so kann in ihm auch

fein räumlich beschränkter Gott fein, fo muffen die naiven und in Wahrheit heid= nischen anthropomorphistischen und anthropopathischen Borftellungen von der Gottheit überhaupt aufgegeben werden. Nicht an einen bestimmten Raum und an eine bestimmte räumliche Gestalt ist die Gottheit gebunden, fie ift überall, in allen Geftalten, sie durchdringt jeden noch so kleinen Teil des Universums, fie ist in Wahrheit allgegenwärtig und allmächtig. Willst du den Himmel erwerben, so baue ihn dir in deiner eigenen Bruft auf; willst du die Gottheit finden, such sie im All und das All in ihr. So wird in diesem vom Dualismus ab= und dem Bantheismus zulen= fenden Gedankenstrom zwar der enge mittelalterliche Begriff zerstört, aber zugleich auch der Begriff Gottes und mit ihm der ganze Kreis der eschatologischen Borstel= lungen unendlich vertieft und verfeinert, einem roben sinnlichen Materialismus entriffen und wirklich vergeistigt und idealisirt.

Wenn dann aber alles eo ipso von der Gottheit durchdrungen ist, so ift es auch der Mensch. Auch er hat schon von Natur Teil an Gott, und es bedarf nicht erst fünstlicher Vermittlung. So braucht er also den göttlichen Funken, der in ihm lebt, nur anzufachen, um ganz und voll von dem Göttlichen durchwärmt und durch= leuchtet zu werden. So bedarf er zur Läuterung und Erlösung nicht erft des Beistandes äußerer Gebräuche und hierarchi= scher Umter — dem im Menschen von Na= tur wirkenden Söttlichen braucht er sich nur willig zu überlaffen, um alle Gnadenwirfungen desfelben aus fich heraus an sich zu erfahren. So liegen auch diese religiösen Konseguenzen des Kopernifanis= mus gang auf dem Wege des Nominalis=

mus, aber auch ganz auf dem Wege des Protestantismus, dessen leider vielfach verzgessene Grundanschauung ja auch das allzgemeine Priestertum ist.

Richt blos hinsichtlich des menschlichen Wefens, sondern auch hinsichtlich der ge= fammten irbifden Natur entspringen bem Beliozentrismus neue und mächtige Folgerungen. Bisher ift die Erde der Mittelpunkt des Weltalls gewesen; um ihretwillen war die Welt geschaffen worben, denn auf ihr follte ber Weltzwed, die Erlösung, verwirklicht werden. Sie war der auserlesene Schauplatz der Thaten Gottes, ber Augapfel feiner Fürsorge: Jett wird die Erde erfannt als Planet unter Planeten, als ein Staubkorn im Weltall; und wenn auch die Qualität nicht im geraben Berhältnis jur Quantität ju stehen braucht, so ift doch nun der Zweifel wenigstens unausbleiblich, warum gerade fie den Borzug-haben folle, warum nichtauch alle übrigen Himmelskörper und ihre etwaigen Bewohner Gegenstand der Gnade und Borfehung eines Gottes feien, der doch überall und sicherlich mit Gerechtigkeit und Allliebe waltet. Und wenn der Zweifel einmal und mit Recht die Erde als den allein außerwählten Weltförper trifft, fo trifft er mit demselben Rechte auch den Gebanken eines allein erwählten Volkes Gottes: unmöglich allein auf einen kleinen Teil der Menschheit fann sich die Allliebe erstrecken; nicht der Jude oder der Chrift allein, die Menschheit muß im Schoße Gottes, ihres Baters, ruhen. Wo bleibt die Lehre der Kirche, daß nur die ihr Un= gehörigen gur Geligkeit außerlefen feien? Indem der geogentrische Irrtum gusammen= bricht, verliert auch ber anthropozentrische und erst recht jeder phylozentrische und

pisteozentrische Wahn seinen Grund und Boben. Somuß denn auch mit Notwendigkeit jene teleologische Überhebung von der Tafel gewischt werden, als ob nur um des Mensichen willen alles geschaffen und allein unster diesem Gesichtspunkte zu betrachten sei.

Aber nicht blos auf die religiösen Grundbegriffe wirft die Ropernifanische Lehre umbildend ein, für den gefamm= ten Stand ber menichlich en Erkennt= niß überhaupt leitet fie eine gewaltige Umwälzung ein. Die Beweise für bas ptolemäische Weltsustem ruben in letter Inftang auf bem Glauben an die Untrüg= lichkeit des rein sinnlichen Augenscheins. Sett wird plötlich durch das großartigste aller Beispiele gezeigt, daß die Sinne lügen, daß der Sinnenschein nicht bas Rriterium der Wahrheit, die Sinnenwelt nicht die wahre Welt ist. Welche einleuchten= dere Widerlegung jeder Art naiven Materialismus ober roben Realismus, welche tiefere Fundirung jedes wahren philosophischen wie religiösen Idealismus fönnte gefunden werden! Denn auf allen Gebieten vernichtet ber Kopernifanismus nur die roben Borftellungen; wirklichen Ideen= und Idealwelten des Weistes kommt er zu statten. Der Mensch hat hinsichtlich bes Weltgebäudes darum nicht das Rich= tige erkannt, weil er seinen eigenen plane= tarischen Standpunkt und den dadurch bedingten Sehwinkel nicht in Rechnung ge= zogen hatte. Er hatte die fälschlich rein subjeftiv von ihm fonftruirte Welt ohne weiteres für die objektive gehalten, weil er sich der Notwendigkeit seiner rein sub= jektiven und darum ftets beschränkten Betrachtungsweise nicht bewußt geworden war. Er hatte die Welt untersucht, ohne fich felbst untersucht zu haben, das Objek-

tive zu erkennen gestrebt, ohne die Natur bes erkennenden Subjektiven zu beachten. Muß jett nicht die Frage auftreten: Da wir uns hinsichtlich der Erkenntnismöglich= feit so gründlich geirrt haben, unter welden Bedingungen ift benn ba Erkenntnis überhaupt möglich? und wie weit reicht fie? und was liegt etwa ganz jenseit ihres Gebietes? Muß nicht auf die Revision des Rosmos jett auch eine Nevision des Nus folgen? Der Ansatz zur Rechnung bes Kritizismus ift gegeben, und es find bie Baco, Descartes, Lode, Leibnig, Berfelen, Sume, Rant u. f. f., welche fie Posten für Posten erledigen. Go reicht, da Naturerkenntnis und Geisseskenntnis Korrelate find und sich stets proportional verhalten, die Ropernifanische Welttheo= rie hinein bis in die Kantische Erkennt= nistheorie, warum Kant seine fritische Entdedung so gern der Ropernikanischen verglich.

Aber auch für den Entwicklungsgang der gesammten modernen Naturwissenschaft hat die neue Lehre in Wahrheit die Fun= bamente gelegt und die Namen und Gebankenthaten Replers, Galileis, Bar= vens, Newtons, Kants, Laplaces, Lamards und Darwins bilben eine ge= nauin sich zusammenhängende Rette von Folgerungen aus der Ropernikanischen Grund= wurzel. Ropernifus hat zwar die all= gemeine Natur ber Bewegung im Blanetensystem richtig erkannt, aber noch nicht die besondere Natur dieser Bewegung um die Sonne bei jedem einzelnen der beweg= ten Körper. Diese Aufgabe löste erst Rep= ler. In seinen drei Gesetzen stellt er fest erstens die Gestalt der Planetenbahnen, zweitens das hinfichtlich der Verhältniffe in Zeit und Raum gefetmäßige Gleich=

artige in den Bewegungen der ihm be= fannten Planeten, drittens das bei jedem einzelnen diefer Planeten feinen besonde= ren Verhältniffen in Raum und Zeit nach gesegmäßig individuell Berschieden= artige feiner Bewegung. Ropernifus mußte vor allem die Revolution ber Weltkörper einführen, Kepler bagegen in aller Revolution die Harmonie zeigen und beschreiben. Daber bas Werk jenes ben Titel führte: "De corporum coelestium revolutionibus," ein Hauptwerk dieses sich nannte "De harmonia mundi". Aber die wahre Ursache dieser Sarmonie ist noch nicht bekannt. Die Sarmonie ist von Repler zwar beschrieben, aber nicht erklärt. Indem Galilei einerseits neue Beweise für die heliogentrische Theorie bei= bringt, andrerfeits die Gefete der Fallbewegung entdedt, fest er Rewton in ben Stand, ju zeigen; daß allen noch fo verschiedenen Bewegungserscheinungen im Blanetensystem eine und dieselbe, mit der Urfache der irdischen Fallerscheinungen identische Urfache zu Grunde liegt. Und so wird hinsichtlich all dieser großen Bewegungsvorgänge im Weltsustem die volle Einheit und Ginheitlichkeit nachgewiesen, d. h. der Monismus des Mechani= ich en begründet.

Kopernikus' und seiner Nachfolger Forschungen gehen auf den Makrokos= mos. Aber die Grundbegriffe über diesen werden nicht geändert, ohne daß nicht auch der Begriff des Mikrokosmos, der Begriff des Organismus, eine entsprechende Umbildung erführe. Wie durch die Entsbekung des Umlaufs der Planeten um die Sonne die wahre Natur des Weltgebäudes erschlossen wird, so thut nun auch die wahre Erkenntnis der körperlichen

Natur der tierischen Organismen ihren ersten wichtigen Schritt, indem William Harveh den Umlauf des Blutes und das Herz als den Zentralkörper dieses kreisenden Planetenstromes erkennt und damit das Jundament der gesammten neueren biologischen Wissenschaft legt.

Die bewegende Urfache im Planeten= inftem ift überall diefelbe, die Bewegungen erfolgen überall nach denfelben Gefeken. Sollte da aber nicht auch hinfichtlich der Ratur beffen, was bewegt wird, alfo der Weltförper selber, sich eine Einheitlich= feit nachweisen laffen? Sier ift es zuerst Rant, fpater Laplace, die diese Ginheit= lichfeit, diese Stammesverwandtschaft, die gemeinsame Abstammung all der bewegten himmelsförper aus ber gemeinsamen Stammmutter, ber Sonne, nachweisen und damit unfer Planetenspftem nicht mehr blos als ein Seiendes begreifen, fonbern auch das Gewordenfein dieses Seienden nach natürlich-mechanischen Gefeten erflären; fo begründen fie den Do= nismus der unorganischen Natur, den dann die moderne Chemie und Physik von Bohles Erneuerung des Atomismus an bis zur Spektralanalyfe bin immer mehr im einzelnen nachweisen.

Hattendurch Kopernikus die Naumsbegriffe eine ungeheure Korrektur erfahren, so sind es nun auch durch Kant und Laplace, aber in der Nachfolge des Kopernikus, die Zeitbegriffe, die völlig revidirt und umgeändert werden: nicht nach wenigen Jahrhunderten lassen sich die ungeheueren Vorgänge im Weltall abmessen, endlose Zeiträume (und die Geologie stimmt sekundirend ein) erfordert jest die wahre Weltgeschichte.

Aber noch ein letter Schritt ift zu thun,

eine lette Folgerung zu ziehen. Wenn alle großen Weltförper unferes Blanetenibstems einer Natur, eines Stammes, eis nes Ursprungs sind; wenn aber doch alles. was auf unserer Erde atmet und lebt. auf und aus ihr fein Dafein empfängt und erhält, follten da nicht auch alle organi= ichen Wefen einer Natur, eines Stammes und eines Ursprungs und zwar natürlicher Art fein? Auch in dieser Frage ift es Rant, der zuerft mit vollstem Bewußtfein . im Berfolg feiner Forschungen über die "Theorie und Naturgeschichte bes Sim= mels" die Ronsequenzen hinfichtlich ber Organismen und ihres gemeinsamen Ur= sprungs natürlicher Art zieht und somit dem Monismus des Mechanischen und Unorganischen den Gedanken des Monis= mus des Organischen bingufügt.*) Er ist mit vollstem Recht als der Ropernifus ber Deszendenztheorie zu bezeichnen, wäh= rend Darwin den Repler derfelben bil= bet, ber Newton dafür aber noch aussteht.

So befinden fich demnach alle biefe neueren Lehren mit dem Ropernifanischen Heliozentrismus nicht blos im Zusammen= hang, fondern find fogar ohne ihn fo we= nig möglich, daß fie völlig mit ihm fteben und fallen. In keiner Beise enthält bas Wort Goethes eine Übertreibung: "Un= ter allen Entdeckungen und Überzeugungen möchte nichts eine größere Wirfung auf ben menschlichen Geist hervorgebracht ha= ben, als die Lehre des Ropernikus. Raum war die Welt als rund anerkannt und in sich selbst abgeschlossen, so sollte sie auf das ungeheure Vorrecht Verzicht thun, der Mittelpunkt des Weltall zu fein. Bielleicht ist noch nie eine größere Forderung an die

^{*)} S. meine Schrift "Kant und Darwin". Jena, 1875.

Menschheit geschehen: Denn was ging nicht alles durch diese Anerkennung in Dunft und Rauch auf: ein zweites Ba= radies, eine Welt der Unschuld, Dichtfunft und Frommigkeit, das Zeugnis der Sinne, die Überzeugung eines poetisch=religiösen Glaubens; fein Bunder, daß man dies alles nicht wollte fahren laffen, daß man fich auf alle Weise einer solchen Lehre eint= gegensette, die benjenigen, der sie annahm, . zu einer bisher ungeahnten Denkfreiheit und Großheit der Gefinnungen berechtigte und aufforderte," und, setzen wir hinzu, eben deshalb auch wieder eine Erhöhung und Erweiterung alles wahrhaft Idealen berbeiführte, wie es vor Kovernikus nicht bestanden hatte.

Es ist das Geschäft der Philosophie, die Grundbegriffe des menschlichen Beistes immer wieder neu zu bearbeiten und ein= heitlich zu verbinden. So oft infolge gro-Ber Weltereignisse oder bahnbrechender Entdedungen diese Grundbegriffe fich andern, beginnt ihre Arbeit von neuem, und fie felbst ändert sich mit jenen. Alle mensch= lichen Grundvorftellungen wandeln sich in dem geschilderten Zeitalter; so muß auch die Philosophie eine andere werden, indem sie sich mehr und mehr von Theologie und Scholastif zu befreien und ihre eigenen Wege zu gehen versucht. Wenn aber je= mand lange Sahre hindurch im engen Rerfer in Fesseln gelegen hat und er wird befreit, so dauert es geraume Beit, bis er den Gebrauch feiner in allen Gelenken wie eingerofteten Glieder und die verlore= nen Kräfte wiedergewinnt. Das philoso= phische Denken ift viele Jahre in Rerker und Banden gewesen. Rein Wunder, daß es zuerst matt und schwach, gelähmt und fränklich umberschleicht und erst fehr all= mählich Rüftigkeit und Kraft wiederge= winnt. Es vermag nicht, Die Wirkungen der Einflüsse, denen es Jahrhunderte lang unterlag, ohne weiteres abzuschütteln, und so erscheint es anfangs auch vielfach noch ganz theologisch gefärbt und dogmatisch gefinnt. Auch hinsichtlich seiner Gegenstände hängt es vorläufig noch ganz im Banne des Alten; nicht gleich find es ganz neue Biele, nach denen es ftrebt; junächst bearbeitet es mit Vorliebe religiöse Stoffe. nur daß diese Religionsphilosophen, die sogenannten Theosophen, über die religiö= sen Begriffe nicht mehr im kirchlich-autoritativen, sondern in ihrem eigenen frei= subjektiven, allerdings stets noch dogma= tifchen Sinne benfen wollen. Go werben fie Nachfolger jenes mittelalterlichen Din= stikers Meisters Edhard und feiner Bunger, die älteren Theosophen wie Rung= broek, Geert de Groot, Thomas a Rempis u.f. w., und Anbahner der Refor= mation und machen sich in dem von Geert de Groot geftifteten Schulorden der "Brüder vom gemeinfamen Leben" hochverdient um Bildung und Belehrung bes Bolfes, das sie im besten Sinne religiös, wenn auch nicht gerade firchlich zu erziehen trach= ten. Und wie fchon im Muftizismus Mei= ster Echards sich der pantheistische Bug geltend machte, fo tritt auch in diefer Theo= sophie, 3. B. in der von Luther hochgehal= tenen "deutschen Theologie" unbekannten Berfaffers, derfelbe deutlich hervor, und es ist eben diese freisinnigere, zum Bantheis= mus binneigende und fehr individuell gefärbte Religionsphilosophie, die sich fortsett in Kaspar Schwenkfeld, Valentin Weigel u. f.f. bis bin zu jenem König und Meister aller Theosophen und Mystifer, bem Görliger Schufter Satob Bohme.

Auch darin zeigt sich noch die ganze Unselbständigkeit des philosophischen Den= fens, daß es, noch unfähig Eigenes berbor= gubringen, im Gefühl feiner Schülerhaftigfeit sich lernend an die Philosophen des Altertums zurüchwendet, wobei es bedeut= fam wird, daß man nunmehr von dem Rirdenphilosophen Aristoteles nichts mehr wiffen will, aber um fo mehr Befriedigung bei dem poetisch=mustischen Blaton findet. Die bauptfächlichste Unregung gu diesem Platonfultus gab dem Abendlande der Grieche Georgios Gemiftos Plethon, der als faiferlich=byzantinischer Rat dem Kon= gile von Florenz i. J. 1439 beiwohnte. Das Ronzil follte die Aufgabe lösen, die griechische und römische Kirche wieder zu vereinigen. In den Aften wurde die Union benn auch vollzogen, in Wirklichkeit blieb aber alles beim alten. Bei diefer Gele= genheit war es Plethon, der den Fürsten von Florenz, Cosimo von Medici, durch feine feurigen philosophischen Borträge für den Blatonismus fo zu begeistern wußte, daß Cosimo eine platonische Afademie in Florenz zu ftiften beschloß. Marfilius Fi= cinus, ber Sohn feines Leibarztes, eigens ju dem Zweck des Platonftudiums gebilbet, wurde die Sauptfäule der Akademie. Seine Unhänger nannten fich "Brüder in Blato"; der 7. November, angeblich der Geburtstag Platons, wurde von ihnen als Festtag gefeiert, und es wird erzählt, daß Marfilius in feinem Zimmer unter dem Bilde Platons eine ewige Lampe habe brennen laffen. Durch Reuchlin, einen in die Musterien dieses platonischen Rreifes Eingeweihten, der übrigens auch noch in Paris von einem Schüler Plethons in ber griechischen Sprache unterrichtet wurde, empfing auch ber beutsche Humanismus

von hier aus seine Anregungen, und da Reuchlin der Lehrer Melanchthons war, so kann man in der That die Kausalkette von hier aus dis in den Kreis der Reformatoren selbst hineinverfolgen.

Diese Beschäftigung mit Blaton wirkt nun aber auch auf das Studium des Ari= stoteles belebend und befruchtend gurud. Man hat diesen Philosophen bisher stets betrachtet und interpretirt durch die Brille entweder des Neuplatonismus oder des Averroismus oder der Kirchenlehre; in fei= ner wahren Gestalt war er unerkannt geblieben. Wie man in Florenz das Stubium Platons pflegte, fo gab man fich nun in Badua der Erforschung des Aristoteles bin, und eine wirkliche Errungenschaft war in dem dort geführten Nachweis enthalten, daß Aristoteles weder mit der Kirchen= lehre (wie schon Roger Baco und Duns Scotus gezeigt), noch mit den grabischen Philosophen, noch mit Platon übereinstim= me, sondern daß auch er ein felbständiges und ein ganz anderes fei, als man bisber angenommen hatte. In diesem Ergebnis lag insofern ein wirklicher Fortschritt. als das philosophische Denken Kraft und Mut gewonnen hatte, die hergebrachte Interpretationsweise abzuschütteln, den Philolosophen in seinem philosophischen Sinne gelten zu laffen und alfo Rirche und Scho= lastik nicht mehr als maßgebend in philo= sophischen Dingen anzuseben.

Auch die weniger hervorragenden Phislosophieen des Altertums werden jest wiesder durchforscht und lassen eine Fülle bestrucktender Ideen in den lernbegierigen Geist einsließen; so der Stoicismus und der Epikureismus. Für die Fortentwickslung der modernen Naturwissenschaft ist besonders die Wiedererweckung des letztes

ren von großer Bedeutung geworden. Der Schwerpunkt dabei liegt nicht etwa in der epikureischen Ethik, sondern in der damit verbundenen atomistischen Physik. Die von den Epikureern adoptirte Atomistik Demokrits wird durch die Wiesderbelebung des Epikureismus der neueren Zeit wiedergeschenkt. Beter Gassend übermittelt diese reiche Gabe, und Robert Bohle, der Bater der modernen Chemie, hat nicht versäumt, seine eigene Neubegründung der chemischen Theorie vermittelst der Atomistik auf seine antiken Zehrmeister und ihren Herold Gassendigus zuschäusführen.

Erft nachdem an ben Brüften alter Weisheit der philosophische Geist sich wieder vollgesogen und durch die inzwischen eingetretenen großen Entdedungen und Erfindungen in seinem tiefsten Innern aufgeregt ist, wagt er, wenn auch zuerst nur in ichüchterner Beife, ben Berfuch, in neuen, selbständigen Begriffssyftemen das nun= mehr gänzlich veränderte Weltbild zu zeich= nen. Die italienischen Naturphilo= sophen sind es, welche vorzugsweise den Griffel dazu in die Sand nehmen. Und doch schwebt auch ihnen unbewußt immer noch ein antifes Borbild vor und beeinflußt insgeheim ihre Entwürfe: das des Reuplatonismus. Die neuplatonischen Systeme waren emanatistischer Art; alles ift hervorgeflossen aus dem göttlichen Urgrunde; in letter Instang stammt auch die Materie aus der Gottheit. Go erschien der Dualismus hier überwunden, und wie dann die gange Richtung der Zeit vom Dualismus ablenkte, so meinten auch die italienischen Naturphilosophen in diesem emanatistischen Pantheismus die wahre Weltbetrachtung zu finden. Ist nun auch

bas Streben nach wahrer Naturerkenntnis bei ihnen vorhanden, so ist doch bei ihnen die Fantasie viel zu überschwänalich. als daß ihre Naturbilder der Wirklichkeit ent= sprechend aussielen. Trot alledem aber sind es groke Ambulfe, die von diesem ichwär= merisch für die Natur begeisterten Bhilosophen, wie Cardanus, dem Mathema= tifer, Patritius, dem Bekenner einer Ba= naugia, Banarchia, Banopsychia und Banfosmia (eines Allichtes, Allprinzips, einer Allseele und Allwelt), und dem zu dieser Rategorie zählenben, für die Entwicklung der medizinischen Wiffenschaft bedeutsamen Schweizer Baracelfus ausgeben. Rüch= terner, wenn man will, realistischer steht in dieser Gruppe da Bernardinus Tele= fius, der Stifter ber gum Zwed ber Da= turerkenntnis und Verdrängung der gristotelischen Bhusik gegründeten Telesia= nischen oder Cosentinischen Afade= mie, der in dem Titel seines hauptwerkes flar das Geheimnis ausspricht, das in al-Ien Geiftern der Zeit zum Lichte ringt, das allen auf der Zunge liegt und das so furz und bündig, gewissermaßen in ber Form einer Barole, doch erst Telefius aus= spricht. Das Buch will handeln: de rerum natura juxta propria principia, "über die Natur nach ihren eigenen Ge= setzen." Damit ist auch von Seiten ber Philosophie die Selbständigkeit, Selbstbe= rechtigung und Sigenwertigkeit der Natur verfündet und der Zukunft die Aufgabe ihrer Erforschung rein aus ihren Gesetzen heraus gestellt. Die Lehre des Telefius, den auch Baco von Berulam als feinen Lehrmeifter preift, findet einen begeifterten Upostel in Thomas Campanella, der von der gesteigerten Erkenntnis und Erforschung der Natur die allerüberschwäng=

lichsten Erwartungen hegt, in benen die Nachweben der mittelalterlichen Ginfluffe fich immerhin noch recht deutlich bemertbar machen. Immer hängt feinen Soffnungen noch etivas von Berivechslung ech= ter Naturforschung mit Zauberei und Nefromantif an, wenn er aus der Raturer= tenntnis für die Medigin die Mittel gur Berlängerung des Lebens auf zweihundert Jahre prophezeit, wenn er das Aufhören al= ler Kriege und Seuchen erwartet, und nicht blos wunderbare Sehröhre zur Auffindung neuer Sterne, fondern auch Sorröhre gum Erlauschen der Harmonie der Sphären gebaut sehen will, ja svgar die contradictio in adjecto ber Begründung einer "exat= ten Aftrologie" sich nicht auszusprechen fcheut. Dabei will er gleichwohl ber Rir= de beweisen, daß die telesianische Lehre viel besser als die aristotelische mit dem Dogma übereinstimmen. Aber die Rirche trifft ihre Magregeln. Campanella ver= fdwinden-feine Sandidriften; erft viele Sabre fpater werden fie in den Aften ber römischen Inquisition wiedergefunden. Der Philosoph felbst aber wird achtundzwan= gig Sahre in breiundfunfzig verschiedenen Rerfern gefangen gehalten und fiebenmal gefoltert.

Und so beginnt denn die Zeit, wo der neue Geist seine Befreiung mit blutigen Opfern erkausen muß. Das Hauptopfer heißt Giordano Bruno. Bon grimmigem Haß erfüllt gegen die römische Kirsche, begeistert fußend auf der Wahrheit des Kopernikanischen Weltsystems erscheimen ihm Gott und Welt nicht als geschiedenes; das unendliche All, das Alleine ist ihm seine Gottheit; im Pantheismus sieht

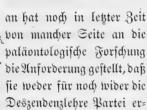
er die einzige Wahrheit. Schon greift er auf die Atomistif Demofrits gurud, indem er fie in einem modernen Sinne um= und weiterbildet. Da das tote Atom Demos frits das Leben, Empfinden und Denfen nicht erflärt, fo mußes felbit ichon als lebendes, empfindendes und denkendes, als ein befeeltes gefaßt, das Atom muß zur Mona de erhöht werden. Bruno vollzieht zuerst biefen Schritt, und Leibnig wird darin fein Nachfolger. Rein Bunder, wenn bald eine Kette von Verfolgungen bas Leben bes fühnen Neuerers umschlingt. Um 17. Febr. 1600 wird er zu Rom dem Flammentod überliefert. Prophetisch trifft seine Richter fein lettes Wort: "Euch felbst macht Guer Urteil mehr zittern als mich!" Wie die Zeiten sich andern! Zwei Jahrhunderte fpater fette ihm Italien zu Neapel ein Denkmal, und am 7. Januar 1865 verbraimten vor diefer Statue Giordano Brunos die Studenten von Neapel die am 8. Dezember 1864 erichienene papit= liche Encyflika.

Noch ein Opfer, wem auch ein geringeres, sollte fallen: Lucilio Banini. Aber schon ist Bacos "Neues Organon" erschienen, das die Idole vollends zerstören hilft. Im feurigen Schein der Scheiterhausen ringt sich die Freiheit von ihren Ketten los; Brunos Wort wird wahr: Die Verfolger zittern mehr als die Verfolgten; und immer deutlicher wird es, daß die Brutalität wohl wüthen kann gegen das Fleisch, aber nichts vermag gegen den Geist, der einmal kommen soll. Denn auch der Wissenschaft ist das Wort verkündet: "Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht können töten."

Die Trilobitengattungen Phacops und Dalmanites und ihr vermutlicher genetischer Zusammenhang.

Bon

Prof. Dr. A. Soernes.



greife und sich auf die Erforschung und Darftellung ber Sachlage beschränke. Ich halte dieses Verlangen nur teilweise für berechtigt. Es sind gegenwärtig schon fo viele mit den Anforderungen der Deszen= denglehre übereinstimmende Thatsachen befannt, daß es erlaubt scheint, diese Theorie auch dort zum Ausgangspunkt zu nehmen, wo die Thatsachen auf den ersten Blick mit ihr im Widerspruch zu stehen scheinen. Es unterliegt feinem Zweifel, daß fich unfere heutigen Kenntnisse von den Organismen der ältesten Epochen ziemlich schwierig mit der Entwicklungstheorie in Übereinstim= mung bringen laffen, doch dürfen wir an der Möglichkeit einer folden keineswegs verzweifeln. Wer die große Zahl der außer= ordentlich fremdartigen Formen überblickt, welche in den ältesten versteinerungführen=

den Schichten auftreten, der wird bei dem Umstande, daß die chorologische Gliederung dieser Etagen und ihr Einfluß auf die Drsganismen nicht so leicht festzustellen ist wie bei den jüngeren Formationen, viel mehr mit der Deszendenzlehre in Widersspruch stehende als dieselbe bestätigende Thatsachen erkennen und demzusolge die letzteren mehr oder minder vernachlässigen, ja, sich vielleicht berechtigt glauben, auf grund seiner Betrachtungen die Deszendenzelehre als nicht stichhaltig zu bezeichnen.

Ich benke, daß mit größtem Vorteile Betrachtungen über die genetischen Vershältnisse einzelner Gruppen angestellt wers den könnten und daß in günstigen Fällen sich dabei solche Übereinstimmungen mit den Anforderungen der Theorie zeigen werden, daß man auch für jene Gruppen, in welchen eine Übereinstimmung für den ersten Anschen nicht ersichtlich ist, sich zu der Annahme gezwungen sehen wird, daß nicht sowohl Unrichtigkeit der Theorie als vielmehr Lücken in unserer Kenntnis und Irrämer unserer Ansichten Ursache an

dieser Richtübereinstimmung sind. Je kleinere Gruppen man hinsichtlich ihrer Deszendenzverhältnisse untersucht, zu desto bestimmteren Resultaten wird man gelangen.

Ich habe eine eingehende Betrachtung über das Verhältnis der Trilobitengattungen Phacops und Dalmanites und ihren vermutlichen genetischen Zusammenhang angestellt und will die Resultate derselben, die ich an anderer Stelle noch ausführlicher darlegen werde, hier kurz besprechen, um zu zeigen, in welcher Weise meiner Meinung nach allmählich jene Anhaltspunkte gewonnen werden können, um auch für die ältesten und fremdartigsten Organismen, wenn auch nur bruchstückweise, die Filiation festzustellen.

Che ich auf die Diskuffion der beiden Gattungen Phacops Emmr. und Dalmanites Emmr., ihrer Ahnlichkeit und ihrer Unterschiede eingehe, habe ich zu bemerken. daß ich beide Gattungen in jenem Umfange und in jener Begrenzung auffasse, welche ihnen 3. Barrande in feinem großen Berfe: "Système Silurien du centre de la Bohême." I. p. 498, 502, 528, 532 gegeben hat. Es ift ferner meine Bflicht. zu gestehen, daß sich die Unsichten, welche ich zu äußern haben werde, auf die Unterfuchungen Barrandes, beren Refultate fich mit außerorbentlicher Genauigkeit in dem genannten Fundamentalwerke nieder= gelegt finden, stupen; - daß ich in feiner Sinficht Beobachtungen gemacht habe. welche mit jenen Barrandes auch nur im geringften Widerspruche ftunden, und daß ich nur manche Thatfachen anders deute. Ich weiche hauptfächlich in der Auffassung des Baues der Glabella bei Phacops, und awar insbesondere in der Bab= lung und Bezeichnung ber Seitenfurchen

(sillons latéraux) von Barrande ab und glaube, daß in derfelben feineswegs ein Merkmal vorliegt, welches die beiden Gat= tungen Phacops und Dalmanites als voll= ständig verschieden, etwa in der Weise. daß Phacops im Kopfschild um ein verwachsenes Segment mehr als Dalmanites aufzuweisen hätte, fennzeichnen würde. Giebt man dies zu, bann erscheint bei bem Umftande, daß alle übrigen Merkmale, welche Phacops und Dalmanites unterscheiden, nicht konstant sind und bei einer großen Unzahl von Formen vollständig mangeln oder doch fehr schwach angedeutet find, das Berhältnis der beiden Gattungen in einem andern Lichte. Da ferner, wie ich zu erörtern haben werde, gerade die älteren Formen der beiden Gattungen aröftere Übnlichkeiten zeigen, während bie Berichiedenheiten erft in den jungeren Repräsentanten flar hervortreten, liegt bie Annahme, daß beide, aus einem gemein= famen Stamme hervorgehend, durch all= mähliche Differenzirung entstanden feien, fehr nahe. Die gablreichen Analogien, welche fich zwischen den unterfilurischen Dalmanites-Formen aus der Gruppe des Dalmanites socialis und den Formen der Gruppe des Phacops Glockeri aus der unteren Abteilung der Oberfiluretage fon= statiren laffen, rechtfertigen die Annahme einer solchen Sypothese. Ich habe nur jene Phacops- und Dalmanites-Formen in den Bereich diefer Betrachtungen gezogen, welche in ben Silurablagerungen Böhmens auftreten, und zwar deshalb, weil diefel= ben am besten sowohl hinsichtlich ihrer Organisation als ihres geologischen Alters bekannt sind. Auch stand mir hinsichtlich auswärtiger Formen hinreichende Litteratur nicht zur Verfügung, so daß ich auch

aus diesem Grunde darauf angewiesen war, mich auf die Diskussion der böhmisschen Bertreter der in Rede stehenden Gattungen zu beschränken, hinsichtlich welcher ich, wie schon bemerkt, die genauen Untersuchungen und ausgezeichneten Schilberungen Barrandes zugrunde legen konnte.

Die beiden Gattungen Phacops und Dalmanites find burch eine große Babl gemeinsamer Merkmale fo nahe verknüpft, daß fie von allen neueren Autoren in eine Gruppe oder Familie gerechnet werden. Go besteht in Barrandes Rlaffifikation ber Trilobiten*) die VII. Gruppe oder Familie aus ben Gattungen Phacops und Dalmanites. Neben den Merkmalen, welche im erften Bande feines großen Werfes, p. 336, als charafteristisch für diese Gruppe ange= führt werden, möchte ich an diefer Stelle nur bie Struftur ber Augen hervorheben, weil Barrande diefelbe einzig und allein bei dieser Gruppe als vorzügliches Untericheidungsmerkmal verwendet. Barrande unterscheidet befanntlich drei fehr verschie= bene Toven binsichtlich ber Augen ber Trilobiten. Die erste Type der Struftur des Auges kommt nur bei Phacops und Dalmanites vor**) und Barrande be= merkt diesbezüglich: Phacops und Dalmanites unterscheiden sich von allen anderen bekannten Trilobiten durch die Thatfache, bak die Schale, welche die Grundfläche ihrer Augen bildet, vollständig identisch mit dem übrigen Ropfschild ift. Die Gattungen Dalmanites und Phacops (in jenem Umfange, welchen ihnen Barrande gegeben hat) haben überhaupt so viel ge= meinsames, daß nicht alle Autoren ihre Trennung in gleicher Beise vornehmen.

Es mag, fo wenia es fich fonst verlobnt. auf die Brrtumer ber Cordafden Spitematik zurückzukommen, gestattet sein, baran ju erinnern, daß Corba für die in Rede stehende Gruppe, die heute in die Gattungen Phacops und Dalmanites zer= legt wird, vier Genera in Borichlag brachte: Phacops, Odontochile, Asteropyge und Metacanthus. Auf grund ber Ornamentif bes Schwanzschildes stellt er die beiden ersteren in seine Division der Telejuriden, während er die zwei let= teren in die Division der Odonturiden verweist, ein Borgang, der burch die Bersplitterung einer so natürlichen Gruppe am deutlichsten das Absurde der Corda= schen Sustematik nachweist. Die Gattun= gen Odontochile, Asteropyge und Metacanthus umfassen Formen, welche heute au Dalmanites gestellt werden müssen. Eigentümlich aber verhält es fich mit bem Umfang der Gattung Phacops bei Corda. Er gerlegt dieselbe in zwei Seftionen, de= ren erste die Spezies der Gruppe Phacops proaevus Emmr. (jest Dalmanites socialis) umfaßt, während die zweite alle jene Formen einschließt, welche Phacops latifrons ähneln. Diesen letteren grrtum Cordas halte ich für verzeihlich; und wenn ich auch mit Barrande darin über= einstimme, daß der Schnitt zwischen Phacops und Dalmanites in der Weise durch= guführen fei, daß er die beiden Gektionen, welche Corda in seiner Gattung Phacops unterschied, von einander trennt, so bin ich boch ber Unficht, daß gerade zwischen der Gruppe des Dalmanites socialis und den eigentlichen Phacops eine solche Uhn= lichkeit vorhanden ift, daß man das Bor= geben Cordas, wenn auch nicht zu billi= gen, so doch zu entschuldigen vermag.

^{*)} Supplement des ersten Bandes, p. XXX.

^{**)} Ebdf. I, p. 135.

Die Abgrenzung der Gattungen Phacops und Dalmanites, sowie Barrande fie später festgestellt hat, ist keineswegs eine fo scharfe, daß fie mit leichter Mühe zu machen wäre, und wenn ich auch, wie ichon oben bemerkt, Barrande in ber Auffassung der beiden Gattungen beipflichte, fann ich boch nicht zugeben, daß beide scharf von einander getrennt seien. Untersuchen wir junächst jene Gründe, welche Barrande für die Trennung bei= ber Gattungen anführt. Mis Hauptunter= schied bezeichnet er die Merkmale, welche fich auf die Furchen und Loben der Gla= bella beziehen, und erörtert die bezüglichen Berhältnisse sehr ausführlich *), indem er zunächst die Notwendigkeit hervorhebt, zwei Spezies mit einander zu vergleichen, welche die Charaftere wohl entwickelt zei= gen. Als folche werden einerseits Phacops intermedius und Phacops Sternbergi, andererseits Dalmanites caudatus und spinifer bezeichnet. Barrande bringt sonach Arten aus den Stagen F und G, also aus der oberen Abteilung des Ober= filur zur Bergleichung, und es fei bereits hier bemerkt, daß das Refultat derfelben sich wesentlich ändern würde, wenn statt Phacops intermedius (F) over Phacops Sternbergi (G) etwa Phac. bulliceps (E) ober Phac. Glockeri (ebenfalls aus der Ctage E); — ftatt Dalmanites caudatus ober Dalm. spinifer aber Dalm. proaevus (D) ober Dalm. Phillipsi ober Dalm. atavus, furz irgend eine Form der unterfilurischen Gruppe des Dalm. socialis in Vergleich gezogen würde.

Barrande stellt den Unterschied zwischen Phacops und Dalmanites folgen-

bermaßen dar: Die Glabella des Phacops intermedius besitt jederseits drei Seitenfurchen (sillons latéraux). Die Vorder= furche (sillon antérieur) ift fehr schief zur Are und fast parallel der Rückenfurche (sillon dorsal), welche fie unter einem fehr fpiten Winkel gegenüber dem Vorderende des Auges erreicht. Gegen das Ende dieser ersten Furche bemerken wir die mittlere (sillon moyen) und etwas weiter rückwärts die hintere Furche (sillon postérieur), unter= einander parallel und fast senkrecht zur Axe. Die lette Furche ist der Basis der Glabella sehr genähert. Auf der Glabella des Dalmanites caudatus finden wir ebenfalls drei Seitenfurchen, welche in ihrer Richtung den besprochenen sehr ähnlich find, nur daß fie, statt leicht angedeutet und linienartig wie bei Ph. intermedius, tief und ziemlich breit sind. Dieser Unterschied wurde die Ahnlichkeit beider Gruppen nicht stören; wenn wir aber von der hinteren Seitenfurche (sillon postérieur) des Dalmanites caudatus nach rückwärts sehen, so bemerken wir als nächste Furche bereits die Occipitalfurche (sillon occipital). Anders verhält sich die Sache bei Phac. intermedius, wo die hintere Seiten= furche nicht unmittelbar der Occipitalfurche benachbart ift. Mit anderen Worten: Der Ropf von Dalmanites caudatus zeigt uns nur drei Seitenfurchen (abgefehen von der Occipitalfurche), während der Ropf von Phacops intermedius außer dieser vier Furchen aufweist. Barrande nennt diefe vierte Kurche und den Ring; der ihr folgt: sillon et anneau intercalaire. Seiner Darftellung habe ich nun entgegenzuhal= ten, daß fie nur dann vollständig paßt, wenn die allerdings auffallend verschiede= nen Typen der Etagen F und G einander

^{*)} Bergl. Délimitation du genre Phacops. a. a. D. I, p. 302 ff.

gegenübergestellt werben. Bringt man aber, wie schon oben erwähnt, unterssillurische Dalmanites-Formen (Gruppe des Dalm. socialis) und Phacops-Arten aus der Gruppe des Phacops Glockeri zur Vergleichung, so verschwinden die scharfen Kontraste und man erkennt, daß auch bei den jungen Phacops-Formen gerade so wie bei Dalmanites nur drei Paar Seiten-

furchen auf der Glabella vorhanden sind, indem jene Furchen, welche Barrande als Sillon antérieur und Sillon moyen bezeichnet, zusammen als Sillon antérieur aufgefaßt werden müssen. Barrandes Sillon postérieur ist dann Sillon moyen, sein Sillon intercalaire der wahre Sillon postérieur — gerade so wie bei Dalmanites.



Um die Richtigkeit meiner Auffassung ju zeigen, habe ich zweierlei nachzuweisen: 1) daß die beiden unter einem stumpfen Winkel zusammenstoßenden, von Bar= rande als Sillon antérieur und S. moyen gedeuteten Kurchen der Phacops-Glabella nur dem breiten Sillon antérieur der Dalmanites-Glabella entsprechen. Dies geht aus der eingehenden Betrachtung der Ropf= schilder der Gruppe des Phacops Glockeri und deren Vergleichung mit jenen der unterfilurischen Dalmanites-Formen aus der Gruppe des Dalmanites socialis fehr deutlich hervor; 2) daß die bei den junge= ren Phacops-Formen auffallend ausge= prägte, von mir als Sillon postérieur, von Barrande als Sillon intercalaire aufgefaßte Furche, sowie der von mir als Lobes postérieurs, von Barrande als Anneau intercalaire bezeichnete Teil ber Glabella genau den Sillons und Lobes postérieurs bei Dalmanites entspricht. Ich erwähne, daß ich zum Nachweis diefer

letzteren Behauptung mich hauptsächlich auf die Einrichtung mancher untersilurisschen Dalmanites-Formen stütze, bei welschen sillons und lobes postérieurs in der Regel stärker ausgeprägt sind, als die übrigen Seitensurchen und Loben der Glabella. Besonders möchte ich in dieser Hinstellen und Dalm. Phillipsi**) ausmerksam machen, wo diese Furchen und Lobensaft ebenso start hervortreten, wie dies dei Phacops Glockeri***) und Phacops trapeziceps†) der Fall ist.

Barrande behauptet hinsichtlich der Gattungen Phacops und Dalmanites, daß erstere stets ein Segment im Kopfschilde mehr ausweise als letztere, daß ferener wahrscheinlich diesem Segment ein Paar Mundanhänge mehr entspreche und

^{*)} Bergl. Barrande, Suppl. I, Pl. 15, Fig. 8.

^{**)} Ebdf. I, Pl. 26. Fig. 35.

^{***)} Ebdj. I, Pl. 22, Fig. 12.

^{†)} Ebds. Fig. 19.

damit ein wichtiger Unterschied beider Gattungen gegeben sei, ein Unterschied, der in allen Fällen ein untrügliches Trennungs= merkmal abgebe. Bei allen Phacops follen nach Barrande anneau und sillon intercalaire beutlich wahrzunehmen fein, stets foll sich die gedachte Furche von einer Seite ber Glabella zur andern erftreden; boch kann ich nicht umbin, hier zu bemer= fen, daß dies meiner Auffassung nach nicht bei allen Phacops-Formen der Fall ift. Wenigstens bin ich hinsichtlich der Glabella bes Phacops Glockeri*) und Phacops trapeziceps**) der Meinung, daß an ihnen die Verbindung der beiden ftark vertieften seitlichen Furchen zu einem "Sillon intercalaire", welcher ohne Unterbrechung von einer Dorsalfurche zur andern zu reichen hätte, ebenso unklar ausgeprägt ift, wie dies bei manchen Röpfen des Dalmanites socialis var. proaeva ***) ober Dalmanites oriens +) der Fall ist.

Barrande macht ferner auf die Anoten aufmerksam, welche jederseits auf dem anneau intercalaire bei Phacops auftreten und vollständig jenen entsprechen, die auf den Ringen der Axe sich sinden. Das Auftreten dieser Anoten ist jedoch keinestwegs für Phacops charakteristisch. Bei Dalmanites oriens ††) und Dalm. atavus Barr. †††) zeigen sich diese Anoten auf den hinteren Loben der Glabella eben so deutslich als auf dem anneau intercalaire von Phacops Glockeri und Phac. trapeziceps. Aber auch bei vielen anderen Dalmanites-Formen der Gruppe des Dalm. socialis

find diese Anoten, wenn auch etwas schwächer ausgeprägt, doch deutlich wahrzunehmen. So bei Dalm. socialis*), bei Dalm.
Angelini**), bei Dalm. Deshayesi***),
so zwar, daß man auch in dieser Analogie
eine weitere Stütze für die Annahme sindet, daß Barrandes sillon und anneau
intercalaire der Gattung Phacops vollständig den sillons postérieurs und den
lobes postérieurs der Glabella von Dalmanites entsprechen.

Barrande führt noch eine Reihe von Merkmalen an, welche Phacops und Dalmanites kennzeichnen sollen, doch bemerkt er felbst, daß fie nur accessorische find und keinestwegs allen Formen zukommen. Auch hinsichtlich dieser auf die Gestalt des Wangenwinkels, auf die Endigung der Pleurae, auf die Gestaltung des Phgidiums und die Bahl feiner Segmente, auf den Bor= derteil der großen Sutur des Kopfschildes gegründeten Unterschiede, weisen gerade die älteren Formen beider Gattungen Über= gänge auf, während die geologisch junge= ren Repräsentanten sich zumeist durch diese accessorischen Merkmale ebenso unterschei= den, wie durch das fardinale Kennzeichen der Glabellafurchung. Auch hinfichtlich dieses letteren Unterschiedes, auf welchem nach Barrande allein die Trennung von Phacops und Dalmanites beruht, handelt es sich um allmähliche Entwicklung und Differenzirung. Es wird dies flar bei eingehender Betrachtung der Gruppe des Phacops Glockeri, welche die geologisch älteren Phacops-Formen umfaßt, die sich zugleich als Bindeglieder zwischen den un= terfilurischen Dalmanites und den junge=

^{*)} A. a. D. I, Pl. 22, Fig. 12.

^{**)} Ebdf. Fig. 19.

^{***)} Ebdí. I, Pl. 22, Fig. 4.

^{†)} E66. Supplem., Pl. 14, Fig. 22.

^{††)} E666. Supplem., Pl. 14, Fig. 22.

^{†††)} Ebds. Supplem., Pl. 5, Fig. 8.

^{*)} C60f. I, Pl. 22, Fig. 8.

^{**)} E666. Suppl., Pl. 9, Fig. I.

^{***)} Ebds. I, Pl. 26, Fig. 42.

ren Phacops-Formen berausstellen. Ich fann eine eingehende Diskuffion diefer Verhältnisse bier nicht unternehmen, und will nur auf den interessanten Umstand auf= merkfam machen, daß bei Jugenderemplaren mander unterfilurischen Dalmanites-Formen die sillons postérieurs febr ftark entwickelt und durch eine Furche verbun= den find, welche bei den erwachsenen rückgebildet erscheint. Bei manchen Formen (wie 3. B. bei Dalm. solitaria Barr.) wird hierdurch ein neuer Beleg für die genetische Berwandtschaft von Phacops und Dalmanites erweislich. Allerdings sind bei der genannten Urt die tief ausgeprägten hin= teren Seitenfurchen der Glabella bei dem erwachsenen Individuum*) nicht vorhan= ben, bei jungen Exemplaren aber **) ift eine Verbindungsfurche vorhanden, welche dem sillon intercalaire bei Phacops voll= ständig entspricht und fast eben so stark ausgeprägt ift, als der sillon occipital. Much die Knoten auf den Enden des anneau occipital und der lobes postérieurs find angedeutet, so daß die Gestaltung der Glabella bei jungen Individuen von Dalmanites solitaria fehr an jene der Gat= tung Phacops erinnert, während bei er= wachsenen Exemplaren diese Ahnlichkeit fast gang verwischt ist und nur besonders tief und breit ausgeprägte Sinterfurchen auf dieselbe hinwiesen. Bon großem Intereffe ift auch die Bergleichung der Glabella= gestaltung untersilurischer und oberfiluri= Dalmanites-Formen, und vor allem bemerfenswert sind in dieser Richtung jene Formen (oder vielmehr,, Formenreihen"), welche einen successiven Übergang wahrnehmen lassen. Ich verweise in dieser Richtung vor allem auf die Varietät grandis von Dalm. socialis. Abgesehen von anderen Merkmalen, welche diese den obersten Schichten ber Stage D eigentümliche Form von den in tieferen Sorizonten lagernden Barietäten des Dalm. socialis unterscheiden, und welche Barrande Bd. I, pag. 555 und 556 aufzählt, - scheint mir der Um= ftand, daß die vorderen Seitenfurchen der Glabella bei der Barietät grandis sich in ähnlicher Weise verbreitern, wie dies bei Dalm. Angelini und in noch höherem Grade bei oberfilurischen Formen der Fall ift*), besonders bemerkenswert. Seten wir bingu, daß diese Barietät grandis auch durch die Entwicklung der Wangen= ftachel, durch die Geftaltung der Pleurae, durch die Zahl der Segmente des Phgidi= ums (welche auf der Are 13 Artifulatio= nen zu unterscheiden gestattet, während die Varietäten socialis und proaeva deren nur 11 aufweisen) ausgezeichnet ift, so bemerfen wir wohl, daß diese jüngste Barietät des Dalm. socialis in jeder Sinsicht eine Umaestaltung aufweist, die gegen die ober= filurische Entwicklung ber Gattung Dalmanites hinneigt. Wir dürfen wohl für dieselbe eine analoge Umgestaltung voraus= feten, wie sie Dalm. socialis in ihren Barietäten, und in ähnlicher Weise auch Dalm. Angelini ziemlich flar erfennen läßt. Wärc der Dalmanites-Stamm im böhmischen Silur nicht anscheinend durch eine der Ctage E entsprechende Lücke unterbrochen. so würde unzweifelhaft der Übergang aus der Glabellagestaltung der unterfilurischen in jene der oberfilurischen Formen noch beutlicher fein; indes zeigen Dalm. Angelini und Dalm. socialis var. grandis recht deutlich, wie diese Umgestaltung schon in

^{*)} U. a. D., I, Pl. 26, Fig. 44.

^{**)} U. a. D., Pl. 27, Fig. 12.

^{*)} A. a. D. I, Pl. 27, Fig. 15.

ben jungsten Formen der Etage D einzu= treten beginnt. Es ergiebt fich hieraus, daß die für die Trennung von Phacops und Dalmanites entscheidende Berfchieden= heit im Baue der Glabella nur eine gra= duelle und allmählich erworbene ift. Bei Berücksichtigung bes geologischen Alters ber einzelnen Formen und der Entwick= lungsgeschichte berfelben, insoweit fie uns berzeit bekannt ift, feben wir und zu dem Schlusse geführt, daß der thatsächlich bei obersilurischen Phacops und Dalmanites-Formen vorhandene große Unterschied im Bau ber Glabella allmählich burch Differenzirung hervorgegangen ift. Anhalte= punkte für diese Annahme feben wir in folgenden Thatfachen: 1) die von Bar= rande bei Phacops als sillons antérieurs und moyens bezeichneten Furchen entsprechen nur den sillons antérieurs bei Dalmanites, was namentlich baraus resultirt, daß die Entwicklung dieser Furchen bei ben älteren Repräsentanten ber Gattung Phacops, welche in der Ctage E lagern, die größte Analogie mit jener aufweist, welche von den untersilurischen Dalmanites-Formen aus der Gruppe des Dalm. socialis beobachtet wird; 2) was Bar= rande bei Phacops als sillon intercalaire bezeichnet, entspricht den sillons postérieurs bei Dalmanites. Bei allen Formen aus der Gruppe des Dalm. socialis seben wir die hinteren Seitenfurchen der Gla= bella stärker entwickelt als die vorderen. und bei manchen, insbesondere bei den geo= logisch älteren Typen und bei den Jugend= ftadien nehmen wir eine verbindende Furche wahr, sowie eine Anschwellung der lobes postérieurs, welche den Knoten entspricht, die bei Phacops ben anneau intercalaire zieren.

Wir sehen sonach in dem Bau der Glabella bei Phacops und Dalmanites keine kardinale Verschiedenheit, etwa in der Weise, daß erstere Gattung nur ein erwachsenes Segment im Kopfschild mehr aufzu-weisen hätte, als letztere; wir sinden vielmehr Anhaltspunkte genug für die Annahme, daß beide Gattungen, von gemeinsamer Wurzel entstammend, allmählich die trennenden Merkmale sich aneigneten.

Außer den im Bau der Glabella ge= legenen Unterschieden zwischen Phacops und Dalmanites, welche Barrande als die wichtigsten betrachtet, führt er*) noch eine Reihe anderer an, von welchen er jedoch felbst angiebt, daß sie von minde= rem Belang find. Es find dies folgende: 1) Bei allen Phacops ist der Wangenwinfel gerundet, während er bei der Mehr= gahl der Dalmanites in eine Spite endigt. 2) Die Pleurae ber ersteren besitzen stets gerundete Enden, während jene der letteren gewöhnlich in einen Stachel auslaufen. 3) Das Phgidium aller Phacops ift rud= wärts gerundet, und weist selten mehr als 10 Segmente auf, während jenes ber Dalmanites oft in einen Schwanzstachel endigt und gewöhnlich mehr Segmente besitzt. 4) Bei Phacops fann man felten ben Bor= berteil ber großen Sutur an ber Stirn des Kopfschildes unterscheiden, während dieselbe bei Dalmanites gewöhnlich sehr aut fichtbar ift. Barrande bemerft ausbrudlich, daß feines diefer Merfmale ein eigentlich trennendes ift, da es Dalmanites-Formen mit gerundetem Wangenwin= fel, gerundeten Endigungen der Pleurae und rundem Schwanzschild gabe, - dem= ungeachtet wollen wir sie der Reihe nach betrachten, da es fehr lehrreich ift, in allen

^{*)} A. a. D. Bd. I, p. 507.

biesen Punkten eine allmähliche Differenzirung mit ebenso großer Deutlichkeit wahrzunehmen, als hinsichtlich der Glabella. Es sind, um es kurzzu bezeichnen, die geozlogisch älteren Formen und die jugendelichen Individuen, an welchen diese Unterschiede verschwinden, während sie an den Rachkommen immer stärker hervortreten.

Für die obersilurischen Phacops- und Dalmanites-Formen sind die angeführten Merkmale ebenso bezeichnend, als die eben erörterte Gestaltung der Glabella; — inwieweit dies für die untersilurischen Formen zutrisst, soll sogleich gezeigt werden.

Sinsichtlich der Gestaltung des Wan= genwinkels sehen wir, daß die allen ober= filurischen Dalmanites eigentümlichen, wohl entwickelten Wangenstacheln der großen Mehrzahl der unterfilurischen Formen ganz fehlen oder nur rudimentar entwidelt find, und daß bei einigen untersilurischen For= men eine ftärkere Entwicklung dieser Wangenstachel in den geologisch jüngeren Ba= rietäten zu bemerken ift. Das Auftreten einer mit Wangenstachel ausgestatteten Ba= rietät von Dalm. Angelini in D5, wäh= rend diese Form in Da desselben entbehrt, beutet entschieden darauf bin, daß wir es hier mit einem sekundären Merkmal zu thun haben, welches die Dalmanites-For= men im Laufe ber Zeit, die einen später, die andern früher, erworben haben. Dalm. perplexus in D, und Dalm. socialis in D, zeigen, daß einige Dalmanites=Formen sich dieses Merkmal schon in sehr früher Zeit angeeignet haben. Es ist in dieser Sin= sicht das Auftreten der Wangenstachel bei den Jugendstadien des Dalm. socialis*) bemerkenstwert, wenn auch diese Stacheln bei Dalm. socialis nie das Ausmaß derjenigen erlangen, welche wir bei den ober= filurischen Formen aus der Gruppe des Dalm. Hausmanni wahrnehmen. Es zeich= nen sich ferner allerdings die meisten Dalmanites burch fpit endigende Pleurae den Phacops gegenüber aus; boch treten im Unterfilur auch einzelne Formen auf, bei welchen die Endigungen der Pleurae eben so gerundet find, wie bei Phacops (Dalm. Phillipsi, D. Morisianus), während bei an= deren eine kaum bemerkbare Spike er-Scheint (Dalm. atavus, D. oriens), die bei anderen wieder etwas stärker hervortritt (D. Deshayesi, D. solitoria u. a.). — Sehr bemerkenswert erscheint mir das Verhal= ten der Endigungen der Pleurae bei Dalm. socialis. Die typische Form der Etage D, zeigt nur wenig zugeschärfte Enden ber Pleurae, und es ist von Interesse, daß diese Enden nicht nach rückwärts gekrümmt erscheinen. *) Bei der etwas höher liegen= ben Barietät proaeva (Da und Da) be= merken wir einen, wenn auch schwachen, so doch deutlichen Stachel am Ende ber Pleurae, welcher beutlich nach rückwärts gefrümmt ift **); und bei der jungsten Ba= rietät grandis endlich (D5) nehmen wir eine Entwicklung des Stachels der Pleurae wahr, welche nicht hinter jener der ober= silurischen Dalmanites zurückbleibt. Bergegenwärtigen wir uns das oben über die Barietäten bes Dalm. socialis gesagte, so gelangen wir zu bem Schluß, daß wir hier keine zufällige Variation, sondern eine ganz konfequente Fortentwicklung wahr= nehmen, so zwar, daß wir füglich eine Formenreihe voraussetzen dürfen, deren Endglied: Dalm. grandis den oberfiluri= fchen Dalmanites-Formen bereits fehr nahe

^{*)} I. a. D. I, Pl. 26.

^{*)} A. a. D. I, Pl. 26, Fig. 16.

^{**)} H. a. D. I, Pl. 21, Fig. 32.

steht. Die Entwicklung dieser Reihe dürsen wir in ähnlicher Weise für den ganzen Dalmanites-Stamm voraussetzen, während die von den unterfilurischen Dalmanites abzweigenden Phacops die Tendenz besitzen, keine Stacheln an Wangenwinkeln und Pleurae-Endigungenzu entwickeln, vielmehr dieselben soweit als möglich abzurunden.

Bas ferner das Auftreten des Schwang= ftachels anlangt, fo nehmen wir daffelbe ganz analog der hervorragenden Entwicklung der Stacheln an ben Wangenwinkeln und an den Pleurae bei allen oberfilurischen Dalmanites aus der Gruppe des Dalm. Hausmanni wahr. Bon den unterfilurischen Formen besitzen nur vier einen ftark ent= widelten Schwanzstachel (die drei Barietäten bes Dalm. socialis und Dalm. solitoria); bei einigen ist das Auftreten des= felben nicht zu konstatiren, weil das Phgi= bium entweder ganz unbekannt oder nur in Fragmenten erhalten ift; endlich find einige vorhanden, bei welchen das Phgi= bium feinen eigentlichen Stachel trägt, fon= bern nur in einer faum vortretenden Spige endigt; es fehlt aber auch nicht an For= men, welche ein ebenso vollkommen gerun= betes Phgibium aufweisen, als manche Phacops (3. B. Dalmanites Phillipsi, oriens). Hervorgehoben muß werden, daß der Schwanzstachel bei Dalm. socialis, beffen Entwicklungsgeschichte genau be= fannt ist*), erst ziemlich spät ausgebildet wird und in jenem Stadium erscheint, welches uns das fast vollkommen ausge= bildete Tier vor Augen führt. Wir sehen ferner bei Dalm. Angelini aus der Stage D3*) die Contour des Phgidiums fast voll= fommen rund, mit einer faum merklichen Spite am Körperende, während dieselbe bei der Varietät aus D.*) viel deutlicher hervortritt. Barrande hat jedoch **) zu Dalmanites Angelini auch jene Phgidien eingezogen, welche er ***) als Dalm. dubia beschrieben hatte, indem er bemerkt, daß der Umstand, daß die letteren um einige Artifulationen weniger aufweisen, keine fonderliche Bedeutung befäße. Betrachten wir im allgemeinen die Zahl der bei Dalmanites und Phacops auf der Are des Bygidiums zu beobachtenden Artifulatio= nen, so sehen wir, daß die Differeng zwi= schen den untersilurischen Dalmanites und Phacops eine fehr geringe ift, während die Differenz zwischen den unterfilurischen und oberfilurischen Dalmanites weit beträchtlicher scheint. Wir bemerken, daß die Bahl 10 der auf der Are des Phaidi= ums unterscheidbaren Artifulationen nur bei drei unterfilurischen Formen überschrit= ten wird: erstlich bei Dalm. Angelini, welche Form in D, 11-12, in D, 15 Segmente in der Are des Schwanzschildes unterscheiden läßt; sodann bei Dalm. orba, wenn wir diese Form trot ihres Lagers in den Kolonien und E1, fowie trot der offenen Frage, ob die isolirten Phgidien ju den betreffenden Röpfen gehören, hier anführen wollen; — endlich bei Dalm. socialis eine Form, welche mehr als andere unterfilurische an die oberfilurischen Typen sich anschließt, und bei welcher wir auch eine Steigerung der Segmentzahl in dem Bygidium der geologisch jungeren Barietät wahrnehmen.

Was die Gattung Phacops anlangt, so ist es höchst bemerkenswert, daß bei der=

^{*)} A. a. D. I, Pl. 26.

^{**) 21.} a. D. Supplem., Pl. 9, Fig. 1.

^{*)} A. a. D. I, Pl. 23, Fig. 21 u. 24.

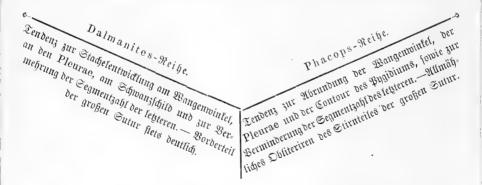
^{**)} E666. Supplem. p. 28.

^{***)} Ebdf. Bd. I. p. 551.

felben diejenigen Arten, welche mehr als 10 Artifulationen auf der Are des Schwans= fcildes unterscheiden laffen: Phacops Glockeri und Phacops Volborthi, der ältern, fleinen Gruppe angehören, auf welche bereits als ein Verbindungsglied zwischen den unterfilurischen Dalmanites und den tuvischen Phacops der Etagen F und G aufmerksam gemacht wurde. So wie wir dem Dalmanites-Stamm eine Tendenz zufdreiben dürfen, die Bahl der im Schwang= schild verwachsenen Segmente zu vermeh= ten, fo dürfen wir wohl bei dem Phacops-Stamm die Tendenz vermuten, diese Bahl zu verringern. Darauf beutet auch ber Umftand, daß man (wie Barrande von mehreren Arten angiebt) im stande ist, an dem Steinkern des Bygidiums mehr Artifulationen zu zählen, als an der Außenfläche der Schale. Es ist demnach ein Obliteriren ursprünglich vorhandener Elemente angedeutet, und etwas ähnliches feben wir bei den jüngeren Phaeops-Formen auch im Ropfschild, indem dort der

vordere Teil der großen Sutur undeutlich wird und verschwindet. Damit hanat gufammen, daß die Stude des Ropficildes nie auseinanderfallen, während bei Dalmanites auch der Stirnteil der großen Sutur stets deutlich ist, und obschon selten, so doch zuweilen, die Stücke des Ropffdilds fich isolirt finden. Es ist nun wieder bedeut= fam, daß gerade jene Phacops-Gruppe, welche auch in mancher anderen Sinsicht den Übergang zu Dalmanites vermittelt, die Gruppe des Phacops Glockeri, auch dadurch sich auszeichnet, daß bei ihr der vordere Teil der großen Naht gut ent= widelt ift und die Stude des Ropfschildes zuweilen auseinander fallen.

Wir können sonach die von Barrande als accessorisch beichneten Merkmale, welsche Phacops und Dalmanites unterscheisen, als allmählich erworbene betrachten, ausgebildet durch eine Tendenz, welche den beiden, von gemeinsamer Burzel abweischenden Stämmen innewohnt, und welche nachstehendes Schema versinnlichen soll:



Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß es keineswegs vollständig bekannte und in allen ihren Gliedern nachweisbare Formenreihen sind, welche die angedeutete Entwicklung wahrnehmen lassen; sondern

daß nur einige Fragmente solcher Stämme bis nun mit einiger Sicherheit bekannt sind. So möchte ich entschieden in den Barietäten des Dalmanites socialis eine Formenreihe und in jenen des Dalm. Angelini

eine zweite erkennen, welche beide die all= mähliche Unnäherung an die Eigentümlich= feiten oberfilurischer Dalmanites-Formen erkennen laffen. Bielleicht wird es einem eingehenderen, vom Standpunkt der Des= zendenzlehre ausgehenden Studium von Seite jener, denen entsprechendes Material zu Gebote fteht, möglich fein, diefe beiden Formenreihen durch Ginführung der feb= Ienden Blieder zu vervollständigen - even= tuell andere Reihen nachzuweisen -, boch glaube ich, geftütt auf die bezüglichen Außerungen Barrandes, welche das Borhandenfein von Übergängen im Dar= winistischen Sinne leugnen, annehmen zu dürfen, daß wir in diefer Richtung mehr von der genauen Untersuchung und Ber= gleichung ber in anderen Silur= Provinzen auftretenden Formen zu erwarten haben. Ich muß dies insbesondere hinsichtlich der Entwicklung der Gattung Phacops aus den untersilurischen Dalmanites-Formen betonen.

Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß die in der Etage E auftretende Gruppe des PhacopsGlockeri(Phac.Glockeri sclbst findet sich schon in den Rolonien) zeitlich und morphologisch zwischen den unterfilurischen Dalmanites und den jüngern Phacops der Stagen F und G in der Mitte fteht. Allein die wirklich verbindenden Über= gange zwischen der Gruppe des Phacops Glockeri und den entsprechenden Stamm= formen der Gruppe des Dalm. socialis find feineswegs durch thatfächlich beobachtete Reihen nachgewiesen. Bielleicht werden fünftige Untersuchungen auch in dieser Sinficht Licht schaffen, ich möchte an diefer Stelle nur bewerfen, daß bei Phacops Glockeri felbst, einer Form, welche in den Rolonien der Etagen D4 und D5, fowie in E auftritt, das Vorhandensein einer Formenreihe mir wohl wahrscheinlich dünkt, daß ich jedoch keine Anhaltspunkte besitze, um ihr Vorhandensein behaupten zu können.

Es stellt sich, wenn wir die erörterten Bershältnisse zusammenfassen, folgendes Bild der Entfaltung des Phacops- und Dalmanites-Stammes im böhmischen Silur dar.

In der Etage D treffen wir die Gruppe Dalmanites socialis, welche zwei Zweige unterscheiden läßt (wenn wir von aberranten Formen absehen), von welchen der erste, dessen Tendenz durch zwei, wenn auch nicht absolut sichere, so doch auf Grund ziemlicher Wahrscheinlichkeit ausgestellte Formenreihen klargestellt wird, zur oberssturischen Gruppe des Dalm. Hausmanni führt, während der zweite, von welchem allerdings nur einzelne Formen vorliegen, den Übergang zu der Gruppe des Phacops Glockeri vermittelt.

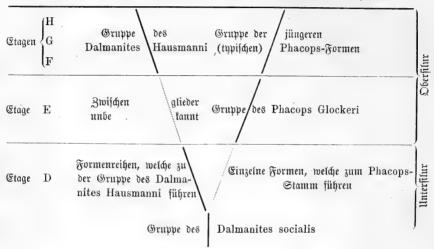
In der Etage E bemerken wir hinsicht= lich bes ersten Zweiges eine sichtbare Lücke, indem außer der nur in Rudimenten be= fannten Form Dalmanites orba fein Binde= glied zwischen ober- und untersilurischen Dalmanites vorhanden zu sein scheint. Die Ausfüllung dieser Lücke ist wohl nicht von einer genaueren Erforschung der böhmi= schen Silurablagerungen zu erwarten, son= dern es dürfte diefelbe aller Wahrschein= lichkeit nach durch die Vergleichung und Einreihung auswärtiger Vorkommen erfolgen. Bezüglich bes zweiten Zweiges bemerken wir die höchst interessante Gruppe bes Phacops Glockeri, welche in jeder Sin= sicht zwischen obersilurischen Phacops und untersilurischen Dalmanites steht.

In den höheren Silur-Etagen Böhmens • fehen wir die beiden Zweige, deren gemeinfame Abstammung Gegenstand der Erörterung war, febr ftark bifferenzirt, fo gwar, daß man für diese jüngeren Formen eine nehmen. scharfe Trennung zugeben muß, welche freilich an Wert verliert, wenn wir auf lung möge diese Berhältniffe illustriren.

die geologisch älteren Formen Rücksicht

Die nachstehende schematische Darftel=

Vertretung des Phacops- und Dalmanites-Stammes in der Silurformation Bohmens.



Über die Bedentung der Steinkörper im Fruchtsleische der Birnen und der Pomazeen zc. überhaupt.

Ron

Senry Votonié.

ohl einem jeden find beim Berspeisen von Birnen im Fruchtsleische kleine, harte, steinartige Körperchen aufsgefallen, die je nach der Sorte des Obstes in grös

Berer ober geringerer Menge im Fleische gerstreut sich borfinden. Jedes dieser Rörperchen besteht aus mehreren Zellen, welde verhältnismäßig starke, von Kanälen burchsette Wandungen besitzen; fie wer= ben Steinzellen genannt. Die Steinzellen finden fich nicht in den Birnen allein, fonbern sind im Pflanzenreich sehr verbreitet; fie treten vorzugsweise als die Elementar= bestandteile folder Gewebe auf, die dazu dienen, gewiffen Pflanzenteilen Festigkeit zu verleihen und benachbarte empfindliche Gewebe gegen äußere ftorende Einflüffe ju schüten. Auch die Bellen, aus denen die tierischen Knochen bestehen, zeigen dice Wände mit radial verlaufenden Kanälen, und auch fie find bekanntlich die Festigungs= vorrichtungen im tierischen Körper. Rurg, in vielen Fällen haben bei den Pflangen die Steinzellengewebe - wie bei den Tieren die Anochenzellen- medjanische Funktion. Es ist dies unverkennbar in den Källen, wo die Steinzellen Stränge in länglichen Organen zusammensetzen, na= mentlich Gefäßbundel begleitend, und ebenso da, wo sie, wie z. B. bei der Pflaume, die harte Kernschicht bilden, welche dem Samen Schutz verleiht; aber wenn fie nur zu wenigen vereinigt fleine, steinartige, unter einander unverbundene Rörperden darstellen, wie im Fruchtfleisch ber Birne, in der Rinde und in den Markstrahlen u. f. w. mancher Laubbäume, fo fann von einer mechanischen Funktion wohl kaum noch die Rede fein. Um einen Bergleich, den ich herrn Professor S. Schwendener verdanke, anzuwenden: die Steinförperchen tragen dann ebenfo wenig zur Festigkeit der Teile, in denen fie fich vorfinden, bei, wie Felsstücke ohne starre Verbindung einem feinkörnigen Sandhaufen größeren Salt zu gewähren vermögen.

Können wir nun auch im allgemeinen

über die Funktion von unverbundenen, in Pflanzengeweben zerftreuten Steinkörpern nichts aussagen, so scheint mir boch, daß fich im befonderen für die Elemente in der Birnenfrucht eine Unficht aus der Betrach= tung gewiffer Thatfachen ziemlich von felbst ergiebt: nämlich die, daß die im Frucht= fleische der fultivirten und verwil= derten Birnenforten vorkommen= den Zellhaufen die Rudimente ei= ner bei den Borfahren unferer Bir= nen vorhanden gewesenen Stein= hülle find, welche lettere ebenfo gum Schutze ber Samen diente, wie in anderen Fällen noch jett die um Samen entwickel= ten Steinschichten 3. B. bei der Pflaume oder der der Birne verwandteren Mispel, de= ren Frucht bekanntlich fünf Steine enthält.

Diese Theorie an der Hand von Thatsachen zu rechtsertigen, ist nun die Aufgabe dieser Zeilen.

Außer der schon erwähnten Übereinstimmung im anatomischen Bau der Stein= förper und ber die Samen schützenden Steinschicht bei Früchten anderer Lflanzen spricht für unsere Auffassung die Anord= nung der Steinkörperchen in dem Frucht= fleische. Achtet man auf dieselbe in den verschiedenen Birnenraffen, fo findet man, daß die Steinförper feineswegs gleichmä= ßig durch das ganze Fruchtfleisch verteilt find, fondern vielmehr vorzugsweise in ei= ner konzentrisch das Kernhaus umgeben= den Zone Plat greifen, während nach der Peripherie hin die Zahl der Körperchen bedeutend abnimmt. Siefind alfo da am reich= lichsten vertreten, wo wir die kontinuirliche Steinschicht erwarten würden, wenn wir uns die Birnenfrucht, die man botanisch zwedmäßig zu den Beeren rechnet, in eine Stein= frucht, Drupa, verwandelt denfen. Berglei=

chen wir nun daraufhin die Kulturbirnen mit den Früchten der nicht kultivirten, nicht unter menschlichem Schutze wachsenden Birnen, den Solabirnen, fo fonnen wir eine. Formenreibe von Früchten aufstellen, welche von dem einen Extrem mit nur gang weni= gen Körperchen in der um das Kernhaus sich herumziehenden Zone hindurchgeht durch verschiedene Stadien bis zu einer Frucht, die in der nämlichen Zone so dicht mit Steinförperchen besett ift, daß diese sich gegenseitig berühren und nach dem Austrocknen der Frucht so fest aneinander haften, daß auch das schärffte Meffer die Bone nicht durchzuschneiden vermag. So wenigstens verhalten sich die Früchte eines von mir zwischen Chorin und Oderberg in der Mark Brandenburg beobachteten Birnbaumes, die am besten mit der Laubfäge geöffnet werden. Es ware nicht unmög= lich, daß die ficher wilden Birnbäume alle auch noch heute eine folche oder eine ähn= liche Drupa besitzen. Um das Vaterland des Birnbaumes wird nämlich noch immer gestritten: einerseits wird behauptet, wie 3. B. von R. Roch in feiner Dendrologie*), daß die in den europäischen Wäldern vorfommenden Birnen aus den Samen bon Rulturraffen verwildert feien, andererseits glaubt man, daß diese den Holzbirnen entstammen. Wie es sich mit den in an= deren Weltteilen vorkommenden Birnen verhält, ist mit Sicherheit ebenfalls noch nicht ausgemacht.

Nach der ersten Unschauung wären die Holzbirnen Rückschläge zu den Stammeltern, und hierfür spricht die Ersahrung, daß nur ganz wenige Prozente von Außsaaten auß guten Eßbirnen wieder gutes Obst liefern. W. Hofmeister sagt in seiner

*) Bd. I. Erlangen, 1869. Enfe. G. 215.

allgemeinen Morphologie der Gewächse*): "Zu 50—60 aus Kernen der besten Sorten durch meinen Bater gezogene Üpfel und Birnen haben nur Holzäpfel und Holzbirnen gebracht." Nun ist es aber sehr begreislich, daß Rückschläge sich gewissen Urformen mehr oder minder nähern werten, ohne jedoch die Gestaltung derselben vollständig zu erreichen; wir können daher vermuten, daß die durch Aussaaten guter Kultursamen erzielten Holzbirnen sich einer Urform mit einer hypothetischen Drupa nähern, die erst bei den Nachkommen, sei es durch die Kultur oder aus anderen Gründen, verloren gegangen ist.

Für die andere Ansicht, nämlich daß auch in Europa die Birne wild sei, spricht nun aber die Thatsache, daß sie in manchen Gegenden so häusig und so abgelegen sich vorsindet, daß an Berwilderung nicht gut gedacht werden kann. Nach P. Asch erson**) verhält es sich so in der Neumark, wo die Holz- oder Knödelbirne so häusig ist, daß namentlich die Gegend zwischen Zielenzig und Schermeiszel spottweise Knödelland genannt wird. Diese Früchte, die ich leider nicht zu Gesicht bekommen habe, scheinen ebenso oder doch ähnlich wie die bei Oderberg bevbachteten gebaut zu sein.

Aus alledem geht hervor, daß die bei uns vorkommenden Birnen wahrscheinlich zum Teil verwildert und zum Teil wirk- lich wild sind, und zwar werden diesenigen Pflanzen, welche Früchte bringen, die mehr den kultivirten Früchten ähnlich sind, verwildert sein, während die Birnen, welche um das Kernhaus herum eine so stark entwickle Steinschlicht ausweisen, daß diese

wie die harte Schicht einer Drupa funktioniren kann, von wilden Pflanzen abstammen.

Schließlich wird unfere Theorie durch die Analogie unterstütt, daß die nächst= verwandten Gattungen der Birne wirklich Steinfrüchte besitzen, und zwar ift entweder, wie bei der Mispel, jedes Fruchtfach von einer Steinschicht für fich umgeben, so daß mehrere getrennte Kerne vorhanden find; oder es findet sich in der Frucht durch Berschmelzung der Steinschichten un= tereinander nur ein einziger Kern, wie bei einigen Weißdornarten; oder endlich es wird das ganze Kernhaus von einer ge= meinsamen Steinschicht umschlossen, wie es hier für die Urbirne angenommen wird, und diesen Fall zeigen z. B. die Früchte der oftindischen Gattung Stranvaesia. Wichtig ift es nun, daß für die pergamentartige innerste Schicht ber Fruchtfächer ber Birnen sich homologe Schichten nachweisen laffen, welche die inneren Flächen der Fruchtfächer der Mispel, des Weißdorns und von Stranvaesia befleiden; fie bestehen in allen Fällen aus dickwandigen, geftreck= ten Zellen, während, wie fchon gefagt, die reichlicher entwickelte äußere Schicht bes Rernes aus genau benfelben Zellen zusam= mengesett ift, wie die der Steinkörper im Fleische der Birnen.

Die Paläontologie unterstützt unsere Theorie nicht, da bis jetzt in den geologisschen Formationen, wie Herr Prof. D. Heer mir gütigst brieflich mitteilte, noch feine Birnenreste gefunden worden sind. Das aus den Pfahlbauresten vorhandene Birnenfruchtmaterial läßt nach Herrn Prof. Heer eine mikrossopische Untersuchung dersselben nicht zu, weil es verkohlt ist.

Die Theorie, die wir fo speziell für die Birne wahrscheinlich gemacht zu haben

^{*)} Leipzig, 1869. Engelmann. S. 561.

^{**) &}quot;Flora der Provinz Brandenburg." Bd.I. Berlin, 1864, Hirschwalds Berlag. S. 206.

glauben, läßt sich ungezwungen auf alle apfelfrüchtigen Pflanzen, Bomazeen, fo= wie überhaupt auf alle diejenigen Pflan= gen übertragen, die im Fruchtfleische Stein= förver besiten. Nach Ih. Decaisnes Fassung der Gattung Pyrus*) wären es alle bierhin gehörigen Arten, für welche die Theorie Geltung befäße. Auch die Quitte u. f. w. gehört hierher. Die Un= ordnung der Steinkörper ist immer die= felbe, wie die vorbin bei der Birne angegebene. Ja. das fönigliche Herbarium zu Berlin befitt ein von Weidemann von der Westküste des Kaspischen Meeres mitgebrachtes Eremplar einer Quitte, deffen Früchte analog denen der bei Oderberg gesammelten vorerwähnten Birne gebaut find: um das Kernhaus eine aus dicht ge= brängten Steinförpern bestehende Schicht, die ihrerseits von einer verhältnismäßig schwach entwickelten Fleischschicht umgeben ift. — Bemerkt muß allerdings werden, daß ich sowohl Birnen als auch Quitten mit durch das ganze Fruchtfleisch fast gleich= mäßig durchsetten Steinförpern gefeben habe; in allen Källen aber sind die Kör= per nach dem Zentrum zu gehäufter.

Bon anderen Pflanzen, auf welche die Theorie Anwendung findet, erwähnen wir beispielsweise gewisse beerenfrüchtige Arten aus der Familie der Oleazeen im engeren Sinne, die ebenfalls, worauf ich durch eine Angabe Chr. Luerffens**) aufmerkmerksam gemacht wurde, im Fruchtsleische Steinkörper ausweisen, und es verdient bes

fonders bemerkt zu werden, daß auch die Früchte der Oleazeen — wie die der Bomazeen — Beeren oder Drupen sind.

Nehmen wir nun die Theorie vorläufig 'an, bis fie durch eine bessere ersett wird, so wäre die nächste zu beantwortende Frage: Wo kommen nun aber die Steinzellen ursprünglich ber? — Denn wir kön= nen doch nicht annehmen, daß sie sich bei einer Stammform der in Rede ftebenden Bomazeen plötslich fo reichlich entwickelten, daß sie soaleich eine vollkommene Drupa bildeten; vielmehr ift es doch wahrschein= licher, daß diese im Rampf ums Dasein allmählicher entstand. Diese Frage würde ich gar nicht aufgeworfen haben, wenn nicht eine Beobachtung L. Wittmacks eine denkbare Lösung ermöglichte. Dieser fagt nämlich bei der Besprechung abnorm gebauter Birnen*): "Ein Kernhaus sowie Samen fehlen, dagegen ziehen fich die fonft das Kernhaus umgebenden Steinzellen, die Gefäßbundel begleitend, in Form von Strängen bin." Eingangs wurde erwähnt, daß Stränge von Steinzellen als Festigungsapparate in den Pflanzen nichts feltenes find, und hier hören wir von einer Birnenabnormität, die vielleicht einen verhältnismäßig weit zurüdreichenden Rüd= schlag barftellt, in welcher folche Stränge, wie bei anderen Pflanzen Gefäßbundel begleitend auftreten. Dies legt ben Weban= fen nahe, daß die ursprünglich wahrschein= lich vorhanden gewesene Drupa der Urbir= nen durch Zuchtwahl aus Barietäten mit besonders stark entwickelten Steinzellbele= gen der Gefäßbundel entstanden sein könnte.

^{*) &}quot;Mémoire sur la famille des Pomacées" in den "Nouvelles Archives du Muséum d'Histoire Naturelle de Paris". 1875. p. 150.

^{**) &}quot;Grundzüge der Botanik." 2. Aust. | Leipzig, 1879. Haeffel, S. 11.

^{*)} Im Sitzungsbericht vom 28. September 1877 der Berhandlungen des Botanischen Bereins der Provinz Brandenburg. Berlin, Gärtner. S. 141.

Paltostoma torrentium.

Eine Mücke mit zwiegestaltigen Weibchen.

Von

Dr. Frig Muffer.

nter den Schmetterlingen fennt man mehrere Arten, bei denen die Weibchen in zwei in Farbe und Zeichenung und bisweilen selbst im Flügelschnitt ganz ver-

fchiedenen, durch feinerlei Zwischenformen verbundenen Geftalten auftreten. Einen biefer Fälle (Papilio Memnon) hat Bal= lace in feinem Werke über den Ma= lapischen Archipel*) mit bekannter Mei= iterschaft besprochen und durch Abbildun= gen veranschaulicht. Gine ähnliche Zwiegestalt der Weibchen habe ich im vori= gen Sahre bei einer Mücke fennen gelernt, welche durch ihre höchst eigentümlichen Larven meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Die zweierlei Beibchen unterscheiden sich durch die Größe der Augen, sowie im Bau der Mundteile und Füße, in Teilen alfo, benen man bei ber Anordnung der Kerfe den höchsten Wert beizumessen pfleat und die man auch bei Zweiflüglern, welche unferer Mude nahe fteben, zur Unterscheidung von Gattungen und selbst von Gruppen höheren Ranges benutt hat. **) Die Unterschiede find fo tiefgreifend, daß man auf eine völlig ver=

schiedene Lebensweise der beiden Gruppen von Weibchen schließen darf. Bei den Schmetterlingen, pflegt die eine Gruppe der Weibchen sich in jeder Beziehung weit enger an die Männchen anzuschließen; nicht so bei unserer Mücke. Die eine Gruppe der Weibchen stimmt fast vollständig mit den Männchen überein im Baue der Mundteile, hat aber ganz abweichend gebaute Füße; die zweite Gruppe dagegen besitzt denen des Männchens ähnliche Füße, aber ganz verschiedene Mundteile.

Che ich diese Verhältnisse im einzelnen darlege, muß ich wohl nachweisen, daß die zweierlei so weit verschiedenen Weibchen wirklich zur felben Art gehören. Im Ggr= ciabache und feinen Bufluffen, dem Caetebache und Fordan (und wahrscheinlich in vielen anderen Bächen des Stajahygebie= tes) findet man an Felfen und größeren Steinen, über welche der Bach in braufendem Strome hintoft, graue, affelähnliche Larven, deren Leib durch tiefe feitliche Ginschnitte in sechs Abschnitte geteilt ift. Jeder Abschnitt trägt in der Mitte der Bauch= seite einen höchst zierlichen Saugnapf und mittelft biefer Saugnäpfe vermögen bie Larven im wildesten Wasser fich festzu= halb gezähnten Fußklauen und die Limnophilaeformes und Eriopteraeformes mit einfachen Fußklauen.

^{*)} Deutsche Ausgabe, I. Bd., S. 182. **) So unterscheibet Often=Saden unter

^{**)} So unterscheidet Often Saden unter ben Tipularien Limnobiaeformes mit unter-

halten und munter umberzufriechen. Die Larven verwandeln sich in schildförmige Buppen mit stark gewölbter Rücken= und ebener Bauchfläche, lettere ift dem Telfen fest aufgekittet, so daß es einiger Übung bedarf, um sie unversehrt abzulö= fen. Wie manche andere, in ftark beweg= tem Waffer (in der Meeresbrandung, in Wasserfällen und Stromschnellen) lebende Tiere sterben auch diese Larven und Bup= pen bald, wenn man fie in ruhiges Waffer bringt, und es ift mir nicht geglückt, aus den Buppen die Mücke ausschlüpfen zu feben. Dagegen fann man leicht aus Bup= pen, die dem Auskriechen nahe find - was man an der schwarzen Färbung der anfangs weißen Bauchfläche erkennt — die Mücken herausziehen. Dies habe ich oft und mit fehr gablreichen Buppen gethan und aus Puppen, die ich von demfelben Orte heimgebracht und die keinerlei Berschiedenheit zeigten, ftets nur einerlei Männ= chen, aber immer zweierlei Weibchen er= halten. Dazu ftimmten die zweierlei Beib= den vollkommen mit einander überein im Baue der Bruft und des Hinterleibes, na= mentlich auch der Anhänge am Ende des letteren, die fonft faft immer von Art zu Art fich ändern, ebenso im Baue der Flügel und der Beine mit Ausnahme ber Füße: fie unterscheiden sich eben nur durch die Füße, die Mundteile und die Größe der Augen.



Fig. 1. Paltostoma torrentium F. M. Männchen. $(3\frac{1}{2}:1.)$ — Fig. 2. Kopf des kleinäugigen, honigsaugenden Weibchens, von oben. $(6\frac{1}{2}:1.)$ — Fig. 3. Kopf des großäugigen, blutsaugenden Weibchens, von vorn. $(6\frac{1}{2}:1.)$ ol Oberlippe, kb Kinnbacken (Mandibel), kf erstes Kieferpaar (Maxillen), kt Kiefertaster, ul Unterlippe.

Un letterem Merkmale, der verschiebenen Größe der Augen, lassen sich auf
den ersten Blick die Männchen und die
zweierlei Weibchen unterscheiden. Bei den
Männchen (Fig. 1) nehmen die Augen fast
den ganzen Kopf ein, stoßen auf dem Scheitel zusammen und lassen hier nicht einmal
Raum für die drei Nebenaugen, welche,
ebenfalls größer als bei den Weibchen,
genötigt sind, sich auf die Spitze eines besonderen Stieles zu flüchten, der sich hinter den Augen erhebt. Bei der einen Form
der Weibchen (Fig. 3) nehmen die Augen

ebenfalls fast die ganze Länge des Kopfes ein, lassen aber auf dem Scheitel ein breites Feld zwischen sich, während sie bei der zweiten Form (Fig. 2) kaum halb so lang und breit sind.

Die Mundteile sind nur bei den großäugigen Beibchen vollzählig vorhanden; inan sindet bei ihnen dieselben Teile, wie bei den blutsaugenden Beibchen der Stechnücken (Culex), der Bremsen (Tabaniden) und anderen zweislügeligen Ungeziesers, das uns mit giftigen Stichen verfolgt.

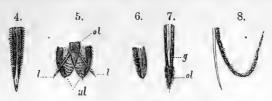


Fig. 4-6. Mundteile eines blutfaugenden Weibchens. (40:1.)

Fig. 4. Spitze des unpaaren, unter der Oberlippe liegenden Dolches.—Fig. 5. Spitze der Obersund Unterlippe. ol Oberlippe, ul Unterlippe, ll Züngelchen (ligula?). — Fig. 6. Spitze der Mandibel. — Fig. 7. Spitze der Oberlippe (ol) und des darunter liegenden unpaaren Dolches (g) von einem Männchen. (40:1.) — Fig. 8. Kiefer und Kiefertaster von einem Männchen. (20:1.)

Bom Stirnrande des Kopfes fpringt die Oberlippe vor (Fig. 301, Fig. 501) in Geftalt eines fpigen, ziemlich breiten Dol= ches, dessen glatte, d. h. haar= und zahn= lofe Schneiden nach rechts und links feben. Unter ber Oberlippe liegt ein zweiter un= paarer Dold (Kig. 4), fast so lang wie die darüberliegende Oberlippe, aber schmä= ler; seine Ränder sind mit scharfen, nach ber Spite bes Dolches zu gefrümmten Zähnen bewehrt, und etwas unterhalb feiner Spite öffnet fich ein Ranal, ber ihn in feiner ganzen Länge durchzieht und rückwärts über ihn hinaus verfolgt werden fann; es ist dieser zweite Dolch, dem man sehr verschiedene Deutungen gegeben hat, offenbar der Giftstachel der blutsaugenden Zweiflügler, und in anderen Insektenord= nungen scheint fein ihm entsprechender Teil sich zu finden. Rechts und links von dem gezähnelten Dolche liegt ein langes, bunnes und schmales Sageblatt (Fig. 3 kb, Fig. 6), ebenfalls bis zur Spite der Oberlippe reichend, deffen Innenrandspite rudwärts gerichtete Bahne trägt; es find die beiden Kinnbaden (Mandibeln), die in der Ordnung der Zweiflügler nur bei blut= faugenden Weibchen sich finden. *) Dann

folgt ein paar weit fürzerer und schwächerer, mehr borften= als dolchähnlicher Gebilde (Fig. 3kf), die durch den Besitz außen an ihrem Grunde entspringender langer Tafter (Fig. 3kt) fich als erftes Rieferpaar aus= weisen; endlich zu unterft, wie eine Scheide die fämmtlichen Stechwerkzeuge umfassend, die sogenannte Unterlippe (Fig. 3ul, Fig. 5 ul), d. h. das verwachsene zweite Riefer= paar. Ein paar tafterähnliche Fortfäte, die von der Oberseite der Unterlippe aus= bilde als entstanden durch Bermachjung der Rinn= baden, als "stylet mandibulaire" (Milne Edwards). Ich fann mich diefer Auffaffung nicht anschließen. Bergleicht man mit den Mundteilen der Männchen oder fleinäugigen Weibchen von Paltostoma diejenigen gewiffer Syrphiden, so findet man genau dieselben Teile in genau derfelben gegenseitigen Lage: die Oberlippe, den unpaaren Dold, das taftertragende erfte und das zur Unterlippe verschmolzene zweite Rieferpaar. Der unpaare Dold ift in beiden Fällen durchzogen von einem Längskanal, der fich nach rückwarts über ihn hinaus fortsetzt; bei einigen Syrphiden fah ich ihn jenseits des Dolches fich gabeln und feine Bande verfehen mit fchranbenförmigen Verdidungen, wie man fie oft in dem Ausführungsgange ber Speicheldrufen bei den Infetten antrifft. Es icheint mir zweifellos, daß in beiden Fällen der unpaare Dolch diefelbe Bedeutung hat. Bei Paltostoma fann er fein "stylet mandibulaire" fein, weil neben ihm die großäugigen Weibchen Mandibeln besitzen; er fann es ebenjo wenig, icheint mir, bei den Gyrphiden und anderen Zweiflüglern.

^{*)} Allerdings betrachten viele Entomologen bei den Afiliden, Bombyliden, Sprphiden u. f. w. das unter der Oberlippe liegende unpaare Ge-

gehen (Fig. 5 11) dürfte als Züngelden (ligula) zu beuten sein.

Bei den kleinäugigen Weibchen und bei den Männchen fehlen, wie bei allen nicht blutfaugenden Zweiflüglern, die Kinnbaden vollständig. Der unter der Ober= lippe liegende unpaare Dolch (Fig. 7g) entbehrt der Bähne, und der ihn durch= ziehende Kanal öffnet sich an, nicht unterhalb der Spite. Zwischen den Mundtei= len der Männchen und der kleinäugigen Weibchen besteht kaum ein anderer Unterschied, als daß bei jenen die Spike der Oberlippe (Fig. 701) behaart, bei diefen wie bei den großäugigen Weibchen, nacht ist. Im Baue der Riefer (Fig. 8) und der Unterlippe zeigt sich keine auffallende Berschiedenheit zwischen den Männchen und den zweierlei Weibchen.

Eine ähnliche Verschiedenheit wie zwis | schen den Mundteilen der großäugigen Weibchen von Paltostoma torrentium eis nerseits, denen der kleinäugigen Weibchen

und der Männchen andererseits besteht befanntlich zwischen den beiden Geschlechtern aller derjenigen Zweiflügler, deren Weib= den dem Blute ber Säugetiere nachgeben. Diefe Weibehen (von Culex, Simulia, Tabanus u. f. w.) find mit freien, wohlent= wickelten Kinnbacken ausgerüftet, ihren Männchen fehlen die Rinnbacken vollstän-Diese Männchen hat man honig= saugend auf Blumen getroffen; mein Bruder Hermann Müller fand das Männ= den von Chrysops coecutiens auf Potentilla fruticosa, das Männchen von Culex pipiens auf Rhamnus frangula. Auch ich habe vor furzem auf den Blumen einer Mikania Mücken (Culex) in großer Zahl gefeben und alle, die ich fing, waren Männchen. Man wird kaum irre geben, wenn man die großäugigen, mit Kinnbaden versebenen Beiben von Paltostoma torrentium als Blutsauger, die finnbackenlosen fleinäugi= gen Weibchen und die Männchen als So= niafauger betrachtet.



Fig. 9. Von einem honigsangenden Weibchen. — Fig. 10. Von einem blutsangenden Weibchen. — Fig. 11. Von einem Männchen.

Die Füße, durch welche die drei Formen dieser Art ebenso auffällig sich unterscheiden, wie durch die Größe der Augen, sind am einfachsten gebildet bei den kleinäugigen honigsaugenden Weibchen (Fig. 9). Bei diesen ist das letzte, fünste, Fußglied (durchschnittl. 0,5mm lang) schlank, gerade, durchweggleich dickund gleichmäßigmit nicht sehr dicht stehenden kurzen Haaren besetzt. Die kräftigen, sichelsörmig gekrümmten Endklauen sind einfach und weniger als

halb, bisweilen weniger als ein Drittel so lang, als das letzte Fußglied (burchschnittlich 0,18 mm).

Bei den großäugigen blutsaugenden Weibchen (Fig. 10) und bei den Männchen (Fig. 11) ist das letzte Fußglied weit kürzer (durchschnittlich 0,34 mm lang), dieter, am Anfang der unteren Seite mit einer dieten Bulst versehen, von welcher lange, steife, stark gekrümmte Haare entspringen; weiterhin ist die Unterseite des letzten Fuß-

gliedes mit einem Flaume aus sehr zarten, furzen Härchen bedeckt. Die Klauen sind das gegen weit länger als bei den honigsaugens den Weibchen (durchschnittlich 0,28 mm), bisweilen fast so lang, wie das letzte Fußsglied (durchschnittlich 4/5 so lang, bei den honigsaugenden Weibchen nur 4/11); sie sind nur schwach gekrümmt; bei den blutsaugens den Weibchen (Fig. 10) ist ihr unterer Nand längs des ersten Orittels mit zarten Hazeren dicht besetzt und weiterhin eingekerbt; bei den Männchen (Fig. 11) ist derselbe Nand sast in ganzer Länge kammförmig gezähnt.

Für die Männchen hat die abweichende Bildung der Füße und die Größe der Augen nichts auffallendes. Auch bei den Männchen anderer Kerfe sieht man ja häufig genug große, den ganzen Ropf einnehmende Augen (unter ben Ziveiflüglern 3. B. bei den Bremfen), die beim Erspähen der Weibchen, sowie eigentümlich ausgerüftete Füße, die beim Festhalten derfelben die= nen. Wie aber mag es fommen, daß in der Größe der Augen, wie im Baue der Füße die blutsaugenden Weibchen den Männchen weit näher stehen, als die honig= faugenden, welche doch im Baue der Mund= teile und höchstwahrscheinlich in ihrer Er= nährungsweise mit ihnen übereinstimmen? Wie die Männchen ihre Weibchen aufzufuchen, zu erhaschen und zu pacen haben, fo haben auch die blutfaugenden Weibchen lebende Tiere, von deren Blute fie leben, zu erspähen, zu verfolgen und fich an ihnen festzuhalten. Und keines dieser Tiere macht sich durch grelle Farben bemerklich. Die Blumen dagegen loden ihre Gäfte durch weithin leuchtende Farben, und einmal erblickt, fliehen fie nicht; fo mögen die honig= faugenden Weibchen mit kleineren Augen und mit einfacheren Rüßen ausreichen.

Die kleine Familie der Blepharoceri= ben, zu welcher Paltostoma gehört*), ist auch in Europa durch mehrere Arten vertreten und auch aus der Gattung Paltostoma wurde eine Art am Monte Rosa gefangen. Go barf man vielleicht hoffen, bald zu erfahren, ob die Sonderung der Weibchen in blut- und in honigsaugende sich auf unser brasilisches Paltostoma torrentium beschränkt oder ob sie auch bei ihren Gattungsgenoffen ober felbst in anderen Gattungen der Familie sich zeigt. Doch wie dem auch fei, möge diese Zwiegestalt der Weibchen sich früher oder später her= ausgebildet haben, jedenfalls werden in einer früheren Zeit, wie bei Stechmüden und Bremfen, alle Weibchen gleichgebildete Mundteile besessen und in gleicher Weise sich ernährt haben, und in noch früherer Beit wird dasselbe für beide Geschlechter all der Zweiflügler gegolten haben, deren Weibchen heute Blut, deren Männchen Honig saugen. Che die Männchen der Mücken, Bremfen u. f. w. ihre Rinnbacken verlieren konnten, mußten fie sich an eine Roft gewöhnt haben, bei deren Gewinnung die Kinnbaden überflüssig waren.

Diese erste Stuse, auf welcher Männschen und Weibchen verschiedener Kost nachzgehen ohne abweichenden Bau ihrer Mundzteile, treffen wir heute bei vielen Bienen. Selbstwerständlich werden Blumen, die ihren Besuchern nur Blütenstaub bieten (Cassia, Melastoma, Solanum u. a.), nur von weiblichen Bienen besucht, die diesen Blütenstaub für ihre Brut eintragen. Aber auch unter den Honigblumen werden die einen vorwiegend oder ausschließlich von den Weibchen, andere von den Männchen

^{*)} Siehe Prof. Brauers Mitteilung im "Zool. Anzeiger", Nr. 51, S. 134.

gewiffer Bienenarten besucht. Sier einige Beispiele. Eine Angelonia in meinem Garten wird gelegentlich von einer smaragd= arunen Euglossa besucht; im Laufe ber Sahre habe ich beren eine große Bahl ge= fangen, aber nie ein Weibchen darunter getroffen, so daß ich seit lange die leben= ben Tiere dreift aus dem Rafcher nehme, obne einen Stich zu fürchten. Bor Jahren hatte ich, zum Unpflanzen von Seden, mehrere taufend junger Zitronenbäumchen gezogen; zwischen diesen Bäumchen hörte man Tag für Tag das laute Gesumme einer blauen Euglossa, welche die junge Rinde abnagte und viele Bäumchen gum Absterben brachte; es waren ausschließlich Männchen. Un einem stattlichen Salbei in meinem Garten erschienen in großer Bahl die durch überaus lange Fühler ausgezeichneten Männchen der prächtig blauen Melissoda Latreillii, aber nur fehr felten ein Weibchen. Uhnliches habe ich an verschiedenen Arten von Centris und Tetrapedia bevbachtet. Es fann diese verschie= dene Geschmacksrichtung der beiden Geschlechter leicht zu irrigem Urteil über ihre Bäufigkeit führen; fo ift zu manchen Zeiten das einfarbig schwarze Weibchen un= ferer größten Biene, einer Xylocopa, bäufig an verschiedenen Blumen blütenstaubsam= melnd oder honigsaugend anzutreffen; das fuchsig braune Männchen dieser Xylocopa habe ich, soviel ich mich entsinne, ein ein= ziges mal, in der Nähe von Defterro, fliegen sehen. Und doch finden sich in den Nestern dieser Art die jungen Männchen und Weibchen ftets in nabezu gleicher Zahl. Dies beiläufig. Die Angelonia, der Salbei, die Zitronenbäumchen und, foweit meine Erfahrung reicht, alle bon Bienenmännchen bevorzugten Pflanzen sind mehr oder weniger gewürzhaft; es ist möglich, daß auch den Weibchen würziger Honig besser munden würde; aber da sie nicht nur, wie die Männchen, sich selbst zu ernähren haben, da sie Futtervorräte für ihre Brut sammeln und in oft mit viel Mühe und Zeitverlust gebauten Nestern verwahren müssen, so bleibt ihnen keine Muße, nach dem lestersten Honig umherzuspähen; sie müssen die am reichlichsten sließenden, am leichtesten auszubeutenden Honigquellen aussubeutenden

In ähnlicher Weise mag in jener fer= nen Vergangenheit, als noch beide Geschlechter der Mücken vollzählige Mund= teile besaßen, ein geringeres Nahrungs= bedürfnis den kurglebigen Mannchen erlaubt haben, füßem Blumenhonig nachzu= geben und fich der fticftoffreichen Blutnahrung zu entwöhnen, welche ihren Beibchen zur Zeitigung ber Gier und für ihre eigene Überwinterung unentbehrlich blieb. Auch für die Weibchen konnte das Blut der Säugetiere und konnten die zu deffen Erbohrung benutten Kinnbacken entbehr= lich werden, wenn sie entweder in einem andern stickstoffreichen Futter Erfat fanden, wie viele blütenstaubfressende Fliegen, oder wenn die Gier schon während der Buppenzeit zu voller Größe beranwuchsen. Let= teres scheint bei Paltostoma der Wall zu fein.

Diese Bemerkungen wollen natürlich nicht die verschiedene Ernährungsweise der beiden Geschlechter bei den blutsaugenden Mücken und das Auftreten der zweierlei Weibchen bei Paltostoma erklären; sie wollen nur hinweisen auf einige Punkte, die, wie mir scheint, bei dem Versuche einer Erklärung beachtet zu werden verdienen.

Kleinere Mitteilungen und Journalschan.

Das Spekfrum der Aebelflecke.

ls huggins im Jahre 1864 zuerst begann, das Licht der Nebelflecken spektroffopisch zu untersuchen, fand er das Spektrum bekanntlich bei fast allen nicht auflösbaren, echten Nebeln aus we= nigen (3-4) leuchtenden Linien zusammen= gesetzt, bon benen sich die eine mit giem= licher Sicherheit als die Wafferstofflinie F und eine andere als bem Stickstoffspektrum angehörend auswies, während die übrigen nicht ficher bestimmt werden konnten. Der Umstand, daß von dem fomplizirten Spettrum bes Stidftoffs nur eine einzige grune (Doppel=) Linie sichtbar war, veranlagte ihn zu Berfuchen, bei benen fich ergab, daß auch bei der Beobachtung des durch Stidftoffgas ichlagenden elektrischen Tunfens unter gewissen Umständen diese Linie allein sichtbar blieb, und er schloß daraus, daß in ähnlicher Beife die Strahlen, welche die Wasserstofflinie F des Nebelspettrums erzeugen, die einzigen fein möchten, welche von diesem Spettrum ftark genug wären, um in unferm Auge einen Eindruck zu erzeugen, oder mit andern Worten, daß die andern Strahlen von dem zu durch= dringenden Mittel aufgesogen worden sein möchten. Die Bestätigung dieser Unnahme wäre von einer pringipiellen Bedeutung insofern, als man barnach nicht mehr, wie es hier und da geschehen, annehmen könnte. die Nebel bestünden nur aus wenigen alübenden Gasarten, denn ebenfogut wie einzelne Teile des Wafferstoff= und Stidstoffsvettrums ausgelöscht werden können, würden auch fämmtliche Strahlen anderer Speftra aufgefogen werden fonnen, und wir würden alfo, aus dem Mangel ihnen entsprechender Linien, niemals auf eine Abwesenheit bestimmter Elemente mit Sicherheit ichließen können, namentlich nicht bei fo entfernten fosmischen Massen. wie fie die Nebelfleden darstellen, denen gegenüber das Auslöschungsvermögen des Raumes am stärksten in Rraft treten müßte. Eine Reihe barauf bezüglicher Untersuchungen ist unlängst von Ch. Fievez angestellt worden, der die Resultate berfelben im 49. Bande ber Schriften ber Belaischen Akademie der Wiffenschaften (1880, S. 107) mitgeteilt hat. Die gu entscheidende Frage war, ob durch bloße Berahminderung der Lichtintensität ohne Beränderung des Druckes oder der Tem= peratur eines leuchtenden Gafes einzelne Teile feines Speftrums jum Berfchwinden

gebracht werden fonnten? Die Intensitäts= perminderung wurde durch Einschiebung pon Linsen und von durchlöcherten Schirmen erzielt, und in beiden Fällen ergab fich, daß bas Speftrum ber in Blückerichen Röhren durch den eleftrischen Funken jum Glüben gebrachten Gafe dabei fuccef= five mehr und mehr Linien einbüfte, bis zulett nur eine einzige übrig blieb. Bei einem mit Wafferstoffgas angestellten Berfuche verschwanden stets zuerst die Linien C und H und es blieb in allen Fällen die auch im Nebelspektrum sichtbare Linie F allein übrig. Ühnliche Refultate ergab das Erperiment mit bem Stickstoffspettrum, welches zu den sogenannten Spektren zweiter Ordnung gehört und aus Linien= gruppen besteht, die Plücker mit den Bahlen I-V belegt hat. Sierbei ber= schwanden der Reihe nach die Gruppen I, III, V, II und es blieb zulett nur die dem Spettrum ber Nebelflede eigentümliche grune Doppellinie der Gruppe IV übrig. Durch diese Versuche wurde daber festge= ftellt, daß das Speftrum eines leuchtenden Gafes einzig und allein durch Herabmin= derung der Helligkeit auf eine einzige Linie reduzirt werden fann und daß diese einzige Linie, wenn ihre Identität festgestellt werden kann, dann ebenso sicher die Gegen= wart des betreffenden Gases in dem Ge= ftirn anzeigt, als die gesammte Gruppe, der sie angehört, thun würde. Anderer= seits aber lehrt uns diese partielle Auslöschbarkeit eines Gasspektrums sicherer. als es irgend eine andere Thatsache be= weisen könnte, daß auch das gesammte Spettrum anderer Bestandteile der Nebel= flede ausgelöscht sein kann und daß wir nur schließen können, daß gewisse Unteile bes vom leuchtenden Wafferstoff und Stid-

stoff ausgestrahlten Lichtes die einzigen sind, welche, soweit festgestellt, aus den Nebelwelten bis in unser Auge dringen.

Die Befruchfung von Cobaea penduliflora Hook. fil.

Cobaea penduliflora, berichtet ber in Caracas wohnende Botanifer A. Ernft in Mr. 555 ber englischen Zeitschrift Nature (vom 17. Juni 1880), ist eine schöne Schlingpflanze, die in unfern Bergwäldern ziemlich sparsam vorkommt. Sie wurde burch Karften in feiner Flora Columbiae (I. 27, Taf. IX) unter bem Namen Rosenbergia penduliflora und später im Bot. Mag. i. 5757 abgebildet. . . . Die Bflanze wächst, im Schatten gehalten, äußerst lebhaft. Gin jett in meinem Garten befind= liches Exemplar wuchs aus Samen, ber am 30. Oftober 1879 ausgestreut wurde. und bedectte nach weniger als drei Monaten eine 12 Fuß bobe und 10 Fuß lange Mauer. Sie klettert genau in berfelben Weise, wie die von Darwin in seinen Climbing Plants beschriebene Cobaea scandens. Die buftlosen Blumen mit ihrer trübarünen Karbe und dem wenigen Rot an den Staubfäden haben wenig Unziehungsfraft. Obgleich die Pflanze dem= nach nicht von großem gärtnerischen Interesse ist, verdient sie doch vollauf die Aufmerksamkeit der Botaniker in Anbetracht der eigentümlichen Umstände, unter denen ihre Befruchtung erfolgt. Gir J. D. Hooker hat bereits einige hierher gehörige Bemerkungen in feiner Beschreibung im "Botanischen Magazin" gemacht, und jum Behufe weiterer Untersuchung des Falles zog ich die Pflanze in meinem Garten.

Die Blumen wachsen an langen Stielen, welche im allgemeinen eine horizon= tale Stellung haben, indem fie 5-6 Boll aus dem Laubwerf berausragen. Wenn ber Reld fich öffnet, find die Staubfäden fowohl als der Griffel unregelmäßig ge= wunden; aber in ungefähr 2-3 Tagen werden alle gerade. Der Griffel hängt fchief niederwärts, die Staubfaben frum= men sich alle seitwärts, wobei die Krum= mung innerhalb der Kronenröhre ein we= nig oberhalb ihrer behaarten Basis statt= findet. Oft ift eine Entfernung von 15 cm Muischen den Antheren jeder Seite bor= handen. Ungefähr um 5 oder 6 Uhr Nach= mittags brechen die Antheren auf und bald barauf erhebt fich der Griffel und nimmt eine zentrale Stellung ein, fo daß eine Entfernung von ungefähr 10 cm zwischen ber Narbe und jedem einzelnen Staub= gefäße vorhanden ift. Gingig zu diefer Beit wird von der Drufenscheibe, welche die Basis des Fruchtknotens umgiebt, Rektar abgesondert, und zwar so massen= haft, daß ich mittelst einer fleinen Bipette von jeder Blume im Mittel 0,14 Rubifzentimeter erhielt. Diefer Nektar ift völlig durchsichtig, fehr füß und leicht schleimig. Er enthält eine Urt Gummi, welches durch absoluten Alkohol ausgefällt wird. Der Rektar erscheint alfo, wenn die Antheren ihr Werk vollbracht ha= ben, fogar eine Stunde bor ihrem Auf= brechen ift noch feine Spur besselben bor= handen. Die Neftarhöhlung in der Korollen= röhre wird durch die zahlreichen, sich an ber Bafis ber Staubfaben ausbreitenden Haare völlig abgeschlossen, so daß ein Ausfließen unmöglich ift. Die Pollenkör= ner find fehr groß (0,2 mm im Durch= meffer) und von demfelben Bau wie bei Cobaea scandens. Sie sind von einer klebrigen Schicht bedeckt und schwerer als Wasser.

Es vergingen zuerst mehrere Wochen, bevor ich die Art der Befruchtung fennen lernte. Die Narben wurden jeden Morgen forgfam untersucht, aber es fonnte fein Bollen auf ihnen entbedt werben. Die Staubfäden wanden fich wiederum gurud und fräuselten sich etwas, nachdem sie eine einzige Nacht hindurch ausgestreckt gewesen waren. Gegen Mittag fiel die Korolle ab, indem fie fich vom Grunde des Drufen= rings ablöfte und über ben Griffel, welder zu dieser Zeit wieder in einer schlaf= fen, hängenden Stellung befindlich ift, hinabglitt. Stets war in der Korollen= röhre nach ihrer Trennung noch etwas Nektar, aber es bleibt keiner im Relche rings um den Fruchtknoten gurud, noch dauert die Absonderung fort.

Diese Thatsachen zeigen klar, daß die Befruchtung in derselben Nacht nach dem Aufbrechen der Antheren erfolgt, und es war einzig folgerecht anzunehmen, daß dieselbe durch Nachtschmetterlinge bewirkt werde. Es wollte dennoch erscheinen, daß der Nektar, wie Mr. G. Bonnier*) emphatisch versichert, für die Pflanze von keinem direkten Borteil ist, weil er in derselben Weise in allen Blumen produzirt wird und verloren geht, ob dieselben befruchtet werden oder nicht.

Sobald aber die Zahl der Blumen zunahm (an einigen Abenden hatten 20 bis 25 ihre Antheren geöffnet), fand ich jeden Morgen viele derselben mit Pollen auf ihren Narben, und eine strenge Wache haltend, entdeckte ich, daß die Pflanze von

^{*)} Annales des Scienc. Nat. Bot. Sér. Vol. VIII, pag. 206.

einigen großen Nachtschwärmern aus ben Sattungen Chaerocampa, Diludia und Amphonyx besucht wurde. Ich beobachtete zusammen vier Besuche von einer Amphonyx-Art, drei von einer Chaerocampa und einen von einer Diludia. verfuhren in derfelben Weise. Ihren Rörper dicht über den Griffel haltend, tauchten sie ihre spiraligen Zungen in die Rorollenröhre, indem sie während der gangen Zeit die Antheren fo lebhaft mit den Spiten ihrer Vorderflügel ichlugen, daß sie nach allen Richtungen pendelten. Ich habe eine Amphonyx-Art gefangen, welche, nachdem fie fechs Blumen besucht hatte, die Eden der Borderflügel gang mit gelbem Staube bededt hatte. Denn ba die Pollenkörner mit einer flebrigen Schicht bedeckt find, so hängen sich viele an den Flügeln fest. Beim Besuche einer neuen Blume werden einige aus den Blättern verloren, aber indem das Infett feine gen= trale Stellung por der Blume einnimmt, wird die Narbegleichfalls mit den Flügelr berührt und so etwas Bollen auf derfelben zurückgelaffen. Ginzelne Blumen bleiben unbefruchtet, besonders an Orten, wo die Nachtfalter sie nicht leicht erreichen können. Alle in dieser Weise befruchteten Blumen setzen sehr bald Frucht an; aber feine Blume gab eine Frucht, ohne daß ihre Narbe mit fremdem Bollen gefreuzt worden wäre. Selbstbefruchtung ift daher ausgeschlossen, und dies wurde ferner durch die folgenden Experimente bewiefen. Zwölf Blumen wurden fünstlich mit ihren eigenen Bollen befruchtet und nach= her mit Muffelinbeuteln bedeckt; nur in einem einzigen Falle wurde eine Frucht erhalten, aber ich bin nicht völlig sicher, ob nicht doch ein fremder Bollenkern auf

bie Narbe dieser Blume gelangt ist. Gleichsfalls wurde bei zwölf Blumen eine Kreuzbefruchtung versucht, und zwar neunmal an demselben Abend nach dem Ausbrechen der Antheren und dreimal am nächsten Morgen. Die ersteren tragen jest alle Frucht, die letzteren blieben unfruchtbar. Diese Thatsache zeigt, wie sehr kurz die Beriode ist, in welcher die Befruchtung möglich ist.

Bon Nachtfaltern besuchte Blumen sind in der Regel entweder groß und von weißer Farbe, oder mit starkem Duft versehen; aber bei unserer Cobaea ist das erstere sicher nicht der Fall und meine Geruchsnerven wenigstens können keinen Duft wahrnehmen. Aber es ist wohlbeskannt, daß Insekten und besonders Schmetterlinge in dieser Beziehung von einer wunderbaren Sinnessschärfe sind, die sie befähigt, einem für den Menschen völlig unwahrnehmbaren Geruch nachzugehen...

Sobald die Korolle abgefallen ist, zieht sich der Blütenstiel langsam in das dichte Laub zurück, woselbst die Frucht sich, vor Angriffen aller Art geschützt, entwickelt.

Sefiört Peperomia arifolia Miq. unter die insektenfressenden Pflanzen?

In der Situng der Linneischen Gesellschaft in Paris vom 7. April besprach Prof. Baillon die mehr oder weniger tief schildsörmigen Blätter von Peperomia arisolia Miq., von der eine Barietät (argyreia) häusig in den Gewächshäusern kultivirt wird. Baillon hat Blätter angetroffen, deren schildsörmige Vertiefung, an einem Querschnitt gemessen, nahezu 4 Zentimeter betrug. Wenn die vertieften Stengel eine

passende Richtung annehmen, fann sich in biefen wohlpräparirten Behältern Waffer ansammeln. Biele fleine Insetten fallen in dieses Wasser und ertrinken. Als in der warmen Jahreszeit des vergangenen Rahres die Tenster häufig geöffnet wurden, war die Angabl der ertrunkenen Insekten sehr beträchtlich, und es war be= merkenswert, daß dabei fein Zeichen von fauligem Geruch auftrat. Diejenigen, welche an infektenfressende Bflanzen glauben, mogen hier vielleicht ein neues Beifpiel erfennen. Sie werden bingufügen, daß die fo auffallenden Farbenvarietäten diefer Blätter das Unlodungsmittel der Infekten feien, die berbeikommen, um zu ertrinken.

Drei Gedanken von gang verschiedener Art bieten fich bier von felbft: 1) Ift es nicht bemerkenswert, daß die übertriebene, fchild= förmige Aushöhlung diefer Blätter dem Unscheine nach mit Insektenverzehrung verfnüpft ift, und daß die Blätter der als farnivor befannten Pflanzen ihre fact- ober hornförmige Gestalt einzig einer erzeffi= ven, schildförmigen Vertiefung ihrer Fläche verdanken, wie Baillon an der Entwidlungsgeschichte der Blätter von Sarracenia*) nachgewiefen? 2) Wie fann es als ein Beweiß von Infektenverzehrung betrachtet werden, daß Pflanzen, gleich der Utricularia, beffer in einem Giweißstoffe enthal= tenden Waffer gedeihen, während andere Bflanzen, die nicht einen Augenblick als farnivor verdächtigt wurden, gleich gut in berfelben Flüffigkeit gedeiben? **) 3) Wie vereinigt der Hauptverkunder unserer Wis-

Das Bervorfreten von Protopfasmafäden bei den Prüsenhaaren von Silphium perfoliatum L.

Durch die Beobachtung Francis Darwins an ben Blattdrufen von Dipsacus silvestris L. veranlaßt, ließ ich bei den mikroskopischen Übungen, welche ich für die Schüler der oberen Rlaffen bes Greizer Gumnasiums abhalte. Die Drüfenhaare verschiedener Pflanzen untersuchen. Dabei entdecte der Gymnasiast K. Roth an den Drüsenhaaren der inne= ren Blattfläche von Silphium perfoliatum L. schwingende Brotoplasmafäden, die bald verlängert und weiter hervorgepreßt, bald zurückgezogen wurden, völlig ähnlich denen, die wir furz zuvor bei Dipsacus beobachtet hatten. Die Blätter von Silphium find gang fo bederförmig zusammengewachsen. wie bei Dipsacus, und dürften einerseits. wie dies Rerner vermutet, als Waffer= refervoir zum Schute gegen ankriechende Insekten und Schneden bienen, anderer= seits aber auch in gewissem Grade zum Fange von Infekten und zur Ansammlung organischer Stoffe angepaßt fein, beren Zersekungsprodukte der Pflanze zugute kommen. Daß das Wasser lange in den Silphiumschüffeln fteht, schließe ich baraus, daß fich in denfelben zum Teil eine reiche Algenvegetation gebildet hatte. Das gleichzeitige Vorkommen der bewegten Drufenfäden mit den Blattschuffeln bei

senschaft die beiden Ideen, daß die Oberfläche der Pflanzenblätter unfähig ist, mit ihm in Berührung besindliches reines Wasser zu absorbiren, und daß dieselbe Oberfläche täglich mit eiweißhaltigen Substanzen beladenes Wasser absorbirt?

^{*)} Compt. rend. LXXI. 630.

^{**)} Anm. d. Red. Die Utrikularien fangen und verdauen eben frische Artikulaten, was die anderen Pflanzen nicht thun, denen nur die Berwesung derselben zugute kommt.

Silphium wie bei Dipsacus läßt vermuten, baß beide in einer gewissen Beziehung zu einander stehen, und begünstigt die Darwinsche Annahme, daß diese Plasmasäden die in dem stehenden Wasser der Becher entshaltenen stickstoffhaltigen Substanzen aufsaugen*), während Cohn in diesen Fäden ein Extret sieht, das durch Öffnungen oder Risse der Cuticula hervorgepreßt wird und dessen Ausstrecken, Zurücksiehen und Bistrien auf Quellungserscheinungen dieser Substanz zurückzuführen wäre.**)

Die Silphiumdrüsen unterscheiden sich von den Dipsacusdrüsen durch einen mehrzelligen Stiel, einzelligen ellipsoidischen Drüsenknopf, durch geringere Größe und größere Häusigkeit.

Greig.

Dr. F. Ludwig.

Aber die Organisation und Rlassifikation der Diskomedusen

las Prof. Ernst Haeckel in der Sitzung der Jenaischen Gesellschaft für Medizin und Naturwissenschaft vom 11. Juni c. eine Abhandlung, derwir nach den Sitzungs-berichten das folgende entnehmen:

Die Ordnung der Discomedusae (ber "Discophorae" im engsten Sinne) oder der Scheibenquallen umfaßt alle diejenigen Afraspeden, welche in ihrer Jugend die bekannte ontogenetische Larvenform der Ephyra (Ephyrula) durchlaufen und welche demgemäß nach dem biogenetischen Grundsgesetze auch sämmtlich von einer ursprüngslichen gemeinsamen Stammform phylos

genetisch abzuleiten sind, die der Ephyra gleichgebildet war: Ephyraea. Diese ge= meinsame Ausgangsform aller Disto= medusen besitt 8 Sinneskolben (4 perradiale und 4 interradiale), damit alter= nirend 8 adradiale Tentakeln, und zwischen erstere und lettere eingeschaltet 16 Rand= lappen. Der Schirm aller Diskomedusen ist flach scheibenförmig und ihre Weschlechts= drüsen entwickeln sich in der subumbralen Magenwand mit zentripetalem Wachstum. Die große Anzahl von neuen Distomedusen= arten, welche der Vortragende in den letsten Jahren zu untersuchen Gelegenheit hatte, führten ibn zu einer gang neuen Klaffifikation diefer formenreichen Gruppe. Danach unterscheibet er in berfelben brei Unterordnungen und zehn Familien mit folgenden Charafteren:

I. Subordo: Cannostomae. Robr= mundige Scheibenguallen. Mundrohr einfach, ohne Mundarme. Zentralmund ein= fach, quadratisch. Radialtaschen breit, ohne Ringfanal. Bald 4, bald 8 Gonaden. Tentakeln solid, meift kurg. -1. Familie: Ephyridae. Radialtaschen breit, einfach, ohne veräftelte Diftalkanäle, ohne Ringfanal. I. Subfamilie: Palephyridae: mit 8 Sinnesfolben und 8 Tentakeln, mit 4 interradialen hufeisenförmigen Gonaden; Genera: Ephyra, Palephyra, Zonephyra. II. Subfamilie: Nausithoidae: mit 8 Sinnesfolben und 8 Tentafeln, mit 8 getrennten adradialen Gonaden; Genera: Nausicaa, Nausithoe, Nauphanta. III. Subfamilie: Collaspidae: mit 16 bis 32 Sinneskolben und ebenso vielen Tentakeln, mit 8 getrennten adradialen Go= naden; Genera: Atolla, Collaspis. — 2. Familie: Linergidae. Hadialtafchen breit, mit veräftelten blinden Diftalfanälen.

^{*)} Quarterly Journal of Microscopical Science. Vol. XVII, Nr. LXVI, p. 169.

^{**) 55.} Jahresbericht der Schles. Gefellschaft für vaterländ. Kultur, 1877, S. 156.

ohne Ringkanal. I. Subfamilie: Linanthidae: mit 4 interradialen hufeisenförmigen Gonaden; Genera: Linanthia, Linerges. II. Subfamilie: Linuchidae: mit 8 getrennten adradialen Gonaden; Genera: Liniscus, Linuche.

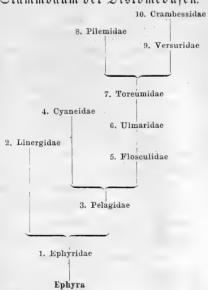
II. Subordo: Semostomae. Fahnenmundige Scheibenquallen. Mundrohr in 4 verradiale faltige Mundarme gesvalten. Bentralmund einfad, freugförmig. Balb breite Radialtafden, ohne Ringfanal, bald enge Nabialfanale, mit Ringkanal. Stets 4 Gonaden. Tentakeln hohl, meift lang. - 3. Familie: Pelagidae: Rabialtaschen breit, einfach, ohne veräftelte Diftalfanale, ohne Ringfangl; Genera: Pelagia, Chrysaora, Dactylometra. 4. Familie: Cyaneidae: Radialtaschen breit, mit veräftel= ten blinden Diftalfanalen, ohne Ringfanal. I. Subfamilie: Medoridae: mit 8 Sinnes= folben: Genera: Procyanea, Medora, Stenoptycha, Desmonema, Cyanea, Drymonema. II. Subfamilie: Pateridae: mit 16 Sinnesfolben; Genera: Patera, Melusina. - 5. Familie: Flosculidae: Ra= bialkanäle ena, einfach, unveräftelt, mit Hingfanal; Genera: Floscula, Floresca. - 6. Familie: Ulmaridae: Radialfanale eng, alle ober jum Teil veräftelt, mit Ringfanal. I. Subfamilie: Umbrosidae: mit marginalen Tentakeln, welche am Schirmrande zwischen ben Randlappen inserirt find; Genera: Ulmaris, Umbrosa, Undosa. II. Subfamilie: Sthenonidae: mit subumbralen Tentafeln, welche an der Bentralseite ber velaren Randlappen inse rirt find, bom Schirmrande entfernt; Genera: Sthenonia, Phacellophora. III. Subfamilie: Aurelidae: mit erumbralen Tentafeln, welche auf der Dorfalseite der ve= laren Randlappen inferirt find; bom Schirmrande entfernt; Genera: Aurelia, Aurosa.

III. Subordo: Rhizostomae. Burgel= mundige Scheibenguallen. Mundrobr burch 8 adrabiale wurzelförmige Mund= arme mit gablreichen Saugmundden vertreten. Zentralmund obliterirt. Radial= fanale eng, ftets veräftelt, mit Ringfanal. Stets 4 Gonaben (niemals 8!). Tentafeln fehlen. - 7. Kamilie: Toreumidae: 4 Sub= genitalhöhlen getrennt, die Armicheibe bil= bet ben Magenboden; Saugfrausen ber Mundarme blos ventral; an deren Arial= seite; Genera: Archirhiza, Cephea, Diplopilus, Polyrhiza, Cassiopea, Polyclonia, Toreuma. - 8. Familie: Pilemidae: 4 Subgenitalhöhlen getrennt, die Armicheibe bildet den Magenboden; Saugfrausen der Mundarme dorfal und ventral, fowohl an der abarialen als an der axialen Seite; Genera: Pilema, Eurhizostoma, Stylonectes, Toxoclytus, Phyllorhiza, Stomolophus .- 9. Kamilie: Versuridae: 4 Sub= genitalhöhlen vereinigt, zu einem zen= tralen Portifus verschmolzen, daher Magen= boben und Armicheibe getrennt; Saugfrausen der Mundarme blos ventral, an beren Arialfeite; Genera: Haplorhiza, Cotylorhiza, Octostyla, Crossostoma, Versura. - 10. Familie: Crambessidae: 4 Subgenitalhöhlen vereinigt, zu einem zentralen Bortifus verschmolzen, daher Magenboden und Armscheibe getrennt; Sauafrausen ber Mundarme borfal und ventral, sowohl an der abagialen als an ber arialen Seite; Genera: Leptobrachia, Thysanostoma, Mastigias, Himantostoma, Rhacopilus, Catostylus, Crambessa.

Die vergleichende Anatomie und Ontogenie der Diskomedusen gestattet die Phylogenie ihrer zehn Familien mit befriedigen-

der Klarheit annähernd zu erkennen. Die gemeinsame Stammgruppe ber gangen Ordnung bildet die Cannostomenfamilie ber Ephyridae, mit ber Stammgattung Ephyra (oder Ephyraea). Daraus haben sich zunächst zwei divergente Familien ent= widelt, die Linergidae und Pelagidae. Lettere bilden die Stammaruppe der Semo= ftomen und haben sich in die beiden Fa= milien der Cyaneidae und Flosculidae ge= spalten; aus diesen letteren find die Ulmaridae hervorgegangen, und aus diesen wiederum die Toreumidae, die Stammarubbe aller Rhizostomen. Die beiden Ka= milien ber Pilemidae und Versuridae find wahrscheinlich divergirende Zweige der Toreumidae, während die Crambessidae vermutlich aus den Versuridae (vielleicht aber auch aus den Pilemidae) entsprungen find. Diefe phylogenetische Spoothese fin= bet in folgendem Stammbaum ihren ein= fachsten Ausdruck.

Stammbaum der Distomedufen.



Die XI. Versammsung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft,

welche vom 5 .- 12. August in Berlin tagte, erlangte ihre Hauptbedeutung durch die Gegenwart des deutschen Kronprinzen, die Nordenffiöld= und Schliemann=Feier, die Begrußung Baftians und abnliche Creignisse, die fich unserer Berichterftat= tung entziehen, so daß wir uns diesmal ziemlich furz faffen können. In der Sigung des erften Tages folgte auf die allgemei= nen Begrüßungsreden des Regierungsbertreters und des Gebeimerat Birchow ein Bericht des Stadtrat Friedel über borgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend, der aber unterbrochen werden mußte, weil die fürstlichen Gafte gunächst ben Vortrag Schliemanns über feine Ausgrabungen zu bören wünschten. Da wir wiederholt und eingehend über die letteren berichtet haben, fo können wir und ein näheres Eingeben auf diesen übrigens febr intereffanten Bortrag ersparen. Wir wollen nur bemerken, daß Schlie= mann am Schluffe feine Abficht fundgab, demnächst Ausgrabungen in Orchomenos vorzunehmen, wofür er bereits die Er= laubnis der griechischen Regierung er= langt hat.

Nach Beendigung eines ziemlich stark mit Seitenhieben gegen die neuere "naturphilosophische Schule" gespickten Berichtes über die anthropologischen Leistungen des letzten Jahres, welchen Brof. Nanke erstattete (wobei er zur Abwechslung Birsch ow das Verdienstzuerkannte, die Prüfung des Farbensinns der Naturvölker ang er egt zu haben!), sprach am zweiten Tage Prof. Schaaffhausen über die Arbeiten der Schädelkommission, die noch immer nicht

darüber einig geworden ist, welche Linien am Schädel eigentlich zu meffen feien. Mit Recht warnte er vor der Unhäufung von Zahlen und wollte das Hauptgewicht auf die Beschreibung des Schädels gelegt haben. Er machte eine Reihe feiner Bemer= fungen über die Unterscheidung der weib= lichen Schädel von den männlichen, welche erstere sich durch verhältnismäßige Kleinheit ihres Volums, garte Formen im Umriffe der Augenhöhlen, Gestaltung der Riefer. die ichwächer ausgedrückten Muskelanfäte und das Borfpringen ber Scheitelhöder, die fehlenden oder wenig entwickelten Stirnhöhlen, den flachen Scheitel und eine ungewöhnlich kugelig hervorgewölbte Schuppe des Hinterhauptes auszeichnen. Biele die= fer Charaftere zeigen eine Bewahrung ber findlichen Form des Schädels. Schaaff= haufen will babei auch häufiger eine ben Ausdruck desSchmerzes amSchädel wieder= gebende Form der Augenhöhlen, als ob ihr äußerer Winkel abwärts gezogen wäre, und ein höheres Sinaufreichen der Nafen= beine gegen bas Stirnbein gefehen haben, und mehrere biefer Bilbungen fanden sich auch bei weiblichen Drang-Utan= und Bärenschädeln. In betreff des Nafeninder macht Schaaffhausen auf eine nur bem Rulturmenschen im ausgebildeten Zustande eigene, icharfe, knöcherne Leiste aufmerkfam, die er crista naso-facialis nennt, welche den Grund der Nasenhöhle vom Gesichte scheidet, und zeigt, daß der Naseninder nur nach Söhe und Breite der Nafenöffnung berechnet werden darf, sobald die Rafen= beine erhalten find, weil deren verschiedene Länge und Stellung sonst ein regelrechtes Resultat illusorisch mache.

In einer der dritten Sitzung vorausgehenden Konferenz demonstrirte Professor

Rupffer zunächst männliche und weibliche oftpreußische Schädel der Gegenwart, die am Gaumen eine befondere mediane Bulft (torus palatinus) von der Gestalt einer erhabenen dreiedigen Blatte aufweisen. die bei c. 30 % der heutigen Schädel und bei 65 % altpreußischer Schabel aus einer Grabstätte bei Gerdauen vorkommt und ein darakteristisches Merkmal der preukisch= litthauisch-lettischen Bölferfamilie zu bilben scheint. In derfelben Sitzung tam auch die Frage nach dem embryonalen Schwäng= den des Menschen zur Erörterung, wobei Prof. His und Dr. M. Bartels in Berlin sich einstimmig dahin erklärten, daß über= gablige Stelettteile (Wirbel) in ber Regel nicht in demfelben vorfamen, fo daß die gegenstehenden Behauptungen von Bar= tholinus, Thirk u. a. mit Borsicht auf= zunehmen seien.

Die darauf folgende dritte allgemeine Sigung brachte gunächst einen Vortrag vom Direftor des Schleswig-holfteinischen Mufeums vaterländischer Altertümer, Brof. Sandelmann, über vorgeschichtliche Erd= werke und Befestigungen in Schleswig= Holftein unter Vorlage einer Anzahl Ta= feln mit Grundriffen und Brofilen. Nur wenige diefer Werke (Burgwälle) wer= den noch von den ersten Sonnenstrahlen ber Geschichte beleuchtet, während der Rämpfe zwischen Deutschen und Wenden. 3m XI. Jahrhundert dienten die Böfeln= burg bei Burg in Dithmarschen und die Burg von Itehoe, die nachweislich zur Zeit Karls des Großen erbaut ift, als Zufluchtsstätten gegen- wendische Raubzüge. Im Jahre 1150 wurde die wendische Stadt Altlübeck mit ihrer Kirche von den Rugiern und die wendische Stadt Oldenburg von ben Dänen gerftort. Auf beiden Bläten,

fowie in den Ringwällen von Gufel, wo fich brei Sahre vorher friefische Rolonisten gegen Wenden verteidigten, und von Bop= vendorf werden diefelben Sachen gefunden, wie in den flavischen Burgwällen bes Ditens. Die meiften übrigen Burgwälle find "ftumm", weder Sage noch Geschichte weiß von ihnen etwas zu berichten, nur findet fich wiederholt die Sage von einer vergrabenen goldenen Wiege. Die Mehr= gabl ber sogenannten "Sagen" bei ber= aleichen Burgwällen find übrigens von der historischen Kritik als "gelehrte Erfindungen" des XVI. und XVII. Jahrhunderts enthüllt worden. Unter andern wurden diese fünstlich aufgeworfenen Sügel beson= bers gern, nach dem Vorgange von Peter Sag, ber in der Mitte des XVII. Jahr= hunderts in Eiderstedt lebte und schrieb, als sogenannte "Freiberge" bezeichnet, wohin die "Malefizversonen" nach einer begangenen Unthat geflohen seien. Auch auf Karten jener Zeit werden fie, wiewohl grundlos, so bezeichnet. Es sei aber mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß diese Erdwerke, ebenso wie ihresgleichen in anbern Diftriften, ju Berteidigungszwecken angelegt feien, freilich nicht blos gegen Angriffe von Menschen, sondern auch gegen die Meeresflut. Bekanntlich konnte man in der unbedeichten Marsch, wo Ebbe und Flut täglich zweimal wechseln, nicht anders als auf fünstlichen Sügeln, ben fogenann= ten Wurten, wohnen, wie ichon Plinius sie schildert und wie sie noch heutzutage auf den Salligen an der ichleswigschen Bestküfte zu sehen find. In altester Beit baute man, der Sicherheit halber, naturlich die Wurten möglichft hoch, fpater aber, als nach der Bedeichung Biebzucht, Seubergung und Aderbau mit Erfolg betrieben

wurden, bedurften die Marschleute größe= rer Wirtschaftsräume. Die alten hoben und engen Wurten wurden verlassen und meiftens abgetragen, um bann phantaftiichen Deutungen zu unterliegen. Uhnlich hatte auch Friedel in feinem oben er= wähnten Vortrage über die älteste Bevöl= ferung der Berliner Gegend hervorgehoben, daß sich die ältesten Funde auf den damals allein trodenen Söhen, die späteren erft im Thale fänden, wie benn ber größte Teil Berlins in das alte, breite Spreebett hineingebaut ist. Spezieller und unter Vorlage vieler Durchzeichnungen sprach Brof. Sandelmann dann noch über die Ring= wälle auf den nordfriesischen Infeln Sult, Föhr und Amrum, fowie über eine Gruppe von Werken in der Umgegend ber Stadt Schleswig und die beiden Ringwälle Dldenburg und Markgrafenburg bei Saddeby, den Burgwall Altgottorp und die fogenannte Thyraburg. Lettere gewinnt da= burch eine Zeitbestimmung, daß der Greng= wall des Dannewerks über dieselbe bin= weggeführt ift, so daß der Hauptteil hinter der Front, ein fleinerer Teil aber füdwärts vor der Front liegt. Wenn nun dieser Teil des Dannewerks als der älteste anzusehen und ohne Zweifel von dem König Gott= fried, einem Zeitgenoffen Rarls bes Großen, erbaut ift, fo muß ja die Thyraburg selbst mindestens bis tief in bas VIII. Jahrhundert zurückreichen.

Hierauf hielt Dr. Koehl, Borstandsmitglied des Altertumsvereins in Worms, einen Bortrag über fränkische Reihengräberfunde und speziell über das von ihm entdecte und ausgegrabene Gräberfeld von Bies-Oppenheim bei Borms, ebenso über einige auf einem neuentdecten fränkischen Friedhose in Worms gefundenen Gegen-

stände. Er besprach zunächst das häufige Borkommen von frankischen Grabfelbern in der Nähe von Worms, beschrieb die Art ber Bestattungen in Reihen, die Schichtung der Toten, wobei 3-4 übereinander liegen, aber nur das unterfte Sfelett Beigaben zeigt und den auch hier konstatirten, fcon in alter Zeit, gleich nach ber Bestat= tung geschehenen Gräberraub, gegen den icon alte Gesetsesborschriften eriftiren. Rugleich machte er aufmerksam auf patho= logische Erscheinungen an einzelnen mensch= lichen Sfelettteilen diefer Gräberfelder, fehr schlecht geheilte Anochenbrüche und Berletungen des Schädels. Oft find gu= gleich mit den Menschen Tiere begraben worden, wie dreimal gefundene Sunde= und ein Pferdeffelett neben einem ge= schmückten Krieger beweisen. Was die Beigaben betrifft, fo find fie von außerordentlicher Größe und Schönheit, nament= lich find hervorzuheben die reich orna= mentirten Thongefäße, Glasgefäße, worunter ein fehr ichoner Becher, große Bronzebeden, ferner als ein Unifum ein Bronzebecher mit getriebenen frühchrift= lichen figurlichen Darftellungen und Schrift= zeichen. Dieselben ftellen in verschiedenen Feldern bar: 1) den Gündenfall, Adam und Eva unter einem Baume mit ber Schlange und der merfwürdigen Bariante, daß neben Abam ein Rind fteht, und 2) Christi Berleugnung, darstellend Chriftus und Betrus, zwischen welchen auf einem Baume sitzend der Sahn dargestellt ift. Um die lette Figur fteben die Bruch= stude folgender, der Bulgata entnommener Worte: Priusquam gallus bis cantaverit, ter me negasti. Charafteristisch für diese Gräberfelder find gablreiche Waffen, grö-Bere und fleinere Schwerter, Streitärte, Lanzen, ferner Riemenbeschläge u. a. m. In Frauengräbern werden gefunden Schmucksachen aus Gold und Silber mit Almansbinen (Granatsteinen) und Filigranarbeiten, silberne Armbänder, Geräte, wie Simer, Küchenmesser zc. Sine bis jetzt noch nie gefundene Seltenheit ist ein Bratsspieß von Sisen von 1,24 Meter Länge in einem sehr reich mit Gold und Silber ausgestatteten Frauengrab in Worms. Daneben fand sich ein Bronzebecken mit Schweinerippen.

Berr Dr. Mehlis = Dürfheim, Bor= ftand der anthropologischen Seftion der Pfalz, fpricht über ein frankisches Schloß, Schloßed im Genachthale, gelegen in ber Nähe von Dürkheim, welches bis jest vollständig unbekannt geblieben war. Redner hat daselbst am Rande des Bergrückens eine c. 70 Meter lange "chklopische" Maner aufgefunden. In den letten Jahren ber= anstaltete Ausgrabungen ergaben außer= halb der Chklopenmauer einen Mauerring von eirea 230 Meter Länge, welche aus mächtigen Boffenquadern befteht. Außer= dem wurde ein fünfediger Sauptthurm ausgegraben, der sich unmittelbar neben dem Eingange befindet, welcher von einer in neuester Zeit restaurirten romanischen Thorfaçade gefrönt wird. Dr. Mehlis machte besonders aufmerksam auf die Dr= namentmotive in der erhaltenen Architekto= nik, welche offenbar auf die Berbindung überkommener römischer Technik mit halbbarbarisch = germanischem Geschmade bin= weisen. Auch die einzelnen fleineren Db= jefte, welche sich bei der Bloßlegung der Schlokstelle ergaben, so besonders mehrere Kleinbronzen, ein Knochenwerkzeug und Geschirrrefte mit dem Wellenornament weisen auf die Berbindung dieser zwei

Clemente bin. Außerdem haben fich jen= seits des freigelassenen Grabens die deut= lichen Spuren von Sochäckern ergeben, deren Rultivirung obne Zweifel in Berbindung mit den jeweiligen Bewohnern zu bringen ift. Eine von der Kustodin des Schlestwig=holfteinischen Museums vater= ländischer Altertumer, Fraulein J. Mes= torf, angeregte Diskuffion über die arabischen Filigranarbeiten und Sacfilber= funde, an der sich viele Gelehrte beteilig= ten, ergab, daß gerhactte Müngen, ger= brochener Silberschmuck vielfach von Often her als Tauschmittel in Gebrauch war, daß die arabifden Viliaranarbeiten aber auch im Norden nachgeahmt wurden.

In der vierten Sitzung erstattete zu= nächst Prof. Birchow Bericht über die statistischen Untersuchungen in betreff der Farbe der Haut, Haare und Augen, unter Vorlage von zwei großen Karten und Tafeln. Er bemerkte, daß die bereits auf dem vorjährigen Kongreß gemachten Mit= teilungen über die durch Prof. Rollmann in der Schweiz veranlaßten Erhebungen gleicher Art nunmehr abgeschlossen seien und die fartographische Darstellung durch die hohe Bahl ber Brünetten (fcon im schulpflichtigen Lebensalter) und die geringe Bahl der Blonden dafelbit beeinflußt habe. Die beiden vorliegenden Karten find jest mit Zuhilfenahme der Arbeiten in der Schweiz und ähnlicher Erhebungen in Belgien hergestellt worden. Diese Untersuchungen waren unmittelbar vorber Ge= genstand einer ziemlich absprechenden Kritif durch Brof. Rakel in der Berliner Geographischen Gesellschaft gewesen, und Bir= dow verteidigte deshalb Wert und Genauigkeit der angewendeten Methoden, wobei freilich nicht zu verschweigen ist, daß

eine allgemeinere Übereinstimmung dieser somatischen Kennzeichen mit den als böbere ethnische Rennzeichen bisber betrachteten Schädelformen nicht gefunden worden ift. Sehr richtig ist jedenfalls, wie von Brof. D. Fraas bei Gelegenheit seines Berichts über die prähistorische Karte Deutschlands hervorgehoben wurde, daß man die Berbreitung der Blonden und Brünetten, fowie ber älteren und neueren Steinzeitstationen u. f. w. je auf einer befonderen Karte, nicht burcheinander auf einer gemeinschaftlichen Karte darstellen will, weil so die leichteste Übersicht ermöglicht wird. So wird denn die prähistorische Karte Deutschlands aus fünf Blättern zu bestehen haben. Das erste foll nur die ältesten Typen der Steinzeit, der Höhlenwohnungen und der nordischen paläolithischen Fauna enthalten. Blatt II würde die neolithische Periode und die Anfänge der Metallzeit behandeln. BlattIII geht von der etrurischen Zeit bis zur Zeit ber römischen Offupation, Blatt IV fennzeichnet die entschieden römische Zeit, Blatt V die nachrömische Zeit. Jede Periode bean= sprucht eine eigene Karte, die in einem Abzuge jedem Mitarbeiter zugestellt wird, damit er auf derfelben feine Ginzeichnungen mache und für seine Gegend verantwort= lich wird.

Hierauf folgte eine längere Diskuffion über das Wellenornament*), welches von Bir cho w als charakteristisch für die Topfscherben flavischen Ursprungs angeschen wird, aber auch bei den Andamanen, auf der Trümmerstätte Trojas und in fränkischen Gräbern gefunden wird, so daß jedensfalls große Vorsicht bei weiteren Schlüssen aus seinem Vorkommen angezeigt ist. Sehr hübsche Nachträge gab sodann Dr. D.

^{*)} Bergl. Rosmos, Bd. IV, S. 492.

Tischler zu Gildebrandts großem Werke über die Geschichte der Fibel.

Die fünfte Sitzung brachte, nach bem fcon erwähnten Bericht von Professor D. Fraas über die prähistorische Karte von Deutschland, namentlich eine febr intereffante Darftellung der prähistorischen und Gräberfunde von Regensburg durch ben Pfarrer Dahlem, die insofern als bor= läufige Drientirung angesehen werden fann, als dort die nächste Bersammlung statt= finden foll. Nach einer von dem Bortragen= den daselbst gefundenen Thorinschrift ist Regensburg als Hauptdonaufestung gegen die Einfälle der Markomannen in den Jahren 170-180 von Marc Aurel gegründet worden, und das Lehrreiche ift, daß große Friedhöfe aufgededt find, die von dieser Zeit an bis über die Mero= winger Periode hinausführen. Bis gegen das dritte Jahrhundert herrscht die Leichen= verbrennung vor und anfangs fommen auf eine Leichenbestattung 9-10 Ber= brennungen. Darauf gegen Ende biefes Beitraums vermehrt sich die Bahl der bestatteten Leichen, aber eine Drientirung der= felben findet noch nicht ftatt. Erft in ben Gräbern, die fich nach den Müngfunden ber konstantinischen Zeit angehörig erweifen, beginnt die noch heute übliche drift= liche Sitte, die Berftorbenen reihenweise, fämmtlich mit bem Angefichte nach Often gerichtet, zu beerdigen. Go reihten fich bie Friedhöfe von Regensburg aneinander, und der Übergang in die merowingischen Beiten ift deutlich erkennbar. In der älteren römischen Zeit, unmittelbar nach ber Einführung ber Legionen, die von Guben famen, findet fich etwas mehr die Brachhfephalie vertreten, während in der fpatern, ber konstantinischen Zeit, die Dolicho=

fephalie, wie wir sie dem deutschen Thpus der damaligen Zeit zurechnen, überhand nimmt. Der wichtigste Einzelfund war der Glasspiegel, der schon zu römischen Zeiten vorhanden war, obwohl diese Thatsache von den Archävlogen angezweiselt worden ist; Pfarrer Dahlem konnte ihn in etwa 26 Exemplaren nachweisen, von denen jedoch nur einer spiegelte; an den andern hatte, wie sich bei einem so zarten Objekte, wie die Bleifolie ist, mit der sie belegt sind, leicht denken läßt, die Verwitterung und der Oxydationsprozeß sehr um sich gegriffen.

Virdow berichtete sodann noch über drei fogenannte Ciften, Situlae, Bronze= eimer, die von Priment zwischen Der und Warthe, aus der Nähe von Lübed und aus der Nähe von Sannover stammen. und beren Eigentümlichkeit barin besteht. daß sie ohne alle Lötung blos durch Nieten und Übereinanderrollen geprekter Brongebleche hergestellt find. Die erste war als Behälter für gut erhaltene Wertstücke im Moor versenkt gefunden, die anderen bei= ben ftammen aus Gräbern und fie enthiel= ten jum Teil Gifenwerkzeuge, jum Teil ift Gifendraht unter ben umgebogenen Ranbern der Festigkeit wegen eingelegt. Gleich= wohl scheinen fie einem hohen Alter anzugehören. Die Berbreitungslinien weisen über Sallstadt nach Italien, wo man auf dem wichtigen prähistorischen Friedhof bei der Certosa, unweit Bologna, eine größere Bahl gefunden und fie fogar einer boretrurischen Epoche, ber sogenannten umbri= ichen, guichreibt. Die Bronzegegenstände, welche in der wahrscheinlich in einer Stunde ber Gefahr im Moor versenkten Cifte von Priment enthalten waren, faben wie neu aus und waren zum Teil fo glangend, daß

man sie für vergoldet halten konnte. Um die Technik dieser Arbeiten sessischen, holte Birchow den Rat einer größeren Anzahl praktischer Bronzegießer ein, die aber über alles Andere in Zweissel und Streit blieben, nur darin einig waren, daß die Sachen vergoldet seien. Es ist sehr lehrreich, daß die chemische Analyse keine Spur von Gold fand. Das Sinzige also, worüber man einig war, hat sich als falsch erwiesen!

Die Schlufsitzung brachte von allge= meinerem Intereffe eine Rede, in welcher der nach einer im ethnologischen Interesse unternommenen Reise von 26 Monaten gurudaefehrte Brof. A. Baftian trot fei= ner reichen materiellen Refultate der Über= zeugung Ausdruck gab, daß in unserer Zeit der Gedanke aufgegeben werden muffe, für die Ethnologie, wie sie uns als Ideal vorgeschwebt hat, einen faßlichen Abschluß zu gewinnen. Man fei anfangs voller Soffnung ans Werk gegangen, "die Geifter wurden gerufen und nur zu bald drängten fie fich dicht. Denn als fich nun beim Nähertreten die Einzelheiten der Detail= aufgaben schärfer zu markiren begannen, da häuften fich Arbeiten ohne Bahl, fie thürmten sich bergehoch empor, und wenn mit aller Kraftanstrengung vielleicht der erite Rücken erklommen war, dann sab man jenseits, höher und höher ansteigend, eine neue Reibe von Sochgebirgen mit himmelragendem Gipfel. Gin Blid barauf, und der Gedanke, daß hier, um der com= parativen Verhältniswerte für die Berechnung gewiß zu fein, jedes Thal durch= schritten, jeder Kamm zu messen, jeder Organismus in seine mitroffopischen Gewebe zu zerfeten sein würde, mußte die fühnsten Vorsätze entmutigt niederschlagen.

Db es uns noch gelingen wird, von einer der Höhen einen Fernblick auf das verheißene Land zu werfen, es an den Grenzen des Horizonts, wenn auch nur als Fata morgana zu erschauen? Seinen Boben betreten wird von den Mitlebenden ieden= falls keiner. Wenn wir nun aber darauf verzichten müffen, diesen durch eine vergleichende Psuchologie zu frönenden Tem= pel des Rosmos felbst zur Vollendung zu bringen, wenn wir die Last des Fort= baues auf die Schultern ber fommenden Generationen zu wälzen haben, bann tritt damit besto gebieterischer die dringende Pflicht an uns beran, solcher Nachwelt vor Allem die Rohmaterialien zu bewah= ren und zu überliefern, ohne welche das Ganze fich wieder in einen Luftbau philosophischer Deduktionen auflösen würde. Und hier wird sich einst, wie ich fürchte, eine schwere Unklage gegen uns erheben, weil wir in der heutigen Epoche des Kon= taftes mit den Naturvölfern noch Vieles hätten fammeln und retten fönnen, was durch Unbedacht und Sorglosigkeit vor unseren Augen zu Grunde gegangen ift, was noch jett in jedem Jahre, an jedem Tage, fast möchte ich fagen, in jeder Stunde. während wir unthätig zuschauen, dabin= schwindet. Jede folder Lücken aber wird auf das Schmerzlichste empfunden werden, wenn es gilt, in fommenden Tagen für die Induktionsformeln einen statistischen Überblick zu gewinnen von der gangen Manniafaltigkeit der Variationen, unter denen das Menschengeschlecht auf der Erde in die Erscheinung getreten ift. Der Bor= wurf wird dann auf die jest lebende Bene= ration fallen für Verlufte, die scheinbar unersettlich find."

Der Vortragende betonte hier noch

die Notwendigkeit, ethnologisch gesschulte Reisende auszusenden, und suchte dies an seinen Erfahrungen über polynesische Muthologie nachzuweisen:

"Der polynesische Gedankenkreis ift nächft und neben dem buddhiftischen der auß= gedebntefte, ben wir auf der Erde besitzen. Es handelt sich hier nicht um amerikanische ober afrikanische Zersplitterung, sondern eine überraschende Gleichartigkeit behnt fich durch die Weite und Breite des Stillen Dzeans, und wenn wir Dzeanien in der pollen Auffassung nehmen, mit Ginschluß Polynesiens und Melanesiens, noch viel weiter. Es läßt fich fagen, daß ein ein= heitlicher Gedankenkreis in etwa 140 Längen= und 70 Breitegraden den vierten Teil unferes Erdglobus überwölbt. Gine folde interessante Erscheinung dürfen wir nicht von vornherein ignoriren, felbst wenn wir es, wie Biele meinen, hier nur mit wilden Menschenfressern zu thun haben follten. Ich mußte nun fragen, wie viel absolut Sicheres wissen wir denn eigent= lich von dieser gewaltigen, ein Biertel unferer Erbe umfaffenden Gedankenfchöpfung? Broden und entstellte Berichte un= eingedrungener Reisenden Unsere beimischen Volkssagen erhalten erst ihre Bedeutung durch ben Rudblid auf die Edda, die verworrene Mythologie Indiens ist uns erst flar geworden seit Auffindung ber Beda, und auch bei den Griechen lag ber Kern ber Religion nicht in jenen my= thologischen Götterfiguren, die ungestraft auf der Bühne verspottet werden durften. sondern in jenem heiligen Liede, das uns widerklingt aus hesiodischen Theogonien, widerklingt aus orphischen und dionysischen Befängen, oder in den Mufterien verbor= gen liegt. Gin gleiches Berhältnis ent=

widelt fich überall auf der Erde, in Afien, in Amerika, in Afrika und ebenfo in Bo-Innefien. Die Berichte über die Mythologieen der Naturvölker bieten im Allae= meinen Zerrbilder ohne Sinn, fo lange wir nicht den religiöfen Sintergrund fennen, auf dem fie fpielen. Diefe kennen gu lernen ist aber nicht leicht, da die Briefter bei den Naturvölkern zugleich die Gelehr= ten repräsentiren und ihre Lehren in Sombole hüllen, die nur den Eingeweihten verftändlich find. Es ist dies ein Sachenverhältnis, das in den ethnologischen Lehr= büchern nicht genugsam hervorgehoben wird Es bedarf erst eines langen Aufenthaltes im Lande, damit die Briefter genügende Bertrautheit gewinnen gur Mitteilung folder unter dem Siegel der Berschwiegenheit vererbten Überlieferungen. Um speziell bei den Polynesiern zu blei= ben, fo fann man fagen, daß in der gan= gen Litteratur, die wir feit der Entdedung besitzen, etwa feit 100 Jahren, sich nichts, was diesen inneren Kern der Religion betrifft, erhalten findet, als ein paar qu= sammenhangslose Fragmente bei einem halben Dutend Schriftstellern, und jest hallt uns auch hier auf allen Seiten ein "Bu spät!" entgegen, da die Träger der unverfälschten Tradition bereits im raschen Aussterben begriffen sind, und das, was fie durch lange Überlieferung bei sich be= wahrt hatten, eine Art in der Erinnerung aufbewahrte Bibliothek, mit ihnen begra= ben wird. Es ift mir deshalb lieb, mit= teilen zu können, daß ich durch ein Zusam= mentreffen fehr gunftiger Umftande wenig= ftens einige biefer Dokumente gefichert habe, aus benen, wie ich hoffe, sich mit ber Zeit der Gedankenfreis Polynefiens, einer der wunderbarften, der auf Erden

vom Menschengeiste geschaffen ift, einiger= maßen wieder rekonstruiren lassen wird."

Es hielt hierauf Dr. Henning, Bri= vatdozent der Berliner Universität, einen Bortrag über die deutschen Runen, in welcher er in längerer Rede Folgendes barlegte. Die Runen find die ältesten Sprachbenkmäler aus altgermanischer Vorzeit. Die Edda schreibt ihre Erfindung dem Wodan zu und läßt dabei noch ei= genste Lebenserfahrungen des istväonischen Stammes erkennen, ber nach ichwerer Rriegslaufbahn durch die Berührung mit dem Römertum das eigentliche Rulturvolf der Germanen geworden. Um Rhein fand wahrscheinlich zu Anfang unferer Zeitrech= nung mit Benutung bes lateinischen Al= phabets die Erfindung der Runen ftatt. Unfangs nur der Losung und Zauberei bienend, wurden fie bald als Schriftzeichen verwendet, und die Sprachwissenschaft ist nunmehr bemüht, diefe ehrwürdigen Dentmäler zu deuten. Redner ging hierauf zu einer Besprechung der 20 in der prähisto= rischen Ausstellung befindlichen Runen= denkmäler über. Un feinen Vortrag ichloß sich eine längere Debatte, an der sich die Berren Dr. Undfet=Christiania und Dr. Montelius=Stocholm beteiligten, und aus der hervorging, daß die ffandinabi= schen Forscher die frühere Ansicht, als ob es feine germanischen, fondern nur nor= dische Runen gegeben habe, aufgegeben haben; doch machten fie darauf aufmert= fam, daß noch festzustellen sei, ob nicht doch eine öftliche Übertragung stattgefun= den habe, da im Often gerade fehr ben etrurischen Alphabeten sich anschließende Runenformen gefunden feien.

Dr. Undset berichtete näher über den durch die Zeitungen befannt gewordenen

Fund eines Wikingergrabes bei Sandefjord, welches in dem Schiffe des "Seekönigs" selbst hergerichtet war.

Sehr fpat gelangte man gur Distuffion ber Stein= und Söhlenfunde, welche Prof. Ranke mit der Beschreibung Muggendorfer- und anderer oberfränkischer Böhlen eröffnete, in denen fich neben Steinwerkzeugen Spinnwirtel, Webegerätschaf= ten und andere Zeugen einer Rultur ge= funden haben, die unmittelbar an die der Pfahlbauten beranreiche. Gleichzeitig mit denselben sei auch ein Rentiergeweih gefunden worden, welches diese Reste in eine von der Giszeit nicht fehr entfernte Beriode hinaufrude, wenn man auch an die jungere Steinzeit benten wolle. Ansichten wurden allgemein mit Zweifel aufgenommen und Dr. Nehring wie Prof. Fraas thaten ziemlich zweifellos dar, daß es sich hier um Vermischung älterer Funde aus dem Grunde der Söhle mit denen jüngerer Schichten handeln muffe.

Darauf folgten einige febr wichtige Mitteilungen von Brof. Schaaffhaufen, über vom Menschen geöffnete Söhlenbären= fnochen und über ein uraltes Maffengrab bei Schmerleke im Kreise Lippftadt, welches neben Feuersteinmeffern und einer Steingabel unbefannter Bestimmung, eine Rupferstange und eine fupferne Si= chel, also Übergangsftucke von der Stein= zur Bronzezeit enthielt. Aus Andernach erhielt er ein Steingerät, welches 7-8 Fuß im Lehme unter bem Bimftein gefun= den sein foll, also einen neuen Beweis geben würde, daß der Mensch die vulfa= nischen Ausbrüche am Rheinthale erlebt habe. Aus der Rahe von Seligenftadt erhielt er von einem unter den älteren Allu= vialschichten im Diluvialfiese liegenden

Skelett ben Schäbel einer erwachsenen Frau mit einer vorgewölbten "Rinder= ftirn" und einer auch sonst fehr primitiven Bilbung. Ginen noch primitiveren weiblichen Schädel, dem nicht viel fehlt, um ihn als "Frau des Neanderthalmannes" bezeich= nen zu können, erhielt er aus dem Diluvialfies von Mannheim, nabe an dem Ginfluffe bes Redars in ben Rhein. Seine Kapazität beträgt nur 1320 Kbzm. und es finden sich außerdem viele Kennzeichen niederer Raffen an demfelben, unter anberem die pithekoide Lucke am Oberkie= fer vor den Edzähnen, wie fie die Anthro= poiden und niedere Raffenzeigen. Schaaffbaufen ichloß feine Mitteilungen mit fol= gender Betrachtung: "Es fann doch nicht ein bloger Bufall fein, daß die Menschen= reste ältester Zeit, die mir fo oft in die Sände kommen, immer die Zeichen niederer Organisation an sich tragen, also die Bahl ber Beweise mehren für die allmäh= liche Fortbildung unseres Geschlechtes. Leider find die Forfcher unferer Tage noch nicht alle einig in der Anerkennung des großen Entwicke= lungsgefetes, beffen entschiedenfter Berteidiger ich immer war und noch bin. Aber barin sind wir alle einig, daß niemals das bloke Raisonnement aus tendenziöser Absicht, sondern immer nur die neue That= fache und ihre vorurteilslose Bürdigung und auf bem Wege ber Wahrheit weiter führen fann."

Noch in derselben Sitzung konnte Jebermann sehen, wo die "tendenziöse Abssicht" und der in diesen Sitzungen so oft getadelte Dogmatismus zu Hause seien. Denn nicht nur, daß die Diskussion dieser Ansichten vom Vorsitzenden einsach abgeslehnt wurde, es wurde auch gleich hernach

dem Dr. Mook aus Kairo*), der sich gegen einigevon Geheimerat Vir chow weiter verbreitete, persönliche Verdächtigungen rechtfertigen wollte, das Wort entzogen, weil er nicht vom Präsidenten der deutschen, sondern nur von dem Präsidenten der Berliener Anthropologischen Gesellschaft, die nur zufällig eine Person darstellten, angegriffen worden sei! Außerdem entwickelte sich noch ein interessantes Kampsspiel.

Brugich=Ben bielt einen Vortrag über Egyptens Stellung zur Prähistorie, in welder er als genauester Kenner versicherte, Egypten enthalte gar keine prähistorischen Reste, und sich dabei zugleich auf die übereinftimmende Unficht von Lepfius berief. Alle angeblich geschlagenen Steinfunde feien zufällige Splitter, die durch Berfpringen der Steine bei Temperaturdiffe= rengen entständen. Seinen Angaben wurde von Eder und namentlich von Fraas febr entschieden widersprochen und Bir= dow fand es für aut, zu konstatiren, daß Lepfius feineswegs das Vorkommen von Rieselsteinartefakten in Egypten leugne, im übrigen muffe er auf Feststellung der Zu= verlässigfeit von Bersonen dringen, die folde unzweifelhaften Artefakte aus Egyp= ten vorbringen! Dies wagte er zu fagen, nachdem er wenige Minuten vorher einer folden Verson die Gelegenheit, sich vor fompetenten Männern zu rechtfertigen, er= schwert oder vielmehr abgeschnitten hatte!

Auf die anthropologische Ausstellung, welche gleichzeitig stattfand, irgendwie näher einzugehen, verbietet uns der Raum. Es genüge, zu bemerken, daß sie äußerst reichhaltig und lehrreich war.

^{*)} Bergl. Rosmos, Bd. IV, S. 63.

Sine neuentdeckte prähistorische Station in Syrien.

In der Sitzung der Barifer Akademie der Wiffenschaften vom 16. August wurde mitgeteilt, daß der Archäologe Lartet in Sprien, öftlich von Thrus, bei einem Hanaoueh genannten Dorfe eine neue prähistorische Wohnstätte des Menschen ent= bedt hat, die vom höchsten Alter zu fein fcheint. In der Schlucht des Fluffes Wadh el Affab trifft man zuerst große Statuen von einem fehr boben Alter, bann ein wenig weiter enorme Blöcke, die um drei Meter über den Boden hervorragen, fechs Meter breit und fünf Meter dick sind. Sie bestehen aus einem rötlichen, äußerst har= ten Felfen. Diefe Maffe fchließt,, Myriaden" bearbeiteter Feuersteine und gahlreiche Fragmente von Knochen und Zähnen ein. Der Boden ift rings umber mit einer be= trächtlichen Menge grobbearbeiteter Feuer= steinstücke bestreut, unter benen man die Meifiel und Schaber bes svaenannten Mouftiertypus erkennt. Diese folossalen Blöde, welche auf allen Seiten von dem umgebenden Kalkstein isolirt erscheinen, find mit Feuerstein und Anochenresten völlig erfüllt. Die Feuersteinstücke sind gelb oder schwarz und von einem sehr schönen Korn, sie sind stellenweise durch Berwitterung freigelegt, aber es ift absolut unmöglich, sie von der einhüllenden Masse zu befreien; sie brechen eber, als daß sie sich von dem außerordentlich har= ten Bement, ber fie umgiebt, trennen ließen. Die wenigen Zahnfragmente, welche man hat herausbringen können, scheinen ben Gattungen Cervus, Capra ober Ibex, Bos und Equus anzugehören. Die in Stude gebrochenen Anochen sind absolut unbestimmbar.

Diese Menschenstation scheint bis zum höchsten Altertum zurüczureichen. Die Feuersteine bieten eine sehr primitive, bebeutend rohere Form dar, als diejenigen der Grotten von Nahr el Kelb, und nur eine sehr lange Neihe von Jahrhunderten hat diesen Küchenresten die Härte des dichetesten Borphyrs verleihen können. Dieses Magma hat sich nur in einer Jöhle bilden können, deren Dach und Wände durch die Urphönizier, Urheber der oben erwähnten rohen Steinsiguren, hinweggenommen sein mögen.*) (Rev. seientis. 28 Août 1880.)

Linne als Darwinist.

Im Anschlusse an die oben erwähnte Meinung Baillons, daß die fclauch= förmigen Blätter einiger insettenfressenden Pflanzen durch die Vertiefung schildförmi= ger Blätter entstanden seien, mag darauf hingewiesen werden, daß Linné, als Borgänger Lamards, angenommen hat, die Sarracenia sei vorher eine wahre Wasser= pflanze mit Schwimmblättern, wie unfere Nymphaea, gewesen. Alsdann hätten sich die Blätter, als das Gewächs zu einer Landvilanze wurde, ausgehöhlt, um das Wasser, auf dem sie vorher schwammen, zu bewahren. Er stellte deshalb in feinen Anfängen eines natürlichen Suftems bie Sarrazenien neben die Nymphäazeen und gab ihnen fo Diefelbe Stellung, die ihnen auch Baillon, wie es scheint, ohne Lin= nés Unficht zu fennen, gegeben bat.

*) Es handelt sich hier offenbar wieder um die von Fraas so schön beschriebene, aus der syrischen Gletscherzeit stammende terra rossa. Bergl. Kosmos, Bd. IV, S. 502—550.

Litteratur und Kritik.

aron N. Dellingshausen. Das Rätsel der Gravitation. Sei= delberg. Rarl Winters Universitäts= buchhandlung. 1880. VIII u. 230 S. Die Lefer bes "Rosmos" fennen bie Vorgeschichte dieses Werkes aus einer Reibe von Referaten bes Unterzeichneten. Der= selbe hat nämlich sowohl die früheren Schriften, in welchen Dellingsbaufen feine neue kosmische Physik vortrug, als auch das unter dem Titel "das Rätsel der Schwerfraft" erschienene Werf von Ifen= frahe besprochen, welch letteres den un= mittelbaren Unftoß zu diefer neuesten Beröffentlichung des baltischen Naturforschers gegeben hat. Die im Tone größter Offen= beit gehaltene Borrede, ein Sendichreiben an Dr. C. Ifenfrabe, teilt mit, bag ber Berfaffer mit einer weit ausgedehnten Un= tersuchung über physikalisch-chemische Brobleme beschäftigt, diese feine Arbeit auf "feche Wochen" unterbrochen habe, um eine eingehende Entgegnung niederzuschrei= ben; auf diese Weise entstand "das Rätsel ber Gravitation". Gine furze Entstehungs= zeit für ein so stattliches Buch! Ist es freilich eine Leiftung, welche fich den frühe= ren Monographieen des Berfaffers berech= tigt gur Seite ftellt, fo wird man beffen

produktiven Talente nur um fo höhere Achtung gollen muffen. Indeß wollen wir gleich eingangs uns ehrlich babin äußern, baß uns fehr Bieles an bem Buche nicht gefällt, und daß basfelbe mit ben "rationellen Formeln der Chemie" oder gar mit ben "Beiträgen zur mechanischen Wärme= theorie" den Vergleich durchaus nicht aus= halten fann. Das borazische "nonum prematur in annum", wenn auch natürlich in angemeffener Beife reduzirt, würde fowohl in materieller als auch ganz besonders in formaler Sinficht einen fehr gunftigen Gin= fluß auf bas Werkden geäußert haben. Dazu fommt, daß dasselbe einen polemi= schen Charafter trägt, und litterarische Brodufte dieser Gattung pflegen bei anderen Menschen ohnehin niemals die gleiche Bürdigung zu finden, wie bei den Autoren.

Referent will gleich dazu übergehen, seine Beschwerdepunkte in konzentrirter Gestalt zu formuliren, indem er sich eine sachsliche Erörterung der dem Verfasser eigentümlichen Ansichten für später vorbehält. An erster Stelle haben wir zu rügen die geradezu maßlose Geringschätzung, welche wir gegen die atomistischen Theorien und deren bedeutendste Vertreter mit einem gewissen Wohlgefallen zur Schaugetragen sins

den; zum zweiten müssen wir die mangelnde geschichtliche Durcharbeitung an einem zu einem Vierteil selbst historischen Werke bestlagen, und drittens endlich stört uns die Boreingenommenheit des Verfassers gegen die philosophische Forschung, ohne welche doch gerade bei Problemen, wie die hier vorliegenden, niemals ein durchgreisender Erfolg zu erzielen sein wird. Es wird sich herausstellen, daß eines der angeführten drei Momente dann stets mitspielen wird, wenn wir im solgenden gezwungen sein werden, uns auch materiell zu der einen oder anderen These v. Dellingshausens in Widerspruch zu sehen.

Diejenigen Stellen fämmtlich aufzuzählen, in welchen die Atomistik eine mehr oder minder berbe Berurteilung erfährt, verbietet fich fchon durch deren Bielzahl. Wir halten dafür, daß ein weit befferer Erfolg zu erzielen gewesen wäre, wenn die Bernichtung der gegenüberstehenden Naturansicht ein für alle mal in beliebigen Dimensionen erfolgt wäre; so nun kommen Ausfälle gegen die Molekulartheoretiker bei jeder paffenden und, muffen wir hin= zuseten, auch unpaffenden Gelegenheit vor, und dergleichen fann nicht anders als er= müdend auf den Lefer wirken. Inwiefern diese Angriffe der Sache nach gerechtfer= tigt sind, bleibe vorläufig dabingestellt: das wird uns der Berr Berfaffer bei ruhi= ger Überlegung boch einräumen muffen, daß er sich von großen Übertreibungen nicht frei gehalten hat. So führt er 3. B. an, was Mädler in feiner populären Uftronomie auf einer Oftavseite über die Rometen fagt, und fährt dann fort (S. 169): "In diesen einfachen Worten ift eine vollständigere Kometentheorie vorhanden, als in dem umfangreichen Buche von Böll=

ner." Sierzu eine Bemerfung zu machen, erscheint überflüffig. Allein auch fonst lei= det die gange Darstellung an dem in Berfen von reformatorischer Tendeng freilich gar nicht seltenen Fehler, die Gegner als Leute zu behandeln, welche lediglich aus Marotte und gegen eigenes besseres Wisfen gegen eine wohlthätige Neuerung fich stemmen und hartnäckig das totschweigen. was sie sonst nicht aus der Welt schaffen fönnen. Daß biefe Gegner burch Grunde - wenn auch allenfalls unzureichende Gründe-fich in ihrem Verhalten beftim= men laffen, wird gar nicht zugegeben, und fo gewinnt das Bange ein dogmatisches, feterrichterliches Gepräge, an bem boch ein so entschiedener Freidenker, wie der Berfaffer, zulett Gefallen finden follte. Wir, die wir gewiß fein atomistisches Glaubensbefenntnis abgelegt haben und uns von jeder Voreingenommenheit nach ber einen ober andern Seite bin frei mif= fen, halten es für Pflicht, Berwahrung gegen folden Ton einzulegen, ben bann boch jeder Begründer einer felbständigen neuen Theorie anzuschlagen ein Recht hätte. Denn wir seten von einem folden ftets voraus, daß er von der Wichtigkeit und Richtigkeit seiner Meinungen gang ebenso überzeugt ift, wie Berr b. Dellings= haufen.

Die Abneigung des Verfassers gegen Andersdenkende scheint ihm auch bei seinen geschichtlichen Studien störend in den Weg getreten zu sein. Dies und noch ein anderer sofort zu berührender Punkt mag die Schuld daran tragen, daß die Durchsorsschung des immensen vorliegenden Materiales so höchst bescheidene Dimensionen eingehalten hat. Die wirklich liebenswürzige Art und Weise, in welcher der Vers

fasser in der vorausgeschickten furzen Auto= biographie feine Art, wissenschaftlich zu arbeiten, schildert, erklärt manche Unvollfommenheit, und zwar zum Vorteil bes Autors; berfelbe ift bei feiner Entfernung von den wissenschaftlichen Zentren immer großenteils auf das angewiesen, was ihm ein gunftiges Ungefähr in die Sande fpielt, und würde umfaffende litterarische Studien auch beim besten Willen nicht anzustellen in der Lage fein. Allein dann follten lit= terargeschichtliche Darftellungen auch lieber unterbleiben und nicht minder follte' bei der Abschätzung der Originalität einer Idee die äußerste Borficht obwalten, da man ja boch unmöglich sicher fein kann, daß gerade in diesem Falle Rabbi Afibas Ausspruch sich unzutreffend erweisen werde. So scheint benn auch des Verfassers Ab= neigung gegen Philosophie und Philosophen auf unzureichender Kenntnis ihrer Leistun= gen zu beruhen. Es ift ja wahr, daß gar manche Beispiele aus der Weltweisheit älterer Ordnung zu einem herben und ab= sprechenden Urteil provoziren, allein von der modernen, gang unter dem Ginfluffe Kantscher Prinzipien arbeitenden Schule follte sich doch auch der exakteste Natur= forscher im wesentlichen befriedigt fühlen fonnen, und daran follte der Phyfiter fest= halten, daß ihm ohne die Beihilfe des Philosophen die Konstruktion eines nur einigermaßen befriedigenden Weltbildes nimmer gelingen könne.

Wir werden im folgenden Gelegenheit haben, unsere verschiedenen Bemerkungen und Ausstellungen durch direkte Belege zu begründen. Zu diesem Zwecke treten wir in eine detaillirte Besprechung des Inhalts ein. Zuvor sei noch erwähnt, daß derselbe sich nach vier Unterabteilungen

gliedert, welche resp. die folgenden Titel führen: "Der gegenwärtige Standpunkt der Wissenschaft"; "Die Gravitationstheorie von Dr. E. Fenkrahe"; "Nechtsfertigung meiner Theorie"; "Mathematissche Belege".

Der Berfaffer beginnt feinen hiftori= ichen Rüchlick mit Coppernicus*), wen= det sich sodann zu Tucho Brahe und Repler und verweilt ausführlicher bei den Weltspstemen von Cartefius und Mancherlei Unrichtiges und Remton. Halbrichtiges läuft schon in diesem einleitenden Teile mit unter. Woher der Berfaffer (S. 4) wiffen will, daß Mönchs= intriquen den Drud der "Revolutiones" in der damals ichon gang protestantischen Stadt Nürnberg - verhindert hätten, fonnen wir nicht bestimmen. Das halbtuchonische Sustem (S. 5) rührt nicht von Renmers ber, der im Gegenteil gang dieselben Ideen wie Tucho selbst hatte, vielmehr waren es der Dane Longomon= tan und der Böhme Origanus, welche jenes Vermittlungsfystem in Vorschlag brachten. Daß Descartes mit großer Achtung genannt wird, ift an sich verständlich; ähnelt doch feine Wirbeltheorie vielfach der vom Verfasser selbst ausgedachten Rosmologie. Die etwas lage Schreibart fönnte bezüglich Hookes (S. 10) zu einem

^{*)} Es wäre wohl an der Zeit, daß sämmtliche Schriftsteller sich entschlössen, diese richtige (? Red.) Schreibart des Namens des Resormators zu adsoptiren. Mit der Schreibung der Eigennamen wird es übrigens in unserer Borlage duch etwas gar zu leicht genommen. Bir registriren beispielsweise Hunghens statthungens, Roberswal' statt Roberval, Toricelli statt Toriscelli. Auch sonst würde eine gewisse Ausseilung in sprachlicher und stillstischer Hinschlicher Lessbarkeit des Buches sörderlich gewesen sein.

Brrtum verleiten: die Abhängigfeit ber Schwere von der Entfernung der Welt= förper hatte der englische Polyhistor wohl erkannt, nicht jedoch deren mathematische Form. Newton (ebenda) wohnte während feiner Jugendperiode nicht in London, son= bern in Cambridge. Die alte, insbesondere auch von Zoellner behandelte Streit= frage über Newtons Auffassung des Wesens der Gravitation ist natürlich auch hier Gegenstand eifriger Erörterung. Wir haben unfere bezüglichen Unsichten in biefen Blättern*) bereits bargelegt und fönnen von einer Reproduktion deshalb absehen; daß Rewtons zulett aus= gesprochene resignirende Meinung wirklich nur Ausfluß einer gewiffen fenilen Gleich= giltigkeit gewesen sei, will und freilich nicht einleuchten. Im Anschluß bieran werden fcharfe Vorwürfe gegen die Aftronomen gerichtet, welche gar nicht an der fausalen Begreifung der Schwerfraft gearbeitet und sich damit begnügt hätten, alle möglichen Erscheinungen im Rosmos auf diese imaginare Newtonsche Attraftion zurückzuführen. Diefer "dinefische Stillstand", wie ihn herr v. Dellingshaufen (S. 14) nennt, war ein unermegliches Glück für die Wiffenschaft. Sätten Laplace und Lagrange, Leverrier und Sanfen die geistige Kraft, welche sie an die immer feinere Ausbildung des Gravitationskal= füls setten, an atomistische oder dynami= sche Spekulationen gewendet-wir wären heute wohl noch nicht so weit, als wir glücklicherweise find, und es ift fehr frag= lich, ob zur Entstehung von Büchern von der Art des vorliegenden überhaupt die nötigen Borbedingungen gegeben wären. Die Interpretation, welche der Verfasser

von dem Wort "Erflärung" irgend eines Naturphänomens giebt, scheint uns überhaupt zu weit zu geben (S. 16). Wir em= pfehlen ihm in dieser Hinsicht das treffliche Brogramm Carl Neumanns*), in welchem u. a. auseinandergesett wird, weshalb die Reduktion der so unendlich ver= widelten Erscheinungen bes Burfes auf nur zwei "Rräfte", die Momentankraft des Schleuderns und die Dauerkraft ber Erdschwere, in der That den Namen einer Erklärung voll verdiene. Und in gewissem Sinne stellt sich ja der Berfasser selber auf biefen Standpunkt. Denn als Motto hat er sich den bekannten Ausspruch Kirch= hoffs gewählt, welchem zufolge eine voll= ftändige und möglichst einfache "Beschrei= bung" der natürlichen Bewegungen bes Physikers eigentliche Aufgabe ist; auch sonst zitirt er diese Worte mehrfach und freut sich, durch seine eigene Theorie ge= rade dasjenige geleistet zu haben, was Rirchhoff gefordert. Warum follten denn die Aftronomen ein gar fo lebhaftes Be= burfnis empfinden, "fich Rechenschaft über die Erscheinung der Schwere zu geben" (S. 23), wenn, wie zugeftanden wird (S. 29), die Anziehungsfraft "das große Berdienst hat, der einfachste und fürzeste Ausdruck für die beobachteten Thatfachen zu fein"? Wenn die Naturforschung zunächst mit diesen Resultaten sich zufrieden giebt, fo follte ihr diese vernünftige Bescheidenheit weit eher zum Lobe, benn gum Tadel gereichen. Im weiteren Berlaufe seiner historisch = fritischen Erörterungen schließt sich v. Dellingshaufen auf bas engste an das Isenfrahesche Buch an; die Theorien von Sungens, Zoellner, Fritsch, Spiller und Schramm wer-

^{*)} Rosmos, Bd. VI, S. 70 ff.

^{*)} Leipzig, 1872.

ben der Reihe nach vorgenommen und wefentlich mit den aus Ifenfrahe ent= nommenen Argumenten befämpft. Wir haben ichon in jener früheren Rezension*) es beklagt, daß das Register der im "Rätsel ber Schwerkraft" diskutirten Theorien burchaus fein vollständiges fei, und ein gleiches bier zu thun hätten wir alle Urfache, wenn wir nicht beforgen müßten, die Geduld des Lefers durch Wiederholun= gen zu ermüden. Nur daran fei erinnert, daß abermals die fehr an manche frühere gemahnende Anderssohnsche Spoothese **) und nicht minder die auf der Annahme durchdringlicher Atome beruhende Pfeil= ftideriche mit Stillschweigen übergangen worden find. Gerade bei der letteren hätte dies nicht paffiren follen, da durch fie so wenig wir sonst mit ihr sympathisiren möchten - ein Sauptvorwurf gegen bie Atomiftif, welchen b. Dellingshaufen (S. 62) aus der supponirten Undurch= dringlichkeit der Atome ableitet, aus der Welt geschafft wird. Neu hinzugekommen ist dagegen (S. 49) eine Rritif der "real= monistischen Weltanschauung" von Bogt; biefe Rritif ift febr fräftig ausgefallen, scheint uns aber gang bas Richtige gu treffen. Auch der herbe Tadel, welcher die Thomson=Maxwellschen Fiftionen von so= genannten "Dämonen" trifft (S. 36), ift ganz am Plate; dagegen machen uns wenigstens die perfiflirenden Scherze, zu welchen diese Dämonentheorie als Folie dient, gang und gar nicht den Gindruck des Beichmachvollen. Dergleichen Wigübungen

stehen einem ernsten wissenschaftlichen Werke schlecht an. Aus gleichem Grunde wäre es besser gewesen, wenn sich der Verfasser auf eine ernsthafte thatsächliche Kritif des Utomismus beschränkt und gerade in diesem Punkt seiner Fronie Zügel angelegt hätte. Da er das nicht that, wird er nämlich zu Behauptungen geführt, welche positiv unwahr sind, wie wir ihm sofort nachweisen wollen.

Verfasser geht durchweg von der Anficht aus, daß alle Eigenschaften ber Materie, welche mittelst ber Atome erklärt werden follen, zuvor wiederum diesen Atomen felbst beigelegt werden mußten. Dies bestimmt ihn u. a. (S. 35), den Atomi= stikern nachzusagen, fie feien zur Zeit noch nicht einig darüber, ob ihre Korpuskeln elastisch oder unelastisch anzunehmen seien. Dies bestimmt ibn weiterbin (S. 36) gu ber Behauptung, ein jeder durfe die Natur der Atome so voraussetzen, wie es "ihm Spaß mache". So gelangt er schließlich bagu (S. 72), die Boraussetzungen, baß die Atome absolut hart und rund feien, als rein hypothetisch und deshalb unzu= läffig zu bezeichnen. Sier rächt es fich aber fehr empfindlich, daß der Autor mit den Fortschritten der Litteratur nicht glei= den Schritt gehalten und besonders von ben Arbeiten eines jungeren Gelehrten keine Kenntnis genommen hat, durch welche diese Frage jungsthin aufs erheblichste ge= fördert worden ift. Die Lefer des Rosmos, welche wir wegen vielfältiger - uns aufgezwungener - Wiederholungen um Ent= schuldigung zu bitten haben, wissen, daß

^{*)} Kosmos, Bd. VI, S. 70.

^{**)} Bir verweisen auf unsere Besprechung bes ebenfalls unlängst erschienenen Buches von Anderssohn (Rosmos, Bd. VII, S. 404). Ein wesentliches Berdienst, welches ihm auch seine

Gegner zugestehen müffen, hat sich Anderssohn durch seine Wodisikation des Huygensschen Funs damentalversuches erworben. Auch sonst würde seine Auffassung zu derzenigen von Dellingss hausens manche Bergleichspunkte bieten.

wir hierbei die Forschungen von Lagwit im Auge haben.*) Gine Schrift, wie beffen "Atomistif und Rritizismus", follte benn bod von einem Manne, ber, noch bazu mit polemischer Tendenz, über die Atomen= lebre ichreibt, nicht außer acht gelaffen werden. Es ist dort sehr treffend barge= than worden, daß die Annahme unelasti= scher, sehr kleiner (nicht jedoch unendlich fleiner) Elementarförperchen unfer Raufa= litätsbedürfnis vollkommen zu befriedigen und eine haltbare Grundlage für die Be= trachtung der gesammten unorganischen Natur zu liefern im stande ift. herr von Dellingshaufen icheint zu feiner etwas bizarren Auffassung der Atomistik wesent= lich auch burch seine chemischen Studien veranlaßt worden zu fein, und was er (S. 39, 47) aus Refule und Wurt über die Lagerung der Atome in den Mole= fulen u. f. w. mitteilt, ift allerdings nicht gerade geeignet, einem Forscher zu gefal= len, welcher sein Augenmerk auf thunlichste Vereinfachung ber Grundanschauungen richtet. Allein man follte das Kind des= halb doch nicht mit dem Bade ausschütten und wegen der von den Chemikern allen= falls begangenen Sünden nun auch gleich über die Bestrebungen der philosophisch= physikalischen Atomenlehre aburteilen. Die= fer gegenüber aber mangelt es dem Ber= faffer an jeglicher Objektivität, und diefer Mangel schädigt die ganze Schrift.

Wir gehen jest zurück zur fortlaufensten Besprechung des Inhaltes der einzelsnen Kapitel. Aus dem ersten haben wir noch hervorzuheben die höchst eigentümsliche Charakteristik der beiden Philosophen Heraklit und Demokrit (S. 41), besäglich deren wir die Quelle kennen zu

lernen wünschten, aus welcher die perfon= lichen Nachrichten über diese Männer ent= nommen wurden. Wichtiger ift ein anderer Bunkt. Als ichüchterne Borläufer ber bon ihm zuerst ausgesprochenen Überzeugung, daß der Weltraum kontinuirlich mit Materie erfüllt fei, nennt ber Berfaffer nur Schwedoff, Mohr, Marwell und 2B. Thomfon, welcher aber fpater wieder zu der Spothese der "Räfig-Atome" von Lesage*) abgefallen sei, reklamirt aber für sich entschieden die Priorität des Sates, daß die Raumerfüllung eine stetige fei und daß als alleinige Urfache aller Naturerscheinungen die Bewegung angefeben werden muffe. Bezüglich diefer Briorität befindet er sich nun aber im entschie= benften Frrtum. Wir erinnern beisviels= weise an Meibauers 1872 bereits in Mveiter Auflage herausgekommene Mono= graphie "Die physische Beschaffenheit des Connenfustems" (Berlin, Sabel), beren vierter Abschnitt die nachstehende Über= schrift trägt: "Der Weltraum ist mit permanenten Gasen erfüllt." Bang besonders aber weisen wir den Berfasser bin auf F. Sarms' "Philosophische Ginleitung in die Encyklopädie der Physik" (Leipzig, Boß, 1869), worin ersterer nicht allein all das antreffen wird, was bereits früher in verwandten Richtungen gedacht und ge= schrieben worden ist, sondern wo ihm auch eine Kritif- der Atomentheorie begegnet, welche der seinigen bedeutend überlegen ift. herr b. Dellingshaufen weiß an= scheinend nicht, daß ein Kant mehr der

^{*)} Bgl. Kosmos, Bd. IV, S. 329.

^{*)} Wer sich über diese immerhin recht originelle geometrische Konstruktion der Materie unterrichten will, ohne auf die schwer zugängliche Urquelle zurückzugreisen, findet ausreichende Belehrung in Kästners "Geometr. Abhandlungen", 2. Teil, S. 503 ff.

bbnamischen als der atomistischen Natur= auffassung zuneigte und daß überhaupt por etwa hundert Jahren die erstere bei den Naturforschern vielfach die beliebtere war.") Auf jene Priorität sollte er also ein so aar hobes Gewicht nicht legen, qu= mal da mit dem bloken Aussprechen der angeführten Thesen doch noch nichts blei= bendes geleistet ift. Als wahres und blei= bendes Verdienst wird ihm dagegen bas quaerechnet werden muffen, auf der Boraussekung eines lückenlosen Substrates eine konsequente, mathematisch durchgebil= dete Naturtheorie begründet zu haben, und diefes Berdienft, welches wir perfonlich weit höher stellen, wird ihm keiner feiner fonft wohl febr gahlreichen Gegner zu schmälern trachten. Um nun auf diesen positiven und in jeder Sinsicht erfreuliche= ren Bestandteil des Dellingshausenschen Buches überzugehen, entschlagen wir uns eingehenderer Besprechung des zweiten Rapitels, in welchem die uns bereits befannten Grunde gegen I fenkrahes Theorie bes Atherstoßes vorgeführt werden, und bemerken nur, daß daselbst (S. 71) ein Erperiment angedeutet wird, burch welches für nicht isotrope Körper ein verschiedenes Verhalten der Hauptrichtungen gegenüber der Schwere foll nachgewiesen werden fönnen.

Bon den Grundvorstellungen, mittelft beren b. Dellingshaufen feine eigene

Rosmologie aufbaut, ist bereits in früheren Referaten in dieser Zeitschrift die Rede gewesen, indes konnen wir und einer noch= maligen Besprechung berselben heute um fo weniger entschlagen, als in diesem neuen Werke manches verbeffert und schärfer aefaßt wurde. Als Axiome, die eines Be= weises weder bedürfen, noch auch fähig find, gelten die folgenden. Die Materie ist ein absolut gleichförmiges Etwas, das ohne jeden leeren Zwischenraum durch das Weltall sich hinzicht. Jeder Bunkt*) befindet fich in stetiger Bewegung, und zwar beschreibt er im allgemeinen eine doppelt gekrümmte Raumfurve; fo lange der Kör= per, zu welchem der betrachtete Bunkt gehört, in Rube ift, bleibt diese Bahnlinie geschlossen, wogegen fie fich bei einem be= wegten Körper öffnet. Die anscheinende spezifische Verschiedenheit der irdischen und coelestischen Stoffe ist wiederum nur in der Bewegung begründet; Körper nämlich, deren Innenteile genau den nämlichen Bewegungszuständen unterworfen sind, machen den Gindruck des homogenen, fol= de, bei denen dies nicht der Fall ift, er= scheinen stofflich verschieden. Da jeder einzelne bewegte Punkt felbst wieder nach allen Seiten bin Bewegungen veranlaßt, fo haben wir uns jeden Körper von Wellen= sustemen durchzogen zu denken; durch Inter= ferenz derfelben entstehen stehende Wellen und es teilt sich so das Innere des Körpers

^{*)} Im Jahre 1797 sautete die physische Preisfrage der Jablonowskischen Sozietät folgendermaßen: Es wird gewünscht, eine vergleichende Darstellung der beiden Systeme in der Naturwissenschaft, des atomistischen und des dynamischen, in Anwendung auf Ertlärung verschiedener natürlicher Erscheinungen, mit den daraus abgeleiteten Gründen für und wider jede dieser beiden Borstellungsarten".

^{*)} Dies sind mathematische Bunkte, nicht etwa Massenteile, welche ja ausdrücklich perhorsreszirt werden. Hingegen scheint der Berfasser selbst — wenn auch in mathematischer Beziehung sehr verzeihlich — zu sehlen, wenn er "die unsendlich kleine Masse eines an der Oberstäche eines Körpers gelegenen Bunktes" gleich Odx dydz setzt (S. 215). Die böse Atomistik schleicht sich mit Borliebe durch Hinterthüren ein.

in eine Mehrheit von Zellen oder "Bibrationsatomen", welche durch Knotenflächen von einander abgesondert sind.

Dies im wesentlichen der Kern ber geistreichen Theorie b. Dellingshau= fens. Freilich hat man es hier auch mit Spothefen zu thun, und des Berfaffers Meinung, daß fein Lehrgebäude auf ab= folut hppothesenfreier Basis ruhe, find wir nicht vermögend zu feilen. Ift z. B. folgender Sat (S. 95) nicht hypothetisch? "Die Trajektorien der einzelnen Bunkte müffen doppelt gefrümmt fein, damit ber Rörber durch seine inneren Bewegungen nach allen Seiten Widerstand leiften könne." So absolut selbstverständlich scheint uns diefe Borftellung dem doch nicht zu fein, und zudem ist sie auch nicht allgemein= giltig. Denn später, wo es sich um die Erflärung leerer Räume handelt (S. 137), tritt uns eine Form der Materie entgegen, deren Bunkte sich überhaupt gar nicht bewegen; folde bewegungs= und wider= ftandelofe Materie macht auf unfere Sinnesorgane einen Eindruck, als ob fie gar feine Materie ware. So erklart fich 3. B. die Torricellische Leere, und es ist dies auch in der That die bei weitem simmreichste Erklärung, welche eine auf dem modernen horror vacui aufgebaute Doftrin erbrin= aen fann.

Wenn wir aber soeben uns dahin ausssprachen, daß auch v. Dellingshausen ohne Hypothesen nicht auskommen könne, so soll das durchaus nicht etwa einen Borwurf involviren. Wir sind eben der Meinung, daß die menschliche Wissenschaft ohne gewisse einfache Grundannahmen gar nichts zu leisten vermag, und wundern uns nicht im geringsten, daß auch diesen ehernen schafflinnige Bersuch sich diesem ehernen

Gesetze unterordnen muß. Auf was wir bringen, ift lediglich größtmögliche Ginfachheit und Leichtverständlichkeit, sowie Unveränderlichkeit ber einmal zu Grunde gelegten Sypothesen. Dieser Unforderung nun wird unfere dynamisch-kinetische Theorie in hohem Grade gerecht, allein wir halten dafür, daß ein Gleiches von ber rationellen atomistisch=finetischen Theorie, wie fie besonders in den Schriften von Lagwit und D. E. Meher bargestellt wird, gesagt werden könne. Nicht a priori also werden wir zu der einen oder andern Anschauungsweise greifen, sondern wir werden prüfen, wie sich eine jede derselben in der Braris bewährt, und berjenigen werden wir den Preis zuerkennen, welche uns eine möglichst große Summe von Na= turerscheinungen zugleich einfach und in einer für numerische Kontrolle eingerichte= ten Weise zu interpretiren in der Lage ift. Sehen wir jett zu, was in diesem Sinne durch die dritte Abteilung unseres Werkes geleistet wird.

Bunächst wird durch die Identifizirung des Begriffes Materie mit der Bewegung die Notwendigkeit eines besonderen Wär= meathers aus der Welt geschafft (S. 97), und darin liegt, worin wir dem Berfaffer beiftimmen, ein entschiedenes Berdienft. Ruhende Wärme ist einerlei mit einer stehenden, strahlende mit einer fich fort= pflanzenden Welle. Wird einem Körper Wärme zugeführt, fo wandelt fich ein Teil biefer Bufuhr in finetische Energie um, ein anderer wird als potentielle Energie ab= forbirt (S. 107); jener bewirft die Ausdehnung des Rörpers. Je nachdem der zweite Bestandteil den ersteren überwiegt vder nicht, ist die Ausdehnbarkeit eine geringe (feste Rörper), oder eine ftarke (Gase). Wird

ein Wasserquantum 3. B. von 0° auf 4° erwärmt, fo wird beffen Totalenergie zwar vermehrt, allein da tropbem die finetische Energie abnimmt, tritt thatfächlich eine Bufammenziehung ein. Mangel an Sagagität fann man diefer Deutung eines ichiver verständlichen Voraanges gewiß nicht vorwerfen, allein volle Befriedigung wird ber Beift doch erft bann erhalten, wenn aus der speziellen Natur der den Begriff "Baffer" repräsentirenden Bewegungen beraus - ber Nachweis für das angegebene Berhal= ten der Energieen erbracht wird. Bielleicht leistet dies die in Aussicht gestellte "Rine= tische Theorie des Sudrorydes". Bang furz verbreitet fich unfere Schrift fobann über das chemische Gesetz der festen Gewichtsverhältniffe, über die Isomerie, über Eleftrizität und Magnetismus. Diefen aphoristischen Undeutungen folgen detaillir= tere Ausführungen über die innere Energie und über die Konstang der Energie; mit Recht betont der Berfaffer, daß die Ronftang ber Energie mit feinem Spfteme sich vertrage, benn in der That wird die Erhaltung der Kraft, wie man sich auch ausdrückt, ftets ein Kriterium für die Rich= tigkeit irgend einer Theorie abgeben. Die= fer Beweis leidet jedoch noch an einer Un= vollkommenheit, beren wir später im Bufammenhang gedenken iverden. Gehr ener= gisch wird bei dieser Beranlassung mit Claufius' Gastheorie ins Gericht ge= gangen, jedoch hätte unferes Erachtens icon der Umstand, daß die von Clau= fius und v. Dellingshaufen für den äußeren Druck gefundenen Formeln bis auf eine Konstante mit einander übereinftimmen (S. 116), die Bermutung nabelegen follen, daß der berühmte Begründer der mechanischen Wärmetheorie doch nicht

so tief im Frrtume steden könne, als sein Widerpartzu glauben geneigt ist. Als besondere Errungenschaften seiner Lehre betrachtet der Verfasser offenbar (S. 117) seine Erklärung der Explosion des Knallgases; wir wollen das an sich nicht bestreiten, hätten aber gewünscht, daß die Art und Weise klargestellt worden wäre, wie man sich in einem Kontinuum die Explosion irgend eines Stosses physikalisch zu denken habe.

Eine Menge origineller und geistwoller Gesichtspunkte ist enthalten in dem vierten Baragraphen des dritten Rapitels, betitelt: "Die äußere Bewegung der Körper." Der Berfasser erläutert das Wesen der Bewegung in einem fontinuirlichen Mittel*), erklärt den Unterschied, welcher zwischen dem Beharrungsvermögen der Körper in der Ruhe und in der Bewegung obwalte, geht bann (S. 128) zu einer Analyse bes Begriffes "Dichtigkeit" über und weist nach, daß man sich darunter innerhalb seiner Theorie nicht etwas Quantita= tives, sondern ein Qualitatives, nämlich die "spezisische Trägheit der Körper" zu denken habe, und gelangt somit auch zu einer neuen Definition des Terminus "Masse" (S.310). Den berechtigten Einwürfen, welche Ifenkrahe (vergl. unfern betref= fenden Artikel) gegen v. Dellingshau= fens Auffassung der Bewegungsvorgänge gerichtet hatte, begegnet dieser nunmehr mit einer wesentlich modifizirten Erklärung, welche allerdings vom fritigistischen Stand=

^{*) © 120} heißt es u. a.: "Ich habe gezeigt, daß die Bewegungen im Innern der Körper in geschlossenen Kurven erfolgen." Dies trifft nicht zu, vielmehr ward dieses Faktum als unbewiessene, sich von selbst verstehende Annahme an die Spitze des Ganzen gestellt. Demgemäß sind auch die Deduktionen auf S. 122 abzuändern.

punkte aus nicht verworfen werden kann, in ihren Anforderungen auf das Bergicht= leisten gegenüber bem Zeugniß unferer Sinne aber febr viel uns zumutet (S. 135). Wenn ein Rolben in eine mit Luft erfüllte Röhre gewaltsam hineingetrieben wird, fo bewegt fich nicht etwa berfelbe vorwärts, fondern es werden nur die für das Metall des Stempels charafteriftischen Bewegungen auf die Luft übertragen; dieselbe adoptirt diese Bewegungen, und da eben in unserer finnlichen Anschauung ein gewiffer Bewegungsmodus fich mit der Vorstellung einer gang bestimmten Substang verschmilgt, so gewinnt es den Anschein, als bewege sich der thatsächlich ruhende Rolben im Sohl= raum des Zylinders vorwärts. Dag nun= mehr die von Croofes beobachteten radio= metrischen Phänomene unschwer zu begrei= fen find, leuchtet ein (S. 147), allein ber Berfasser wolle es Leuten, welche fich fei= ner Denkweise noch nicht vollständig affi= milirt haben, nicht übel nehmen, wenn ihnen das Berständnis einer von der ge= wöhnlichen fo weit abweichenden Betrach= tungsweise febr ichwer ankommt. Dagegen burfte v. Dellingshaufen (S. 144) mit seiner Behauptung im Rechte fein, "daß die fortschreitenden Wellen, wenn sie auf einen frei beweglichen Körper treffen, die= fen in Bewegung feten." Wäre das nicht der Fall, so litte seine Theorie allerdings an einem ichweren Gebrechen.

Nunmehr tritt ber Verf. an seine eizgentliche Aufgabe, an das Rätsel der Grazvitation, heran. Alle Fernewirkungen denkt er sich natürlich durch Wellen vermittelt, und desgleichen auch die Schwere (S. 149). Hier kommt eben nur die nach dem Mittelzpunkt der Erde gerichtete Komponente in Betracht, und wir können uns somit als

Erdschwere longitudinale Träger ber Schwingungen vorstellen. Daß unter biefer Voraussekung die Ableitung der Kallgesetze feine Schwierigkeit bietet, begreift der mathematisch Gebildete leicht. Auch der von jedem Körper auf eine Unterlage ausgeübte Drud ift eine naturgemäße Ronsequenz; die Gravitationswellen werden von den Körpern gewissermaßen absorbirt. und da diese Absorptionsfähigkeit durch deren Trägheit oder Masse bestimmt ift. so muß der als Maß der Absorptions= fähigkeit geltende Druck des Körpers fei= ner Maffe direkt proportional fein (S. 152). Soweit ist alles in bester Ordnung, und es bleibt nur die Frage offen, wober die Gravitationswellen denn eigentlich fom= men. Diese Frage sucht der Berfasser fol= gendermaßen zu beantivorten. Befindet fich in einem homogenen Weltraume ein einziger fremder, d. h. ein Körper, beffen innere Bewegungen von den dem Belt= raume eigentümlichen verschieden find, so genügt deffen bloße Unwefenheit, um ein Syftem unendlich vieler, gegen deffen Schwer= punktgerichteter Longitudinalschwingungen ins Leben zu rufen, und dies find eben die "Gravitationswellen". Sind aber gar mehrere Zentra vorhanden, so bewegen sich Gravitationswellen konzentrisch nach verschiedenen Richtungen im Raume (S. 159). Sieraus folgt dann auch der Um= schwung der Weltförper um ihre Axen und ihre Zentralbewegung um einen bevorzug= ten Zentralförper, fowie weiterhin das dem Newtonschen Gesetze äquivalente Theorem (S. 161): "Die Beschleunigung der Weltförper ift ihrer Trägheit direft und dem Duadrate ihrer Entfernung von einander umgekehrt proportional". Was die Rometen anlangt, so find sie zufolge

der Ansichten b. Dellingshaufens gar feine himmelsförper im obigen Sinne. Er nimmt seine Zustimmung zu ber von dem ruffifden Mathematiker Schwedoff*) entworfenen Rometentheorie gurud, weil felbe von ihrem Urheber durch Unnähe= rung an die Atomistik selbst verunstaltet worden fei **) (S. 167) und spricht sich schließlich babin aus (S. 168), "daß die Rometen nichts anderes als Selmholkiche Wirbel find, die den Weltraum durchziehen". Die Neuheit diefer Spoothese ift eine so große, und die vom Verfasser ge= gebene Motivirung benn boch vorläufig noch eine so unvollständige, daß sie gur Beit uns noch nicht recht disfutirbar erscheint. Wir wollen nur fragen, wie sich mittelst derselben die wohlbekannte Erscheinung rechtfertigen läßt, daß bei der Mehr= zahl ber Kometen die Are des Schweifes in ihrer Verlängerung durch die Sonne hindurchgeht. Den Schluß bes Rapitels bildet eine Nebeneinanderstellung der Lehr= fäte der atomistischen und finetischen ober wie wir mit Rücksicht auf den Sprach= gebrauch fagen, dynamischen - Natur= theorie; diefer Bergleich fällt natürlich febr ju Gunften ber letteren aus.

Unfere Berichterstattung gesangt jett zu dem mathematischen Schlußkapitel, dem ohne Zweifel bedeutenosten Bestandteile des Werkes. Herr v. Dellingshausen bekundet sich hier aufs Neue als gewandeter und mit den Untersuchungsmethoden der mathematischen Physik wohl verstrauter Analytiker. Ausgehend von einer generellen Theorie der Undulationsbewes

gung führt er jett den strengen Beweis des Sates von der Konstanz der Energie, thut dar, daß man auch von seinem Standpunkt aus zu den anerkannten Grundwahreheiten der Thermodynamik gelangen könne, und zeigt an speziellen Fällen die Verwendbarkeit seine Methode. Als besonders beachtenswerth nennen wir seine numerische Berechnung der für die mechanische Wärmelehre bekanntlich sehr wichtigen Verhältniszahl Cop (S. 220), sowie die mathematische Darstellung dreier verschiedener Zustände in der Konzentration des Waselers, welche auf die Diskussion der drei durch die Relation

Jcos²βdJ J²cosβsinβdβ ausgedrückten Möglichkeiten hinausläuft. Wir sinden es auch ganz gerechtfertigt, daß ein relativ einfacher Fall stehender Kreuzungswellen der ganzen Untersuchung zu Grunde gelegt wurde, denn derselbe gestattet immerhin einen Rückschluß auf komplizirtere Fälle und ermöglicht andererseits die Herstellung übersehbarer Formeln, aus denen sich die Geset ohne allzugroße Schwierigkeit herauslesen lassen.

S. 179 wird die Beschleunigung p mit dem von der Gleichgewichtslage aus durchlaufenen Wege x durch die einfache Gleichung

$\frac{p}{x}$ = Const.

in Beziehung gesetzt. Das durfte aus dem vorhin angeführten Grunde wohl geschehen, so lange die Rechnung blos den Zweck verfolgt, die in der Natur sich abspielenden Vorgänge schematisch, nicht aber den, sie getreu zu reproduziren. Bei der Be-

^{*)} Bergl. Rosmos, III. Bb., S. 297.

^{**)} Wahrscheinlich hat sich Schwedoff zu bieser Modifikation seiner Iden deshalb veranlaßt gefunden, um mit den als klassisch aner-

fannten Arbeiten Schiaparellis im Einklange zu bleiben und seine Supothese gleichzeitig einer bequemeren mathematischen Untersuchung zugängelich zu machen.

handlung einzelner Probleme mag fich bem Berfasser die gleiche Bemerkung aufge= brängt haben, denn er erklärt ausdrücklich, daß die Gleichung p=f (x) in der von ihm vorbereiteten "Theorie des Sydrorydes" eine gang andere Gestalt ge= winne. Auch darüber dürfen wir mit ihm an und für sich noch nicht rechten, allein es erhebt sich nun die Frage, ob es denn eine für fämmtliche Aufgaben außreichende Form der Funktion gabe. Giebt es fie und vermag der Verfasser sie uns aufzu= zeigen, so ist Großes erreicht; gelingt ihm bies nicht, und sieht er sich genötigt, in verschiedenen Fällen auch mit verschiede= nen Junktionen f (x) zu operiren, so scha= bet das der mathematischen Seite feiner Theorie zwar nicht viel, aber umsomehr der philosophischen. Dem man wird ihm dann mit Jug entgegenhalten, daß ein ge= wandter Mathematifer, wie das Beifpiel vieler Koryphäen des vorigen Sahrhun= berts lehrt, bei freier Wahl feiner Silfs= vorstellungen alles und jedes herausrech= nen könne. Mithin ist jedenfalls hier eine Distontinuität im Aufbau des ganzen Spstemes vorhanden, welche der bessernden Sand in erster Linie bedarf.

Unser zweites Bedenken richtet sich gegen den Umstand, daß, wie übrigens einsgeräumt wird (S. 205), die ganze Untersuchung in aller Strenge nur für isotrope, resp. amorphe Körperstruktur gilt. Bei kristallinischen Körpern könnte sich folglich alles ganz anders verhalten. Gerade diese aber haben der verachteten Atomistik zu einem ihrer schönsten Triumphe verholsen: wir meinen die Erklärungen für die optischen Erscheinungen in Kristallen, welche Sohnke, auf früheren Wahrnehmungen von Bravais weiterbauend, aus der Ans

ordnung der Kristallmoleküle bergeleitet hat. Wir wollen nicht behaupten, daß die dynamische Theorie nicht vielleicht auf diesem Probleme sich gewachsenzeige, allein vorläufig ist die ältere Schwester auf die= fem Gebiete entschieden im Borteil. Bier werden demnach künftige Forschungen Berrn b. Dellingshaufens einzufeken haben, wie denn überhaupt zu wünschen ift, daß dessen Aufmerksamkeit nicht blos den demischen und mechanischen, sondern auch den optischen und elektrischen Phänomenen sich zuwende. Wenigstens ist dies notwendig, wenn die Vibrationstheorie nicht große und bedenkliche Lücken in ihrem Gefüge aufweisen soll.

Um auch noch ein Wort über die äußere Seite des Buches zu sagen, konstatieren wir, daß dasselbe in der bekannten eleganten Manier der Verlagshandlung ausgestattet und im ganzen recht korrekt gedruckt ist. Einige kleinere Drucksehler sind leicht zu verbessern: S. 146 3. 6 v. v. I. dennach statt dennoch, S. 188 3. 4 v. v. I. denen statt den, S. 228 3. 11 v. u. statt x² I. y² und statt C₂ I. C², idid. 3. 2 v. u. statt x₂ I. x². —

Wir haben die neueste Schrift des verdienten Verfassers ausführlich, für manche Leser vielleicht allzu ausführlich besprochen. Die Hochachtung, welche wir dem Talent und den redlichen Vemühungen eines unausgesetzt thätigen Mannes zolsten, schien uns zu solcher Ausführlichkeit zu zwingen. Dabei sollte aber auch nicht verschwiegen werden, daß wir sotwohl in materieller Hinsicht nicht immer mit dem Autor einig gehen, als auch in formaler den hie und da hervortretenden Unsehlsbarkeitston nicht billigen können.

Ansbach. Prof. S. Günther.

Metaphysische Anfangsgründe der mathematischen Wissenfchaften. Auf Grundlage der heliozentrischen Philosophie dargestellt von Alfons Bilharz, Doktor der Medizin, und Bortus Dannegger, Bautechniker. Mit einer Steindrucktasel. Sigmaringen. In Rommission der Hosbuchhandlung von C. Tappen. 1880. Xu. 97 S.

Wohl in der richtigen Erkenntnis, daß in der sustematischen Form, in welcher der erstgenannte Berfasser feine "beliozentrische Philosophie" in die Welt gefandt hatte, dieselbe auf allgemeinere Beiftimmung nicht zu rechnen habe, hat derfelbe eine neue, mehr entwickelnde Darftellung derfelben publizirt und zugleich einen Mathematiker sich beigesellt, um nach ber technischen Seite bin eine größere Bollfommenheit zu erzielen. So zerfällt bas Werfchen in einen metaphyfifchen (erkenntnistheoretifchen) und in einen rein-mathematischen Teil, welche gefondert betrachtet werden muffen. Wir wollen betreffs bes ersteren herrn Dr. Bilharz gern das Zugeftändnis machen, daß die Ziele, welche-er mit feiner neuen Philosophie erreichen will, flarer zu Tage treten, als in seiner früheren schwer ver= ständlichen Schrift, welche der fremdarti= gen Clemente allzuviele mit einmischte, und daß wir mit vielen seiner erkenntnis= theoretischen Unsichten, soweit dieselben blos in philosophischer, nicht aber in ma= thematischer Einkleidung auftreten, uns einberstanden erklären können. Allein ge= rabe bezüglich diefer mathematischen Seite ber Sache vermöge wir unfer früheres un= gunftiges Urteil nicht zu modifiziren, und boch ift fie es, auf welche Seitens der Berfasser ein Hauptgewicht gelegt wird. Wir bestreiten, um es furz auszusprechen, der bier beliebten analytischen Formuliruna die Eigenschaft der Eindeutiakeit, b. h. wir glauben, daß neben den bier gebrauchten Bergleichungen auch noch andere möglich find, für welche ebenfalls Grunde fprechen. Die philosophischen Gedanken find nicht. wie es doch fein follte, ins Mathematische übersett, sondern blos auf dem Wege der Analogie mit gewissen mathematischen Säten parallelifirt; wir könnten uns Leute benken, die für einen gewissen mathemati= schen Lehrsat ein gang anderes metaphy= sisches Substrat ausmitteln würden, als es die Autoren thun. Indes giebt es ein einfaches Mittel, den Rezensenten von der Unhaltbarkeit seiner Meinung zu überzeugen. Beide Bucher begnügen fich damit, bekannte Wahrheiten auf einem neuen Wege abzuleiten, welcher doch wohl erst betreten ward, nachdem man anderweit die Richtigkeit jener erkannt hatte. Hie Rhodus, hic salta: gelingt es ber heliozentri= schen Philosophie, wie es 3. B. die operative Logik eines Boole, E. Schweder und Bundt fertig brachte, neue und bis= ber ungekannte Thatsachen ans Licht zu bringen, fo wollen wir eingesteben, daß diese Berbindung der Erkenntnislehre mit ber Analysis eine organische und natur= notwendige, nicht aber, wie wir annoch fest glauben, eine willfürliche und ledig= lich in der Subjektivität ihres Urhebers begründete fei. Bis dahin aber werden wir abwarten.

Für den zweiten Teil, der eine kurze Einleitung in die Differenzial= und Integralrechnung enthält, wissen wir einen eigentlichen Rechtsgrund seiner Existenz nicht anzugeben. Denn abgesehen von einigen ziemlich unvermittelten Anklängen an die erste Abteilung, sowie von einigen

Bilharzschen Randnoten, wird uns hier lediglich Altbekanntes, und zwar nicht in der exaktesten Fassung, geboten. Hätten wir das Referat für eine Fachschrift abzusassen, so würden wir nicht wenige Belegstellen für dies unser Arteil beizubringen in der Lage sein, so aber begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß eine solche Deduktion der Taylor'schen Reihe heutzutage doch nicht mehr vorkommen sollte. Bir glauben nicht, daß Herrn Bilharz' Shstem durch seine Berquickung mit diesem, nach veralteter Methode gearbeiteten Abriß der höheren Mathematik irgendwie gewonnen hat.

Ansbach. Prof. S. Günther.

Die natürlichen Existenzbedingungen der Tiere von Carl Semper; Brosessor an der Universität in Würzeburg. Zwei Bände. Mit 106 Abbilzdungen in Holzschnitt und zwei lithographirten Karten. Leipzig. F. A. Brockshauß. 1880. (Zugleich Bb. XXXIX bis XL der Internationalen wissenschaftzlichen Bibliothek.) 597 S. in 12.

"Jäger sagt einmal," so befürwortet der Versasser sein Buch, "es sei von den Darwinisten doch schon genug philosophirt und die Aufgabe träte nun in ihr Recht, die auf diesem Wege getvonnenen Hypoethesen durch exakte Untersuchungen zu prüsen... Mit den landläusigen Schlagmorten: Biogenetisches Grundgesetz oder Fälschung der Ontogenie, Gesetz der Vererbung in korrespondirenden Lebensaltern oder Korrelation der Organe, Ontogenie und Phylogenie, Bariabilität und Erblicksteit u. dergl. mehr ist nichts mehr anzufangen" u. s. w. Auf den ersten Seiten

der Einleitung sieht man weiter, wo der Berfasser hinaus will, er wünscht das phhsiologische Experiment an die Stelle der Zergliederung und Formenlehre gesetzt, um die großen Fragen der neueren Zooslogie ihrer Lösung näherzusühren.

Die Morphologie und die Physiologie haben aber so verschiedene Aufgaben, daß die Bertreter der einen Disziplin nicht nötig haben, von den Arbeiten der andern geringschätend zu sprechen, und wenn einer von ihnen Urfache hätte, bescheiden in darwinistischen Fragen mitzureden, so müßte es wohl der Physiologe fein, denn zum Aufbau der neuern Weltanschauung hat er dem Morphologen gegenüber bis= ber fo gut wie nichts beigetragen. Esliegt auch in ber Natur ber Sache, daß bie Leitung in diesen Fragen der Morphologie bleiben muß, denn nur fie kann den Bu= sammenhang der lebenden mit den fossilen Organismen erforschen und selbst, was die lebende Welt allein angeht, da, wo es sich darum handelt, die natürliche Bermandt= schaft der Naturkörper zu erforschen, die Physiologie nur als Hilfswissenschaft brauden. Wir haben vor einigen Jahren in diesen Blättern*) angedeutet, wie unglück= lich der erste Versuch der Physiologie ausfiel, die Ansichten der Morphologen zu forrigiren: als nämlich Hoppe=Seyler den "unglückseligen" Amphiorus, wie ihn Semper (II, 270) nennt, für unwürdig erachtete, als Verwandter der Rückenmarktiere betrachtet zu werden, weil er nicht, wie diefe-leimgebendes Gewebe ent= halte!

Ferne fei es jedoch von uns, den Wert der Physiologie darum zu unterschätzen, und wenn wir auch ihre Überhebung auf

^{*)} Bd. I, S. 170.

darwinistischem Gebiete zurüchweisen muß= ten. fo werden wir doch feinen Augen= blid anstehen, ihren hohen Wert auch für dahin einschlagende Fragen anzuerken= nen. Die Idee des Buches, die Bariabi= lität der Organismen durch das physiologische Erperiment zu prüfen, ift eine höchst verdienstliche, wobei wir nur bebauern muffen, fo überaus fparlich wirflich ausgeführten Erperimenten nach diefer Richtung in bem Buche zu begegnen. Im wesentlichen werden doch nur die in morpho= logischen Eigentümlichkeiten bemerkbaren Ginfluffe ber Lebensverhältniffe disfutirt, und zwar in aufeinanderfolgenden Kapiteln ber Cinfluß ber Nahrung, des Lichtes, ber Temperatur, des unbewegten Waffers und ber ruhenden Luft, der Strömungen beiber Medien und endlich die Ginfluffe der leben= ben Natur. Go viele interessante Beispiele ber Verfasser hierbei auch aus seinen auf weiten Reisen gemachten Beobachtungen und den Arbeiten anderer Autoren bei= bringt, so scheint es doch, als ob hier nur bon den erften Unfängen diefer Biffen= ichaft gesprochen werden könnte, und inso= fern kann bas Buch wohl als ein anregendes und nübliches betrachtet werden.

Der Inhalt ist übrigens so bunt wie möglich und wird daher in seiner Mannigfaltigkeit für viele etwas bringen. Von hervortretender Bedeutung ist wohl nur die im zweiten Bande eröffnete Kontroverse gegen Darwins Theorie der Atolle. Darwin sieht bekanntlich in dem Beiterbau ehemaliger Inselrisse eines sich senfenden Gebietes die hauptsächlichste Beranlassung zu ihrer Entstehung; Semper meint im Gegenteil, sie entstünden durch Hebung, und gewisse Strömungen des Meerwassers spielten eine prinzipielle Kolle

dabei. Er behauptet zugleich, Darwin habe feine ersten Darlegungen migber= standen, was uns nicht wundern würde, da uns fogar feine neueren, ausführlichen und für ein großes Bublikum bestimmten Er= örterungen unklar und rätselhaft geblieben find. Sember befitt, wie es uns icheint, nicht in bervorragendem Mage die Gabe einer allgemein verständlichen und logisch prägnanten Ausbrucksweise. Was foll es 3. B. beißen, wenn er (II, S. 186) die "Einwirfung lebloser Eristenzbedin= gungen" untersucht, ober elf Seiten bor= ber, um nur einige Beispiele herauszu= greifen, die Spongien als "weiche und gang ungefährliche, mitunter außer= ordentlich groß werdende Organismen" darakterifirt. Die "Ungefährlichkeit" ift aber doch nicht weit ber, denn zwei Seiten barauf erfahren wir, daß fo ein Schwamm mit einer Grünalge (foll wohl heißen Rot= alge? benn ber Berfasser hat in Barenthese "Floridee" hinzugefügt, eins fann aber boch nur richtig fein!) ein Komplott eingeht und gang wie Bilg und Alge einen zusammengesetten Organismus, gleichsam eine im Meere lebende "Flechte" bildet. Das darin beschriebene Exempel von Sym= biose wäre ungemein interessant, nur kön= nen wir fein Zutrauen zu bemfelben ge= winnen, benn wie uns der Berfasser drei Seiten später mitteilt, ift es ihm nie ge= lungen, die mindesten Spuren von Frukti= fikationen an den "Florideenfäden" aufzufinden, auch wachsen sie nicht wie ge= wöhnliche Florideen, und obendrein schei= nen sie grun zu fein. Wie der Berfasser demnach dazu gelangt ist, fie für Florideen ju halten, bleibt dem Referenten ein tiefes Rätfel.

Bu diesen gehäuften Unflarheiten -

benn die ganze eben gegebene Blumenlese brangt fich auf ungefähr gehn Seiten qu= sammen und andere Rapitel sind nicht we= niger ergiebig-fommt eine außerordentlich unglüdliche Art, fich durch Bergleiche deutlich zu machen. Was foll man bazu fagen, wenn S. 36-38 bes erften Banbes ber anatomische Aufbau des Tierkörpers in eingehende Parallele zur-Tiergeographie gebracht wird, ober wenn S. 124 ber Einfluß der Temperatur auf die Tiere burch folgende, außer allem Zusammen= hang mit dem Thema stehende und zum mindesten feltsame Berechnung erörtert wird? "Man fann dreift behaupten," fagt ber Berfaffer, um ben Ginfluß ber Ralte auf die Tiere nachzuweisen, "daß viele Millionen von Menschen ihre Existenz nur friften durch diesen oft schädlichen Einfluß des Überganges von der warmen Sommer= temperatur in die falte des Winters. Rähme man 3. B. an, daß die dreißig ober vierzig Millionen Menschen, welche in Amerika die Rälte des oft fehr strengen Winters fühlen, auf irgend eine Beife ber Notwendigkeit überhoben würden, etwa alle drei bis vier Jahre einen Winterüber= rock zu kaufen, so würde auch die Notwen= bigkeit, die dafür nötige jährliche Summe von gewiß mehr als hundert Millionen Dollars jährlich aufzutreiben, wegfallen und es würden badurch einer großen Bahl von Einwohnern die Eristenzmittel ent= zogen werden." Das ist an fich gewiß hochinteressant, aber leider hat der Ber= faffer gang vergeffen, und zu fagen, was in aller Welt diese tieffinnige fozialöfono= mische Betrachtung mit seinem physiologi= schen Thema zu thun hat, da sich zwar verschiedene Tiere im Winter bidere Belge gulegen, aber dafür doch fein Geld

ausgeben und keiner Bekleibungskünftler bedürfen, also niemandem dadurch einen Borteil oder Nachteil verschaffen.

Für solche Miggriffe wird der Lefer aber reichlich dadurch entschädigt, daß ihm auf jeder Seite Die Überzeugung aufgebrangt wird, es mit einem höchst porsichtigen, äußerst erakten Forscher zu thun zu haben. Derfelbe hat in ber That meh= rere Bogen barangefest, um bem Lefer immer und immer wieder und bei jeder Gelegenheit einzuschärfen, daß weder bie natürliche, noch die geschlechtliche Bucht= wahl eine causa efficiens für irgendwelche Bariation fein könne. Weder Farben, noch Beidnungen, noch irgendwelche nübliche Abanderung im Bau ber Organe fann fie erzeugen, sondern vielmehr einzig dieselben erhalten und befestigen. Wir glauben frei= lich, daß niemand, der sich einigermaßen eingehend mit diesen biologischen Erscheinungen beschäftigt hat, jemals in ben Err= tum gefallen ift, in welchem Brofeffor Semper anscheinend alle feine Lefer befangen glaubt, da er ihn unermüdlich be= fämpft. Es mag wohl gelegentlich einer oder der andere Autor, der nicht so viele Bogen für eine felbstverftändliche Sache übrig zu haben meint, sich hier und ba so unvorsichtig ausgedrückt haben, daß er bei bem Verfasser in den Verdacht geraten fonnte, der natürlichen Zuchtwahl die Erzeugung beffen zuzuschreiben, was fie nur befestigen und allenfalls - aber auch die= fer Ausdruck wäre nicht exakt! - steigern fann. Unfere Sprache fann eben niemals ein Aguivalent unferer Gedanken werden, wir sprechen immer aphoristisch und metaphorisch, und seten bentenbe Sorer und Leser voraus. Selbst wenn wir unvorsichtig genug wären, gelegentlich einmal

zu fagen, die natürliche Zuchtwahl habe die weiße Farbe vieler Polartiere hervor= gebracht, fo feten wir voraus, daß ber Lefer wiffe, was natürliche Zuchtwahl ift, und fügen uns ber Notwendigkeit, nicht immer wieder jeden terminus erklären und vor Migverständnissen warnen zu können. Wie oft brauchen wir in gewöhnlicher Rede 3. B. das Wort Geift, und wie un= vorsichtig ist der Gebrauch dieses Wortes ohne gehnbändigen Rommentar mit allen möglichen Einschränfungen und Berwah= rungen! Auf ber andern Seite ift des Ber= fassers immer wiederkehrende Mahnung geeignet, bei ununterrichteten Lefern bas Miftrauen zu erwecken, die andern bar= winistischen Forscher schrieben ber natür= lichen Zuchtwahl alles Mögliche zu, was fie nicht könne, und erft die Borficht bes Verfaffers babe biefen weitverbreiteten Irrium aufgebedt!

Einen ähnlichen Eindruck macht bas Berumnörgeln an der von Wallace in feinem Werfe über die geographische Berbreitung ber Tiere allerdings etwas reichlich verwendeten Sprothese der Landbrücken. Wenn heute zwei weit durch Meere ge= trennte Länder eine auffallende Überein= stimmung in ihrer Fauna und Flora zeigen, fo ist die Sppothese einer ehemals bestan= benen Landbrude fo naheliegend, daß fie, in Ermangelung einer beffern, fich von felbit aufdrängt. Des Berfaffers Polemik gegen Wallaces Annahme einer ehe= maligen Verbindung der Philippinen mit Borneo, Java und bem indischen Festlande wirft fast tomisch, da Semper felbit auf der südlichsten Insel fossile Elephanten= gähne gefunden hat (II, S. 138), die boch nicht durch Luft- ober Wasserströmungen dorthin gelangt fein können. Aber ber

Berfasser haßt die Landbrücken, weil sie feiner Lieblingshypothese der mehrfachen (polyphyletischen) Entstehung gleicher For= men im Wege ift. Bekanntlich bat Saedel für mannigfache Tiergruppen die mono= phyletische Abstammung betont, und die große Übereinstimmung 3. B. im Bau aller höhern Wirbeltiere fordert diefelbe fo gebieterisch, daß fogar Semper meint, die theoretische Richtigkeit der monophyleti= ichen Sppothese könne unbedingt zugegeben werden. In der That wäre es ein halbes Bunder, wenn 3. B. aus der vielgliedrigen Flosse der Urfische mehrmals fünfzehige Seitenglieder unabhängig entstanden fein follten. Obwohl nun Saedel in vielen Einzelfällen, 3. B. bei ben Waltieren u. a., felbst die polyphhletische Hypothese ver= tritt, fo wird doch die andere als "Haeckelismus" bezeichnet und gehäffig fritifirt (II, S. 268). Unglücklicherweise ist das Beifpiel bes Pferbes, an welchem Semper die von niemandem bestrittene allgemeine Gleichberechtigung der polyphyletischen Spothese zu beweisen sucht (II, S. 139), nämlich die unabhängige Entstehung des Pferdes in der alten und neuen Welt, fo schlecht wie nur irgend möglich gewählt. Denn einmal ift das Pferd ein Tier, wel= des fich vermöge feiner Schnelligkeit rafch über weite Flächen verbreiten fann, und dann beweist und nicht nur dieses Beispiel allein, fondern das gleichzeitige Borkom= men von hunderten von Arten derfelben fossilen Tiere und Pflanzen in der alten und neuen Welt, daß durch fehr lange geologische Zeiträume eine Landbrücke gwi= schen Nordamerika und Asien bestanden haben muß. Was ichließlich die Erfindung des Wortes Haeckelismus betrifft, fo könnte es wohl später ebenso wie das Wort Dar=

winismus, welches anfangs ebenfalls in fehrabfälligemSinnegebildetundgebraucht wurde, noch einmal zu einem fehr ehrenvollen werden, was bei dem Worte Semperismus leider schwerlich zu hoffen steht.

Durchaus nicht glücklicher ift die Sem= persche Vorsicht dem Chlorophyll der Tiere gegenüber gewefen. "Die Zersetung von Rohlenfäure durch das tierifche Chlorophyll wurde von niemand nachgewiesen," schreibt er Bb. I, S. 89 feines 1880 erschienenen Buches. Nun hat aber P. Geddes diefen Beweis schon in einer am 30. Dez. 1878 ber Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegten Arbeit mit aller nur wünschens= werten Genauigfeit an grünen Planarien geliefert, und die Semperichen Zweifel find um fo feltfamer, als er bereits auf diefe Arbeit aufmerkfam war (I, S. 257). Bor= ficht ift die Zierde des Forschers, aber leider kommt man mit bloger Vorsicht auch nicht einen Schritt aus feiner beschränkten Sphäre, und jum Entdeden neuer Welten gehört vor allem auch Rühnheit und Wage= mut. Wie es einem ebemaligen Offizier zukommt, ermangelt auch Semper biefer rühmlichen Eigenschaften nicht, sobald er eigne Sypothesen aufstellt, die an Gewagt= heit oft alles Dagewesene übertreffen, und bas Schlimme scheint uns nur, bag er bie Vorsicht mehr fremden Untersuchungen als feinen eigenen gegenüber bewährt.

Indessen genug davon! Es könnte sonst wohl dem Leser erscheinen, als ob der Reserent beim Lesen unvermerkt von der Borliebe des Verfassers für Nörgeleien angesteckt worden wäre. Wir beeilen uns deshalb, auch den zahlreichen wertvollen und lehrreichen Beobachtungen und Mitteilungen des Verfassers Gerechtigkeit wiedersahren zu lassen. In der That enthält

bas Werk viele Forschungs= und Denksergebnisse, namentlich auf den Gebieten der Weichtierkunde, welche der näheren Bekanntschaft wert sind, und vor allem wirkt der Nachweis, wie wenig wir über die ersten Ursachen der Abänderungen organischer Wesen wissen, auregend zu neuen Versuchen. Die Ausstattung ist die bekannte gediegene des gesammten Jyklus. K.

Die tierischen Gesellschaften. Sine psichologische Untersuchung von Alfred Espinas, Docteur ès Lettres. Nach der vielfach erweiterten zweiten Auflage unter Mitwirfung des Verfassers deutsch herausgegeben von W. Schlösser, Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn, 1879. 560 S. in 8.

In einem mehrfach neu aufgelegten Bortrage über "Arbeitsteilung im Natur= und Menschenleben" hatte Saedel 1868 die Virchowiche Idee, daß bas höhere Tier ein aus Individuen niederer Ordnung (Bellen) zusammengesetter Staat fei, wei= ter ausgeführt, und die Analogieen zwi= schen dem durch Arbeitsteilung ein Ganzes bildenden Menschenstaat und dem tieri= fchen Organismus im Ginzelnen nachgewiefen. Das vorliegende Buch ift im Befent= lichen eine weitere Ausführung diefer Ideen zu dem Zwede, zu erweisen, daß auch um= gefehrt die tierischen und menschlichen Be= fellschaften nur Organismen höherer Ord= nung seien und als solche betrachtet wer= ben müßten, daß alfo Aristoteles Recht gehabt habe, die Staatsgemeinde als ein Entwickelungsprodukt der Natur, als ein Gefammtindividuum mit einheitlichem Wol= len und Empfinden zu betrachten.

Um zu diesem Endschlusse zu gelangen,

erfahren nun die Mittelglieder, die tier= ichen Gesellschaften, eine eingehende Dar= ftellung, und diese Schilderung ift nach ber geschichtlichen Ginleitung, die fich mit ben oft febr geschraubten Ideen fammtlicher Philosophen von Plato bis Spencer beschäftigt, der eigentlich interessante Teil bes Buches. Bon bem parasitischen Bu= sammenleben, welches der Verfasser als "zufällige Gesellschaft" (beffer ware er= zwungene Gesellschaft ober Gesellschaft wider Willen) bezeichnet, geht er fobann zur Domestikation und zur normalen Gefellichaft über, beren unterfte Stufe bei ben Synamöben, Pflangentieren, Brhogoen und Wurmtieren er als "Gefellschaften ber Ernährung" bezeichnet. Bur Rlärung biefer Begriffe ware es wünschenswert gewe= fen, daß der Verfasser auch die an demfel= ben Stocke lebenden Pflanzenknospen und bie zusammengesetten Blumen gur Bergleichung berangezogen hätte, und vor allem, daß ihm Saedels neuere Arbeit über die "Individualität des Tierförpers"*) nicht unbefannt geblieben ware. Gine Ge= fellschaft höherer Ordnung stellt die Fa= milie bar. Schon Plato abnte die Einheit von Mann und Frau, und Paracel= fus hat in einem mir leider nicht gegen= wärtigen Ausspruche seiner Meinung, daß erft Mann und Frau zusammen ein Gan= zes bilden, energisch Ausdruck gegeben. Bedenklicher wird es schon, die-ganze Fa= milie als einen einzigen Organismus zu betrachten, und wenn man dann gar fo weit geht, einen Bienen- ober Ameifenstaat als ein organisches Sanze zu betrach= ten, fo fommt man zu der bem Berfaffer anscheinend unbekannt gebliebenen Lehre

Coulans, vom Individu separable zu= rück, die aber nichts anderes, als eine Regation der Individualitätslehre ift. Es ist ja wahr, die verschiedenen Rategorien von Individuen bei den Inseftenstaaten ergänzen einander, ähnlich wie Mann und Beib und wie die einzelnen Berfonen in ber menschlichen Gesellschaft fich erganzen. allein sie können auch getrennt leben und bedingen einander nicht notwendig, wie Mann und Weib zur Erhaltung der Gattung. Immerhin ift in den Insektengesell=" schaften durch die verschiedene Gestalten= ausprägung eine natürliche Bedingung vorhanden, die in der menschlichen Gefellschaft fehlt; hier tann jeder einzelne für fich ober in Gemeinschaft leben, Solbat ober Arbeiter werben, ber Staat fann nach freier Gelbstbestimmung fich aus einer Monarchie in eine Republik u. f. w. ver= wandeln, furz die Natur weicht hier der freien Übereinfunft, wie Sobbes und Rouffeau fehr gut entwickelt haben. Gang überflüffig erscheinen uns daher auch die Bemühungen des Verfassers, in einem fogenannten "Kollektivbewußtsein" bas Charafteristifum ber höheren organischen Einheit zu finden. Das Rollektivbewußt= fein ober die fogenannte Bolksfeele läßt fich durchaus nicht mit dem individuellen Selbstbewußtsein in eine Stufenreibe ftellen, etwa in ber Weise, daß man bas Selbstbewußtsein für ein Rolleftivbewußt= fein ber fämmtlichen aufbauenden Bellen ober Individuen erster Ordnung erklärt; felbst in der jeweiligen leitenden Inftang eines Staatswesens konzentrirt sich befanntlich fehr häufig ein dem Bewußtsein, Empfinden und Wollen der Unterthanen fehr schroff gegenüberstehendes Privat= bewußtsein. Das myftische Kollektivbewußt=

^{*)} Jenaische Zeitschr. für Naturwissenschaft. 1878. XII, S. 1.

fein icheint mir baber, nüchtern betrachtet, gar nichts anderes zu fein, als die zum kleineren Teil durch Erbschaft, zum größeren durch Vorbild und Tehre anerzogene Über= einstimmung in Urteil, Empfindung und Wollen, eine Harmonie, die gleichwohl febr weit von einer Einheitlichkeit entfernt ift. Daß durch das Gefellschaftsleben ber Schat der Ideen und des Wiffens vermehrt wird, ist unbestreitbar, allein wenn die Summe des Wiffens und Könnens auch in der Gesammtheit ruht, so erreicht sie ibr Wachstum, ibre Ausbildung nach ir= gend einer Richtung immer nur in einem Einzelwesen. Un dieser in einem Indivi= duum gehäuften Summe des geistigen Bermögens hat nicht einmal der nächste Ka= milientreis einen andern Anteil, als den der Mitteilung durch Sprache und Schrift. und die Vorstellung, daß sich die Sarmo= nie des Bewußtseins in einem Bolke ichon durch die allseitige Kreuzung und Bluts= vermischung berstellen musse, ist weniger begründet, als das Nivellement der Bei= fter, welches die Erfindung der Buchdruckerfunft anbahnt. Wenn der Verfaffer die Statistif herbeiruft, um die Gleichförmig= feit der Handlungsweise und die Indivi= dualität jedes einzelnen Gefellschaftsorga= nismus zu beweisen, so kann uns das wenig einschüchtern; die Bedingungen, unter benen fich die Individuen entwickeln, find eben in demselben Lande heute und morgen die= felben, für jedes Land aber verschiedene. badurch wird der gleichmäßige Bang der

Heiraten, Selbstmorbe u. f. w. auch ohne Kollektivbewußtsein erklärt.

Mit einem Worte, ich halte den Vergleich der menschlichen und tierischen Gefellschaften mit dem Glieder= und Zellen= verbande im Individuum für ein angeneb= mes Phantafiespiel und für ein lehrreiches Gleichnis, als welches es schon von Me= nenius Agrippa angewandt wurde, und erfenne an, daß diefe Barallele fehr feffelnd und mit bestechenden Seitenbliden von dem Berfasser durchgeführt wurde. Nament= lich wird Jemand, der sich sonst vorwie= gend mit politischen und sozialökonomischen Problemen befaßt, das Buch mit regem Interesse lesen. Niemand wird bezweifeln. daß auch die menschliche Gesellschaft in letter Instanz ein Naturprodukt ist, denn das ist ja eben das Berdienst der neueren Weltanschaufing, den Menschen als Glied der Natur zu reklamiren, aber ich finde feine Notwendigfeit, in irgend einem mensch= lichen Gemeinwesen eine höhere geistige Einheit zu vermuten, als die Gemeinfam= feit der Interessen und der überlieferten Ideen mit fich bringt. Alle näheren Bergleiche mit dem Selbstbewußtsein des Inbividuums, und alle aus folden Unalogieen gezogenen Schlüsse werden das Berftand= nis der menschlichen Gesellschaftsformen eber trüben als fördern, jedes Ding wird aus sich selber besser erklärt, als aus Erscheinungen, die damit in keinem kausalen oder genetischen Zusammenhange steben.

Wissen und Glanbe.

Von

23. Carneri.



iese zwei Ausdrücke, die dem gedankenlosesten Kinde ge= läusig sind, werden in neuester Zeit von denkenden Männern oft bis zu völliger Begriffs= verwirrung durcheinander ge= worsen. Es geschieht dies zu=

weilen so gänzlich bona fide, daß man in vielen Fällen versucht ift, es einem miß= verstandenen Monismus zuzuschreiben. Und in der That, die ein heitliche Welt= anschauung ift heute viel verbreiteter, als mancher sich's träumen läßt. Die echte Wissenschaftlichkeit findet nur in ihr eine befriedigende Antwort auf die wichtigsten Fragen, und die Antivort ist so einfach, daß fie auch in unwiffenschaftlichen Kreisen Wurzel faßt und Früchte trägt. Dazu fommt, daß die Gegner des Monismus febr gern zu feinen Grundfäten greifen, um, gestütt auf die Identität der Arten, unbequeme Begriffe und Unterscheidungen fich vom Leibe zu schaffen. Gin folder po= lemischer Runftgriff ift es, alles Wiffen, insofern es schließlich auf hppothetischen Annahmen beruht, und da jede geistige Thätigkeit auf eine Funktion des Gehirns zurückführt, als eine Art Glauben, den Unterschied zwischen diesem und dem Wissen als einen im Grunde unwesentlichen darzustellen. Diese Fälschung des monistischen Brinzips wird dann unpolemisch nachgebetet und allmählich zu dem, was wir als mißverstandenen Monismus bezeichnen möchten.

Es ist von allgemeinem Interesse, für den Glauben nicht weniger als für das Wiffen, das unterscheidende Merkmal festzuftellen, das diefe beiden Begriffe ftreng auseinanderhält. Wie verschwindend auch, entgegengehalten der unendlichen Masse des noch Unerklärten, der Rreis deffen ift, was dem Forschergeist als verstanden vorliegt, und wie klar wir darüber auch sein mögen, daß die Wahrheit als folche uns ewig unerreichbar und, was uns als wahr gilt, nur relativ, nur für uns Menschen wahr ift; ber alte Sat: Glauben ift nicht wiffen, behalt fein volles Recht, und wir fönnen ihn nicht abschwächen laffen, geschweige benn ganz aufheben, ohne das wohlgeordnete Feld der Wiffen=

schaftlichkeit dem wüstesten Treiben der Phantaste preiszugeben. Andererseits ist es für den Glauben, bei der großen Rolle, die er im Menschenleben spielt, nicht min- der wichtig, daß auch sein Feld mit Bestimmtheit abgesteckt werde.

Die Schwierigkeit, diese Aufgabe, zumal innerhalb des Rahmens eines Zeitschriftauffates, zu lösen, wird und wefent= lich erleichtert durch die in eben dieser Beitschrift*) erschienene Abhandlung von 3. Delboeuf: "Der Schlaf und bie Träume." Diese bochinteressante Arbeit beleuchtet die wichtiasten vindvologischen Momente und ist unsern Lesern in frischer Erinnerung. Wir fönnen uns daber an fie lehnen, ohne fort und fort ausdrücklich auf sie und zu beziehen, indem wir und dies für die wesentlichen Bunkte der Über= einstimmung oder Abweichung vorbehalten und im übrigen die Bergleichung dem gü= tigen Lefer überlaffen.

Was wir zunächst zu unterscheiben haben, ift Wahrnehmung und Bor= ftellung. Bei beiden ift der phyfiologische oder innere Vorgang derfelbe, infofern die Wahrnehmung im Grunde nur eine Vorstellung ift. Der Unterschied besteht darin, daß eine und dieselbe Funktion des Gehirns, die unter mehr oder minder hervorragender Mitwirkung bestimmter Sinneswerfzeuge und anderer Organe fich abspielt, bei der Wahrnehmung angeregt wird durch den unmittelbaren Reiz eines Objektes der Außenwelt, wäh= rend fie bei der blogen Borftellung zwar auch auf einem von außen kommen= den Eindruck beruht, aber im Moment dadurch hervorgerufen wird, daß diefen, einem frühern Zeitpunkt angehörige Gin=

druck ein innerer oder anderer äußerer Reiz wieder wedt. Bei ber Wahrneh= mung befindet fich fonach das Sub= jekt in direkter, bei der Vorstellung dagegen in indirefter Bechfelwir= fung mit der Außenwelt. Wir werden alsbald feben, von welchem Wert diefe Unterscheidung ift, wenn es gilt, dem wa= den Denken bas Denken bes Träumen= den entgegenzusetzen. Che wir aber fort= fahren, haben wir, um Migverständniffen und späteren Abschweifungen vorzubeugen, wenigstens andeutungsweise klarzulegen. was wir unter äußeren und inneren Eindruden der Objefte, und unter Subjeft. nämlich unter einem felbstbewußten Subjett, mithin unter Bewußtsein verfteben.

Wir begreifen es vollkommen, daß Delboeuf gegen die Annahme eines Selbstbewußtseins fich fträubt, wenn ibm das Bewußtsein als etwas für fich Existi= rendes gilt. Wir betrachten es nur als das Resultat der Gesammtfunktion eines zentral organisirten Individuums, durch welche die Empfindung des Teiles gur Empfindung des Gangen wird. Die im Gehirn dem Ganzen fich vorstellende Empfindung wird vom Individuum felbst embfunden, fie wird ihm gum Gefühl, im weitern Sinne bewußt. Alles Fernere ift nur Fortentwicklung dieser einen Funktion, und um nichts wunderbarer, als die erste beste Beranbildung eines hochkomplizirten Lebewesens aus einem unscheinbaren Reim, oder irgend einer höhern Art aus einer niedern Urform. Man darf nur, will man das Bewußtsein begreifen, nichts, das nicht in ihm liegt, in es hineinlegen. Be= wußtsein hat auch das Tier, und das Spiel der sich ihm vorstellenden Empfin= dungen ergiebt ein ganzes, wennaleich

^{*)} Kosmos, April= und Maiheft 1880.

untergeordnetes Denken. Erst beim Den= fchen erhebt sich bas Bewußtfein gum Selbstbewußtsein, indem die Sprache und das durch fie bedingte begriffliche Denfen es ihm ermöglicht, nicht nur diefes und jenes zu wiffen, sondern auch zu wif= fen, daß es weiß, um, als Subjett fich erfaffend, nicht nur die übrige Welt, sondern auch sich selbst als Objekt sich gegenüberzuseten. Wenn wir daher von innern Eindrücken reben, fo verstehen wir barunter Empfindungen, die bireft durch eine im Innern des Organismus bor sich gehende Beränderung, und nur indireft burd einen äußern Reig, auf ben die in= nere Beränderung fcbließlich gurudführt, hervorgerufen werden, während die äußern Eindrücke direkt aus Reizungen bervor= gehen, welche die Außenwelt auf die Sinneswerkzeuge und überhaupt auf die fenforischen Nerven ausübt.

Daraus erhellt gur Genüge, daß die blogen Borftellungen, beren Aneinan= berreihung bas Denken ausmacht, auf innern, die Wahrnehmungen bagegen auf äußern Gindrücken beruhen, und daß die sogenannten innern Wahrnehmungen, die auf Zustände unsers Innern fich begieben, im Grunde von den äußern nicht fich unterscheiden, insofern dabei dem bewußten Subjekt ber eigene Organismus als Objekt, mithin als zur Außenwelt ge= hörig erscheint. Salten wir daran fest, daß wir und bei der Bahrnehmung in direkter, bei der blogen Borftellung in indirekter Wechselwirkung mit der Außen= welt befinden, und faffen wir den Schlaf als einen Zuftand, der unfere Wechfel= wirfung mit der Außenwelt großenteils aufhebt, so feben wir und im Schlafe auf die bloßen Vorstellungen beschränkt und

von den Wahrnehmungen abgeschnitten, felbstwerständlich insoweit der Schlaf ein sehr tiefer, vollständiger ist.

Das Charakteristische am Schlafe liegt in ber Unterbrechung, richtiger gesprochen, in ber Ginfchränfung unferer Bech = felwirfung mit ber Außenwelt. Bang unterbrochen fann die Bechselwirfung zwischen der Außenwelt und dem bewußten Subjeft nie werden, fo lange diefes lebt. Wir atmen im Schlaf; wir fühlen Gegenstände, mit welchen uns eine rafche Bewegung allzuheftig in Berührung bringt, ja, selbst eine übermäßig unbequeme Lage, in die allmählich unfer Körper gerät; wir riechen einen venetranten Duft. wir schmeden etwas Scharfes, wenn die betreffenden Organe plötlich davon affizirt werden; wir sehen einen grellen Schein und hören einen starken Krach. Ist dies alles nicht genügend, um dem Schlaf uns zu entreißen, fo wird es in den Traum verwoben, wobei höchst merkwürdig die Schnelligkeit ist, mit welcher ber Traum einem folchen Gingriff feitens ber Außen= welt sich akkomodirt: der Knall eines neuen Fußbodens wird nicht nurzu einem Büchsen= fnall, wir befinden uns fofort inmitten ei= ner Saad oder eines Raubanfalls, und uns ift, als wenn die betreffende Szene ichon feit längerer Zeit sich abspielte. Nichts ist verkehrter, denn das Aufhören des Be= wußtseins als das Entscheidende beim Schlaf zu betrachten. Das Bewußtsein kann nur fortdauern, und zwar auch als Selbstbewußtsein, ja, auch als verviel= fachtes Gelbstbewußtsein, das verschiedene Personen gleichzeitig barzustellen uns gestattet, je nachdem das barocke Denken eines Spieles unferer Borftellungen es mit sich bringt, welchem mit dem ununterbrochenen Kontakt mit der Welt der Objefte beren kaufale Verkettung, und mit dieser die feste Richtschnur der Notwendig= feit abhanden gekommen ift. Mögen die Traumbilder mitunter noch fo flar fein, noch so täuschend die Farben der leben= bigen Außenwelt an fich tragen: die Begriffe find durch das Borwiegen ber Borftellungen getrübt, und unfere Urteile so eigenmächtig, daß wir oft das albernste Zeug als tieffinnigfte Weisheit bewundern fönnen. Allein unfer Bewußtsein verlieren wir dabei nicht, weil es eins ist mit dem Leben unserer organischen Eigenart; nur ist es eingeschlossen, wie wir felbst, in das Bauberschloß, das wir Schlaf nennen.

Auf vorübergehende, mehr oder minder frankhafte Bustande, die dem Schlaf, bem Wahnsinn oder dem Tod ähnliche Erscheinungen herbeiführen, fönnen wir hier nicht eingeben. Gine flüchtige Berührung könnte unfere Darftellung nur verwirren. Dafür wird aber jeder, der die Sache auch nach diesen Richtungen aufmerksam verfolgt, in allen ihm sich darbietenden Abweichungen ebenso viele Beweise für den aufgestellten Grundsat finden. Delboeuf geht viel zu weit, wenn er (S. 51) fagt: "Es giebt feinen völligen Gegensat zwischen Wachen und Schlafen. Im Schlafe find die pfychi= schen Thätigkeiten vermindert, aber nicht aufgehoben." Bären fie aufgehoben, bann wäre ber Schlaf ber Tob ober min= destens eine tiefe Ohnmacht, vielleicht nicht einmal diese, und nur der Tod, wie auch die Narkose nur das Gefühl abstumpft und nicht die gefammte psychische Thätig= feit aufhebt. Böllige Gegenfätze giebt es gar nicht, weil es nur quantitative Unterschiede giebt. Damit wollen wir uns aber nicht in einen Streit einlaffen mit diesem gediegenen Fachmanne, falls er ein Gegner des Monismus fein follte. Wir nehmen einfach diesen Standpunkt ein, und ist es auch der seinige, so wird er uns zu= geben, daß es, wenn auch feine qualitative, so doch wesentliche Gegenfätze giebt. Die Einschränkung, welche die psychische Thätigkeit im Schlaf erfährt, unterscheibet ihn in gang wesentlicher Weise vom Wa= den. Ober ift etwa ber Tob etwas qua= litativ Anderes als das Leben? Hört im Tobe alles Leben auf? Gewiß nicht. Nur dieses bestimmte Leben hört im Tode auf, und ebenso hört im Schlafe nicht die ganze psychische Thätigkeit auf, sondern nur diese bestimmte psychische Thä= tigfeit.

Damit nähern wir uns wieder unserm Biele, bas gleich im Beginn diefer Dar= stellung uns genötigt hat, die Gefahr ins Auge zu faffen, die dem gefammten Wif= fen droht, wenn das monistische Verfließen der Begriffe dahin verstanden werden follte, daß schließlich die Einheitlich feit gleichbedeutend fei mit Ginerleiheit. Wir glauben nicht, daß unter den gabl= reichen Beispielen, die Delboeufs treff= liche Arbeit uns vorführt, ein einziges fei, das mit einer Auffassung des Träumens, als eines vom Wachen wefentlich fich unter= scheidenden Zustandes, in Widerspruch stände. Warum follte der Mensch, der boch burch so vieles getäuscht wird, nicht auch getäuscht werden können durch Träume? Dadurch wird an der Natur des Traumes nichts geändert, daß einer durch längere Zeit, ja, felbst zeitlebens etwas blos Geträumtes wirklich erlebt zu haben meint. Wir sagen absichtlich "meint" und nicht "glaubt", weil wir den Glauben nicht, wie Delboeuf, mit der finn=

lichen Gewißheit begründen möchten, obwohl wir ihm gern zugeben, daß die Wirklichkeit, die gemeinhin den Objekten außer uns beigemeffen wird, an die Bhänomene bes Glaubens gemahnt und baß diefe uralte Gewohnheit jum Aufnehmen einer ähnlichen Gewohnheit prädisponirt haben mag. Allein da handelt fich's um Greifbares, während der eigentliche Glaube mit Unareifbarem fich beschäftigt und nicht bemerkt, daß er die etwa greifbare Form willfürlich hinzubringt. Der Unknüpfungs= punkte find genug; allein wir find noch nicht fo weit und haben noch ausdrück= lich beizufügen, daß ein fehr lebhafter Traum, ber weber etwas Unmögliches ent= hält, noch durch Beugen oder spätere Er= eignisse als bloger Traum erwiesen werden fann, darum nicht weniger ein Traum, nicht weniger von etwas in wachem Zu= stande Erlebtem verschieden ift. Daß derjenige, der ihn geträumt hat, es nicht ein= fieht, hat so wenig eine Bedeutung, als wenn einer eine Halluzination, die nichts Unwahrscheinliches aufweist, sich nicht aus= reden läßt. Beide Fälle beweisen nur, wie leicht der Mensch einer Täuschung er= liegt; und nichts anderes beweift Shake= fpeares Chriftoph Sly, ber fo lange mustifizirt wird, bis er endlich wirklich glaubt, ein reicher Lord zu fein. Der arme Reffelflider hätte über den Spaß auch närrisch werden fonnen. Bewiese dies vielleicht etwas gegen den gefunden Ber= stand?

Die Frage, ob wir betreffs der Träume ein Kriterium der Gewißheit besitzen, besantwortet Delboeuf (S. 128) mit einem ziemlich emphatischen: "Nein, es giebt keines." Die Frage ist einsach nicht so zu stellen, so wenig als beim wachen Zustande

ber Accent zu legen ift auf die Entbedung eines Kriteriums, das unter allen Umständen und die Gewißbeit verschafft, daß wir nicht träumen. Wenn einer mit berbundenen Augen in ein bestimmtes Saus und dann wieder fortgeführt wird, ber Weg ein so verwickelter ift, daß er ibn nicht herausbringen kann, auch niemand je ihm fagt, wo er gewesen ift, so wird er es niemals wissen und bennoch in jenem Saufe gewesen fein. Nicht um das fub= jektive Verhalten bes Ginzelnen in einem Ausnahmefall handelt fich's, fondern um den Wert des Träumens im Gegenfat zum Bachen, Und babei handelt fich's nicht einmal um die Wirklich= feit, fondern nur um die Form der Erscheinung: denn selbst der thatfächlich geträumte Traum ist etwas Wirkliches, ent= gegengehalten einem blos erfundenen Traum, obwohl es fein Kriterium giebt, durch das ich unter allen Umständen mich vergewissern fann, daß der Traum geträumt worden ift. Die Berwandtschaft awischen bem Denken im Traume und bem Denken im Wahnfinn ift unbestreit= bar, aber unbestreitbar ift es auch, daß wir auf dem Wege der Betrachtung ein= zelner Fälle niemals zu einem fichern Rriterium, das beides scharf auseinanderhält, gelangen werden. Das ift aber auch der Weg, auf dem "in unfern Tagen Bhilo= sophen und Naturforscher, die Fechner, Böllner, Ulrici, Ballace u. f. w. burch die spiritistischen Gaufeleien eines Slade muftifizirt werden" (S. 134) und auf bem man "in jungster Beit fo weit ge= gangen, die Festigkeit der Grundfage der Geometrie anzuzweifeln. Hat man nicht die Fundamente der Logif in Frage ge= ftellt?" (S. 136). Wir zitiren mit Freuden

diese Worte Delboeufs wegen der unumwundenen Entrustung, die daraus spricht.

Worauf nämlich Delboeuf hinaus will, ift nur, darzuthun, daß "die Gründe unseres Glaubens an die wirklichen Dinge feiner anderen Natur" (S. 30) find, als die Gründe unseres Glaubens an Träume, Halluzinationen und fire Ideen. und daß, wenn auch nicht ausnahmslos, wenigstens im großen und ganzen "in be= treff von Wahrnehmungen und Vorstel= lungen das Zeugniß der anderen Menschen das einzige Kriterium ift, wel= ches uns leiten fann" (S. 133). Alledem gegenüber liegt uns nichts ferner, als für die finnliche Gewißheit eine Lanze ein= legen zu wollen. Rur der philosophisch ganz ungebildete Mensch ift überzeugt, daß die Dinge in Wahrheit das find, als was fie uns erscheinen. Was der hochgelehrte Berfasser am Schlusse feiner Abhandlung über die Unmöglichkeit fagt, zur absoluten Wahrheit zu gelangen: "die man aber an= beten muß, und der man sich immer inni= ger annähern fann, indem man die Berührungspunkte und die Bindemittel vermehrt" (S. 126), ift vollendet und er= innert an Leffings berühmte Worte über das Streben nach Wahrheit. Allein die "Berührungspunkte und Bindemittel" suchen wir in bezug auf die in dieser Ab= handlung besprochenen Gegenstände wenigstens in dieser Abhandlung - vergebens. Wir geben gerne zu, daß der Glaube an die wirklichen Dinge auf Ge= wohnheit beruhe; daß eben diefer Gewohn= heit der Glaube an Träume entspringen mag; endlich, daß Descartes' Zweifel, ob er beim Schreiben feiner Meditationen träume ober wache, nur der weife Ausdruck eines berechtigten Sfeptizismus fei.

Rur in Einem sträubt sich alles in uns gegen eine Zustimmung: Ift nur barum auf den Wahnsinn kein Verlaß, weil andere Menschen nicht in Massen ihn als vernünftig erklären, fo muffen wir Glaubens= fätze, zu welchen Millionen Menschen fich bekennen, Wunder, für welche glaubwür= dige Zeugen einstehen, als wahr anerkennen. Es fehlt gewiß nicht an Denkern, die bei diesen Worten ganz ruhig fragen werden: ob denn dies ein gar fo großes Unglud ware? Diese find aber nur infoweit Denker, als sie dies und das denken. in diesem Falle nur an das Chriftentum, und dabei darum so denken, weil sie zu= fällig nicht wissen, daß der Buddhismus noch weit verbreiteter ist, als das Christen= tum. Mit dem Kriterium einer bloßen Anzahl, die für eine Anschauung sich ausspricht - Salluzinationen fönnen bei mehreren Menschengleichzeitig sich erzeugen, und die Anhänger des Spiritismus, dem es auch nicht an glaubwürdigen Zeugen fehlt, sind schon massenhaft -, langen wir nicht aus, wenn es gilt, der Wahrheit immer näher zu kommen. Und mehr als dies fordern ja auch wir nicht.

Allerdings ist uns gesagt worden, der Glaube an die wirklichen Dinge, von dem aller Glaube herzuleiten sei, beruhe auch auf einer Täuschung. Man kann uns dasher erwidern, unsere Folgerung betresst des religiösen Glaubens sei nicht berechtigt, insofern nur erklärt worden sei, weshalb der Sinzelne glaube, nicht aber, daß jeder zu glauben habe. Da könnten wir uns vielleicht, mit der Wendung retten, daß dennoch ein Unterschied sei zwischen einem religiösen Glauben, den schließlich doch nur so und so viel Millionen Menschen teilen, und dem Glauben an die wirklichen

Dinge, ber nahezu allen Menschen gemeinssam ist. Allein gerade dieser Seite der Sache können wir nur Schlüsse abgewinnen, welche die Frage vollständig verwirzen. Kommen wir zu keiner Unterscheidung zwischen Wahrnehmung und Vorste le lung, Wachen und Träumen, ist die Zustimmung anderer das Entscheidende bei aller Gewißheit, so kann nichts uns hindern, den religiösen Glauben dem Wahnelinn gleichzustellen. Das wäre aber nicht nur in unseren, das wäre auch in den Augen jener Denker ein Unglück, die im anderen Falle über uns sich lustig machen würden.

Wir find also doppelt genötigt, dem Gegenstande in anderer Weise an den Leib zu rücken. Der Glaube an die wirklichen Dinge ift infofern eine Täuschung, als unfere Bahrnehmungen im Grunde nichts anderes find, als Borftellungen vorherrschend subjektiver Natur, und zwar als das Ergebnis von Eindrücken, welche burch äußere Reize in unserem Organis= mus zuwege gebracht werden. Wäre unfer Organismus anders geartet, so wären auch diese Eindrücke andere: die uns um= gebenden Dinge haben daher nur für uns diese bestimmte Wirklichkeit; und gu erfahren, wie fie an fich find, übersteigt unsere Fassungskraft. Unser Glaube an bie wirklichen Dinge enthält mithin - in= sofern er sie für das nimmt, als was sie uns erscheinen - eine Täuschung; und ba auch wir zu den Dingen dieser Welt gehören, so ift es auch eine Täuschung, wenn wir zu wissen meinen, wie der Menfch an fich geartet fei. Allein diese Täuschung, auf welche die fogenannte finnliche Gewißbeit binausläuft, berubt auf etwas, das feine Täuschung ift. Unfer Selbstbewußtsein fagt uns mit unab=

weisbarer Sicherheit, daß wir find, und baß es außer unferem Ich ein Nicht= Ich giebt, eine Aukenwelt, die auf uns agirt, und auf die wir reagiren. Diefe im Gelbstbewußtfein liegende Gewißheit ist die einzige volle Gewißheit, die wir baben. Sie ift nur ein flüchtiger Sauch. flüchtig wie unfer Lebensbauch. aber für unser flüchtiges Leben von hohem Berte, nicht nur als die einzige, volle Gewißheit, fondern weil wir durch fie gur Erfenntnis fommen, daß, wie es ein allgemeines Ber= hältnis giebt zwischen uns und ben Außenbingen, es auch allgemeine Berhältniffe giebt zwischen ben Außendingen unterein= ander. Um allen Migverständnissen vorzubeugen, und damit man nicht unser Wiffensbewußtsein der Überhebung zeihe, erklären wir hier ausdrücklich, daß wir bei alledem an keine absolute Wahrheit benfen, und daß wir als eine folde am allerweniasten die dem unendlichen All gegenüber ganz nichtige Menscheneristenz betrachten. Wir reden von Verhältniffen. die in letter Analyse nur für und Gewiß= beit haben, für uns aber darum von hobem Werte find, weil fie die wichtigften Intereffen der Menfchheit berühren, und diefe im Gegenfat zum einzelnen Menfchen eine großartige Existeng barftellt, groß= artig genug, um ber Gingelegisteng einen Sinn, eine ernfte Bedeutung gu verleiben. Die Gewißheit, ju ber wir betreffs der Berhältnisse der Dinge zu uns und zu einander gelangen, beruht allerdings auf den blogen Erscheinungen, als welche wir die Dinge erkennen; jedoch sie bezieht sich nicht direkt auf diefe, und unterscheidet sich darin von der Gewißheit, zu der wir über die Dinge felbst gelangen, daß, wäh= rend die Entscheidungen wechseln, feinen

Moment sich gleichbleiben im ewigen Prozes bes allgemeinen Werdens und Berzgehens, die Verhältnisse der Dinge zu einzander auf deren Begriffe und Arten sich beziehen und insofern unwandelbar sind. Die Beobachtung und Beurteilung dieser Verhältnisse, nicht der Einzelerscheinungen, führt uns zu dem, was wir Naturgezsetz nennen, zu den "Berührungspunkten und Bindemitteln", durch welche man der Wahrheit "sich immer inniger annähern kann".

Faffen wir noch einmal ins Auge, was wir foeben über die Wahrnehmung gefagt haben, so ergiebt sich uns diese als die Quelle des Kriteriums, welches uns mit voller Bestimmtheit Wachen, Traum und Wahnsinn unterscheiben läßt. Im Bachen befinden wir uns in freier Bech= selwirkung mit der Außenwelt, ist unser Wahrnehmen ein ununterbrochenes, und steben unsere Vorstellungen unter seiner Kontrole; im Traum find wir durch den Schlaf von der Außenwelt abgeschloffen, und ift unfer Wahrnehmen auf ein kaum nennenswertes Minimum reduzirt, das auf das Walten unserer Vorstellungen feinen regelnden Ginfluß üben fann; im Bahnfinn ift die Bechfelwirfung zwi= schen und und der Außenwelt dauernd ge= ftört, und wird unfer Wahrnehmen teilweise oder gänzlich durch bloße Borftel= lungen unterbrochen. Sache unferer Phyfiologie und Pathologie ift es, nachzuweifen, wodurch der Schlaf bewirft, d. h. woburch im Schlaf unsere Sinnesthätigkeit fo tief berabgestimmt wird. Ebenso ist es Sache der Pathologie und Physiologie, im Gegensate zu anderweitigen und vorübergehenden Krankheitserscheinungen, die bleibenden Veränderungen im Organismus

aufzudeden, durch welche im Wahnsinn die Borftellung an die Stelle der Wahr= nehmung tritt. Dagegen ift es Sache ber Pfychologie, die anormale Seelenthätig= feit beim Traume wie beim Wahnsinn im Bergleich mit ber Seelenthätigkeit beim normalen Zustande des Wachens zu unterfuchen, und Sache der Philosophie im engeren Sinne, an der Sand einer unbefangenen Dialektik den Wert des Denkens im Schlafe und im Wahnsinn, gegenüber dem wachen und gesunden Denken, festzu= stellen. Der Physiologe oder Bathologe, der sich darauf einläßt, begiebt sich damit auf das Gebiet der Philosophie. Maß= gebend für die Entscheidung wird es dabei immer sein, ob die Philosophie an trans= fzendenten Belleitäten hängt, welchen bas Phantastische des träumenden und das Willfürliche des wahnsinnigen Denkers in den Kram paßt, oder ob sie, wie durch= drungen sie auch sein mag von der Über= zeugung, daß es für den Menschen nur relative Gewißheiten und Wahrheiten giebt, die flare Erfahrung, die auf normalen Wahrnehmungen beruht, hoch= hält als die einzige Grundlage, auf wel= der der Mensch zu abäquaten Begriffen, richtigen Urteilen und verläßlichen Schlüf= fen gelangt.

Daraus dürfte von selbst sich ergeben, was wir unter Wissen verstehen und wodurch das wohlbegründete Wissen vom
übelbegründeten Meinen sich unterscheidet. Mit dem einsachen Meinen fällt teilweise der Glaube zusammen. Insosern
er gänzlich damit zusammenfällt, und nichts
ist, als ein mangelhaftes Wissen, das
mehr oder minder schwer sich berichtigen
läßt, folglich nur eine tiesere Stuse des
Wissens, geht er uns hier weiter nichts

an. Wie wir bereits angebeutet haben, gehört der Glaube an die wirklichen Dinge zum bloßen Meinen. Sbenfo gehört zum bloßen Meinen der Glaube an eine Zweckmäßigkeit in der Natur und an die menschliche Wahlfreiheit, vorausgesetzt, daß es einem um echte Wissenschaftlichkeit zu thun ist, die man aufgiebt, sobald man das subejektive Gefühl höher stellt, als das objektive Urteil, in welchem Falle aber z. B. Galilei Unrecht haben und die römische Inquisition mit ihrem Sonnenaufgang unsfehlbar Recht behalten würde.

Wenn wir vom Glauben reden, fo denken wir dabei an den religiösen Glauben, der mit dem bloken Meinen nicht zusammenfällt und auch vom Wissen nicht sich berichtigen läßt, weil er sich im gunftigften Falle neben bas Wiffen, nur zu oft fogar über das Wiffen ftellt. Er ift auch in der That vom Wiffen wefentlich verschieden und nicht eine andere Art Wiffen, fondern etwas anderes als das Wiffen. Das Wiffen beruht auf dem Denken. der Glaube auf dem Fühlen. Darum läßt der eigentliche Glaube eine Diskutir= barfeit gar nicht zu. Nur eine Theologie, die über die Fortschritte der Wissenschaft den Ropf verliert, sucht nach einer wissen= schaftlichen Begründung ihrer Lehre. Der eigentliche Glaube hat gar nicht zu streben nach einem Beweise, wie ihn das Wiffen fordert, denn wie der Beweis erbracht wäre, wäre er fein Glaube mehr, und er will nicht aufhören Glaube zu fein. Da= durch unterscheidet er sich vom sogenannten wissenschaftlichen Glauben, der aus der Entdedung einer Analogie entspringt und nicht ruht, bis es ihm gelingt, die Analogie in eine Identität zu verwandeln und fich zum Wiffen zu läutern. Diefem

Glauben verdankt die Forschung ihren ungebrochenen Mut und ihre unverwüstliche Ausdauer, verdankt die Wissenschaft ihre großartigsten Triumphe.

Bier ift ber Bunkt, auf welchem bas Kriterium uns entgegenblitt, durch das wir über das Wefentliche am Glauben Aufschluß erhalten. Was jene Ausdauer, jenen Mut verleiht, jene Triumphe ermöglicht, ift die Macht des Willens. Der Wille ift es. der das ernstere Streben zum Kultus erhebt. Wie das Bewußtsein, und als deffen Fortentwicklung das Denken, so hat auch der Wille, als der bewußte Trieb, feinen Ursprung im Gefühl, und infofern das Denken nur ein entwickelteres Fühlen ift, ift bom Denken das Rüblen. wie beide vom Willen, ungertrennlich. Dem Denken giebt der Wille die Wärme, das Gefühl giebt ihm den Farbenreichtum des Lebens, der jene Wärme näher beftimmt. Das Vorwalten des Gefühls er= zeugt jenes übergreifende Denken, das man Phantasie nennt und das, des Willens fich bemächtigend, fo leicht in Überspannt= beit umschlägt. Darum wird in feinem unauslöschlichen Durft nach der Lösung des Welträtsels der Mensch immer schwanfen zwischen Denken und Rühlen; und wo das Streben schließlich nur mehr im Denken Befriedigung findet, da haben wir den Mann des Wiffens, wo dagegen bas Streben nur mehr fich fättigt am Gefühl, da haben wir den Mann des Glaubens. Während es in der Natur des Denkens liegt, nach flaren Begriffen zu streben, liegt in der Natur des Gefühls ein unvertilgbarer Hang zum Muftigis= mus, deffen Symbole ihm einen Erfat bieten für die mangelnden Begriffe. Allein, wenngleich dem Denken, als der höhern

Entwicklung des Gefühls, wie dem hellen Tage vor dem Morgengrauen, der Borzug gebührt, so sind doch beide Richtungen gleich hochzuachten: das Entscheidende dabei ist die Aufrichtigkeit der Gesinnung, dem verächtlich ist nur der Heuchler, mag er dann seinen Glauben oder seine wissenschaftliche Überzeugung verleugnen.

Aber es giebt ein Drittes, eine un= glückselige Salbheit, deren Motive oft die edelften sein mögen, und die, hier aus frankhafter Zweifelsucht, bort aus über= triebener Gewissenhaftigkeit, vielleicht im= mer nur um des lieben Friedens willen, das Unterscheidende zwischen Wiffen und Glauben am liebsten gang verwischen möchte. Dringt fie durch, fo wirkt fie ger= fetsend auf die Wiffenschaft, wie auf die Religion der Indifferentismus. Ihr gegen= über bat die Wiffenschaft mit größter Ent= schiedenheit Stellung zu nehmen, denn die Grundbedingung der Selbsterhaltung ift ein energisches Festhalten an der Eigenart. Wie die Gegenfate Glaube und Wiffen

im einzelnen Menschen zuweilen in einander übergeben, aber nie gang verschwinden: fo feben wir dasfelbe Sviel zwischen Theologie und Wiffenschaft und zwischen Rirche und Staat fich wiederholen. Aus dem Spiele wird zuzeiten ein so erbitterter Rampf, daß man oft meint, er muffe mit der gänzlichen Niederlage des einen der zwei Riesenheere enden, in welche die Menschheit sich teilt. Wessen der Sieg einst sein wird, wer weiß es beute? Es wird auch kein Sieg bes einen, es fann nur eine Läuterung beider fein; denn was. verschieden entwickelt, nach außen fich befämpft, ift nach innen eine und diefelbe Empfindung. Die Entwicklung kann nicht auf allen Bunkten diefelbe fein: daber die Einheit, daber der Zwiespalt. Ziel und Breis ist in beiden Lagern die Glück= seligkeit. Es hat der Mensch, seit er ftrebt, nie nach etwas anderem geftrebt, und nur in dem, was darunter verstanden wird, geben die Meinungen auseinander.

Die accommodative Büchtung der Infektionsstoffe.

Von

Dr. A. Wernich, Universitätsbogent in Berlin.

ede, sowohl die naivste wie die gelehrteste Borstellung über die Infektionskrankheiten muß dieselben nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse als Hergänge auffassen, die nur in-

folge des Zusammentreffens gewisser Bebingungen sich vollziehen können und aus mehreren Aften bestehen. Stellen wir uns den einfachen Fall einer Bundber= giftung vor, fo haben wir - in der Bunde - einmal einen wohlvorbereiteten Boben vor uns, welcher fähig ift, etwas Fremdartiges nicht nur aufzunehmen, son= dern ihm auch zu bestimmten Entwicklungen refp. Beränderungen behilflich zu fein. Ferner denken wir und jenes fremd= artige Etwas felbst mit einer Reihe von Eigenschaften ausgestattet, besonders mit der, fich in energischer Beise zu reproduziren und nicht nur den ursprünglich als Boden occupirten Blat für feinen Bermehrungsdrang auszubeuten, sondern auch, ibn als Stütpunkt benutend, in weit ent= legene Teile des befallenen Körpers vorzudringen. Endlich lehrt die Erfahrung,

daß nur unter gewiffen Bedingungen das fremdartige Etwas mit den Geweben und Säften der Bunde in eine folgenschwere Wechselwirfung treten fann. Gine für die Einleitung von Diffusionsvor= aängen günstige Feuchtigkeit, ein Optimum der Wärme, gewisse organische Berbin= dungen, welche die Ernährung des in der Unfiedlung begriffenen Eindringlings for= dern, kennen wir als folche Bedingungen der Infektion; der menschliche Organismus bietet sie an ben verschiedensten Öffnungen den Infektionserregern willig an. Go geschieht es, daß die Schleimhaut der Atem= werkzeuge, die Epithelien der Berdauungs= organe, die Drufenöffnungen der Saut und besonders alle, wenn auch noch so flei= nen Verwundungen diefer Überzüge zu vortrefflichen Rährböden für fleine Organismen werden, welche die Fähigfeit befiten, von diesen Ansiedlungsterrains Gebrauch zu machen:

Diefe Fähigkeit im weitern Sinne besitzt nun aber eine so große Menge von Mikroorganismenformen, daß wir dieselbe schon jest als unübersehbar bezeichnen muffen. Nicht nur in Bundsefreten, auf Geschwüren, auf der Oberhaut, besonders in deren Kalten entdeckt das Mikroskop mühelvs zahlreiche Lebewesen, welche zu lebhafter Uffimilation der in der Abstohung begriffenen Teilden bereit sind, sondern auch in der Mundfluffigfeit und im Bahn= ichleim, im Beleg ber feuchten Schleim= hautschichten der Luftröhre und ihrer Afte, gang besonders aber im Darmkanal finden wir unvertilabare Bakterienschwärme vor, welche die prägnantesten Formen dieses noch fo wenig erforschten intermediären Naturreiches zur Anschauung bringen. Die Absonderungen unserer Schleimhäute, die noch weit in unsern Körper hineinreichen= den Fäkalmassen, die Flüssigkeits= und Sefret-Unsammlungen in den verschiedenften, der Außenwelt zugänglichen Organen bienen bereits in ausgiebigfter Weise zur Ernährung ganzer Seere von Mifropara= siten. Lange bevor wir sie verlieren, wer= den die meisten unserer Detrimente Wohn= fite und Nährmaterialien für ein neues Leben. Aber noch mehr. Es eriftiren ichon einige Zeit Behauptungen einzelner For= scher, daß das normale Blut und gewisse Gewebe des Menschen und der Tiere ftets während des Lebens Mikroorganismen enthalten, daß die letteren also auch da angesiedelt sind, wo von einer unmittel= baren Kommunikation mit der Aukenwelt nicht die Rede ift. Die ersten dieser Un= gaben bezogen sich auf kleine bewegliche Körperchen im Blute und einigen anderen Rörperfekreten (Loftorffer, Nedsvenki, Bedamp); fie schienen, da es ungemein schwer ift, Zerfallskörperchen von Mifrofoffen zu unterscheiden, leicht erschütterlich. Mehr Bedenken erregten schon Untersuchungen, an Leichenteilen angestellt, die man durch schnelle Abtrennung und luft= bichte Einschmelzung vor nachträglicher Bafterienansiedlung geschütt batte, und deren Inneres man tropdem von mifropara= sitärem Leben-befonders Rugelbakterien - wimmelnd fand. Der Streit, ob Ber= suchsfehler trot aller Vorsicht zur nach= träglichen Besiedlung des schon abgestor= benen Teiles Beranlaffung gaben, ober ob der Schluß von dem Befunde am abgetrennten Organ auf das Verhalten des lebenden ein unerlaubter fei, schwankt noch. Unbedingt zuzugeben aber ist, daß an mehreren Stellen auch folder Leichen, die mit keiner Krankheit in Zusammenhang gebracht werden können (Verunglückte, Selbstmörder, in voller Gesundheit ge= tötete Tiere), sich viele Millionen von Mikroorganismen vorfinden, und zwar nicht etwa blos von einer bestimmten und bekannten Form (Fäulnisbakterien, Leichen= bakterien), sondern von sehr mannigfaltigen Geftalten und in verschiedenen Gruppirun= gen, deren Gefeke noch der Erforschung harren.

Diefer reguläre Mifroparasitismus, dem unfer Leib im Leben wie im Tode unterworfen ift, fomplizirt, wie leicht be= greiflich, in hohem Grade die Frage, welden Anteil die niedrigsten Lebensformen an der Erzeugung der Krankheiten und ibeziell der Infektionen haben. Es kann den Forschern, welche sich um die Morpho= logie und Ginteilung der gefundenen Mifro= organismen befonders bemüht haben, gern zugestanden werden, daß sie im Dienste einer äußerst lockenden Supothese arbeiten, wenn sie bestrebt sind, die von ihnen fest= gestellten Spezies mit den verschiedenen Infektionskrankheiten in Beziehung zu setzen. Nichts aber kann das Fortschreiten

ber Erfenntnis auf diesem Gebiete mehr aufhalten, als jene phantastischen Deutungen, welche von einzelnen Seiten ben zufällig in ein paar Leichen gefundenen Bakterien für die Entstehung der Erscheinungen beigelegt worden find, welche an den betreffenden Leben ben beobach= tet waren. Zwar fest auch der primitivste Mifroparasitismus irgend einen Grad gegenscitiger Beeinflussung voraus, welche der auszubeutende Rährboden auf den Parafiten und diefer auf die von ihm in Besitz genommene Fläche ausübt: auch die Spirochäten bes Zahnschleims und die Sirofoffen, welche sich im Ohrenschmalz entwickeln und vermehren, stehen in einer gewiffen Beziehung zu ihrem Ernährer. Bat es aber einen Sinn, im blogen Mifroorganismenfunde ichon Krankheitserschei= nungen zu erblicken oder, wie es auch geschehen ist, solche geradezu der entdecten Bafterienform zuliebe zu erfinden? Infektionskrankheiten er finnen in der Weife, wie es besonders von herrn Rlebs in Brag und einigen seiner Anhänger ge= schehen ift, heißt doch nicht mehr, ein Raufalitätsbedürfnis befriedigen, fondern bas zu Marfte bringen, was der perfonliche Zufall ber Entbedung bem bamit in Berührung Gekommenen auf Grund rein fubjektiver Schätung als besonders preis= wert erscheinen ließ.

Die wenigen positiven Anhaltspunkte für die Frage, wie die organisirten Krank-heitsgiste, die Infektionserreger, nun eigentlich aussehen, haben sich aus den angedeuteten Gründen weit weniger vermehrt, als es nach dem Umfange der dafür geschaffenen Litteratur scheinen könnte, ja, sie kommen den meisten augenblicklich unter der Spreu der Mißverständnisse

winziger vor als je. Abgesehen vom Mil3= brandbazillus und der Spirochäte bes Refurrensfiebers, die wir icon feit 25 refp. 11 Sahren fennen, eristirt noch immer fein einziger wohldharafterifirter Organismus, auf welchen wir auch nur biganoftische Schlüsse bauen bürften, höchstens bag man einige Gruppirungen von Stäbchen und Roffen als Merkmale, welche bei Septifamie, Phamie und Gewebsnefrosen aufzutreten pflegen, anzuerkennen geneigt fein fonnte. Die Möglichkeit, daß die Mikrofoffen trot ihres gleichmäßigen Ausfebens Erreger verfchieden er Infektions= frankheiten sein können (die allgemeine Idee eines Contagium animatum), fann uns an fich unmöglich über die gesuchten Zusammenhänge beruhigen, noch weniger aber als Unterlage für praftische Aufgaben bienen.

Diesen Schwierigkeiten gegenüber find für die einzelnen Forschungsrichtungen verschiedene Standpunkte möglich. Finden wir uns zunächst mit dem Indifferentis= mus ab, welcher fich, wie jedem großen treibenden Gedanken, so auch dem der or= ganisirten Krankheitsgifte von Seiten der schnell Ermüdenden entgegenstellt. Weil ein primitiver Parasitismus, d. h. ein ohne besonders bemerkbare Wechselbezie= hungen auftretender als Thatsache nach= gewiesen ift, und weil andererseits so viele Bakterienentdeckungen, die sich als kaufale ausgaben, in die Kategorie des primitiven oder zufälligen Mifroorganismenlebens zurückgewiesen werden mußten, feben die Indifferenten die parasitäre Krankheits= theorie einstweilen ganz in Frage gestellt und finden co bequemer, auch die Urfachen der Infektionskrankheiten wieder nach al= tem Schema zu behandeln. Sie glauben,

"die Mikroparasiten seien doch wohl überhaubt nur fekundäre Erscheinungen" und gebieten durch diesen Glauben ihrem ohnehin nicht fehr brängenden Erklärungsbeburfnis Salt. Die einer folden Bequemlichkeit nicht zugänglichen Forscher geben ihrerseits von fehr verschiedenen Bunkten auf das gemeinschaftliche Ziel los, den Bufammenhang der Infektionskrankheiten mit niederen organisirten Lebewesen zu er= weisen. Der Botaniker fußt auf den un= widerleglichen Erfahrungen, welche hinsichtlich der symbiotischen Erreger der Bflanzen= und Insektenkrankheiten gemacht worden sind; er flassifizirt sorgfältig alle irgendivo aufgefundenen Formen der Mifro= parasiten und behält sich unter andern Ermittlungen über die Biologie berfelben auch jene Frage vor, ob eine oder die andere Form in irgend einem Abschnitt ihrer Entwicklung zum Erreger einer menfch= lichen Infektionskrankheit werden könne. Die physiologische Chemie dagegen ver= weift uns an das Studium der Zerfetjungs= prozesse und jener Organismen, welche man mit immer zunehmender Wahrschein= lichkeit als physiologische, geformte Fermente anspricht. Während die rein pathologisch=anatomische Forschung sich baran genügen laffen muß, aus aufgefun= benenen Berden von Mifroparasiten, aus besonderen Gruppirungen und Verbreitun= gen berfelben in Geweben und Organen. in den felten sten Källen aus ganz eigenartig darakterifirten Einzelformen Schlüffe auf den Zusammenhang diefer Formen mit den sonstigen zellularpatho= logischen Veränderungen zu machen, greift eine andere Gruppe pathologischer Unato= men auf das Gebiet der erperimentellen Bathologie über und bestrebt sich, an

Tieren mittelst des aus den Infektions= leichen gewonnenen Materials Erscheinungen hervorzurufen, welche benen der töt= lichen Infektionskrankbeiten abnlich fein könnten. Der Kliniker und Arzt aber wird sich vor allem von dem Gedanken angeregt fühlen, den Zusammenhana zwischen den Krankheitserscheinungen und dem Leben und Sterben jener niedrigften Befen gu entschleiern, nachdem ihm aus irgend ei= nem Grunde ihre Bedeutung gur unerschütterlichen Überzeugung geworden ist. Im goldenen Zeitalter könnten diese fo verschiedenen Forschungsfäden unverwirrt und ohne sich zu argen Zankfnäueln zu verknoten, schließlich sich am erhofften Ziele zusammenfinden und fich gegenseitig ver= ftärken. In unserer Beriode des Strebens nach der Wahrheit, die ohne Rampf nicht gedacht werden fann, haben sich harte Gegenfäte in die gekennzeichneten Beftrebungen eingedrängt, die Kreise verwirrt und die Gemüter entflammt. Nicht ein Streit über die Dignität der Forschungs= methoden ift es jedoch, der diese Wegen= fäte geschaffen, und nur von wenigen Seiten jene dünkelhafte Überschätzung, die eben nur der Entdedung, die ihr selbst ge= lang, vollen Kurs beilegen möchte. Es ist vielmehr der große naturphilosophische Gedanke des Zeitalters, die geniale Hypothefe von der Bererbung und Anpaf= fung, die Deszendenz= und Evolutions= theorie, welche gelegentlich der Entwicklung des Infektionsbegriffes auch in die Krankheitslehre Eingang gefunden hat und in ihr, wie in allen noch fo entlegenen Gebieten der Wiffenschaft, sich bas - fei es nun große, sei es geringere — Maß von Beachtung erringen will, das ihr schon wegen der Anregung und Befruchtung, bie sie überall hervorbringt, gebührt. Bei dem Bersuch, diesen Hergang, soweit er sich bisher vollzogen, hier kurz zu stizziren, hat dem Bersasser nichts ferner gelegen, als für seine eigenen (reichlich mit Kritik gesegneten) Ideengänge unter der Ügide und den Tendenzen dieser Zeitschrift Propaganda zu machen. Als ein Archiv jedoch, welches sich die Ansammlung Darwinistischer Materialien und ihre Ausbewahrung für künstige Geschlechter zur Aufgabe gestellt hat, schien mir der "Kosmos" für eine Zeichnung der betreffenden Ansichten der so recht eigentlich passende Platz zu sein.

Es ift zur Genüge befannt, daß die neue Bewegung, über die wir berichten wollen, auf Anschauungen von Naegeli zurückzuführen ift, die er in der Mono= graphie "Die niederen Bilze in ihren Be= giehungen zu den Infektionskrankheiten und der Gefundheitspflege" (München, 1877) niederlegte.*) Die innere Überzeu= gung von der Wahrheit feiner Forschungs= refultate hat den verehrten Autor an eini= gen Stellen über die Grenzen des logisch zu Rechtfertigenden und erperimentell Fest= gestellten hinausgeben laffen. Man fann noch nicht fagen, daß ein Infektionsftoff burchaus ein Spaltpilg fein muß, sondern man ift bis jest nur zu folgender Grund= anschauung berechtigt: Die Infektionsstoffe können nicht Gafe fein; als folche müßten fie fich rasch bis zur absoluten Wirkungs= losigkeit in der Luft verteilen, und wenn fie vorher eine Wirksamkeit entfalteten, müßte diese an allen in demselben Raum befindlichen Individuen gleichmäßig er= fennbar fein. Die Wirkungen der Infektionsstoffe stehen ferner in absolutem Miderspruch mit ihrer ursprünglichen Menge; sie fordern nach dem Gesetz, daß das sich Widersprechende nicht als Eines im Sein bestehen kann, die Eigenschaft der Vermehrungsfähigkeit, welche nur organisirten Körpern zukommt. Von allen Organismen, welche bis jetzt sinnlich erkennbar sind, stehen gewisse Spaltpilzsformen den Insektionsstoffen (Krankheitserregern) am nächsten. Ein Gegner dieser Sätze ist bis jetzt litterarisch nicht hervorgetreten.

Was nun den Anteil der Vererbung auf der einen und der Anpassung auf der andern Seite bei der Entwicklung der Mifroorganismen anlangt, so halte ich es eben= falls für bringend nötig, jener Darstellung Naegelis gegenüber einige Restriktionen zu machen, welche von der Konstanz und Ausprägung der Form durch die äußeren Lebensbedingungen der Spaltpilze handelt. "Der nämliche Spaltpilz," heißt es a. a. D. S.23, "würde einmal in der Milch leben und Milchfäure bilden, dann auf Fleisch und hier Fäulnis bewirken, später im Wein und dafelbst Gummi erzeugen, nachher in der Erde, ohne Gährung hervorzubringen, endlich im menschlichen Rörper, um hier bei irgend einer Erfranfung sich zu betei= ligen. Er würde an jedem Orte feine Na= tur ben neuen Verhältniffen nach und nach anpassen und es würde daraus eine mehr oder weniger geänderte Konstitution mit arößerer oder geringerer Beständigkeit her= vorgeben. Er würde, auf eine neue Wohnstätte gelangend, je nach bem Grab ber früheren Anpassung einer größe= ren ober geringeren Zahl von Ge= nerationen bedürfen, bis er hier hei= misch geworden wäre, oder er würde bei sehr weit fortgeschrittener Accomodation

^{*)} Bergl. Rosmos, Bd. III, S. 188.

auch gang zu Grunde geben. Er würde auf einem Boden, der zu berschiedenen Bersetzungen gleich sehr geneigt ift, diejenige bewirken, welche feiner durch die voraus= gehende Lebensweise erlangten Natur am meisten entspricht. Spaltvilze, die häufig ihre Wohnstätte wechfeln, würden felbft= verständlich einen unbestimmten Charakter behalten und gleich gut geeignet fein, ver= schiedene Formen anzunehmen und verschiedene Gährungen zu erre= gen." Obichon diefe Gate bier nur in der Form von Andeutungen und Bermu= tungen ausgesprochen find, werden fie doch später in ihrem zusammenhängenden Inhalte zu Ausgangspunkten für die wahr= scheinliche Beschaffenheit der Infektions= stoffe genommen (S. 62-66), so daß es fich verlohnt, diesen Inhalt zu gliedern und zu fichten. Naegeli drückt in den angezogenen Sätzen nicht nur die Ansicht aus, daß eine gewisse Vorzüchtung der Mikroorganismen ihre Entwicklung auf einem neuen Nährboden günftig beeinfluffen könne, er erklärt sich ferner nicht blos für eine physiologische Accommodation der Spaltpilze in verschiedenen Medien, sondern er befürwortet auch, indem er ihnen die Fähigkeit zuschreibt, verschiedene Formen anzunehmen, in ausgesprochener Weise den Transformismus. So wenig es in Abrede zu stellen ift, daß diese drei Behaubtungen in ideellem Zusammenhange stehen und philosophisch eine aus der andern hergeleitet werden können, so un= umgänglich nötig erscheint es, ihre natur= wiffenschaftliche Begründung ein= geln zu prüfen resp. zu vervollständigen, schon um zu verhindern, daß Jeder, der die weitestgehende Behauptung, den Transformismus, ablehnen möchte, nicht auch

zur unbedingten Verurteilung der phhsiologischen Funktionsänderung und der accomodativen Züchtung gezwungen werde. Doch erscheint, abgesehen hiervon, auch eine Teilung in die Arbeit der Beweislegung für die eine oder die andere Ansicht deshalb notwendig, weil die Technik für jeden einzelnen Zielpunkt eine sehr mühsame und zeitraubende ist.

Um wenigsten ausgebildet und den meisten Angriffen ausgesett steben noch immer die Versuche da, die Umbildung einer Form von niederen Lebewesen in eine andere Form zu bewirken. Wie vor 13 Jahren schon Hallier und mit ihm gleichzeitig so viele Experimentatoren sich bei den Beweisen für ihre Entwicklungs= morphen durch Übersehen der "Lufteinfaat" täuschen ließen, so ist noch heute kein sol= ches Raffinement der Versuchsbedingungen erreicht, um jeden möglichen Fehler bei den Umwandlungserperimenten auszuschließen. Mit hohem Interesse wurde von allen beteiligten Kreisen die Habilitations= schrift von Sans Buchner "Über die er= perimentelle Erzeugung des Milzbrand= fontagiums aus den Heupilzen"*) begrüßt; von vielen Seiten (auch von mir) ift diese Arbeit als epochemachend bezeichnet wor= den. Und doch läßt sich bei sehr ffeptischer Durchsicht auch ihr gegenüber die Beforgnis nicht unterdrücken, daß ein Fehler bei der Zubereitung der aufeinander folgenden Nährflüffigkeiten, bei dem Berschluß der Rulturapparate mit untergelaufen sein fonne. Speziell hätte man eine oft= malige Kontrolle jenes entscheidenden Überganges gewünscht, bei welchem die schon bis zur Ungiftigkeit vorgeschrittene

^{*)} Münchener Atademische Sitzungsberichte vom 7. Febr. 1880.

Rückwärtszüchtung bes ursprünglichen Milzbrandkontagiums im Heuaufguß weizter fortgesett wird. Nachexperimente erst werden uns vollständig darüber beruhigen können, ob nicht in dieser so schwer zu sterilisirenden Flüssigkeit vielleicht doch einige Heupilzkeime sich verborgenhielten. Jedenfalls läßt sich durch die Überpslanzung in verschiedene Medien viel leichter die eine oder andere sinnfällige Eigenschaft mancher Mikrovrganismen etwas verwischen, als, selbst in einigenhundert Generationen, eine vollständige Transformation erzwinzen, wie folgendes Beispiel zeigen mag.

Bier von jeder möglicherweise vorher darin befindlichen Unreinigkeit befreite (im batteriologischen Sinne reine) Glasgefäße werden mit vier verschiedenen, ebenfalls bakterienfreien Flüffigkeiten gefüllt, je mit einem Tropfen derfelben faulenden Fleisch= wassermischung, beren mitrostopischer Befund genau bekannt ift, infizirt, verschloffen und in einem auf 350 Celfius erwärmten Behälter aufgestellt. Die Fluffigkeit bes ersten bestand aus einer einprozenti= gen Karbolfäurelöfung, die des zweiten aus frischgelaffenem faurem Sarn, bas britte enthielt eine Lösung von faurem phosphorfaurem Rali, Chlorfalium, neutralem weinsteinsaurem Ammoniaf und ichwefelfaurer Magnefia (Cobniche mine= ralische Bflangennährlöfung); im vierten war statt der Magnesia und des Chlor= falium Randiszuder gelöft (Bafteuriche Flüffigkeit). Überlaffen wir die Gefäße 48 Stunden nach der Infektion ihrem Schickfal, so finden wir nach Ablauf derfelben folgenden Sachverhalt: die Karbolfäure= löfung ift vollkommen flar, die Cohnsche Lösung ift mäßig, die Basteursche milchweiß getrübt. Der harn fann flar, fann

aber auch getrübt sein. Jeder Tropfen der getrübten Muffigfeiten enthält viele taufende von Mifroorganismen, welche einzeln den in der faulenden Fleischflüffigkeit ent= haltenen fehr ähnlich aussehen. Die im Infektionstropfen enthaltenen Barafiten fanden in dem bariabel zusammengesetzten Sarn ein zweifelhaftes, in der Cohnschen Flüssigkeit ein abäquates, in der Pasteur= fchen Flüffigfeit ein in noch höherem Grabe adäquates Medium, denn in diesem letten Glase fallen uns noch sehr deutlich ent= widelte Gasblafen auf, welche in den anbern fehlen. Die Karbolfäurelösung er= weist sich als ein absolut inadäquates Mebium. Möglich, daß eine mifroffopische Untersuchung, welche jedes mifroffopische Tröpfchen dieser Flüffigkeit durchforichte. noch die Überreste entdeckte, möglich fogar. daß eine Behandlungsweise, welche sie schonend von der anhängenden feindlichen Flüffigkeit zu befreien vermöchte, fie in ei= ner günstigen Flüssigkeit noch einmal zum Leben erwecken könnte; jedenfalls war diefe bon und gewählte Fluffigkeit ihrer Ent= widlung absolut konträr, und wie fie felbst ganz ungeändert erscheint, so vermochte in ihr auch ber Parasit feine Entwicklungs= metamorphose durchzumachen, fondern ging - für unsere Untersuchungsmethoden fogar fpurlos - zugrunde. Ühnliches pflegt ja auch bei höheren fpezifischen Wesen zu geschehen: unter gang ungünstigen Lebens= bedingungen sterben fie ab und bei einer starken Bariation der Lebensbedingungen bleiben fie nicht gleich, sondern nur noch ähnlich. Denn nur ähnlich find auch die Lebewefen in unfern andern drei Flüffig= feiten, nicht gleich. Geben wir davon ab, daß im Sarn möglicherweise noch un= sichtbare Reime vorhanden waren, die sich

jest zu Ungunften des Impftropfens entwidelten, die andern beiden Gefäße ma= ren davon frei. Und boch wird nie= mand, der das Experiment macht, behaupten fönnen, die Organismen ber Bafteurschen und der Cohnschen Flüffigkeit feien einan= der gleich oder feien vollkommen identisch mit denen der ursprüng= lichen Fleischflüssigkeit. Es sind Unter= Schiede vorhanden: Die Stäbchen der fünst= lichen Flüffigkeiten find fürzer, dunner, unbeweglicher als die der Mutterflüffig= feit, sie erscheinen aber auch durchsichtiger und bei weitem weniger scharf kontourirt als die andern. Es darf hiergegen auch niemand einwerfen: "Die Unterschiedeseien febr gering und bingen von der Nähr= fluffigfeit ab", benn die Unterschiede fönnen gar nicht größer sein, wo fo geringe Merkmale überhaupt zu Gebote fteben.

Trot dieser Andeutungen einer "las bilen Formbeständigkeit", wie ich mich ausdrücken möchte, halte ich es für gewagt, eine Transformation etwa eines städchenförmigen Organismus in eine Spirochätenform oder auch eines Kügelchens in einen Faden zu behaupten; eher wird man sich häusig versucht fühlen, den Besunden Billroths, der bei färglicher Ernährung aus Megakoffen Mikrosfoffen sich entwickeln sah, beizustimmen.

Bas nun die Anpaffung der physiologischen Leistungsfähigkeit bestrifft, so war schon Pasteur, der für die Zersetzungsorganismen am längsten die strenge Spezisizität vertheidigt hat, genöstigt, einige Ausnahmen zu statuiren. Zwar sollte ganz wie die Alkoholgärung so auch die Essigs, Milchsäures, Buttersäures, Schleims und Harnstoff-Gährung, resp.

=Käulnis eigentlich von Vilzen (Librionen, Bakterien) von gang bestimmten un= wandelbaren Gigenschaften abhängen; aber vom Effiaferment gab Bafteur selbst an, daß es seiner Organisation und Entwicklung nach vom Milchfäureferment nicht sicher zu unterscheiden sei und unter Umständen auch Bernsteinfäure erzeuge; vom Milchfäureferment, daß es auch But= terfäure=, vom Butterfäureferment, daß es auch Milchfäure-Gährung einzuleiten vermöge*). Wie weit diese Verschiedenheit in den Zersetzungsprodukten für alle ein= zelnen Fälle geht, ift von seiten der phy= siologischen Chemie noch nicht festgestellt; jedenfalls ift man zur Zeit geneigt, sich mehr auf die Seite Naegelis gu ftellen, d. h. die Wirksamkeit der Zersetzungser= reger in hohem Grade abhängig fein zu laffen von den empfänglichen und zerle= gungsfähigen Flüffigkeiten, in welche fie hineingeraten. Für einige Vorgänge sind die sich geltend machenden Abweichungen geradezu schlagend: im vorigen November= heft dieser Zeitschrift hatte ich Gelegen= beit, die Leser mit einigen Gigentümlich= keiten der aromatischen Fäulnisprodukte bekannt zu machen, welche bei der Giweiß= fäulnis auftreten (Indol, Statol, Bhenbleffig und Phenylpropionfäure, Krefol, Phenol 2c.). Wenn nun Fäulnisbakterien in künstlich en Nährflüffigkeiten, die ihrer Bermehrung fehr günftig find, ge= züchtet werden, liefern sie von jenen cha= rakteristischen Produkten nicht die Spur. Auch die Gaszersetzungen weichen in verschiedenen Nährflüssigkeiten nicht etwa nur quantitativ, sondern qualitativ von einan= der ab, so daß felbst die als konstant an= genommenen, Ammoniak und Schwefel=

^{*)} Ann. de chim. et de phys. LXIV, 60.

wasserstoff, während der üppigsten Bermehrung der nämlichen Bakterienart gefunden oder vermißt werden können.

In hohem Grade wertvoll wegen ihrer birekten Beziehung zu der Frage von dem Entstehen wahrer Krankheitserreger burch funktionelle Unpaffung sind nun einige Beobachtungen und Versuche über deren Hervorgeben aus einfachen Mufofen. Un einem anderen Orte*) habe ich eine Busammenstellung eigener und fremder Mit= teilungen versucht, nach benen anfänglich barmlofe Bilgvegetationen auf verschiede= nen der Luft zugänglichen Schleimhäuten durch Nachlaß der Widerstandsfähigkeit ber davon Befallenen invafib wurden, b. h. tief in alle inneren Organe des Rör= pers hineinwucherten und sich so zu tötli= den Infektionskrankheiten unter dem Bilde der Brämie heranbildeten. Un der Sand eines planvollen Gedankenganges hat feit= bem Grawit **) die Frage folder Bil3= invasionen experimentell ihrer Lösung näher geführt. Die Schimmelvilze (fpeziell Penicillium und Eurotium glaucum) vegetiren für gewöhnlich auf festen fäuerlichen Substraten bei 10-120 C., unter Lebensbedingungen alfo, welche im tieri= schen Körper nicht vorhanden sind. Aus diesem Grunde waren ungablige Verfuche, welche auf dirette Infektion mittelft Schimmelfporen abzielten, feblaeichlagen. Grawit ging nach diesen Erfahrungen darauf aus, die Pilze mittelft allmählicher, burch viele Generationen fortgesetter Büch= tung an die ihnen sonst nicht adäquaten Berhältnisse bes tierischen Organismus nach und nach zu gewöhnen, also an ein

flüssiges alkalisches Nährmedium von 37 bis 390 C. Bu biefem Zwecke wurden Reime ber genannten Schimmelpilze zu= nächst auf feuchtes Brod ausgefäet, dies vor Austrocknung geschütt, bei 38-400 im Brutapparat gehalten, wobei also die Begetationen zunächst an eine über ihr Optimum ziemlich weit hinausreichende Temperatur gewöhnt wurden. Zwecks der Angewöhnung an einen feuchteren Boden wurden weitere Nachkommen der ersten Schimmelvegetationen auf Brod angefiedelt, das mit viel Waffer zu einem dunnen Brei erweicht war, der unter ähnlich hoben Temperaturen gehalten wurde. Die nach mehreren Generationen unter diesen Berhältniffen entwickelten Sporen fäete man alsbann'in eine schwachfaure, bunne, mit 1 Proz. Robrzuder gemischte Beptonlösung; die nächsten Generationen accommodirten sich bereits neutralen, die noch etwas späteren, bereits schwach alkalischen, ähnlich präparirten Nährflüffigkeiten. fonnte nun die Züchtung unter Fort= lassung des Zuckers bei stark alkalischer Reaftion und endlich in frischem Tierblut fortgesett werden. So war durch fuste= matische Züchtung eine morphologisch zwar ganz identische aber physio= logisch durchaus verschiedene Abart ber ursprünglichen Schimmelgattung ent= standen, eine Barietät, wenn man will, welche zunächst die Kähigkeit erlangt hatte, auf tierischen Säften zu gebeihen. Aber nicht nur diese Fähigkeit; denn spritte man Sporen dieser Varietät in das Blut und Lumphgefäß von Berfuchstieren ein, so gingen dieselben - nachdem eine In= fubationszeit von 24-48 Stunden ohne bemerkbare Erscheinungen vorübergegangen war - an einer Krankheit zu Grunde,

^{*)} Die Entwicklung der organisirten Krants , heitsgifte. Berlin, Reimer. S. 63—69.

^{**)} Birchows Archiv, Bd. LXXXI.

beren anatomische Basis eine allgemeine Durchwachsung mit Pilzvegetationen war, die Nieren und die Leber waren am meissten mit dicken Rasen durchsetzt, deren vielgliedrige, als dicke Fäden erscheinende Hyphen sich in den Organteilen verbreiteten, als wären sie in freier Luft auf Brotzinde gewachsen. Fedoch unterschieden sich die Schimmel in den Geweben von denen an freier Luft und auf den gewöhnlichen Rährsubstraten durch die rudimentäre Beschaffenheit ihrer Fruchtträger und das Ausbleiben der Sporenabschnürung.

Mag man nun über die direften Begiebungen dieser unantastbaren Thatsachen zu den gewöhnlich so genannten Infektions= frankheiten denken, wie man will, - eine funktionelle Anpassung niederer Organis= men an verschiedene Nährmedien und die Möglichkeit, daß durch eine folche aus pathologisch indifferenten Mikroparasiten sich in hohem Grade "pathogene" ent= wideln können, muß auch von den strengen Spezifikern zugegeben werden. Wie wir es jedoch billig finden, diefes Zugeständnis nicht ohne weiteres auch für das trans= formistische Gebiet des Accommodations= problems zu fordern, fo foll auch kein Zwang dadurch ausgeübt werden für den dritten Abschnitt der Hauptaufgabe, für die Steigerung der Wirkungsfraft, welche den Infektionserregern durch ac= commodative Buchtung zu teil wird. Obgleich auch diese Richtung der Unter= suchungen bereits einen Ausdruck in bem Brogramm Naegelis findet, so glaubt Berfasser doch die konkrete Inanariffnahme der Beweise als feinen persönlichen Bei= trag zur Infektionsfrage auffaffen zu dür= fen und wird sich um so mehr für ver= pflichtet halten, bei der Wiedergabe der

einschlägigen Thatsachen und Ideengänge recht skeptisch und voraussetzungslos zu Werke zu gehen.

Gine ftrifte Beweislegung für den Bebanken, daß durch Unguchtung die Wirfungsfraft, die Spezifizität und Selbständigkeit der Infektionserreger gesteigert wird, kann man sich nur in der Weise vorstellen, daß man einen sinnlich erkennbaren. von allen heterogenen Elementen befreiten Organismus, der auf seinem bisberigen Rährsubstrat eben nur noch eine Reproduftionsthätigkeit entfalten konnte, aber feine höhere Wirfung zu äußern im Stande war, durch Ansiedelung auf Nährmedien höchster Wahlverwandtschaft zu immer deutlicheren Wirkungen und zu einer im= mer ausgesprocheneren Energie, Lebensfäh= igkeit und Selbständigkeit bringen fonnte. Diese Forderung ist verhältnismäßig leicht erfüllbar, wo es fich um Mikroorganis= menarten handelt, deren Wachstum man genau verfolgen fann, und deren beste Rährsubstrate unserer Willfür ebenso zu= gänglich find, wie schlechtere und schlech= teste. Für die organisirten Krankheits= stoffe jedoch läßt uns nicht nur die sinnliche Kontrolle der Wachstums= und Ver= breitungsfteigerung im Stich, sondern wir können auch die Auswahl der Nährmedien für sie schlechterdings nicht von dem Bedürfnis diefes Experimentes abhängig machen, da es sich bei den besten Rähr= fubstraten ihnen gegenüber um nichts ge= ringeres handelt, als um den lebenden Menschen; das Tiererperiment tritt bier eben nur als Notbehelf ein. Wohl aber vollführt die Natur großartige Versuche mit Krankheitskeimen, und eine Analufe

berselben sollte dem Absprechen über den von uns vertretenen Züchtungsgedanken jedenfalls vorausgehen. — Der natürliche Gang der Untersuchungen dürfte der sein, zuerst die an leicht kontrollirbaren Mikrosorganismen zu erzielenden Fortschritte zu beseuchten, dann die homologen Erscheisnungen der Einzelerkrankungen und bessonders auch der Epidemieen zu versolgen und schließlich zu ermitteln, ob die Tierscreperimente eine accommodative Züchtung wahrscheinlich machen oder widerlegen.

I. Die Bedingung, sich auf verschie= denen Nährmedien ansiedeln zu lassen und sehr leicht erkennbar zu sein, erfüllt in einem Maße, wie vielleicht fein zweiter Mifroparafit der Micrococcus prodigiosus (Monas prod. Ehbg.), deffen adäquatester Nährboden die glattgeschnittene Fläche einer gekochten und wieder abgekühlten Winterfartoffel ift. Die Infektion von einer Stammkolonie geschieht fehr leicht durch Bestreichen der Flächen mit einem winzigen Klümpchen des blutroten Schleimes. Keucht erhalten konfervirt jede Kläche den dichten blutroten Bilgrafen, der fich bei 35° C. nach circa 40-48 Stunden auf ihr entwickelt, durchschnittlich bis zum fünften Tage nach der Infektion; ohne Borfehrung zur Feuchthaltung trodnet ber neuentwickelte Bilzbelag ein und fonfervirt fo für mehrere Monate Reime, mit welden man beliebig spätere Unstedungen hervorbringen kann, wenn man fie wieder aufweicht.

Bon höchstem Interesse ist es nun, zu konstatiren, wie jede Einschiebung eines fremden Etwas in den Wiedersbelebungsakt die Lebhaftigkeit des Infektionsborganges schwächt. — Betrachten wir zunächst den Fall, daß die zu infizis

rende Fläche mit einer ftorenden, d.h. für diesen Fall schon: mit einer nicht rei= nen Kartoffelfaft vorstellenden Aluf= figkeit imprägnirt ift. Schon eine fehr ftarte Durchtränfung mit Baffer fann ein solches Sindernis darstellen, noch bindernder aber wirften nach meinen Ber= suchen: das Rochen in fauren Flüssigkeiten (Salzfäure, Schwefelfäure, Salveterfäure), - nur gewöhnlicher Effig schien nicht als Sindernis zu wirken; Glozerin, bas auf die Nährfläche aufgetragen wurde; Alfo= hol, Karbolfäure, übermanganfaures Rali. Schwache Salizulfäure-Lösungen als Erweichungsmittel schienen dagegen die In= fektion eher zu befördern.

Wie sehr aber diese Verschiedenheit bes erften Erweichens ber trodenen Reime auf die Entwicklung der weiteren Anstedungen wirft, hatte ich Gelegenheit zu beobachten, als ich drei Infektionsrei= hen von Micrococcus prodigiosus veran= staltete, von welchen ich das Material zur ersten mit Aqua destill., das der zweiten mit Mundspeichel, das der dritten mit aus= gedrücktem Kartoffelfaft angefeuchtet hatte. Alle drei so bergestellte Schleimflump= den wurden mit gleicher Sorgfalt auf je fünf gleich bergerichtete frische Empfangs= flächen verstrichen. - Das mit Rartof= felfaft erweichte Impfmaterial erzielte (immer bei Bruttemperatur) nach 36 Stunben schöne, hochrote, wenn auch nicht gang gleichmäßige Mifrofoffusflächen; ichon bie von diesen vervflanzten Reime - zweiter Generation — bewirften noch aleichmäßi= ger bestandene Flächen. - Die mit (we= nig) Waffer erweichten Impfmaffen pflanzten ein offenbar schwächlicheres Ma= terial an; benn es blieben viel größere Plagues zwischen den aufgehenden Mikro-

foffusrasen frei, die Ansaat sah hellrötlich aus, griff nur fümmerlich um sich und er= zielte noch in der dritten und vierten Ge= neration feine fo lebhaft roten und dicht bestandenen Flächen, wie die vorerwähnte. - Die mit Speichel aufgeweichten Mi= frofoffen eroberten sich ihren Nährboden offenbar mit noch größerer Schwierigkeit: zwei von den geimpften Flächen waren (obwohl für alle die absolut gleichen Teuch= tigkeitsverhältnisse bestanden) ganglich vertrodnet und zeigten nur einige Fleckchen ber Unfaat; von den übrigen dreien, welche blutroten Schleim in Blaques und Tropfen aufwiesen, waren zwei daneben mit reich= lichen Bucherungen von Bacterium termo verschen; die lette, am reinsten aussehende Rultur, von welcher die Weiterimpfungen besorgt wurden, enthielt zwar sichtbare Beimengungen nicht, gestaltete sich aber erft in die fünfte Generation verimpft zu so autem Material, um gleichmäßig gut bestandene Nachfulturen entstehen zu lassen.

Noch prägnanter tritt ein Degeneri= ren der Ansteckungsfraft hervor, wenn man Nährböden wählt, welche die gedeih= lichen Ciweiß=, Amblum= und anderen Substanzen in ungünstigerer Berteilung aufweisen, als die Rartoffelfläche. Überträgt man die Schleimklumpchen einer mit Waffer erweichten Rultur auf Stärke= fleister, Reisbrei, Giweiß und Eigelb, Mohrrübenschnitte, so geben dieselben un= ter günstigen Außenverhältnissen nach 20 bis 36 Stunden zwar ebenfalls in roten Fleden an, aber ihr Wert als Impfmaterial ift ein fehr abweichender. Sehen wir von der Form der Kulturen, als Streifen auf Stärkekleister, Fleden und Tropfen auf den Ci=Substanzen, gang ab, so verdic= nen dagegen folgende betreffs der Weiter= impfung fich geltend machende Abweichun= gen betont zu werden. Die Mifroorganis= men, welche auf Stärkekleifter angefie= delt wurden, bildeten schon vom dritten Tage ab kein Impfmaterial für neue Rul= turen; auf Reis wich der Mifrokokkus schnell einer Penizilliumvegetation, auf Ciweiß degenerirten die Rulturen bereits nach 24 Stunden in der Weise, daß sie nur noch ein fehr unzuverläffiges 3mpf= material lieferten, beffen Infektionen in zwei Dritteln der Fälle fehlschlugen. Mohrrüben endlich enthielten in bem schwachrötlichen glafigen Schleime, der bei ihnen die Mifrotoffusentwicklung repräfentirt, ein sehr gutes Impfmaterial, bas auf einer neuen Kartoffelnährfläche ftets das Phänomen eines eigentümlichen Me= tallglanzes - über dem blutroten Über= zuge - hervorrief. Alle diese Umwand= lungen der Fortpflanzungsbedingungen innerhalb weniger Generationen fönnen wohl durch das bloke Reiner= oder Unrei= nerwerden des Infektionsmaterials nicht erflärt werben.

Rehrt man nun diese Versuchsreihen in der Beise um, daß niemals ftorende Bwischenmedien zugelaffen werden, daß die Rulturen nur auf dem besten Nähr= fubstrat stattfinden, daß als Aussaat jeder neuen Rulturanlage ftets die fchönften, reinften, lüdenloseften Teilchen ber Stammfläche mit der Lupe ausgefucht wer= den, so wird man sehr bald an verschiede= nen Merkmalen eine Steigerung der Ansteckungswirkungen wahrnehmen. Sierbei bemerkt man auch, wie febr die Entwick= lungsperiode von Ginfluß ift, in wel= der sich das Impfmaterial gerade befinbet. Für unseren Fall ist das Maximum der Entwicklung nach 72-80 Stunden

erreicht; für Fäulnisanstedungen fällt baffelbe auf den zweiten bis fünften Tag. Ber nun bei folden Transplantations= versuchen mit Mifroorganismen auf die augenscheinliche Kräftigkeit und Blütezeit der Reime, auf die gunftigsten Nährflächen und Vermittlungsbedingungen ftrenge hält, bem entgeht es nicht, daß die Infuba= tionszeiten, während beren ber übertragene Reim zu ruben scheint, sich allmäh= lich immer mehr verfürzen, daß die Söhe der Entwicklung ichneller er= reicht wird, und daß in immer schnellerer Folge die Generationen der Mikroorga= nismen einander oder — wo eine Frucht= folge verschiedener Organismen stattfindet - bem Nachfolger Plat machen. Go wird, wie ich dies anderweitig ausführ= licher dargelegt habe, der Micrococcus prodigiosus nach einer gewissen Zeit bes Bestehens verdrängt durch eine Stäbchen= form, ganz ähnlich dem Bacterium Termo, welche den schönen blutroten Überzug der Rartoffelflächen durch eine gelbliche, schmie= rig-klebrige Schicht erfett. Als ich nach einiger Mühe die schönsten Rulturen gezüchtet hatte, konnte ich mich ihrer am we= nigsten erfreuen, da sie sich viel geringere Beit erhielten, als weniger gute. Der Nachfolger fand sich schnell ein und ver= brangte die früheren Besitzer, die immer williger erschienen, ihren eigenen Entwicklungsgang schneller aufzunehmen und schneller abzuschließen. — Eine nicht min= ber auffällige Erscheinung ift bie Stei= gerung ber Infektionsfähigkeit in dem Sinne, daß auf der Sohe der Ent= widlung die unabsichtlichsten Berührungen hinreichen, um eine Übertragung der Reime zu bewirken. Wer mit Reimen, welche einige Zeit in einem weniger abäquaten

Medium oder im Sporenzustande konfer= virt wurden, Übertragungs= und Buch= tungsversuche zu machen beginnt, der hat oft recht geschickte Manipulationen nötia. um feine neuen Rulturen gum Gedeiben zu bringen. Ift aber einmal das adaqua= teste Medium gefunden und wird auf Diefem fortgezüchtet, so muß man bie höchste Vorsicht anwenden, um nicht mit den anscheinend gereinigten Sänden, Instrumenten 2c., in die Nabe eines noch nicht infizirten, aber mit dem empfängli= den Medium bereits gefüllten Rultur= apparates zu kommen. Unbewußte und unbeabsichtigte Infektionen, die unter dem noch bereit stehenden Material weit um sich greifende Spidemieen zu veranlaffen pflegen, find die unausbleiblichen Folgen der durch accommodative Züchtung gestei= gerten Wahlverwandtschaft. Man schleppe den blutroten Mifrofoffus absichtlich in eine nur mit weniger gunftigen Medien - alfo Reisbrei, Stärkeabkochung, Mehlspeisen — versehene Speisekammer ein: man wird ihn immer nur in dürftigen An= siedelungen borfinden. Dann aber guchte man ihn eine furze Zeit lang in fustema= tisch ameliorirender Weise auf gekochten Kartoffeln, und man wird erstaunen, in wie üppiger, immer feltener fehlschlagen= ben Kulturen er auf anfänglich kaum em= pfänglichen, ja feindlichen Nährflächen gebeiht. Immer werden sich unter biesen mehrere vorfinden, mittelft welcher eine anfängliche Importation überhaupt nie möglich gewesen wäre.

II. Prägnante Wiberfpiele der Mistroorganismenzüchtung erkennen wir nun im Verlauf jeder echten Infektionsstrankheit, mag es sich um die Malarien, um Katarrhe un Rheumatismen, um die

ansteckenden sexuellen und die exanthema= tischen Krankheiten, um Bundinfektionen jeder Art, um Diphtherie, Best, anftedende Tophen, Cholera oder Gelbfieber handeln. Rein Infektionsstoff ift an und für sich ohne weiteres befähigt, mit dem Drganis= mus, der ihn empfing, in fofortige Wech= selwirkung zu treten, wie ein pflangliches oder mineralisches Gift, das nur der Lös= lichkeit und bes Kontaktes bedarf; stets muß er die Invasionsfähigkeit erst er= werben während der Periode der In= fubation. Erst nach Ablauf berselben wird er fräftig genug, die Lebensgesetze feines Nährsubstrats burch feine eigenen in größerer oder geringerer Ausdehnung zu verdrängen. - Wie konnte er zu so gro-Ber Macht gelangen? - Als erfte Be= bingung des Erfolges muß ein guter Stütpunkt ber Rolonie im Körper gelten, der doch feinerseits niemals nachläßt, feinen eigenen Entwicklungsgesetzen gu fol= gen; eine große Flächenausbreitung ber Parafiten allein schon kann ein solcher Stütpunkt fein, ein noch bedeutenderer wohl ein bereits von Anfang an hoher Grad der Adäquatheit des Nährmediums. Fester noch konnte der Mikroorganismus sich einnisten, wenn der Kampf des mensch= lichen Körpers ein energieloser, wenn in ibm eine allgemeine ober lokale Schwä= dung, eine Gasintogifation 2c., die volle Entfaltung ber eigenen Lebensenergie aus= fclog. Man hat die Herbeiführung des entscheidenden Augenblickes deshalb mit Recht in plötlich sich geltend machenden ungunftigen Wechfeln ber Lebensbedingun= gen des der Invafion ausgesetzten Medi= ums gesucht, in einer gu ftarken Inan= spruchnahme der Leiftungen, herabgeset= tem Blutdruck 2c.; ebenso sieht man an

fich fcon geschwächte Individualitäten einer rascheren Invasion ausgesett. Für den Mikroorganismus scheint vielfach eine besondere Stärfung barin zu liegen, baß er bem äußeren Luftwechsel gänzlich ent= zogen wird und vollkommen in eine anaërobiotische Eristenzperiode über= tritt. Jedenfalls ist mit diesem Moment das Medium auch der Wirkung feiner Bersekungsperiode vollkommen ausgesett, die schon dadurch qualitativ stärker zur Gel= tung kommen, daß sie nicht mehr durch die Erfrete verdünnt werden. In vielen Fällen wird aber auch die anaerobiotische Ent= widlungsveriode gang veränderte Bersetzungsprodukte zur Folge haben. Im erfrankten Menschen äußern fich diese Vorgänge durch wiederholte Temperaturab= weichungen, durch histologische und chemi= fche Störungen in der Thätigkeit und Ernährung der Gewebe, wobei die gestörten Ernährungsverhältnisse zu den sonderbarften formativen Underungen Unlag geben fonnen. Der Organismus bes Infektions= franken wird dabei selbstverständlich nicht nur immer stärker konfumirt, sondern er= langt auch, von den Krankheitserregern immer mehr durchdrungen, anderen Menschengegenüber die Eigenschaft, anfte dend auf fie wirfen zu können. Diefe Gefahr ift geringer seitens berjenigen Infektions= erreger, welche ursprünglich mit so ge= ringen Cigenschaften begabt waren, daß sie erst nach vielen Generationen, die fich langfam und allmählich aus dem Material der Gewebe aufbauten, jene Fähigkeit, die Lebensbedingungen der tierischen Belle gu beeinflussen, erlangten. Dagegen ift nicht nur die Unftedungsgefahr größer, fondern gewöhnlich auch die Inkubationsperiode eine fürzere, wenn der reproduktionsbegie=

rige Infektionsstoff ichon vorher auf einem gang ähnlichen Boben, alfo auf anberen Menschen ober gar auf bem gleichen Gewebe anderer Menschen eine größere Reihe von Züchtungsvorstufen durchge= macht hatte. — Die Beendigung bes fym= biotischen Berhältnisses zwischen dem erfrankten Menschen als Wirt und dem Infektionserreger als Schmaroger erfolgt auf dreifache Beise: der lettere macht burch feine Reproduktionsansprüche und die an dieselben gefnüpften Störungen die prästabilirte Harmonie in allen Organen unmöglich, fo daß der Wirt ftirbt; der Mifroparasit wird alsdann in fürzerer ober längerer Zeit durch Fäulnis= und Berwefungserreger verdrängt. Ober er lebt fich ohne diesen fatalen Berlauf gut= lisch in seinem Medium aus, welches nicht nur für die gerade entwickelten Generatio= nen kein Ernährungsboden mehr ist. fon= bern auch gegen ihm etwa noch später drohende gleichartige Krankheitserreger immun wird. Der endlich der Infettionsftoff wird in noch entwicklungsfähi= gem Buftande in den verschiedenen Ab= sonderungen aus dem Körper entfernt und geht auf andere Medien über. Nur hoch entwickelte Rrankheitserreger er= tragen es, fich längere Zeit unter un= gunftigen Berhältniffen gu fonferviren, refp. einen Teil ihres Entwicklungsfreifes außerhalb des menschlichen Organismus durchzumachen. Nicht besonders hierzu befähigte Stoffe werden bagegen, sobald ihnen nicht der unmittelbarere Übertritt auf einen zweiten Menschen gesichert ift, von den feindlichen Ginfluffen der Außen= welt unterdrudt. Gie geben ju Grunde und müffen erft wieder bei einer anderen Belegenheit neu entwidelt, refp. gezüchtet

werden, um als Krankheitserreger auftreten zu können.

Die Berhältnisse der letteren, welche uns die Natur in den Rranfheitsepide= mieen vorführt, find es nun in hobem Grade, welche die Spoothefe von der abfoluten Spezifizität der Infektionsstoffe ver= werfen laffen und welche einer Erklärung in unserem Sinne sich ohne jeden Zwana fügen. Jede große Spidemie zeigt unum= gängliche Phafen der Entwicklung, die mit der Anschauung, daß ihr Infektionsma= terial fofort fertig und spezifisch in Wirksamkeit trete, in fraffem Widerspruch stehen. Ohne Ausnahme handelt es sich um Unfänge, die dunkel oder der Beob= achtung gänzlich entzogen find; diejenigen Epidemien gerade, welche am eingehend= ften studirt und beschrieben find, ichleichen sich unter fremdartigen Formen ein und täufden felbst vertraute Beobachter. Wäh= rend bereits einzelne Kranke unter unge= wöhnlichen und plöglichen Erscheinungen ju Grunde geben, während die Arzte in der Bezeichnung der Todesursache schwan= fen, formiren fich die Epidemieen, d.h. sie erweitern nicht nur den Rahon ihrer Herr= schaft, sondern fie entwickeln ihre Erreger zu immer größerer Kraft und Fortpflan= jungsbefähigung. Erft nach einer gewif= fen Dauer treten die flaffischen Fälle von unverkennbarem Typus auf; während im Beginn nur disponirte Individuen, befonbere Altersflaffen, Schlechtgenährte, Un= vorsichtige 2c. ergriffen werden, respektirt die ausgebildete Krankheit kein Lebensal= ter, feinen Stand, feine Vorfichtsmagregel. - Daß die Krankheiten feine Spezies im naturwiffenschaftlichen Ginne barftellen, hat man längst erfannt, gewöhnlich jedoch ihre ungleichen Erscheinungen auf die verschiedene Individualität der Befallenen, die Reaftion der Gewebe 2c., zurückgeführt. Es bedarf nur einiger forgfältiger Unalufen von Beft=, Cholera=, Pocken= und Diphtherie-Cpidemien, um zu zeigen, daß wir mit diefen Unhalten bas Gbben und Fluten der Bolksfrankheiten nicht zu erflären vermögen. Denn sie entstehen und verschwinden, sie haben ihre begrenzte Dauer und zeigen Modifikationen in ihrer topischen Beschaffenheit. Go fann in mander Spidemie der gleichnamigen Krankheit eine Übertragungsfähigkeit sich gar nicht, in einer zweiten fo ausbilden, daß eine unmittelbare Überpflanzung bes Reimes zu seiner Reproduktion nötig ist; und erst in einer dritten erlangt berfelbe diejenige Widerstandsfraft, welche ihn befähigt, un= ter feindlichen Verhältnissen auszuharren. Belde Bichtigfeit für die Unterdrückung der sich erft formirenden Epidemie das Beftreben haben fann, den Infektions= stoffen die Gelegenheit zu ihrer höchsten Ausbildung zu entziehen, habe ich an an= berer Stelle näher ausgeführt. *)

III. Gehen wir endlich auf die Frage ein, welche Entscheidung sich aus den fünstlichen Infektionen, den Tierserperimenten, welche mit menschlichen Unsteckungsstoffen ausgeführt wurden, hersteiten läßt, so scheint zunächst ein bis jest unerschütterter Sat Birchows stark zu Gunsten der Anpassung zu sprechen: "Die Tiere haben eine sehr geringe Rezeptivität für menschliche Krankheitserreger." Es darf jedoch nicht unerwähnt gelassen werden, daß die Möglichkeiten zur Vervollkommnung der künstlichen Insektion noch nicht erschöpft sind. Um zu

beurteilen, wieweit der menschliche Infektionsstoff einem Tierkörper accommo= dabel ift, müßte man vor allem jene Sindernisse eliminiren fonnen, welche von fei= ten des neuen Nährmediums — des tieri= schen Organismus - ber Ansiedelung des Rrankbeitserregers sich entgegenstellen. Dadurch, daß sie menschenähnlichere Tiere wählten, gelang beispielsweise Carter in Bombay und R. Roch (jest Mitglied des Reichsgesundheitsamtes) die Erzeugung einer Krankheit durch Refurrengspirochäten an Affen (Cerkopitheken). Auch der Modus der Infektion müßte wohl noch men= schenähnlicher gestaltet werden, als es mittelst Ginimpfung, resp. Injettion unter die Saut, in die Blutgefäße oder in den Magen bis jest geschehen ift. Endlich ift es mir fehr wahrscheinlich, daß man Tiere durch eine gemischte Nahrung für Infektionen empfänglicher machen kann. Der Widerstand, welcher nach Befeitigung dieser Schwierigkeiten fich noch der Aufnahme des Arankheitsstoffes entgegenstellt (refp. die Inkubationsvorgänge, ihre Zeit= dauer und ihr Ausbleiben) wird dann als ein annähernd direkter Ausdruck für die Unzüchtung betrachtet werden können. Im Unschluß an die Betrachtung des Aber= ganges menschlicher Infektionserreger auf Tiere empfiehlt sich auch ein Blid auf die Erfahrungen über den umgekehrten Borgang. Die Tierkrankheiten, welche, wie der Milzbrand, die Hundswut, der Rotze. zuweilen am Menschen beobachtet werden, degeneriren in diesem insofern, als sie den Charafter mahrer Infektionskrank= beiten einbüßen und von einem direft infizirten Menschen kaum jemals auf einen zweiten übertragbar find: fie erlöschen auf der Spezies Mensch, während ihr Entwick-

^{*)} Grundriß der Desinfettionslehre. Wien, 1880. S. 237 ff.

lungsfortschritt auf der ursprünglichen Tierspezies oder einer verwandten ungeshemmt erscheint. Auch diesen Infektionssstoffen gereicht also ihr Übertritt auf nur sekundär verwandte Medien zum Untersgang.

Als schwerstes Geschüt in der Dis= fuffion über die accommodative Steigerung der Infektionsfähigkeit würde man noch vor wenigen Jahren jene Experimente der frangösischen Forscher Coze und Felt refp. Davaine aufgeführt haben, welche dieselben mit putriden und septischen Flüs= sigkeiten anstellten und nach denen zur Infektion der erften Bersuchstiere verhältnismäßig große Quantitäten jener Rrankheitsgifte gehörten, während bei je= ber nachfolgenden Übertragung fich die Birulenz derart steigerte, daß fcbließ= lich noch ein Millionstel Tropfen sicherere Wirkungen erzielte, als sie anfänglich durch mehrere Tropfen zu erreichen waren. Dem großen Enthufiasmus, welcher diefe Darstellung begrüßte, ift eine ebenfo große Stepfis gefolgt, als beren Sauptvertreter ich herrn R. Roch bezeichnen barf. Er erklärt jene Experimente und, wie ich zu meinem Bedauern eingestehen muß, alle mifroparafitologifchen Erfahrungen, welde auf accommodative Züchtung hindeuten, durch den Ausfall störender Neben= bedingungen (hauptfächlich die mit jeder folgenden Infektion geringer werdende Gefahr der Bergiftung durch unabsicht= lich übertragene, nicht organisirte Stoffe) und durch die gunehmende Reinheit sorgfältig gehandhabter Rulturen. Da ich mich nicht davon überzeugen fann, daß die eigenen Experimente des vorzüglichen Beobachters mit diefen Schlüffen vollkom= men in Einklang stehen und boch jedes

Modeln und Deuteln berfelben vermeiden möchte, füge ich die maßgebenden Stellen aus Rochs "Atiologie der Wundinfektions= frankheiten"*) hier an, wobei gestattet sei. die Stichworte durch den Druck hervorzu= beben. Nach einer Beschreibung von Ber= giftungen durch faules Blut an Mäusen, wobei also eine Infektionskrankheit sich nicht ausbildet, manche Tiere akut vergiftet fterben, andere gang ohne Rrankheitserscheinungen bleiben, heißt es wie folgt: "Aber ungefähr ein Drittel berselben erkrankt nach ungefähr 24 Stunden. während welcher Zeit fie noch an= icheinend gang gefund waren, auf jeden Fall feine der vorher geschilderten Bergiftungserscheinungen gezeigt ha= ben, unter gang darakteristischen und kon= stanten Symptomen. Che ich dieselben be= schreibe, will ich nur noch erwähnen, daß auch mit weniger Faulflüffigkeit als mit einem Tropfen die Infektion noch gelingt. Aber mit der Menge der applizirten Faul= flüffigkeit nimmt auch die Bahl der Er= folge ab, so daß z. B. bei einer in gewöhn= licher Weise vorgenommenen Impfung mit faulendem Blut, wobei also ungefähr 1/10 bis 1/20 Tropfen zur Berwendung fommt, von 10-12 Tieren eines erfolgreich in= fizirt wird." Es folgt nun die Befchreibung der Infektionssymptome, die von denen der Vergiftung durch große Quanta Fluffigkeit absolut verschieden sind. Dann fährt die Darstellung fort: "Nimmt man nun von der subkutanen Öbemflüffigkeit ober vom Blute aus dem Bergen eines solches Tieres ein fehr ge= ringes Quantum (3. B. 1/10 Tropfen) und impft damit eine andere Maus, dann treten bei dieser genau dieselben Krankheits=

^{*)} Leipzig, 1878, S. 41.

erscheinungen, in derselben Zeitdauer und Reihenfolge wie bei bem erften Tier, und nach ungefähr 50 Stunden ber Tod ein. Bon biefem zweiten Tier kann in berfelben Beise ein brittes infizirt werden und fo weiter durch beliebig viele Impfgeneratio= nen. Ich habe diefe Verfuche an 54 Mäu= fen angestellt und immer das gleiche Refultat gehabt. Davon wurden 17 3m= pfungen in einer successiven Reihe, die andern in fürzeren Reihen gemacht. Die Sicherheit, mit der fich der Infektionsftoff von einer Maus auf die andere über= tragen läßt, ift noch bedeutender als beim Milgbrand. Bei letterem muß, um ficher zu geben, das Impfmaterial aus der Milz genommen werden, weil das Blut von milabrandigen Mäusen oft fehr wenige Bazillen enthält. Bei ber mit faulendem Blut erzeugten Krankheit der Mäuse ist es, besonders in den späteren 3mpf= generationen, dagegen gleichgiltig, von welchem Organ man impft, und felbft die fleinfte Menge Gubftang hat noch eine fichere Wirfung. Es ist vollständig hinreichend, über eine fleine Hautwunde einer Maus die Stalpellfpige, die mit dem infektiöfen Blut nur in Be= rührung gekommen ift, hinwegzustrei= chen, um das fo geimpfte Tier binnen 50 Stunden zu töten. Mehrmals habe ich den Versuch gemacht, das subkutane Gewebe von einer Maus, die nach Impfung am Schwanz gestorben war, an der ent= gegengesetten Körperseite, alfo 3. B. am Ropf, mit dem Meffer zu berühren und einer andern Dlaus mit diesem Meffer einen

kleinen Hautriß am Ohr beizubringen; aber auch in diesen Fällen starben die Tiere ausnahmslos an der geschilderten Krankheit."

Beitere Erfahrungen werden für die Entscheidung ber Saubtalternative: Sind die Infektionsstoffe immer von gleich kräf= tiger, fpezifischer Wirkung oder ift diese lettere an ihnen steigerungs= und ver= minderungsfähig? - besonders dann von Wert sein, wenn sie die Frage nach der Reinheit des Impfmaterials kaufal an= fassen und zeigen, warum in dem einen Falle bei gang gleicher Gelegenheit gur Berunreinigung mit andern Reimen ber Infektionsstoff rein, kräftig wirksam, spezifisch blieb und warum er - abgesehen von nachlässiger Schützung - bas andere mal der Konkurrenz der verunreinigenden Reime unterlag und begenerirte. Es heißt die Kritif doch wohl zu weit treiben, wenn man über die accommodative Züchtung der Infektionsstoffe bor bem Gintreten in diese Fragestellung ichon aburteilen wollte, und gwar aus prinzipieller Reaktion gegen ei= nen vielleicht etwas zu lebhaften Enthusias= mus. Dag die Erklärung ber epidemio= logischen Erscheinungen, wie wir sie ver= fuchten, mit einem großartigen Allgemein= gedanken unserer Forschungsperiode Rüh= lung hat, sollte und nicht blenden und soll auch durchaus nicht unbesehen zu ihrer Empfehlung dienen; eine ernfte Durch= prüfung verdient fie indes schon wegen der ihr entkeimenden Unregung mehr, als eine aprioristische Berurteilung.

Die Imbanba und ihre Beschüker.

Bon

Dr. Frig Müller.



ein Meiter Baum trägt in reicherem Maße dazu bei, unsern Landschaften ihr eisgentümliches tropischsameriskanisches Gepräge zu versleihen, als es die Imbauba

(Cecropia) thut. Palmen und Bananen, bambusähnliche Gräfer und Baumfarne gedeihen in der alten, wie in der neuen Welt; unseren Armleuchterbäumen aber hat die östliche Halbkugel nichts zur Seite zu stellen. Schlank erhebt fich auf einem wunderlichen Luftwurzelgestell der drehrunde weiße Stamm zu einer Sohe von zwanzig Meter und darüber, an Flußufern ober neu sich bewaldenden, abgeholzten Berghängen, oft weit alles niedere Geftrupp ringsumber überragend. Erft in einer Sohe von etwa zehn Meter pflegt ber Stamm feine erften Afte zu entfenden. In nahezu gleicher Sohe und daher an= scheinend guirlförmig, ben Armen eines Randelabers vergleichbar, strahlen drei bis fünf (felten mehr) bunne, einfache (b. h. nicht weiter verzweigte) Afte fast wage= recht vom Stamme aus, nur am blatttragenden Ende sich leicht auswärts biegend. Dem ersten Astquirle folgt nach
längerer Frist (vielleicht von einem Jahre),
und deshalb in ziemlicher Entsernung, ein
zweiter, diesem ein dritter u. s. w. Die Afte jedes Quirls sind, weil jünger, natürlich kürzer, als die des vorhergehenden.*)
Das Ende jedes Astes, wie das des Stam-

*) Eine Imbauba, die ich eben am Saume meines Baldes fällte, um bestimmte Magangaben machen zu fonnen, war 18,2m hoch, hatte 1 m über dem Boden, wo der eigentliche Stamm begann, 0,8m Umfang; unter den erften Aften, in 11.5 m Sohe, betrug der Umfang 0,46 m, an der Spite 0.15 m. Kunf Aftauirle; der erfte, in 11,5m Bohe, mit zwei 4,2m langen Aften, die am Grunde 0,19 m Umfang hatten; der zweite, 2,5m darüber, mit fünf 4m langen Uften von 0,16m Umfang; der dritte, 1,8m höher, mit drei 2,8m langen Aften von 0,14m Umfang; der vierte, 1,1m höher, mit drei 2,1m langen Aften von 0,12m Umfang; der fünfte Aftquirl endlich, wieder 0,7m höher, mit drei 1,3 m langen Aften von 0,1 m Umfang. Über diefen jüngften Aftquirl erhob fich die Spite des Stammes noch 0,6 m.

mes, schmückt ein Kranz riesiger, langsgestielter, schildsörmiger, tiesgelappter, unten weißlicher Blätter.*)

Die Imbauba ist ein echtes Kind des wärmeren Amerika. Als foldes erweist fie sich durch die wunderbare Bollfommen= heit der Ausrüftung, mittelst deren sie sich den Schutz eines fampfbereiten Beeres gegen die Berwüftungen der Tragameisen fichert. Diese Tiere, Arten ber Gattung Oecodoma, unter benen die in Santa Ca= tharina alücklicherweise fehlende Sauva (Oecodoma cephalotes) die gefürchtetste, find im wärmeren Umerika die verderb= lichsten Feinde der Pflanzenwelt. In zahl= reichen Schaaren überfallen fie ihnen qu= fagende Pflanzen, in furzer Zeit fie ent= laubend, um die gerstückelten Blätter beim= gutragen und bort, wie Thomas Belt zuerst berichtet, Pilze auf ihnen zu ziehen, von denen sie leben. Schutz gegen Trag= ameisen ist daber hier für jede Pflanze vom höchsten Werte. Biele Bflanzen haben diesen Schutz durch giftige ober doch den Tragameisen widrige Stoffe erlangt, viele andere Pflanzen badurch, daß fie mancherlei andere Ameisenarten als Berteidiger gegen die Tragameisen an sich ziehen. Dies ge= schieht gewöhnlich durch Honigdrüfen, die am. Blattstiele ober auf der Blattfläche sich entwickeln. In manchen Fällen, wie

*) Blattstiele etwa 0,5 m lang; Durchmesser der Blattstäche 0,5—0,7 m; Zahl der Lappen 9 bis 13. An demselben Baume psiegt diese Zahl nur um eins zu schwanken, an dem eben gessällten Baume waren die Blätter teils 9=, teils 10sappig; man sindet andere mit 10= oder 11=, andere mit 12= oder 13sappigen Blättern u. s. w. Die Blattsronen nahmen die letzten 0,2 m der Iste und des Stammes ein und bestanden aus je 10—13 Blättern; im ganzen trug deren der Baum 197. Die Blätter des Imbanda stehen schranbensörmig, gewöhnlich 2/5 des Stengelum=

bei verschiedenen Orchideen und Bignonia= zeen, werden nur die Blüten durch Honia= drüsen der Relch= oder der Deckblätter ae= schütt. Besonders fleißig pflegen bier fol= de Sonigdrüfen von einer fleinen ichwarzen Umeife (Crematogaster) besucht zu werden, einem so winzigen Tierchen, daß ich lange zweifelte, ob dasselbe wirklich den Pflan= zen Schutz gegen die weit größeren und mit ungewöhnlich hartem Hautpanzer gerüsteten Tragameisen gewähren könne. Da traf ich einmal früh am Morgen, ebe nod die Crematogaster ihr Tagewerf begonnen, die Tragameisen damit beschäftigt, in meinem Garten die Blumen einer Luffa zu zerstückeln; furz nachher erschienen, durch die großen Sonigdrusen der Deckblätter geloct, einige Crematogaster, und fofort sah id, ohne Rampf, alle Tragameisen abziehen, um nicht wiederzukehren.

Einige wenige Pflanzen halten sich ein stehendes Heer schützender Ameisen, dem sie dassür Kost und Obdach gewähren. So die Ochsenhornakazie in Nikaragua, von welcher Thomas Belt*) eine vortreffsliche, lebensfrische Schilderung gegeben hat. So auch die Imbauba, und zwar ersreicht bei ihr, unter allen mir bekannten Pflanzen, die betreffende Ausrüstung die höchste Stufe der Vollkommenheit.

Seit lange weiß man, daß die Imbauba fangs von einander entfernt, seltener $^{5}/_{12}$, sehr selten $^{12}/_{29}$; asso Näherungswerte des Kettenstrucks: $^{1}/_{2}+_{1/_{2}}+_{1/_{2}}$ und nicht, wie bei den

meisten Psianzen, des Bruches: 1/1 + 1/1 + 1/1.
Die anscheinende Quirtstellung der Este entsteht badurch, daß nach längerer Unterbrechung die Knospen in den Achseln einiger weniger auf-

einandersolgender Blätter sich zu Asten entwickeln.
*) Thomas Belt, The Naturalist in Nicaragua. 1874. p. 218.

stets von Ameisen bewohnt ist; wer je eine Imbauba fällte, mußte ja aus eigener Erfahrung ihre empfindlichen Biffe fennen lernen. Richt so bald aber wurden ihre Beziehungen zu dem von ihnen bewohnten Baume erkannt. Humboldt, der die Cecropia in Benezuela beobachtete, fagt von ihr*): "Es ift auffallend, daß ein fo fchö= ner Baum bom Sabitus der Theophrafta und der Valmen meist nur 8-10 Kronblätter hat. Die Ameisen, die im Stamme baufen und das Zellgewebe im Innern zerftören, icheinen das Wachstum des Baumes zu hemmen." Er hätte sich leicht an jungen, noch nicht von Ameisen bewohnten Pflanzen überzeugen können, daß auch deren Stamm hohl ift und gar fein Zellgewebe im Innern besitt, das die Ameisenzerstören fönnten. Genauer hat sich der treffliche, leider fo früh feinen Berehrern entriffene Thomas Belt die Sache angesehen. "Der Stamm ber Bekropia," fagt er**), "ift hohl und durch Querwände in Ram= mern geteilt. Die Amcifen erhalten Butritt, indem fie von außen her ein Loch machen (bas hat Belt schwerlich gesehen!), bann die Querwände durchnagen und so freie Bahn durch den gangen Stamm bekommen. Sie erhalten ihre Nahrung nicht direkt von dem Baume, sondern halten fich braune Schildläufe in den Rammern, die ben Saft aus dem Baume saugen und bann eine bonigartige Flüffigkeit ausscheiden, welche von den Ameisen geleckt wird. In einer Rammer findet man Gier, in ei= ner andern Maden, in einer dritten Bup= pen lose liegen. In einer andern Rammer

findet man die Königin, von Wänden umgeben, die aus einem braunen, wachsartig aussehenden Stoffe gemacht find, und bei ihr etwa ein Dugend Schildläuse, um fie mit Futter zu verforgen. Ich vermute, die Gier werden entfernt, sobald fie gelegt find, denn ich habe nie welche bei der Rö= nigin getroffen. Wird ber Baum gefchüt= telt, fo stürzen die Ameisen gebntausend= weis hervor und suchen nach dem Keinde. Dieser Fall ist nicht gleich dem der Ochsenhornakazie, wo der Baum den Ameisen Rost und Wohnung bietet, vielmehr hat hier die Ameise von dem Baume Besit er= griffen und die Schildläuse mit fich ge= bracht; aber ich glaube, daß ihre Unwesen= heit nütlich ift. Ich habe einige Dutend Zekropiabäume angehauen und keinen ohne Ameisen gefunden. Ich bemerkte drei ber= schiedene Arten, alle, soviel ich weiß, auf Cecropia beschränkt und alle Schildläuse züchtend. Wie bei der Ochsenhornafazie, lebt nie mehr als eine Ameisenart in dem= selben Baume." Weit fürzer lautet die, ich weiß nicht, ob auf eigenen ober nur auf Belts Beobachtungen beruhende Un= gabe von Wallace*): "Die hohlen Stäm= me der Zekropien sind immer von Ameisen bewohnt, die kleine Eingangsöffnungen durch die Rinde machen; aber es scheint feine spezielle Anpassung an die Bedürf= nisse des Infekts vorhanden zu fein."

Wie in Nikaragua, so sind auch in Südbrasilien die erwachsenen Imbauben stets von Ameisen bewohnt, aber, soweit meine fast dreißigjährige Erfahrung reicht, nur von einer einzigen Art. Es ist dies, wie mir Herr Dr. Aug. Forel freundelichst mitteilte, die Azteka instabilis Smith.

^{*)} Humboldt, Reise in die Aquinoktials gegenden des neuen Kontinents. Deutsch von Hermann Hauff. Bd. II, S. 148.

^{**)} A. a. D., S. 222.

^{*)} Wallace, Tropical Nature and other Essays, 1878, p. 89.

Bier wie dort befiten die Ameisen stets Schildläufe (gang junge Gefellichaften ausgenommen), aber hier ist dieses Mild = oder vielmehr Zuckervieh der Ameifen weiß, nicht braun. Thomas Belts übrige Beobachtungen fann ich fast Wort für Wort bestätigen. Cbenfo hatte ich oft Gelegenheit, mich von der Richtigkeit seiner Vermutung zu überzeugen, daß die Unwesenheit der Ameisen der Imbauba nütlich und nicht, wie hum= boldt meinte, schädlich fei. Säufig fah ich die Blätter junger, noch nicht durch ein stebendes Aztekenheer beschützter Imbauben durch Tragameisen zerstört; nie aber wagen fich lettere an Bäume, in de= nen erstere sich bereits angesiedelt haben. Außer den Tragameisen wird auch ein den jungen Imbauben nicht felten verderb= licher Rüffelfäfer (Barichius) und vielleicht noch mancher andere Feind durch die Schukameisen fern gehalten.

Eine wichtige Frage blieb durch Belts Beobachtungen noch unbeantwortet. Man begreift, wie eine Ameisenart sich die ge= räumigen Rammern ber Imbaubastämme zum Wohnsit wählen fonnte; leben boch gar mande andere Ameisen ebenfalls in boblen Aften ober Pflanzenftengeln, wenn auch meist in dürren (so Cryptocerus und Pseudomyrma-Arten). Man begreift, wie fie, nach Feinden suchend, hervorstürzen, fobald der Stamm erschüttert wird; das= selbe thun ja auch viele andere Ameisen, wenn ihrer Wohnung Gefahr droht. 211= lein wenn fie im Innern des Stammes von Schildlauszucht fich nähren, was fümmern fie dann die Blätter der Imbauba und deren Feinde? Bei anderen Pflanzen find die Honigdrufen, durch welche die Schutzameisen angelockt werden, stets auf

dem Wege zu den zu beschühenden Blätztern oder Blüten angebracht, so daß alsokeine Tragameise unbemerkt vorüber kann. Wie aberkönnen die Imbauba-Ameisen das leise Aufz und Absteigen der Tragameisen vom Innern des Stammes aus gewahr werden? Bas lockt sie hervor, was treibt sie an, bei den jungen von Tragameisen bedrohten Blättern unablässig Bache zu halten?

Es geschieht dies, wie ich bereits vor mehreren Sahren mitteilte*), durch fol= gende Ginrichtung. Um Grunde des Blattstieles besitzt die Imbauba ein aus dicht gedrängten Saaren gebildetes starkes Risfen von fast sammetartigem Aussehen, welches sich etwa 1 mm über seine Um= gebung erhebt und von unten her reichlich die Hälfte des Blattstieles umfaßt (Fig. 3h). Go lange dieses Riffen von dem dütenartigen Nebenblatte bes nächstunteren Blattes umhüllt wird, ist es weiß; an der Luft färbt es fich bald, erft hell, bann bunkel rehbraun. Unter und zwischen ben Haaren des Riffens entwickeln sich nun in großer Bahl ei= oder birnförmige Gebilbe, die bis zu 1mm Länge heranwachsen. Sie find mildweiß, glänzend, von ziemlich festem Gefüge, fo daß fie beim Trodnen nur wenig einschrumpfen und scheinen vor= wiegend aus einem Gweißstoffe zu bestehen. Reif lösen sie sich ab und treten allmählich über die Oberfläche des Haarfissens hervor (Fig. 3f), in welchem sie während ihres Wachstums versteckt lagen. Sie fallen nun bei leichter Berührung und endlich wohl auch von selbst ab.

"Zur Zeit, wo' das Haarkissen durch das Abfallen der nächstuntersten dütenför=

^{*)} Jenaische Zeitschr. f. Naturwissenschaft. Bd. X, 1876, S. 281.

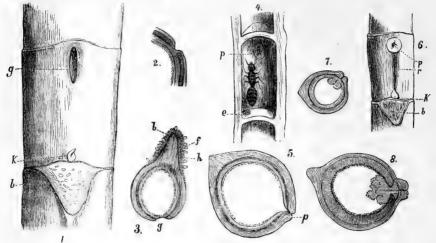
migen Nebenblattes enthüllt wird, vflegt schon eine Bahl dieser Rölbchen mehr ober weniger aus dem Riffen hervorgetreten zu fein; dabei aber finden fich noch jungere Rölbeben in allen Größen im Innern des Riffens. Der Nachschub neuer Rölbchen dürfte eine ganze Reihe von Wochen an= dauern, da fie noch auf dem Saartiffen bes dritt= oder felbst viertletten Blattes sich zeigen. Die haarkissen der obersten Blätter junger Stämme, die noch nicht von Ameisen bewohnt find, pflegen reich= lich mit Rölbchen geziert zu fein, die wie mildweiße Spargelpfeifen aus braunem Beete hervortreten; man findet ihrer 60 bis 100 auf einem einzigen Riffen. Un Pflanzen aber, die von Ameisen bewohnt find, und das ift ichon bei baumensdicken Stämmchen fast ausnahmslos der Fall, fieht man in der Regel nur ganz verein= zelte, kaum in halber Länge vorragende Rölbchen. Schon hieraus wurde fich mit befriedigender Sicherheit ichließen laffen, daß die Rölbchen, sowie fie reif aus dem Saarfiffen fich erheben, von den Umeifen abgeerntet werden, - daß die Befuche, welche die Ameisen beständig bei den jungern Blättern machen, ben Saarfiffen am Grunde des Blattstieles, ihren Gemuse= beeten, gelten, — und daß infolge diefer steten Besuche die Tragameisen nicht un= bemerkt zu den Blättern der Imbauba ge= langen können." Es ist mir übrigens auch wiederholt Gelegenheit geworden, dem Einernten der Futterfolbehen als Beuge beizuwohnen und häufig habe ich die ein= geheimften Rölbchen im Innern bes Stam= mes angetroffen.

So ist denn der Fall der Imbauba dem der Ochsenhornakazie weit ähnlicher, als Thomas Belt glaubte; in beiden Fällen liefert der Baum seinen Verteidigern neben Obdach auch Nahrung, und auch bei der Imbauba werden die Ameisen wochenlang zu dem Besuche der jüngeren Blätter gelockt durch den Nachwuchst neuer Kölbchen. "Dieser fortdauernde Nachschub junger Kölbchen wird ermögslicht — und darin liegt dessen Bedeutung — durch das dichte Haarkissen, welches nicht nur den unter ihm sich entwickelnden Kölbchen die nötige Feuchtigkeit bewahrt, sondern auch die Ameisen hindert, dieselben vor der Reise anzutasten."

Soweit reichte meine vor fünf Sahren entworfene Schilderung ber Beziehungen zwischen der Imbauba und den sie schützen= den Ameisen. Bei weiterer Verfolgung dieser Beziehungen stieß ich auf eine zweite nicht minder merkwürdige Anpassung der Imbauba an ihre Beschützer. Die Besie= belung junger Imbaubaftämmchen mit Ameisen geschieht in der Weise, daß ein befruchtetes Weibchen, die spätere Königin des Ameisenstaates, durch eine von ihr genagte Offnung in eine der oberften Ram= mern des Stammes eindringt. Die Offnung verwächst bald wieder (Fig. 5, 6, 7); in der völlig geschlossenen Kammer beginnt die Königin Gier zu legen (Fig. 4); die aus ihnen fich entwickelnden Arbeiterameifen eröffnen dann wieder von innen ber die Verbindung mit der Außenwelt. Das Eindringen des Weibchens geschieht nun ftets an einer gang bestimmten Stelle, nabe bem oberen Ende der Kammer; fenfrecht über der Knospe in der Achsel des nächst= unteren Blattes. Sier findet fich ein längliches Grübchen (Fig. 1g), und auf einem Querschnitt (Fig. 2, Fig. 3g) sieht man, daß die Wand der Kammer fehr beträcht= lich verdünnt ist, daß also die Pflanze

schon eine Pforte für den Einzug ihrer unentbehrlichen Gäste bereit hält! — Biseweilen läßt sich von dem Grübchen aus eine seichte Rinne (Fig. 6x) abwärts verfolgen bis zu der darunter liegenden Knospe. Eine ähnliche von der Knospe

aus am betreffenden Stengelgliede .fich aufwärts ziehende Rinne kann man mehr oder weniger deutlich an vielen anderen Pflanzen sehen, z. B. oft recht deutslich am Bambusrohr, an verschiedenen Biperazeen, am Rizinus u. s. w. —



Alle Abbildungen in natürlicher Größe.

- 1. Unversehrte Kammer eines jungen Imbaubasiammdens; b Blattnarbe, k Knospe, g Grübchen, fenfrecht über ber Knospe, nahe bem obern Ende des Stengelgliedes.
- 2. Querschnitt durch das Grübchen diefer Rammer.
- 3. Duerschnitt einer andern unversehrten Rammer in der Sohe des Grübchens; g Grübchen, b durchschnittener Blattfiel mit Haarkiffen (h) und Futtertölbchen (f).
- 4. Langsichnitt durch eine von einer jungen Königin bewohnte Kammer; e Gier, p verschloffene Gingangspforte.
- 5. Querschnitt durch eine andere von einer Königin bewohnte Kammer; p verschloffene Eingangspforte, von innen her benagt.
- 6. Bewohnte Kammer einer jungen Imbauba; b Blattnarbe, k Knospe, r feichte Rinne zwischen der Knospe und der verschlossenen Eingangspforte (p). Letztere bildet jett, statt des früheren Gribchens, einen kleinen Higel.
- 7. Ouerschnitt durch diese Kammer. An der Eingangspforte eine nach innen vorspringende Bulft, da die Königin, die sonft dies wuchernde Gewebe abnagt, von einer Schlupswespenmade verszehrt ift.
- 8. Querschnitt durch eine andere, von einer Schlupfwespenmade bewohnte Kammer mit ungewöhnlich großer, blumenkohlächnlicher Bulft an der Eingangspforte.

Sie mag bedingt sein durch den von der Knospe auf den jungen Stengel ausgeübten Druck. Je leichter dem Umeisenweibchen das Eindringen gemacht wurde, um so rascher und sicherer konnte es un-

versehrt ins Innere der Imbauba gelangen, ohne von Bögeln oder Kerfen verspeift, oder mit dem Ei einer Schlupswespe behaftet zu werden. So konnte durch Naturauslese aus jener vielen Pflanzen gemeinsamen

feichten Rinne allmählich das tiefe Grübchen der Imbauba fich herausbilden.

Die Eingangspforte bietet gleichzeitig der jungen Königin ihre einzige Nahrung bis zu der Zeit, wo ihre erwachsenen Rach= fommen anderweitig für sie sorgen können; in bem beim Eindringen der Rönigin verletten Bewebe beginnt eine lebhafte Buche= rung, burch welche nicht nur, wie bereits erwähnt, die Öffnung rasch wieder völlig verschloffen, sondern auch für die einge= schlossene Königin reichliche, faftige Nahrung erzeugt wird. Ich fab nie eine an= bere, als diese Stelle ber Rammerwand von ihr benagt; dadurch, daß sie das wuchernde Gewebe wegfrißt, erleichtert fie zugleich ihren Kindern das Wiederer= öffnen der geschlossenen Pforte. Wird sie, was fehr häufig geschieht, durch eine Schlupfwespenmade getötet, fo bilbet bas nicht weiter im Zaume gehaltene wuchernde Gewebe eine ins Innere der Rammer vorspringende, bisweilen fehr ansehnliche, bald glatte (Fig. 7), bald blumenkohlähn= liche (Fig. 8) Wulft. So fann man schon an der Beschaffenheit der Gingangspforte feben, ob man auf dem Boden der Ram= mer eine lebende Königin (wie in Fig. 5), ober neben ihrer Leiche eine feifte Schlupf= wespenmade (wie in Fig. 7 und 8) zu erwarten hat.

Nicht selten findet man in jungen Imbauben vier bis sechs aufeinanderfolgende Kammern mit je einem eierlegenden Weibchen besetzt, ein einziges Mal traf ich deren zwei in derselben Kammer.

Die Nahrung, welche die Imbauba ihren Beschützern bietet, scheint sich nicht

auf die weißen Rölbchen zu beschränken, die sie von den Haarkissen der Blattstiele ernten; benn ber schon von Thomas Belt erwähnte "braune, wachsartig ausfebende Stoff" der Wände, zwischen benen die Königin sitt, dürfte wenigstens ber Bauptsache nach aus dem geronnenen Safte der Imbauba bestehen und als Nahrung verwendet werden. Frische, im Bau begriffene Bande find gang blaß, weich und flebrig; allmählich werden sie fester und bunkler. Sie bilden häufig ein febr ber= wideltes, die ganze Rammer füllendes Labhrinth, das an einen Termitenbau er= innert, und finden sich nicht nur in der Rammer der Königin; auch die Larven find zwischen solden Wänden untergebracht, von denen fic, wie es scheint, leben. Bis= weilen findet man in einzelnen Kammern weiche Klumpen diefes Stoffes angehäuft. die noch nicht zu Wänden verarbeitet und noch nicht mit Brut befest find.

Wenn schon die Bechselbeziehungen zwischen Pflanzen und schützenden Ameissen, von denen die Imbauba ein so merkwürdiges Beispiel giebt, weit seltener in der alten, als in der neuen Welt vorzustommen scheinen, so sehlen sie doch auch dort nicht*), und sie verdienen wohl dieselbe Beachtung, welche man jetzt in so reichem Maße den Beziehungen schenkt, die zwischen den Blumen und den ihre Bestäubung vermittelnden Insesten obewalten.

^{*)} Ich erinnere an die Myrmecodia- und Hydnophytum-Arten des Wasayischen Archipels, die schon Aumph sebende Ameisennester ("Nidus germinans formicarum nigrarum") nannte.

Ein Problem der physiologischen Physik in seinen Beziehungen zur Ethnologie.*

Pon

Prof. Dr. S. Günther.



ie Frage, mit welcher fich diefer Auffatz beschäftigen soll,
ist die in neuerer Zeit so vielfach erörterte nach der Entwicklung des Farbensinnes
im menschlichen Auge. Anhänger der Darwinschen Evo-

lutionsschre mußten von vornherein zu der Ansicht neigen, daß, wie überhaupt alles in der organischen Welt, so speziell auch die Eigenschaft unserer Neghaut, den weißen Lichtstrahl in seine farbigen Bestandteile zu trennen und gefärbte Gegenstände als solche zu erkennen, von schwaschen Ansängen bis zum Stande der gegenwärtigen Ausbildung fortgeschritten sei. Zur wissenschaftlichen Entscheidung dieser Frage komten anscheinend zwei Wege bestartten werden: der sprachwissenschaftst

*) Anm. d. Red. Wir bringen diese unseren eigenen Ansichten vielsach widersprechende Darstellung unseres geehrten Herrn Mitarbeiters, der Unparteilichkeit wegen, zum Abdruck, müssen aber bemerken, daß wir darin keinerkei Veranlassung sinden, von unsereni. J. 1877 dargelegten und seitdem vielsach durch ethnologische Untersuchungen als richtig erwiesenen Gesichtspunkten abzuweichen. Namentlichistzubedanern, daß die meisten Forscher, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben — mit Ansnahme Grant Allens —, unsere Hinweise auf den Einfluß der sich entwickelnden Färberei auf

lid = historische und der empirisch = physio= logische. Diefer beiden Untersuchungs= weisen hat sich denn auch die Forschung thatsächlich bemächtigt, allein es hat sich, wie man im Berlauf diefer unferer Schilderung erfährt, die Unmöglichkeit beraus= gestellt, den vielen verschiedenen Seiten des Gegenstandes lediglich mit Hilfe der bezeichneten Mittel gerecht zu werden. Bielmehr hat fich mehr und mehr die Not= wendigkeit fühlbar gemacht, auch die vergleichendsethnographische Betrachtung in den Dienst dieses schwierigen Forschungs= fompleres einzustellen, und erst seitdem dies in hinlänglich umfassender Weise ge= idsehen ift, kann auch von positiven Er= gebniffen die Rede sein. Allen Freunden der wissenschaftlichen Erdfunde muß es, wie wir meinen, erwünscht sein, die wesent=

die Sprache übersehen haben. Außerdem geht der vorliegende Artifel durchweg von der nach unserer Meinung ganz unstatthaften Annahme aus, als ob sich selbst so elementare Sinnessähigkeiten, wie die der Farbenempfindung, in jeder Tiersgruppe und sogar noch im Menschen immer wieder von Neuem herausentwickeln mußten, während wir doch wohl eine Vererbung sast des gesammten Nervenapparates und damit auch der elementaren Empfindungs Dualitäten (beim Menschen von tief unter ihm stehenden Wirdeletieren her) anzunehmen haben.

lichen neuen Gesichtsbunkte fennen zu lernen, welche uns durch die erwähnten Studien in jungster Zeit zugeführt worden find, und so werden wir denn im folgen= ben, wie es ja durch die Tendenz dieses Blattes bedinat ift, gerade diese Gesichts= punkte in den Vordergrund zu stellen bemüht fein. Da jedoch der wirkliche Wert des so Errungenen nur dann erkannt wer= ben kann, wenn man auch mit den früheren Leistungen, wenigstens bis zu einem ge= wiffen Grade, fich vertraut gemacht hat, so geben wir überhaupt einen gedrängten geschichtlichen Überblick über den Entwick= lungsgang ber ganzen Theorie, ber ben Umftänden gemäß zwar nur das absolut Erforderliche zu berücksichtigen vermag, gleichwohl aber, wie wir hoffen, nichts Wesentliches vermiffen laffen wird.

Während man im allgemeinen annimmt, daß organische Entwicklungen in unmeßbar großen Zeiträumen erft fich vollziehen und deshalb völlig außerhalb jener verhältnismäßig kleinen Beriode fallen, für welche uns direkte geschichtliche Belege zu Gebote fteben, glaubte im Jahre 1867 der bekannte Sprachphilosoph La= garus Beiger für ben menschlichen Farbenfinn ein anderes Berhalten nach= weisen zu können. In einem Bortrag, welchen er auf der Frankfurter Natur= forscherversammlung hielt, der aber auch in einem später erschienenen Werke*) gum er= neuten Abdruck gelangte, erörterte er die Möglichkeit, daß frühere Menschengeschlech= ter noch nicht das nämliche Farbenper= zeptionsvermögen befessen haben, welches ber gegenwärtigen Generation eignet, und fuchte an der Hand litterarischer Nachweise

diese Möglichkeit zur hohen Wahrscheinlichfeit, wo nicht Gewißheit, zu erheben. Sein Gedankengang, ber in ben Grund= zügen auch von der Mehrheit seiner Nach= folger adoptirt ward, ist dieser: Tritt in ben Schriften eines alten Rulturvolfes. beffen Schriftsteller doch immer auf einer gewiffen relativen Sohe des Beobachtungs= und Darstellungsvermögens gestanden ha= ben müffen, die Erscheinung zu Tage, daß farbige Gegenstände mit Bezeichnungen belegt werden, welche unserer Ansicht nach burchaus unzutreffend find, wogegen von einer eigentlichen Farbenterminologie in unserm Sinne gar nicht gesprochen werden fann, so bleibt nur die Annahme übria. die Verfaffer der bezüglichen Schriftwerke seien mit einem rudimentären Karbensinn begabt ober, draftisch gesprochen, farben= blind gewesen. Die indische Rig-Beda, die homerischen Epen, die talmudischen Samm= lungen wurden zu diesem Zwecke durch= mustert, und allenthalben stieß man auf Beispiele, wie fie pragnanter faum bentbar ericbeinen. Die Inder wußten, fofern man sich einzig und allein auf ihre Schriftdenkmäler bezieht, nichts von dem Grun des Laubes und von dem Blau des Him= mels; daß ein gleiches von den Sebräern gilt, muß fogar ein der Entwicklungstheorie abweisend gegenüberstehender Gelehrter, wie Delitsich*), zugeben, und was end= lich die homerischen Gefänge anbetrifft, fo ist schon früher anerkannt worden, daß neben einer Fülle von Ausdrücken, durch welche Unterschiede in der Lichtintensität eine höchst treffende Charafterisirung finden, eine unglaubliche Armut in der Bezeichnung der Farben hergeht. Geiger

^{*)} Geiger, Borträge zur Entwicklungsgeschichte der Menscheit. Stuttgart, 1871, S. 50 ff.

^{*)} F. Delitis, Der Talmud und die Farben, Nord und Süd, Maiheft 1878, S. 254ff.

und seine Anhänger glaubten sonach dem homerischen Zeitalter eine hochgradige Farbenblindheit zuschreiben zu müssen, die sich jedoch weit weniger auf die Farben von beträchtlicherer Wellenlänge (Rot, Orange, Gelb), als vielmehr auf diejenigen von geringerer Wellenlänge (Grün, Blau Biolett) erstreckt habe.

Mit gang besonderer Energie ift der als Homerforscher vorteilhaft bekannte Staatsmann Glabftone für Beiger eingetreten; feine bezügliche Monographie*) ist auch in beutscher Sprache erschienen. Noch wichtiger aber ift die Schrift des felbst farbenblinden Engländers William Bole**), welcher zu der Überzeugung ge= langt ift, daß die homerische Nomenklatur für Farben wefentlich zu feinen eigenen Beobachtungen über jene reich differenziir= ten Intensitätsunterschiede stimmt, welche fein eigenes daltoniftisches Auge an Stelle ber Farbeneindrücke wahrnimmt. Eine reiche, aber bislang noch wenig beachtete Quelle für die Renntnis aller koloristischen Termini in den homerischen Gefängen wollen wir noch furz nachweisen in einer Serie von Artifeln über die Realerflärung des homer, welche ein viel zu früh ver= storbener babrischer Gymnasiallehrer, Dr. Riebenauer, im 12. und 13. Bande ber baprischen Gymnasialblätter hat er= scheinen laffen.

Man fann nicht leugnen, daß diese Hypothese einen äußerst plausiblen Sins druck macht. Indes hatte man bei ihrer

Aufstellung unbewußt von einem Grund= sate Gebrauch gemacht, deffen Richtigkeit feineswegs von vornherein feststand, deffen Schwäche aber weder von den Freunden, noch auch sonderbarerweise von den Geg= nern anfänglich, abgesehen von einer gleich nachher zu erwähnenden Ausnahme, er= fannt ward. Es galt als ausgemacht, daß das Farbenempfindungsvermögen des Auges und die Entwicklung der Sprache voll= ständig gleichen Schritt mit einander ge= halten haben müßten, daß alfo, fobald die Empfindung eines bestimmten Farbentones beim Menschen vollzogene Thatsache ge= worden, unmittelbar auch der adäguate Sprachausdruck fich eingestellt haben müßte. Allein dieser Parallelismus war nicht nur in feiner Beise verbürgt, sondern es ließen analoge Vorgänge in den Beziehungen der Wortbildung zu andern Sinnesempfindungen eher es wahrscheinlich erscheinen, daß die Kraft der Sprache, neue Bezeichnungen zu schaffen, eine ganz ungleich geringere fei. Co unterscheiden wir 3. B. beim Un= hören eines Musikstücks eine gang un= geheure Menge verschiedener Tone und Rlänge, beren Eigenart wir höchstens durch mühselige Umschreibungen anzugeben im Stande find. Denken wir uns, daß im Laufe der Zeit die feinere akuftische Terminologie bedeutende Fortschritte machen wird und daß dann etwa in taufend Jahren ein Geschichtschreiber auf Grund eingehenden Studiums unserer mufikalischen Umgangs= fprache zu der Meinung gelangt, der Bau des menschlichen Ohres sei in jener weit zurüdliegenden Spoche denn doch ein recht rober und unvollkommener gewesen, fo fönnen wir den Irrtum des Epigonen heute schon prognostiziren; da wir jedoch seben, daß er wesentlich der nämlichen

^{*)} Gladftone, Der Farbenfinn; mit bes somere Berudfichtigung ber Farbentenntnis des homer. Breslau, 1878.

^{**)} Bole, Colour-blindness in relation to the homerics expressions for colour, Nature, 1878, p. 676 ff.

Schlußkette sich bedient, welche auch uns bei unsern historischen Untersuchungen auf dem Gebiete der Farbenwahrnehmung leiztete, so sehen wir uns auch in die Notwendigkeit versetzt, recht vorsichtig vorzuzgehen, um nicht in ähnliche naheliegende Fretümer zu verfallen.

Durch diese Mahnung zur Borsicht in ber Detailforschung foll nun aber ja nicht etwa das Entwicklungsprinzip felbst in Frage geftellt werden. Maggebend für die Form, unter welcher die Spothese gur Beit erscheint, find drei fehr gelehrte Abhandlungen des Breslauer Opthalmologen Magnus*); ben gegenteiligen Stand= punft haben Steinthal **), Marty ***), Jaeger, Rrauset) und Dortt) vertreten. Insbesondere Rraufe ift es ge= wesen, der zuerst, und während von den übrigen Gegnern hauptfächlich die sprach= lichen und philosophischen Gesichtspunkte hervorgehoben wurden, die naturwiffen= schaftlichen Argumente in den Bordergrund stellte und die sprachliche Schwierigkeit beseitigte. Jedenfalls ift, was er vorbrachte, das Gewichtigste gewesen, und wenn die neue Doftrin in ihrer ursprünglichen, et= was extravaganten Formulirung mehren=

teils abgelehnt ward, so ist dies vorzugs= weise den beiden fritischen Auffägen des genannten Schriftstellers juguschreiben. welche derfelbe im "Rosmos" über die bamals eben ericbienenen Schriften von Magnus veröffentlichte. Gerade wir halten es für Pflicht, diefer Thatfache Rechnung zu tragen, da wir nicht mit allen Unfichten Kraufes übereinstimmen, uns vielmehr eine Urt Mittelstellung zwischen ben beiden oppositionellen Anschauungen wahren möchten. Was Marths Argumentation anlangt, fo fann man ihm qu= geben, daß manche Autoren, die gerade feine philosophischen Fachmänner waren. die Begriffe von Wahrnehmung, Empfindung und Bewußtsein nicht mit jener Schärfe auseinandergehalten haben, welche die erafte Psychologie fordern muß, allein die positiven Ausführungen des genannten Philosophen verlieren schon dadurch fehr an Gewicht, daß fie mit einer freilich fehr geistreichen, aber noch feineswegs bewiese= nen physiologischen Doftrin, der Bering: schen Theorie vom Lichtsinn, stehen und fallen.*) Auch fonstige, für den ersten Anschein recht plaufible Einwände, wie sie von den berschiedenen Gegnern beigebracht

^{*)} Magnus, Die geschichtliche Entwicklung des Farbenfinnes. Leipzig, 1877. — Id., Die Entwicklung des Farbenfinnes. Jena, 1877. — Id., Zur Entwicklung des Farbenfinnes. Kossmos, I. Bd., S. 423 ff.

^{**)} Steinthal, Der Ursprung der Sprache. Berlin, 1877. S. 208 ff.

^{***)} Marty, Die Frage nach der geschicht= lichen Entwicklung des Farbenfinnes. Wien, 1879.

^{†)} Krause, Die geschichtliche Entwicklung bes Farbenfinnes, Kosmos, 1877, I. Band, S. 264 ff. — Id., Berteidigung des ablehnens den Standpunktes, ibid. S. 428 ff.

^{††)} Dor, L'évolution historique du sens des couleurs. Paris, Lyon, Genève, Bâle, 1878.

^{*)} Marty, a. a. D., S. 14 ff. -

Berfasser glaubt gelegentlich erwähnen zu sollen, daß auch eine von ihm auf der Münschener Natursorscherversammlung 1877 gethane Außerung von Marth vollständig misverstanden worden ist. Daß jedermann die ustraviosletten Strahsen erkennt, wenn man ihm das ganze übrige Spektrum abbsendet, ist ja bekannt und an sich klar; das Charakteristische jener Außerung war, daß es Leute gäbe, die auch ohnedies, lediglich infolge hoher Empfindlichkeit ihrer Retina, jenes Lavendelgrau wahrnehmen. Giebt es doch auch Augen, welche unbewassnet die Trabanten des Inpiter zu sehen und zu sons dern befähigt sind.

werden, halten einer scharfen Kritik nicht Stand. Wenn 3. B. die Behauptung, es habe den Griechen eine deutliche Auffaf= fung des Blauen und Grünen gefehlt, da= durch widerlegt werden foll, daß denfelben alsbann eine Baumlandschaft - wie wir Ühnliches heute mit Hilfe des Lommelschen Erythrostopes zu erreichen vermögen in der komplementären roten Farbe erscheinen muffe, so ist dem entgegenzuhal= ten, daß aus den und in der Gegenwart geläufigen Berhältniffen fein Rückschluß auf die Borzeit gemacht werden darf (? Red.). Wir besiten eben die Blau-Grun-Empfindung, und wollen wir uns ihrer entäußern, fo muffen wir und fünftlicher Bilfsmittel bedienen, und dann ergiebt fich ein ber Natur "mit Sebeln und Schrauben" abgezivungener Zustand, der sich mit jenem primitiven Zuftand bes Sehorgans überhaupt nicht vergleichen läßt. Beffer flingt es schon, wenn darauf aufmerksam gemacht wird, die Alten hätten doch bei ihren Mafereien und Dekorationen fich vielfach aller möglichen Farben bedient, fie hatten fich an der Farbe des Lapis=Lazuli erfreut, wozu boch, falls fie blaublind gewesen wären, gar feine Veranlaffung bestanden hätte. Was nun die Malerfunft der Grieden anbetrifft, so ist es eben auffallend, daß dieselbe ziemlich ausschließlich blos mit den vier Grundfarben Schwarz, Weiß, Rot und Gelb sich behalf; in Egypten dagegen finden wir allerdings schon weit früher Blau und Grün verwendet. Wenn wir nun aber auch davon absehen, daß doch die Ausbildung des Farbenfinns nicht bei allen Bölfern eine ganz parallele und sondrone zu sein brauchte, daß wir uns vielmehr den entsprechenden Fortschritt bei den hochkultivirten Egyptern als einen weit

rascheren und energischeren benfenkönnen, als bei den dem Naturzustande noch weit verwandteren Sellenen, so ist doch noch weiterhin der sehr wichtige Umstand ins Auge zu faffen, daß die bloße Verwendung von Vigmentfarben für die Erkenntnis ber physiologischen Farben als solcher nicht das mindeste beweist, wenigstens für den Logifer.*) Die verschiedenen Farbentone haben ja auch durchweg verschiedene Licht= stärke, und das wird ja gerade von den Verfechtern der Evolutionshppothese zu= gegeben, daß in einer Zeit, welche die Länge der Lichtwellen, d. h. die Farbe, nur unvollkommen zu fühlen verstand, ein um fo lebhafteres Gefühl für de Wellen= amplitude, d. h. für die Lichtintensität be= fessen haben muß. Auch heute noch giebt es erfahrungsgemäß Angestellte der Marine und Gifenbahn, welche vermöge ihres ungewöhnlich entwickelten Unterscheidungs= vermögens für Hell und Dunkel ihr Leiden, die physiologische Farbenblindheit, vor der Untersuchung der amtlichen Experten ber= heimlichen können. Relativ am gefähr= lichsten (?? Red.) aber dürfte wohl der Sin=

^{*)} Anm. d. Herausg. Um diefem Argu= ment im voraus zu begegnen, habe ich eben den undurch fichtigen und außer feiner herrlichen Farbe jedes andern Borgugs vor dem geringften Felsftücke entbehrenden Lapis-Laguli, der ein höchft geschätzter Schmudftein im Altertum war, in den Bordergrund meiner Gegenargumente geftellt; ich muß mich fehr wundern, daß die Anhänger der Blaublindheitstheorie nicht diefes wunderbare Anfeben eines Studden "grauen" Minerals irgendwie zu erflären versucht haben, und daß, trotidem diefes Argument nicht ent= fraftet ift, uns Mangel an Logit vorgeworfen wird, wenn wir nicht Unwahrscheinlichkeit auf Unwahrscheinlichkeit häufen wollen, um an irgend einen Mangel in der Blauempfindung der Alten zu glauben.

weis auf die Beobachtungen erscheinen. welche in neuerer Zeit über den Farben= finn der Tiere, der Schmetterlinge'3. B., angestellt worden sind; benn wenn alle or= ganifirten Befen, wie es der modernen Observang entspricht, in der That aus ein und berfelben Urform hervorgegangen find, bann ift allerdings nicht abzusehen. daß fo manches niedrig entwickelte Tier einen ziemlich ebenfo ausgebildeten Farben= finn besitzen follte, wie die Krone der Schöpfung, der Mensch. Sält man jedoch nur an der eigentlich Darwinschen Subo= these fest, welcher zufolge eine ganze Reihe folder Urformen ein für allemal existirt hat, oder modifizirt man dieselbe durch die foeben von Semper*) mit Gefchick (? Red.) und Geist stabilirte polyphyletische Sypothefe, welche aus tiergeographischen Grunben die Ginheit der Anfangsformen für jede einzelne Gattung beseitigen und eine Bielheit derfelben setzen will, so heben sich auch alle jene Schwierigkeiten, und es ift durchaus nicht abzusehen, warum die Schmetterlinge in ihrer Sphäre nicht eben= fowohlihr Farbenunterscheidungsvermögen vervollkommnet haben follten, wie es die Menschen in der ihrigen thaten.

Rurz also, von all den üblichen Einwänden gegen die Geiger-Magnussche Theorie bleibt nur jener voll bestehen, daß man aus der unzureichenden Entwicklung des Sprachausdruckes nicht mit Sicherheit auf ein analoges Entwicklungsstadium des bezüglichen Sinnes zu schließen besugt ist. Wenn wir uns im übrigen in der polemischen Litteratur dieser Frage umsehen, so gewinnen wir immer mehr die Überzeu-

gung, daß wefentlich die Unmöglichkeit, einen homer (resp. die Gesammtheit ber unter diesem Namen zusammengefaßten Dichter) fich- teilweise farbenblind vorzu= stellen, zu der heftigen Antivathie vieler Forscher gegen die Evolutionshppothese Beranlassung gegeben hat. In der That sind deren Verteidiger gerade in diesem Bunkt viel zu weit gegangen. Der Unficht von Dreber*), man fonne die fonder= baren Farbenbezeichnungen ber Ilias und Douffee nur erklären, wenn man annähme. "daß den Griechen die Empfindung für bas Blau gang ober wenigstens in einem fehr hohen Grade fehlte", werden fich in dieserSchärfe wohl nur wenige anschließen, vielmehr wird die überwiegende Mehrzahl anzunehmen geneigt fein, daß Somer eine — etwa mittelst ber Stillingschen Farbentafeln oder der Holmarenschen Wollensortimente — auf Farbenblindheit mit ihm vorgenommene Prüfung fehr wohl bestanden haben wurde. Rur bas bleibt außer Zweifel, daß es ihm ungemein schwer fiel oder vielleicht auch völlig gleich= giltig war, zwischen ben wahrgenommenen Farbeneindrücken und dem ihm vorliegen= ben Wortmateriale richtige, fachgemäße Beziehungen herzustellen. Dies ift ein Faftum, welches der Erflärung unbedingt bedürftig ift und deffen nähere Betrach= tung denn auch von zwei verschiedenen Seiten ber in Angriff genommen worden ift. Die eine Methode ift die physiologische, bei welcher wir nur einen Augenblick verweilen wollen; die andere, deren Renn= zeichnung uns der Tendenz dieses Auffates gemäß länger beschäftigen foll,

^{*)} Semper, Die monophyletische und polyphyletische Sypothese, Bierteljahrsiche. für wissenschaftl. Philosophie, 4. Jahrg., 2. heft.

^{*)} Dreher, Die Kunst in ihrer Beziehung zur Psychologie und Naturwissenschaft. Berlin, 1878. S. 78 ff.

fönnen wir füglich die vergleichendsethnos graphische nennen.

Die physiologische Forschung knüpft junächst an die Erfahrungswahrheit an, daß nicht alle Teile der Nethaut gleich= mäßig auf die Einwirkung der farbigen Lichtstrahlen reagiren. Bereits vor 39 Jahren hatte Szokalski in einer inhalt= reichen Abhandlung über Farbenblindheit auf die Einteilung der Retina in konzentrische Empfindungsfreise aufmerksam gemacht und das folgende bemerkenswerte Theorem*) aufgestellt: "Die erste Bone, die peripherische, ist nur mit der Empfin= dung des Schwarzen und Weißen begabt; die zweite, zwischenliegende, erzeugt außer= dem noch die blaue und gelbe Farbe, und die dritte endlich, die in der Mitte liegende, bringt diese vier ersten und außerdem noch die rote Farbe hervor. Es ist wirklich merk= würdig, daß das Rote sich nur gerade auf der Stelle der Nethaut wahrnehmen läßt, wo das Sehvermögen am vollkommenften ist, da diese Wahrnehmung direkt der uns von Rindheit auf eingeprägten Idee wider= fpricht, daß die roten Farben die größte Rraft und Thätigkeit ausüben." Wenn nun auch diese Einteilung eine allzu sche= matische ist, um völlig befriedigen zu fon= nen, fo ift doch jedenfalls der ihr zu Grunde liegende Gedanke ein richtiger, daß näm= lich zwischen den zentralen und peripheri= schen Partien der Nethaut beträchtliche Unterschiede betreffs der Farbenkonzeption obwalten, wie denn auch derfelbe die Bafis für die neueren physiologischen Unter= fuchungen von Schöler**) und Schrö=

der*) abgegeben hat. Besonders der let= tere stellt experimentell fest, daß blaue Strahlen einen ftarferen Reig auf die peri= phere Retina ausüben als rote; alsdann studirt er das Verhalten komplementärer oder, wie es hier beißt, antagonistischer Strahlen, welche auf ein und dieselbe Nethautstelle einwirken, und beweift, daß aus dieser kombinirten Wirkung die Em= vfindung des Farblosen resultire. In Kon= fequenz diefer Beobachtung gelangt Schrö= der zu einem Ergebnis, welchem er selbst folgende Fassung verleibt: "Es folgt daraus, daß die Unempfindlichkeit unserer peripheren Nethaut nicht auf Farbenblind= heit, sondern nur auf einer physiologischen Latenz des Farbenfinnes beruht, welche nichts anderes bedeutet als ein Überbleibsel jener geschichtlichen, in früherer Zeit an allen Teilen der Nethaut bestandenen Latenz des Farbenfinnes." Nach diefer Auffassung war also das griechische Alter= tum feineswegs farbenblind, aber einer= seits war die Sprache, zu deren besonderer Ausbildung aus dem sofort weiter zu erwähnenden Grunde gerade fein Unlag vorlag, noch auf bem Standpunkt einer weit zurüdliegenden Borzeit zurüdgeblieben, welcher wesentlich auf Helligkeits= differenzen achtete, und zweitens war noch damals, gleichfalls als Refiduum einer vielleicht Sahrtaufende früheren Beriode, eine gewiffe Gleichgiltigkeit und Intereffelofig= feit für Farben als solche vorhanden, die nun einmal fein Lefer des homer in Ab= rede stellen fann. Die poetische Ausbrucks=

^{*)} Szokalski, Über die Empfindungen der Farben in physiologischer und pathologischer Hinscht. Gießen, 1842. S. 26.

^{**)} Schöler, Über die Stellung der Oph-

thalmologie zur Anthropologie, Birchows Archiv für klinische Medizin, 78. Bd., 2. Heft.

^{*)} Schröder, Die Entwicklung des Farbensinnes am menschlichen Auge, Berliner Minische Wochenschrift, 1879, Nr. 36, 37.

weise um bas Jahr 1000 v. Chr. ift so= nach nicht fowohl ein Erzeugnis ihrer Zeit, als vielmehr, wenn diefer Ausdruck ge= stattet ift, ein Projektionsphänomen.*) Redenfalls wird aus unferm, den Um= ftänden nach fehr gedrängten Berichte er= hellen, daß auch auf rein empirischem Bege Unterstützungsgründe für die Lehre von der successiven Entwicklung des menfch= lichen Farbenfinnes zu finden sind, ganz abgesehen von deren aprioristischer Wurzel in Darwins großer Idee und von ben manderlei fprachwiffenschaftlichen Belegen, welche ibr zur Seite fteben, - und daß es jedenfalls, gelinde gesprochen, sehr inkorrekt ist, diese Lehre, wie es 3. B. Rood **) gethan, mit ein paar wegwerfen= ben Worten abzufertigen. Immerhin fann man einwerfen, daß die von den Physiologen aus der momentanen Beschaffenheit des lichtempfindenden Apparates abstra= birten Schlüffe awar einen Wahrscheinlich= keitsschluß auf die analogen Verhältnisse früherer Zeitabschnitte gestatten, nicht aber mit absoluter Sicherheit auf Berhältniffe zu übertragen feien, bei beren Gestaltung möglicherweise eine ganze Reihe ander=

**) Rood, Die moderne Farbenlehre. Leipzig, 1880. ©. 104.

weiter, und jedoch nicht näber bekannter Bedingungen mitgespielt haben könnte. Sier nun hat die Erdfunde einzuseten; gelingt es ihr, aus dem reichen ihr zur Berfügung ftebenden Material beraus den Nachweis zu erbringen, daß ähnliche Zuftände, wie wir fie für eine altersgraue Borgeit uns zurechtzulegen genötigt find, heutzutage noch faktisch bestehen, so hat ber physiologische Beweis eine Fundamen= tirung erhalten, wie sie fester überhaupt nicht gedacht werden fann. Die von uns zu beantwortende Frage wird also diese fein muffen: Giebt es noch gegenwärtig unter den Menschen geschlossene Bolks= gemeinschaften, beren Farbenfinn ein gar nicht oder doch nur wenig ausgebildeter ift, refp. beren Sprache mit der Ausbildung ihres Karbensinnes wenigstens nicht gleiden Schritt gehalten hat? Ist dies der Fall und fann man-wie es ein Anhänger Darwins nicht anders erwarten barf aus den geographischen Eristenzbedingun= gen der betreffenden Nation beraus den Beweis erbringen, daß infolge mangelnder Gelegenheit, zu beobachten und von den Beobachtungen Gebrauch zu machen, die Farbenbezeichnung sich gar nicht oder doch nur nach einer bestimmten Richtung bin entwickelte, fo fällt jeder Grund, unsere früheren Darlegungen über die antiken Rulturvölfer zu befämpfen, weg, und zumal der zwischen Egyptern und Hellenen wahrgenommene Unterschied erklärt sich in einfachster Weise, indem eben die auße= ren Lebensbedingungen bei den ersteren den immanenten Entwicklungstrieb in weit energischerer Weise unterstützten, als bei den letteren. Seben wir nun gu, welche Refultate die Rombination physiologisch = linguistischer Untersuchungsweisen

^{*)} Unter der Boraussetzung, daß unser Farbenperzeptionsvermögen kein stationäres sei, sondern bei gehöriger Ubung allmählich auch weitere Eroberungen auf den zur Zeit noch unsempsindlichen Teisen der Nethaut zu machen vermöge, hat Magnus Methoden angegeben, auf den Farbenfinn kommender Geschlechter erziehend einzuwirken (Magnus, über spstematische Erziehung des Farbenfinnes in den Schulen, Bericht über die 11. Versammlung der Ophthalmologischen Gesellschaft. Heidelberg, 1878.

3. 132 ff.) Ift diese Prämisse richtig, so muß ein solches Versahren, planmäßig fortgesetzt, mit der Zeit Ersolge zu verzeichnen haben.

den beteiligten Forfdern bis jest ge= liefert bat.

Es find hier wesentlich drei verschie= bene Gruppen zu unterscheiben. Speziell für die Litthauer, einen in seiner nationalen Ciaenart dem Untergang entgegengeben= den und deshalb nur um so interessanteren Bolksstamm, hat Beise") die Berglei= dung durchgeführt und gefunden, daß die Farbenterminologie diefer - fonft keines= wegs armen, sondern selbst litterarisch verwendbaren - Sprache febr wohl zur Bestätigung unferer Theorie bienen fann. Wir legen auf diefes Beispiel deshalb befondern Wert, weil man es hier mit einer plasti= schen Kultursprache zu thun bat, gegen welche das landläufige Argument der "Spracharmut" nicht wohl aufkommen fann. Gehr eingebende Brufungen mit dem Farbenfinn zweier fehr verschieden gearteter Bölfer, der Lappen und der Nu= bier, hat weiterhin Birchow angestellt, deffen Befunde man-abgesehen von me= bizinischen und anthropologischen Fach= blättern - am besten in der trefflichen Rede vereinigt findet, welche der gefeierte Gelehrte vor dem großen ärztlichen Kon= greß zu Umsterdam im Jahre 1879 über die Ausbildung der jungen Mediziner ge= halten hat. Endlich verdienen besondere Beachtung die planmäßigen Untersuchungs= reihen, welche man der Bereinigung je eines tüchtigen Fachmannes der Bölfer= funde und der physiologischen Optif, der Doftoren Bechuel = Lofche in Leipzig und Magnus in Breslau, ju banken bat. Diese beiden Männer ließen nach einem bestimmten Schema einige hundert Fragebogen anfertigen, welche bei sachgemäßer Unordnung der Bersuche darüber Klarheit verschaffen mußten, welche Farben der betreffenden Bölferschaft zum flaren Bewußt= fein gekommen waren, welche Bezeichnungen für die einzelnen Bestandteile bes Spektrums im Gebrauche standen u. f. w. Die Bogen, welche mit der Farbenffala Schwarz, Grau, Weiß, Rot, Drange, Gelb, Grun, Biolett, Braun ausgestattet waren, wurden nun nach allen Simmels= gegenden versendet; insbesondere waren es wissenschaftliche Reisende. Konfuln. Missionare, Militärärzte der nordamerifanischen Armee, welche man für das Unternehmen zu intereffiren wußte. Borläufige Mitteilungen über intereffante Ginzelergebnisse desselben find bereits von Un= dree*) gegeben worden. Nachdem aber im Laufe des letten Jahres eine fehr beträchtliche Anzahl von Bogen ausgefüllt an die Absender zurückgelangt war, hielten es die letteren mit Recht für geboten, diese Menge von Materialien einheitlich zu verarbeiten, und Magnus unterzog fich die= fer Arbeit, welche foeben in einer kleinen. aber fehr reichhaltigen Monographie **) ihren Abschluß gefunden hat. Dieselbe foll im folgenden furz analysirt werden.

Was die Verteilung des Materiales, auf der Erdoberfläche, betrifft, so wurde eine ziemliche Bollständigkeit erzielt für Nordamerika, von wo 15 Listen, und für Westafrika, woher 13 Listen einliesen; die amerikanische Sammlung umfaßt gerade die hervorragendsten Indianerskämme, darunter die Chippewahs, Siour, Chepennes,

^{*)} Beise, Beiträge zur Annde der indogermanischen Sprachen. 2. Bd., S. 273 ff.

^{*)} Andree, Über den Farbenfinn der Naturvölfer, Zeitschrift f. Ethnologie, 10. Jahrg., S. 326 ff.

^{**)} Magnus, Untersuchungen über den Farbenfinn der Naturvölker. Jena, 1880.

Flatheads und Shofhones, die afrifanische bezieht sich hauptsächlich auf die an der Goldfüste wohnenden Bölfer. Aus Gud= amerika erhielt man einen Bogen (Reger= ftamm aus Buhana), aus dem füdlichen Ufrika deren 9, fämmtlich von großer Er= heblichkeit, aus dem öftlichen Afrika 3. aus Australien reiv. Polonesien 3: von europäischen Nationalitäten finden wir außer den bereits erwähnten Lappen auch noch die Letten der ruffischen Oftfeepro= vingen beigezogen. Berhältnismäßig min= der reichlich flossen die Quellen Afiens; indes gelang es doch, für Turkeftan, Tibet. Siam, eine Angahl ber autochthonischen Stämme Borberindiens, endlich für die Inseln Borneo und Sumatra die nötigen Anhaltspunkte zu gewinnen. Daß die Sichtung diefer Fülle von Gingelnotigen feine leichte Sache war, braucht nicht erft gefagt zu werden, indes gelang es dem Eifer des Bearbeiters, den Punkt zu fin= ben, von welchem aus Ordnung in das Chaos gebracht werden konnte, und fo eine Reibe allgemeiner Normen aufzu= ftellen, welche in allen Weltteilen mit ziem= licher Regelmäßigkeit zu Tage treten.

Böllig mangelnder Farbensinn ließ sich nirgendwonachweisen, und ebensowenig cristirte da oder dort eine völlige Unfähigseit des Idioms, Sprachausdrücke zu schaffen und weiterzubilden. Immerhin bekundeten—man darf wohl sagen sämmtliche—Bölserschaften eine weit größere Empfängslichseit für die langwelligen Farbentöne, Rot und Gelb, und eine gewisse Indolenz für Blau und Grün, welche in einzelnen Fällen weit genug ging, um ohne sorgsältige Brüfung mit völliger Unkenntnis verwechselt werden zu können. Dem Rot gegenüber verriet keines der untersuchten

Individuen je eine Berlegenheit, gegen Gelb und Drange verhielten fich viele, insbesondere die Rubier, schwankender. doch hat dieser lettere Umstand, wie Magnus.*) meint, wohl darin feinen Grund, daß Naturvölfer, deren Farbenfinn niemals einer bewußten Erziehungs= thätigkeit unterlag, bei Misch= und Über= gangsfarben sich überhaupt immer am unsichersten fühlen. So wußten sowohl die erwähnten Mittelafrikaner, als auch bie Ga-Neger mit den Unterschieden zwischen Dunkelbraun, Dunkelblau, Schwarzu. f. w. nichts Rechtes anzufangen und begingen nach dieser Seite hin häufige Verwechse= lungen. Je weiter man ferner in den Proben von dem obern Ende des Sonnen= spektrums sich entfernte, desto unsicherer wurden allenthalben die Angaben; man unterschied zwar, sobald man sich einiger= magen Mühe gab, recht wohl zwischen Blau, Grün und Lila, allein man that bies gewiffermaßen erft auf eine äußere Anregung bin, ignorirte feinere Rügnzi= rungen und trug überhaupt eine gewisse Apathie gegen die Farben von' geringerer Wellenlänge zur Schau, fo daß es scheinen mochte, als würden diese zwar deutlich unterschieden, aber in ihren Verschiedenheiten für gewöhnlich nicht sonderlich be= achtet.

Dies die Früchte der unmittelbaren Brüfung auf Farbensinn oder Mangel desselben. Bir fragen nun aber weiter nach der Nomenklatur der Farbe und nach deren Zusammenhang mit der Farben-wahrnehmung. Soviel wissen wir bereits, daß aus dem Fehlen eines Terminus technicus für eine bestimmte Farbe noch keines-wegs auf eine analoge Unvollkommenheit

^{*)} A. a. D. S. 23.

der Nethaut zurückgeschlossen werden darf; im Gegenteil zeigt uns die ethnologische Betrachtung, daß manche Bölker ganz geschickt im Erkennen der Farben und doch entsetlich unbehilflich in der sprachlichen Wiedergabedererkannten Unterschiede sind.

In welcher Weise offenbart sich aber biese linguistische Schwierigkeit? Run, wenn unfer bisberiger Gedanken- und Beweisgang der richtige war, so darf von vornherein erwartet werden, daß das Sy= ftem der Farbennamen vom obern gegen das untere Spektralende hin immer mehr an Sicherheit und Ausgiebigkeit verlieren werde. Diese Auffassung findet benn auch durch die Fragebogen ihre vollste Bestäti= gung. Besonders jene Bölfer, welche sich mit der Biehaucht im Großen befaffen, haben für die Entwicklung ihrer Farben= terminologie hohen Nuten aus dem Um= stand gezogen, daß die langwelligen Farben, Rot und Gelb, es find, welche die Färbung ihrer Saustiere bestimmen. Gin Raffernstamm, ber Blau und Grun nicht im Ausdruck zu fondern, vielmehr beide Farben nur mittelft des einen Wortes luhlaza wiederzugeben im ftande ift, besitt nicht weniger als 31 Kunstwörter für die verschiedenartige Zeichnung und Färbung seiner Rühe, wobei natürlich blos von den Farben Schwarz, Weiß, Rot und Gelb Gebrauch gemacht wird. Hervorzuheben ist auch, daß für Rot in jedem der unter= fuchten Dialette ein originales, nicht erst anderswoher adoptirtes Wort zur Dis= position steht. Drange wird von vielen afrifanischen Bölkern als eine bloße Abart von Rot angesehen und demgemäß bezeich= net, ja, die Ranafas der Sandwichinfeln identifiziren es mit Rot (ula-ula) schlecht= bin. In Ufien scheint man in dieser Farbe

mehr eine Spielart bes Gelben zu er= blicken, ja, ab und zu wird fie fogar mit Grün verwechselt. Charafteriftisch ift, daß, wie bei uns, so auch bei gewissen Natur= völfern, 3. B. bei den Berbern und Tichi= negern, die Schale ber Drangenfrucht ben entsprechenden Farbennamen hat liefern muffen. Minder bestimmt als diejenige bes Roten ist bereits die Erkenntnis und Reproduktion des Gelben, d. h. einer Farbe von schon weit geringerer lebendiger-Kraft. Die Hovas von Madagastar 3. B. wußten sich bei der Vorzeigung gelber Pigmente auf kein abäguates Wort ihrer Mundart zu befinnen. Nicht viel anders verhält es fich mit andern Stämmen, deren Bezeich= nungen nicht von ihnen felbst, sondern von benachbarten gebildeten Nationen berrühren; wenn beispielshalber gewisse Tribus der Berbern ihr Wort für Gelb dem Arabischen, die Ga-Neger und Saramakkas in Guyana das ihrige resp. dem Dänischen und Solländischen entlehnen, so ist flar, daß an fich diesen Leuten die Beranlaffung fehlte, ihrem Wortschat aus eigenen Rräf= ten ein Zeichen für die — offenbar wenig gewürdigte - Farbe einzuverleiben, und daß erst ihr Berkehr mit mächtigeren Rulturvölfern fie zu dem bequemen Mus= funftsmittel trieb, das bezügliche Wort aus der Sprache der Kolonisatoren einfach in die ihrige herüberzunehmen.

Wenden wir uns jett zu den Farben der untern Gruppe. Für diese giebt es in manchen Sprachen, z. B. in denen der insdischen Nilagiris und der Ovaherero-Kaffern überhaupt keine Bezeichnung, indem die für Schwarz und Grau üblichen Ausdrücke zur Aushilfe herangezogen werden, und doch sind es die nämlichen Ovaherero, die es in der Terminologie der Biehfärbung

fo weit gebracht haben. Anderwärts, auf Borneo und Madagastar, kennt man zwar Grun, nicht aber Blau, und die Simmels= farbe wird je nach Umständen als eine schwärzliche oder weißliche bezeichnet. Die nämliche Erscheinung des Adoptirens, von welcher wir bereits weiter oben zu sprechen hatten, begegnet uns auch hier, wie denn 3. B. in die Battasprache auf Sumatra fowohl ein malahisches als auch ein nieder= ländisches Wort für Blau Gingang ge= funden hat. Gin und basfelbe Wort für Grun und Blau findet fich bei den verfchiedensten Volksftämmen aller Weltteile, am stärksten prägt sich diese Erscheinung bei den Indianern Nord-und Sudamerikas aus. Stellenweise endlich giebt es auch Idiome, beren Ausbildung zwar auf dem zulett gekennzeichneten Standpunkt stehen geblieben ift, die sich aber doch mit der Beit noch zu einer energischeren Differen= ziirung genötigt faben; natürlich wurden die neuen Termini nicht geschaffen, sondern einfach annektirt. Söchst merkwürdig ist in diefer Sinficht der Stamm der Ganeger an der Goldfüste; die Driginalsprache diefes Bolfes unterscheibet nicht zwischen Blau und Grün, allein für die Farbe des Indigo hat man ein spezielles Wort akase gebilbet, deffen Sinn im Deutschen etwa folgender ift: "Ein Ding, das gelernt werden muß." Und wirklich haben diese Neger die Runft, den blauen Farbestoff aus der Indigopflanze auszuziehen, erst durch die Rolonisten gelernt! Darin erblicken wir eine direkte Bestätigung des Sates, welden ber bekannte Drientalift B. v. Strauß, der fich besonders mit den Farbenbezeich= nungen ber alten Chinefen beschäftigt hat, in folgender Weise ausspricht*): "In der

*) v. Strauß, Bezeichnung der Farben

Art des menschlichen Entwicklungsganges liegt es begründet, daß zuerst sehr breite Farbengruppen - zusammengerechnet und einfach benannt werden, und daß Bezeich= nungen für engere Gruppen sich erst später entwickeln." Rur, feten wir hingu, bedarf es in der Mehrzahl der Fälle eines Un= stoßes von außen, um diese Entwicklung in Gang zu feten. Die allgemeinen Schluffe, welche das zur Zeit der Brüfung unterstellte Material zu ziehen gestattet, gestal= ten fich dem Vorgesagten gemäß denn etwa in folgender Weise. Farbenblindheit im physiologischen Sinne scheint bei ganzen Bölkern überhaupt nicht vorzukommen, wohl aber eine beträchtliche graduelle Ber= schiedenheit in der Empfindung und Bür= bigung der einzelnen Farbentone. Wohl alle Naturvölker bezeigen fich lebhaft em= pfänglich für Rot, minder für Gelb, am unempfänglichsten für Blau, und biefes Berhältnis findet feinen naturgemäßen und naturgetreuen Ausdruck in den Farbenbezeichnungen der bezüglichen Bölfer= ftämme. Ja, die Sprachformung ift fogar stellenweise beträchtlich hinter der Farben= erkenntnis zurückgeblieben, so daß sie noch Rüancen zusammenwirft, welche thatfach= lich in ihrer Verschiedenheit bereits anerkannt sind. Insbesondere hat sich auch ergeben, daß in jenen, zumal tropischen Gegenden, in welchen eine gewiffe Gleich= förmigkeit der Färbung aller Naturgegen= stände vorwaltet, wo also der Anlag für die Übung des Farbenfinnes mangelt, die= fer felbft auf einer niedrigen Stufe gurud= geblieben ift.

Hiermit läßt fich unferes Erachtens

Blau und Grün im chinesischen Altertum, Zeitschrift ber Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 34. Bb., S. 506.

auch die Wahrnehmung vereinigen, welche pon einer Reibe anderer Forscher (Grant Allen u. a.), gemacht worden fein follen. Dieselben beobachteten nämlich, gang wie es auch der bekannte Arzt des schwedischen Entdederschiffes "Bega", Almquift, bei den Tschuftschen und überhaupt Nordsibi= riern bestätigt fand, daß bei durchschnittlich normalem Unterscheidungsvermögen für Farben aller Urt eine erhöhte Energie der Ronzeption und zugleich ein erhöhtes Interesse besonders für jene Farben sich fund= gab, welche in der, wenn auch noch fo rudimentären, Färbefunst ber Gingeborenen zur Berwendung fommen. Unter fol= den Umständen vermögen, wie R. Sart= mann in ber Junisitzung ber Berliner Unthropologischen Gesellschaft näher ausführte, die sonst ziemlich zurückgebliebenen Stämme Innerafrikas fogar einen gewiffen Geschmack in der Zusammenstellung ihrer Biamente an ben Tag zu legen. Wir glauben, daß diese neuen Huffchluffe, für welche wir großenteils dem Herrn Beraus= geber dieser Zeitschrift uns verpflichtet halten*), wohl geeignet sind, mit unserer

*) Anm. d. Herausg. Meine Kritif der Gladstone-Geiger'schen Theorie bewies 1) daß die alten Kulturwölker sehr wohl Grün, Blau und Biolett zu unterscheiden im Stande gewesen seien, 2) daß jene Theorie, statt im Einklange mit der Darwinschen Theorie zu sein, derselben widerspräche; 3) daß die sprachlichen Sigentilmitichteiten der alten Kulturwölker, die den Philoslogen so große Schwierigkeiten bereitet hatten, ganz einsach durch die erst mit der Entwicklung der Färberei notwendig gewordene Vervollkommunng des Sprachschaftes zu erklären seien; 4) daß der homerische Sprachschaftes zu erklären seien; 4) daß der homerische Sprachschaftes zu erklären seien; die den bei heute lebensiber sich in derselben Art auch bei heute lebensiber sich der kenten gegensiber sich in derselben Art auch bei heute lebensiber sich der kenten gegensiber sich in derselben Art auch bei heute lebensiber sich der kenten gegensiber sich in derselben Art auch bei heute lebensiber sich der kenten gegensiber sich in derselben Art auch bei heute lebensiber sich der kenten gegensiber sich in derselben Art auch bei heute lebens

früheren These vereinigt zu werden, welcher zufolge ein in den örtlichen Berhältnissen begründeter Mangel an Übung für die Berkümmerung des Farbensinnes selbst so- wohl als auch der Farbennomenklatur maßgebend sein soll.

Unfere Unnahme also, jene eigentüm= lich unklare und schwankende Urt der Farbenbezeichnung, welche wir bei den ältesten Schriftstellern femitischer und indo= germanischer Rasse kennen lernten, deute nicht sowohl auf mangelnden Farbenfinn jener Evoche, als vielmehr auf eine gewisse Trägheit des Farbenempfindungsvermögens als den Rüchstand der Nethaut= beschaffenheit weit früherer Generationen hin, wird durch die Resultate der vergleichend-ethnographischen Forschung bestätigt. Dieselbe lehrt, daß auch da, wo erakte Brüfung einen normalen Farbenfinn ergiebt, doch immer noch die verschie= denen Abstufungen der untern Spektral= gruppe mit großer Gleichgiltigkeit behandelt und von der Sprache nur erst in der unvollkommenften Weise zum besondern Ausbruck gebracht werden.

ben Naturvölkern vorsindet, und daß die Prüsung berselben nach dieser Richtung wünschenswerth sein würde. Es ist daher durchaus falsch, wenn neuerdings behauptet wird, Maguus oder Virschow u. s. w. hätten diese Untersuchungen zuserst angeregt. Zwar hat im selben Jahre (1877) Holmgren, wahrscheinlich ohne meine Arbeit zu kennen, ebenfalls die Prüsung des Farbenssinnes der Naturvölker angeregt, allein bei ihm handelte es sich um ein ganz verschiedenes, leider immer wieder mit unserer Frage vermengtes Problem, nämlich um die statistische Feststellung der pathologischen Farbenblindheit bei Naturvölkern.

Staatliche Einrichtungen.*)

Bon

Serbert Spencer.

Einleitung.



enken und Fühlen lassen sich nicht völlig von einandertrennen. Jede Gemütsbewegung wird von einem mehr oder weniger bestimmten Ideengerüste getragen und jede Gruppe von Gedanken ist mehr

ober weniger von Gemütsbewegungen durchtränkt. Der Grad ihrer gegenseitigen Rombination ift jedoch für beide außer= ordentlich verschieden. Wir haben Gefühle, die aus Mangel an intellektueller Abgrenzung ganz unbestimmt sind, und wieder an= bere, welche durch die damit verbundenen Vorstellungen feste Gestalt gewinnen. Bald werden unsere Gedanken von der sie durch= giehenden Leidenschaft verzerrt, bald hält es schwer, auch nur eine Spur von Buoder Abneigung darin zu entdecken. Außer= dem fann offenbar in jedem einzelnen Falle auch das Wechselverhältnis zwischen diesen Romponenten des geistigen Zustandes ein gang anderes fein. Während die Gedanken dieselben bleiben, fann die damit verbun= dene Gemütsbewegung stärker oder schwä= der werden, und es ist allbefannt, daß die Richtigkeit eines zu fällenden Urteils,

*) Anm. d. Red. Wir eröffnen mit dies fen Blättern eine Reihe von Artikeln des berühmten englischen Philosophen, die vermutlich wenn nicht von ber gänzlichen Abwesenheit jeber Emotion, so boch von jenem Gleichz gewicht zwischen ben Emotionen abhängt, bas nach keiner Seite übermäßige Schwanskungen zuläßt.

Bang befonders gilt dies bei Fragen, welche das menschliche Leben betreffen. Die individuellen oder sozialen Sandlun= gen der Menschen laffen sich auf zweierlei Weise auffassen. Wir können fie als Gruppen von Erscheinungen betrachten, die wir zu analvsiren und deren ursächlichen Rusammenhang wir festzustellen haben; ober aber wir können sie als Urfachen von Freude oder Schmerz auffassen und unsere Billigung oder Mißbilligung derfelben aussprechen. Behandeln wir die Brobleme des handelns vom intellektuellen Standpunkt aus, fo ericheint dasfelbe ftets als Refultat des Zusammenwirkens bestimmter Kräfte; behandeln wir aber seine Probleme vom moralischen Standpunkte aus und nennen feine Folgen in diefem Falle gut, in jenem bofe, fo wird unfer Bewußtfein bald von Bewunderung und bald von Entruftung erfüllt. Natürlich muß es einen gewaltigen Unterschied in unferen Folgerungen aus=

ein nicht geringeres Interesse erwecken werden, als die früher von und veröffentlichte Serie "Die Herrschaft des Zeremoniells". (Bd.II.u.III.) machen, ob wir die Thaten der Menschen chenso ins Auge fassen wie diejenigen anderer Geschöpfe, die wir blos zu begreisen bestrebt sind, oder ob wir sie als die Thaten von Geschöpfen wie wir selbst beurteilen, mit deren Leben unser eigenes innig verknüpft ist und deren Berhalten direkt und indirekt Gesühle der Liebe und des Hasses in uns erregt.

In ber "Einleitung in bas Studium ber Soziologie" habe ich ausführlich die verschiedenen Verkehrtheiten geschildert, zu denen sich das Urteil der Menschen durch die Emotionen verleiten läßt. Un mancherlei Beispielen wurde ge= zeigt, wie Furcht und Hoffnung fie zu falicher Wertschätzung verführt, wie Ungeduld fie ju ungerechter Berurteilung antreibt, wie hier Abneigung, dort Zuneigung ihren Glauben fälscht. Die Wahrheit, daß der Einfluß sowohl der Erziehung als der Baterlandsliebe die Überzeugungen der Menschen zu verwirren strebt, wurde an gablreichen Fällen erläutert und barauf bingewiesen, wie sehr jede einzelne beson= dere Form von Beeinfluffung - der Rlaffenzwang, der staatliche, der theologische Ein= fluß — eine starke Voreingenommenbeit für diese oder jene Anschauung der öffent= lichen Verhältniffe zu bedingen geeignet ift.

Hervorheben, daß wir bei Verfolgung unsferer soziologischen Untersuchungen, und ganz besonders derjenigen, auf die wir jest einzugehen haben, so viel als immer möglich alle Erregungen, welche die zu erörternden Thatsachen in uns hervorzusen möchten, aus dem Spiele lassen und uns ausschließlich auf die Erklärung der Thatsachen selber beschränken müssen. Und in der That giebt es gar manche Gruppen

von Erscheinungen, bei beren Betrachtung Mißmut, Efel ober Entrüstung in uns aufsteigen will; aber wir mussen sie durchaus zurückbrängen.

Bor allem liegt und ob, die aber= aläubischen Borstellungen bes primitiven Menschen nicht etwa einfach als unwesent= lich zu übergehen oder für bloßes Teufels= werk zu halten, sondern genau zu erfor= schen, was für eine Rolle sie in der sozialen Entwicklung spielen; ja, wir muffen nötigenfalls darauf gefaßt fein, ihren Nugen anzuerkennen. Schon früher wurde gezeigt, daß der Glaube, welcher die Wilden antreibt, mit dem Leichnam Wertgegen= stände zu vergraben und Speisen auf das Grab zu feten, einen gang natürlichen Ursprung hat, daß die Verföhnung von Pflanzen und Tieren und die "Berehrung von Stöcken und Steinen" nicht abgeschmackte Willfürlichkeiten find und daß das Opfern von Sklaven bei Begräbnissen aus einer Idee hervorgeht, welche dem Berstande des Unzivilifirten durchaus vernünftig erscheint. Im folgenden baben wir nun zu untersuchen, auf welche Weise die Geistertheorie in staatlicher Hinsicht ihre Wirkung ausgeübt hat, und falls wir Grund zu der Annahme finden follten, daß fie ein unentbehrliches Hilfsmittel der fozia= len Entwicklung war, so muffen wir auch bereit fein, diese Folgerung zu acceptiren.

Die Kenntnis des Elends, das in jedem Zeitalter und überall durch die Kämpfe der Gesellschaften mit einander verursacht worden ist, darf uns nicht verhindern, die hochwichtige Rolle zu erkennen, welche diese Kämpfe in der Zivilisation gespielt haben. Müssen wir auch zurückschaudern vor dem Kannibalismus, ber in früheren Zeiten auf der gangen Erde als Folge des Krieges üblich war; wen= den wir uns auch mit Abscheu von dem Gedanken an jene Sinschlachtungen von Gefangenen ab, welche tausend und aber= tausendmal die Kämpfe zwischen wilden Bölfern begleitet haben; lesen wir auch mit Schreden von den zu Byramiden aufgetürmten Röpfen und den bleichenden Gebeinen erschlagener Bölfer, welche barbarische Eroberer hinter fich zurückgelaffen haben; muffen wir auch den friegerischen Beift haffen, der felbst heutzutage noch unter uns zu niedriger Verräterei und rohen Überfällen führt: fo dürfen wir uns doch nicht der Erkenntnis verschließen, die fich hieraus ergiebt, daß interfoziale Streitigkeiten die Entwicklung der sozialen Ge= bilde wesentlich gefördert haben.

Ebenso darf uns die Abneigung gegen gewiffe Regierungsformen nicht einzuseben verhindern, wie febr fie ihren entsprechen= ben Berhältniffen angepaßt find. Mögen wir auch die gewöhnliche Auffassung des Ruhmes verwerfen und, wenig geneigt, wie Militärs und Schulfnaben jedem despotischen Eroberer den Beinamen "der Große" zu geben, den Despotismus gründ= lich verabscheuen, mögen wir auch das Hinopfern ihrer eigenen so aut wie frem= ber Bölfer in ihrem Streben nach ber Universalherrschaft als riesenhafte Ber= brechen beurteilen, so dürfen wir doch auch nicht die Borteile ableugnen, die gelegent= lich aus den von ihnen vollzogenen sozia= Ten Berschmelzungen entstanden sind. We= der die Abschlachtung von Unterthanen. wie fie die römischen Raiser übten, noch die bei den Potentaten des Ostens gewöhn= liche Ermordung ihrer Verwandten, noch die Verarmung ganzer Nationen infolge ber schamlosen Erpressungen von Seiten ihrer Tyrannen dürfen uns so in Anspruch nehmen, daß wir das Gute nicht mehr zu erkennen vermögen, was unter gewissen Umständen durch die unbegrenzte Gewalt eines höchststehenden Menschen zu Tage gefördert worden ist. Noch auch darf die Erinnerung an Folterwerkzeuge, Burg-verließe und lebendig eingemauerte Opfer uns der Wahrheit verschließen, daß vollständige Unterwerfung des Schwachen unter den Starken, so gewissenlos sie auch oft ausgebeutet wurde, doch zu manchen Zeiten und an manchen Orten unumgängslich notwendig war.

Gleiches gilt von der damit verbunde= nen Behandlung der Menschen als Raufs= objekt. Gine absolute Verurteilung der Sklavetei ift unguläffig, felbst wenn die von Herodot wiederholte Tradition wahr fein follte, daß beim Bau der Großen Buramide hunderttausend Sklaven zwanzig Jahre lang Frohndienste leifteten, oder wenn wir hören, daß von den gur Er= bauung von St. Betersburg gufammen= getriebenen Leibeigenen dreimalhundert= taufend zu Grunde gingen. Obichon einge= ' denk, daß die ungezählten Leiden der in den Teffeln der Stlaverei ichmachtenden Manner und Weiber jegliche Vorstellung übersteigen, muffen wir uns boch zugleich einen Beifteszustand bewahren, der für jedes etwa fich bietende Zeugnis, daß Gutes daraus entstanden sei, stets empfänglich bleibt.

Mit einem Worte, die wahrheitssgetreue Erflärung sozialer Erscheinungen setzt ein beinah leidenschaftsloses Bewußtsein voraus. Kann und soll auch das Gefühl bei jeder andern Betrachtungsweise derselben nicht ausgeschlossen bleiben, so

nung dies doch dann geschehen, wenn wir sie als Naturerscheinungen auffassen, die wir nach ihren Ursachen und Wirkungen verstehen wollen.

Die Beobachtung dieser geistigen Haltung werden wir uns erleichtern, wenn wir dabei die Wahrheit im Auge behalten, daß in den menschlichen Handlungen das absolut Böse relativ gut und das absolut Gute relativ böse sein kann.

Es ist zwar beinah ein Gemeinplat. daß die Einrichtungen, unter denen das eine Bolk gedeiht, für ein anderes un= geeignet find, aber wirkliche Anerkennung hat diese Wahrheit noch keineswegs ge= funden. Männer, die allen Glauben an "papierene Konstitutionen" verloren haben, verfechten doch niederen Raffen gegenüber eine Politik, welche die Ansicht voraussett. daß sich die sozialen Formen der Zivili= fation mit Vorteil einem unzivilifirten Volke aufpfropfen ließen, daß Zustände, die uns schlecht vorkommen, auch für sie schlecht fein müßten und daß fie sich mit äbnlichen Einrichtungen - des häuslichen, industri= ellen und staatlichen Lebens- wie wir sie vorteilhaft finden, auch wohl befinden fönnten. Haben wir aber einmal zuge= geben, daß der Typus einer Gesellschaft burch die Natur ihrer Ginheiten bestimmt wird, so ist der Folgerung nicht mehr auszuweichen, daß ein an fich auf niedrigster Stufe stehendes Regime unter gang pri= mitiven Berhältnissen doch das möglich beste fein fann.

Um die Sache etwas anders auszus drücken: wir dürfen unser hochentwickeltes Sittengesetz, das sich vorzugsweise auf private Verhältnisse bezieht, nicht an Stelle des unentwickelten Sittengesetzes schieben wollen, das vorzugsweife auf öffentliche Berhältniffe Bezug hat. Gegenwärtig, wo unfer Leben im allgemeinen in friedlichem Berkehre mit unfern Mitbürgern abläuft, beziehen sich unsere sittlichen Ideen haupt= fächlich auf Sandlungen des einen Menichen gegen ben andern; in früheren Sta= dien aber, wo die Sauptbeschäftigung bes Lebens in Rämpfen mit den benachbarten Gesellschaften bestand, waren die überhaupt vorhandenen sittlichen Ideen fast ausschließlich auf die intersozialen Sand= lungen beschränkt: die Thaten der Meniden wurden nach ihrem direkten Ginfluß auf die Wohlfahrt des Stammes beurteilt. Und da nun einmal die Erhaltung der Gefellschaft der individuellen Erhaltung voraus= geht, für welche fie eine Vorbedingung ift. fo muffen wir bei Befbrechung der fozialen Erscheinungen aut und bose vielmehr in ihrer ältesten als in ihrer späteren Be= deutung auffassen und demgemäß als relativ-gut erklären, was das Überleben einer Gesellschaft fördert, so groß auch die Leiden fein mogen, welche es den Gingel= nen auferleat.

Noch eine andere unserer gewohnten Borstellungen bedarf einer beträchtlichen Erweiterung, bevor wir die staatliche Entwicklung richtig verstehen können. Die Börter "zivilissirt" und "wild" müssen ganzandere Bedeutung bekommen, als sie in der Regel haben. Jenen großen Gegensatz, der meistens zu Gunsten der Menschen, welche vorgeschrittene Gesellschaften bilden, und zu Ungunsten der Menschen, welche in einsachen Gruppen zusammenleben, aufgestellt wird, müssen wir auf Grund tieserer Einsicht ganz erheblich absschwächen. Es sinden sich unter roben

Bölfern manche Züge, die wohl mit solchen der bestfultivirten zu vergleichen sind. Mit geringen Kenntnissen und ganz rudimentären Kunstfertigkeiten verbinden sich gar häusig Tugenden, welche selbst diejenigen unter uns beschämen können, welche durch Erziehung und seine Sitte auf der höchsten Stufe stehen.

Die noch lebenden Überrefte einiger Urvölfer von Indien verraten eine Natur, mit der Wahrhaftigkeit organisch verbun= den zu fein scheint. Nicht allein den sie umgebenden Sindus, die geistig höher stehen und in der Kultur relativ weiter vorgeschritten find, sondern auch den Euro= päern sind sie in dieser Sinsicht weit überlegen. Bon einigen diefer Bergvölfer heißt es in Indien, daß man ihre Berficherungen ftets mit vollkommenem Bertrauen auf= nehmen könne - allerdings mehr, als sich von unseren Diplomaten fagen läßt, welche absichtlich täuschen, oder von Ministern, die falsche Aufschlüsse über Kabinetsver= handlungen geben. Unter jenen Bölfern feien die Santals hervorgehoben, von de= nen hunter fagt: "Sie waren der wahr= heitsliebenoste Menschenschlag, der mir je begegnet ift", und ebenfo die Sowrahs, von denen Shortt berichtet: "Ein er= freulicher Zug in ihrem Charafter ist ihre vollkommene Wahrhaftigkeit. Sie versteben gar nicht, eine Lüge zu fagen." Trotbem ihre geschlechtlichen Verhältniffe fehr primitiber und niedriger Art sind, heißt es doch felbst von den Todas, daß sie "Falsch= heit für eins der schlimmsten Lafter" halten. Wenn auch Met fagt, sie übten gegen die Europäer Berftellung, fo an= erkennt er boch zugleich, daß biefer Bug nur eine Folge ihres Berfehrs mit den letteren fei, und diefes Urteil stimmt mit

dem eines indischen Zivilbeamten über andere Bergvölker zusammen, welche sich ursprünglich durch ihre Wahrheitsliebe auszeichneten, aber durch Berührung mit den Weißen weniger wahrhaft geworden sind. Unter diesen Urvölkern ist die Lüge, so lange sie noch nicht von den "Zivilissirten" verdorben sind, so selten, daß Hunter von denen in Bengalen ausdrücklich die Tipperahs ausnimmt als "das einzige Bergvolk, in welchem man diesem Laster begegnet".

Much was die Ehrlichkeit betrifft, fönnten einige biefer niedrigen Bölfer wohl denen, die sich so hoch über sie stellen. zum Borbild dienen. Bon den eben er= wähnten Todas, so unwissend und herabgekommen sie auch in mancher Sinsicht sein mögen, berichtet doch Harkneß: "Ich habe nie ein zivilifirtes oder unzivilifirtes Bolf gesehen, das eine größere religiöse Achtung vor dem Recht von mein und dein hatte." Die Marias (Gonds) "zeich= nen sich ebenso wie viele andere wilde Bölfer gang besonders durch Zuverläffig= feit und Chrlichfeit aus". Bei den Khonds "gilt das Ableugnen einer Schuld für eine im höchsten Grade fündhafte Übertretung dieses Grundsates. "Ein Mann," fagen fie, foll alles seinen Gläubigern dahin= geben." Der Santal, ber "nie baran benkt, aus einem Fremden pekuniären Borteil zu ziehen", liebt es nicht, "mit feinen Gästen in Geschäftsverkehr zu treten; wenn aber diefe davon anfangen, fo han= delt er ebenso ehrlich mit ihnen, wie er es mit seinen eigenen Leuten thun würde"; "er nennt von Anfang an den richtigen Breis". Die Lepchas "find wunderbar ehrlich; Diebstahl ist ihnen kaum bekannt." Und die Bodo und Dhimals find "in

Thaten und Worten ehrlich und rechtschaffen". Colonel Dixon verbreitet sich über die "Treue, Wahrhaftigseit und Ehrslichseit" der karnatischen Ureingeborenen; sie zeigen "eine außerordentliche und beinah rührende Ergebenheit, wenn man sie bei ihrer Ehre faßt". Und Hunter berichtet von den Chakmas, daß "Bersbrechen unter diesen primitiven Bölkern selten vorkommen . . Diebstahl ist beinah unbekannt."

Cbenfo fteht es aber auch mit den all= gemeinen Tugenden diefer und vieler an= berer unzivilisirten Stämme. Der Santal "besitt eine glückliche Unlage", er ist "ge= fellig bis zum Übermaß", "höflich", allein "zu gleicher Zeit fest und frei von aller Rriecherei", und während "beide Geschlechter ihre gegenseitige Gesellschaft sehr lieben", find die Frauen doch "außer= ordentlich feusch". Die Bodo und Dhimals find "voll liebenswürdiger Eigenschaften und fast gang frei von solchen, die unan= genehm wären". Der Lepcha, "fröhlich, janft und geduldig", wird von Dr. Hoo= fer als "ein fehr anziehender Genosse" geschildert, und Dr. Campbell giebt "ein Beispiel von dem Einfluß eines fehr leb= haften Pflichtgefühls auf diesen Wilden". In gleicher Weise ließen sich aus den Berichten über gewisse malaho-polynesische und papuanische Gesellschaften Zeugnisse beibringen, wonach fie einzelne Züge in höchster Ausbildung zeigen, die wir nur mit einer menschlichen Natur in Berbin= dung zu bringen gewohnt sind, welche lange Zeit der Zucht des zivilifirten Lebens und den Lehren einer höheren Religion unterworfen gewesen ist. Eines der neue= sten Zeugnisse dieser Art stammt von Signor d'Albertis, welcher einige von ihm besuchte Neuguineawölfer (bei Yule Island) als streng chrliche, "sehr sanste, gute und friedsertige Leute" schildert, die, nachdem zwischen zwei Dörfern ein Streit stattgesunden, "bald wieder ebenso freund-lich sind wie zuwor und keinen Groll nachstragen", von denen aber auch der Nev. B. G. Lawes in seinem Bericht über Signor d'Albertis' Mitteilung an das Kolonial-Institut sagt, ihre Gutartigkeit gegen die Weißen werde immer mehr durch die schlechte Behandlung von Seiten der letzteren verdorben, — die alte Geschichte!

Underfeits liefern uns viele Bölfer aus allen Theilen der Welt Beispiele da= für, daß in der Organisation und Rultur relativ weit vorgeschrittene Gesellschaften boch in ihren Ideen, Gefühlen und Bebräuchen noch gang barbarisch sein können. Die Fidschi-Insulaner, welche Dr. Bide= ring zu den intelligentesten der schrift= losen Bölker rechnet, find wohl auch die graufamsten. "Seftige und rachsüchtige Bosheit kennzeichnet vor allem den Charafter der Fidschianer." Lüge, Berrat, Diebstahl und Mord gelten ihnen nicht für Verbrechen, sondern für ehrenhaft; der Rindermord ift ungeheuer verbreitet, Er= droffelung der Kränklichen gewöhnlich und häufig ichneiden fie die Menschenopfer, die sie verzehren wollen, bei lebendigem Leibe auf. Nichtsbestoweniger besitzen sie "ein fomplizirtes und forgfältig durchgeführtes politisches System", wohlorganisirte Streit= fräfte, funftvolle Befestigungen, einen ent= wickelten Landbau mit Aufeinanderfolge von Ernten und Bewässerung, eine weit= gebende Theilung der Arbeit, eine beson= dere Einrichtung zur Förderung des Berfehrs mit einem Anfang von Umlaufsgeld und eine geschickte Industrie, welche Kanves

zu bauen verfteht, die 300 Mann zu fassen vermögen. - Ober nehmen wir eine afrifa= nische Gesellschaft, Dahomey. Bier finden wir ein bochentwickeltes Klassenswitem mit feche Abstufungen, komplizirte Regierungs= einrichtungen mit stets paarweise eingeset= ten Beamten, eine in Bataillone eingeteilte Urmee mit Truppenrebuen und Schein= gefechten; ferner Gefängniffe, Polizei und Luxusgesetze, einen Landbau, ber ben Dünger verwendet und über zwanzig verschiedene Pflanzenarten pflegt, mit Wall und Graben verfehene Städte, Brücken und Straßen mit Schlagbäumen. Und boch ift mit diefer verhältnismäßig hohen fozialen Entwicklung ein Zustand verbunden, den man geradezu organifirtes Berbrechertum nennen fann. Es werden Kriege geführt zu dem Zwecke, um Schädel zu bekommen, mit benen ber fonigliche Balaft geschmückt werden foll; hunderte von Untertanen werden getötet, wenn der König stirbt, und fünfhundert werden alljährlich abgeschlach= tet, nur um Botschaften nach der anderen Welt zu befördern. Das Bolf wird als graufam und blutdürstig, als Lügner und Betrüger geschildert; "fie fennen weder Mitgefühl noch Dankbarkeit, felbst nicht in ihren Familien", fo daß "nicht einmal ber Schein von Zuneigung zwischen Mann und Frau ober zwischen Eltern und Rinbern zu bemerken ift". Auch die neue Welt lieferte bei ihrer Entdedung ähnliche Beifpiele. Die Merikaner mit ihren großen Städten von 180000 Säufern hatten gu= gleich fannibalische Gottheiten, deren Bilder mit warmem, noch zudendem Menschen= fleisch gefüttert wurden, das man ihnen in ben Mund stedte; Kriege wurden zu bem bestimmten Bwede angefangen, um jenen neue Opfer darbieten zu können, und

mit einer großen Runftfertigfeit im Er= bauen stattlicher Tempel, die fo groß wa= ren, daß in ihren Söfen gebntaufend Men= schen auf einmal tanzen konnten, vereinia= ten sie die alljährliche Abschlachtung von 2500 Menschen allein in Mexiko und den umliegenden Städten, und einer noch weit größeren Zahl im ganzen Lande. Chenfo in den volfreichen gentralamerifanischen Staaten, die doch fo weit zivilifirt waren, daß fie ein ausgebildetes Rechnungs= fuftem, einen regelmäßigen Ralender, Bü= cher, Landfarten u. f. w. befagen: auch hier fanden gleich maffenhafte Opfer von Gefangenen, Sklaven und Rindern ftatt, denen die Herzen ausgerissen und noch zudend auf den Altären dargebracht wurden, oder die lebendig geschunden wurden, worauf die Briefter ihre Häute als Tanz= fleider verwendeten.

Aber wir brauchen nicht aus fernen Gegenden und von fremden Bölfern die Beweise dafür herbeizuholen, daß ein notwendiger Zusammenhang zwischen dem sogenannten zivilisirten Gesellschaftstubus und jenen höheren Empfindungen, die wir mit der Zivilisation in Berbindung gu bringen gewohnt find, nicht eriftirt. Die Berftummelungen von Gefangenen, die auf affyrischen Stulpturen bargestellt find. fommen an Graufamkeit vollständig den Thaten der blutdürstigsten unter den wilden Raffen gleich, und Ramses II., der sich rühmte, auf den Tempelmauern von gang Egypten abgebildet zu fein, wie er ein Dugend Kriegsgefangene beim Schopfe hält und ihnen mit einem Streiche die Röpfe abschlägt, hat auf feinen Erobe= rungszügen mehr Menschenleben zerftört als taufend häuptlinge wilder Stämme zusammengenommen. Die Qualen, welche

die Rothäute ihren gefangenen, Feinden anthun, find nicht größer, als wie fie früber die Miffetäter durch die Kreuzigung zu erleiden hatten, oder die des Aufstan= des Berdächtigen, die man in die Säute von Schlachttieren einnähte, ober die Reger, die man mit brennbaren Stoffen bestrich und in Brand stedte. Die Damaras, beren Berglofigfeit foweit geben foll, daß fie lachend zusehen, wenn einer der Ihrigen von einem wilden Tiere getötet wird, sind doch nicht schlimmer als die alten Römer, die so kunstvolle Vorkehrungen trafen, um sich an den Massenschlächtereien in der Arena eraößen zu fönnen. Wenn die Bahl der von Attilas Horden Erschlagenen nicht von denen erreicht wurde, welche die römi= ichen Beere bei der Eroberung von Seleucia niedermachten, oder von der Menge der unter Hadrian getöteten Juden, so lag dies nur daran, daß ihnen die Gelegen= heit dazu fehlte. Die Greuelthaten eines Nero, Gallienus 2c. find durchaus denen eines Dichingis-Rhan und Timurlenk ebenbürtig, und wenn wir von Caracalla lefen, daß, nachdem er zwanzigtausend Freunde feines ermordeten Bruders hatte hinrich= ten laffen, feine Solbaten ben Senat zwangen, ihn unter die Götter zu versetzen, fo erkennen wir, daß die Graufamkeit des römischen Volkes nicht geringer war als jene, welche die blutdürstigsten Säuptlinge der schlimmsten Wilden vergöttert. Selbst bas Christentum hat baran nicht viel ge= ändert. Im gangen mittelalterlichen Guropa hatten die Menschen zur Strafe für Staatsverbrechen und Abfall von der Rirche sinnreich ausgebachte Todesqualen zu erdulden, welche Alles erreichen, wenn nicht hinter sich lassen, was je von den allerrohesten Barbaren verüht worden ist.

So überraschend es auch klingt, so ift es doch eine nicht zu übersehende Wahr= heit, daß die Zunahme der Humanität nicht aleichen Schritt balt mit der Rivili= fation, daß fogar im Gegenteil die erften Stufen der letteren notwendig eine relative Inhumanität bedingen. Unter den primitiven Stämmen find es viel mehr die roberen als die sanfteren, denen jene Er= oberungen glücken, welche zu den Anfängen der sozialen Konfolidirung führen, und noch in vielen späteren Stadien der sogia= len Entwicklung sind verräterische Überfälle nach außen und graufame Zwangs= maßregeln im Innern die regelrechten Begleiterscheinungen der staatlichen Söher= bildung. Die Menfchen, aus benen fich die beffer organifirten Gefellschaften gufammensetten, waren anfänglich und noch lange nachher nichts anderes als die stär= feren und schlaueren Wilden, und felbst viel später noch beweisen sie, wenn sie von jenen Ginfluffen befreit find, die ihr Betragen oberflächlich geandert haben, daß fie nur wenig beffer geworden find. Wenn wir auf der einen Seite die durchaus un= zivilifirten Bald-Beddahs ins Auge faffen, die als "fprichwörtlich wahrhaft und ehrlich", als "freundlich und liebenswür= big", als "aufmerksam auf die leiseste Undeutung eines Bunsches und fehr dankbar für jede Beachtung oder Silfe" ge= schildert werden und von denen Bridham ausruft: "Welche Lehren in der Dankbar= feit und im Zartgefühl kann uns selbst ein Beddah geben!" — und wenn wir dann auf der anderen Seite unsere eigenen Tha= ten internationaler Räuberei betrachten, begleitet von der Abschlachtung Tausender, die uns nichts Boses gethan haben - be= gleitet von schmählichem Treubruch und

von kaltblütiger Ermordung der Gefangenen, so müssen wir wohl zugeben, daß der Unterschied zwischen den sogenannten unzivilisirten und den zivilisirten Typen der Menschen keineswegs notwendig von der Art ist, wie man gewöhnlich annimmt. Welche Beziehung immer zwischen moralischer Natur und sozialem Typus bestehen mag, jedensalls ist sie nicht derart, daß etwa der soziale Mensch in allen Hinsichten emotionell höher stehen dürste als der präsoziale Mensch.

"Wie ift aber diese Folgerung mit der Borftellung vom Fortschritt zu vereinigen ?" werden die meiften Lefer fragen. "Bie läßt sich die Zivilisation überhaupt recht= fertigen, wenn, wie aus dem Dbigen ber= vorgeht, einige der höchsten menschlichen Attribute in vollkommnerem Mage bei wilden Menschen bervortreten, die paarweise in den Wäldern gerstreut leben, als bei den Gliedern einer großen, wohlorganisirten Nation mit wunderbaren Runft= fertigkeiten, umfassenden und tiefen Rennt= nissen und gabllosen Silfsmitteln gur all= gemeinen Wohlfahrt?" Die Antwort auf Diefe Frage werden wir am besten in einem Gleichnis finden.

Der Kampf ums Dasein, wie er in ber ganzen Lebewelt geführt wird, ist ein unentbehrliches Hilfsmittel der Entwicklung gewesen. Nicht allein, daß in der Wettbewerbung zwischen Individuen einer und derselben Art das Überleben des Passendsten von jeher die Hervorbringung höherer Typen bewirft hat: wir sehen auch, daß der unaushörliche Kampf zwischen den verschiedenen Arten die Hauptursache von Wachstum und Organisation ist. Ohne universales Ringen wäre keine

Entwicklung ber aktiven Kräfte möglich gewesen. Die Organe der Wahrnehmung und der Ortsbeivegung haben fich gang allmählich durch die Wechselwirfung von Berfolgern und Berfolgten ausgebildet. Bollfommnere Gliedmaßen und Ginnes= organe lieferten ben Gingeweiben beffere Nahrungszufuhr und die Berbesserung der innern Organe sicherte wiederum den Gliedmaßen und Sinnesorganen einen reicheren Vorrat an fauerstoffhaltigem Blut, während zugleich auf jedem Stadium ein höher entwickeltes Nervensuftem erforder= lich war, um die Thätigkeiten biefer immer fomplizirteren Gebilde in gehörige Roor= dination zu bringen. Unter den Raubtie= ren hat der Tod durch Entfräftung und unter den Beutetieren der Tod durch Bernichtung beständig die mindest günstig abgeänderten Individuen und Barietäten ausgejätet. Jeder Fortschritt in Stärke, Schnelligkeit, Gewandtheit ober Schlauheit bei den Tieren der einen Rlasse hat einen entsprechenden Fortschritt bei Tieren der andern Klasse bedingt, und ohne die unaufhörlichen Unstrengungen, zu fangen und zu entfommen, mit dem Berluft des Lebens als Strafe für jedes Miglingen, hätte sich weder in der einen noch in der anderen Gruppe ein Fortschritt erreichen laffen.

Nun ist aber Eines wohl zu beachten. Während diese unbarmherzige Zucht der Natur, "mit blutigen Zähnen und Klauen", für die Entwicklung des empfindenden Lebens durchaus wesentlich war, läßt sich hieraus die Notiwendigkeit ihrer Fortdauer durch alle Zeiten und bei allen Geschöpfen noch keineswegs ableiten. Die durch und für diesen allgemeinen Kampf entwickelte höhere Organisation braucht nicht notwens dig für immer in demselben Sinne vers

wendet zu werben: die daraus entsprungene Kraft und Intelligenz kann noch zu vielen andern Zwecken dienen, welche zuletzt die, ausschließlichen Zwecke werden können. Die höchsten Geschöpfe benutzen ihre Zähne und Nägel nur noch selten zum Kampf und ihr Geist ist in der Regel nicht mehr damit beschäftigt, Mittel und Wege zur Vernichtung anderer Geschöpfe aussindig zu machen oder sich vor Beschädigung durch dieselben zu bewahren.

Gleiches gilt von den sozialen Drganis= men. Wir muffen die Wahrheit anerken= nen, daß es der Rampf der einzelnen Ge= fellschaften um ihr Dasein war, ber ihre Entwicklung förderte. Weber die Bereinigung und Wiederverschmelzung fleiner fozialer Gruppen zu größeren, noch die Drganisation solcher einfach und doppelt zusammengesetter Gebilde, noch die sie bealeitende Entwicklung aller jener Silfsmittel eines weiteren und höheren Lebens, welche die Zivilisation mit sich gebracht hat, wären jemals ohne Rampf und Streit ber Stämme und Nationen unter einander möglich gewesen. Das foziale Zufammen= wirken nimmt seinen Ausgang von gemein= schaftlicher Abwehr und Angriff, und hieraus haben sich dann alle höheren Arten bes Zusammenwirkens entwickelt. Bas für unglaubliche Schrecken auch dieser allgemeine Biderftreit im Gefolge gehabt haben mag, der mit den fortwährenden Feind= feligkeiten kleiner Sorden vor vielen taufend Jahren begann und bis zu den feltenen gewaltigen Schlachten ganzer Nationen ge= diehen ist - wir muffen nichtsbestoweniger anerkennen, daß ohne ihn die Welt immer noch blos von Menschen des schwächsten Thous, die in Höhlen wohnten und von rober Nahrung lebten, bevölfert fein würde.

Diefer intersoziale Kampf ums Da= fein aber, der für fich entwickelnde Gefellichaften unentbehrlich war, wird offenbar in Zukunft nicht notwendig eine ebenso bedeutsame Rolle spielen wie in der Ber= gangenheit. Indem wir unfere Berbind= lichkeit gegen den Krieg eingestehen, der große Gemeinschaften bildete und ihren Bau zur Ausbildung brachte, dürfen wir doch annehmen, daß die so erworbenen Kräfte mit der Zeit ihre ursprüngliche Richtung verlieren und dann für andere Thätigkeiten verwertbar fein werden. Wir geben zu, daß ohne diese fortwährenden blutigen Kämpfe gar keine zivilifirten Gefellschaften hätten entstehen können und daß ein diesen Zuftanden angepaßter Charakter der Menschennatur, wild und intelligent zugleich, die notwendige Folge= erscheinung derselben war; nicht minder aber halten wir fest, daß, nachdem einmal solche Gesellschaften erzeugt sind, die rohe Natur ihrer Einheiten, welche durch den Prozeß bedingt war, mit dem Aufhören des letteren auch selbst aufhört, notwendig zu fein, und daher verschwinden wird. Während uns die in der Raubperiode er= rungenen Vorteile als unveräußerliches Erbteil erhalten bleiben, werden die zu gleicher Zeit entstandenen fozialen und in= bividuellen Übel immer mehr zurücktreten und schließlich ganz aussterben.

Betrachten wir also die sozialen Gebilde und Thätigkeiten vom Standpunkte der Entwicklung aus, so sind wir dadurch in den Stand gesetzt, jene Ruhe zu bewahren, die zu ihrer wissenschaftlichen Erstärung unentbehrlich ist, ohne deswegen das Bermögen einzubüßen, moralische Bilstung oder Mißbilligung zu empfinden.

Diesen einleitenden Bemerkungen über die beim Studium der staatlichen Einrichtungen zu bevobachtende Geistesverfassung muß ich noch einige Worte in betreff der wesentlichsten Fragen, mit denen sich dasselbe zu befassen hat, hinzufügen.

Wenn die Gesellschaften alle von gleischer Art wären und sich nur durch den Grad ihrer Ausbildung und ihres innern Baues unterschieden, so würde eine einsfache Vergleichung den Gang der Entwicklung klarzulegen im stande sein; allein Ungleichartigkeiten des Typus, hier groß, dort klein, beeinträchtigen überall den Wert solcher Vergleichungen.

Wenn ferner jede Gefellschaft ohne Hinzutreten neuer Faktoren ruhig weiter= wachsen und sich entfalten könnte, dann wäre die Erflärung verhältnismäßig leicht; aber die an sich schonkomplizirten Entwicklungsvorgänge werden gar oft durch plöt= liche Underungen in den wirkenden Faktoren= gruppen noch berwickelter. Bald nimmt ber Umfang eines sozialen Aggregats auf einmal zu oder ab durch Erwerb oder Berluft von Land, bald wird der Durch= schnittscharafter seiner Ginheiten durch Aufnahme einer andern Raffe, sei es als Eroberer, sei es als Sklaven, wesentlich umgestaltet, während zugleich oft neue fo= ziale Verhältniffe auf die alten aufgesett werden. In vielen Fällen auch hebt die wiederholte Unterjochung der einen Gefell= schaft durch eine andere, die Bermischung der Bölfer und ihrer Einrichtungen, der Berfall und der Wiederaufbau derfelben die Kontinuität der normalen Beränderungen in foldem Mage auf, daß es außer= ordentlich schwierig, wo nicht unmöglich wird, irgendwelche Schluffe daraus zu zie= hen. Endlich werden oft durch Underungen in der durchschnittlich von einer Gefellschaft befolgten Lebensweise, die bald zunehmend friegerisch, bald mehr industricll ist, förmliche Metamorphosen eingeleitet: benn veränderte Thätiakeiten erzeugen Underungen in der Struftur. Es muffen daber jene fortichreitenden Umaestaltungen. welche gur Weiterentwicklung des einen sozialen Tupus gehören, wohl von solchen unterschieden werden, die durch beginnende Entwicklung eines andern sozialen Typus veranlaßt find. Gar oft beginnen die Büge der Organisation, welche einer bereits verschwundenen oder lange unterdrückten Thätigkeitsform angepaßt waren, immer mehr zu verblaffen, während sie-von den ftets bestimmter hervortretenden Zügen einer Organisation durchfreuzt werden, die fich der neuen Thätigkeitsform angepaßt hat, welche die erstere ersetzte; und da können denn schwere Frrtumer aus einer Berwechslung der der einen und der an= deren Form zukommenden Gigentümlich= feiten entstehen.

Es ist daher nicht anders zu erwarten, als daß aus dem komplizirten und verworrenen Thatsachenmaterial nur die umfassenderen Bahrheiten mit einiger Deutlickeit herauszuschälen sind. Lassen sich auch gewisse allgemeine Schlüsse mit Bestimmtheit formuliren, so ist doch vorauszusehen, daß mehr ins Einzelne gehende Schlüsse nur mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit aufgestellt werden kömnen. Glücklicherweise jedoch sind es, wie wir später sehen werden, gerade jene allgemeinen, einer positiven Formulirung fähigen Schlüsse, welche für unsere weiteren Zwecke den größten Wert besitzen.

Kleinere Mitteilungen und Jonrnalschan.

Gine neue Theorie der Korallenbaufen.

arwing berühmte Theorie läßt, ob= owohl fie die Erscheinungen befriedi= gend erflärt, mancherlei Schwierig= feiten übrig, von denen die wesent= lichste in der Voraussetzung dauernder Senkungen des Meeresgrundes besteht, die faum durch andere Thatsachen bestätigt werden. John Murray hat deshalb auf Grund seiner Beobachtungen während der Challenger=Expedition eine andere Theorie aufgestellt, über welche er vor einigen Monaten vor der Edinburger Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften einen Bericht erstattete. Einem Muszuge der eng= Lifden Zeitschrift Nature (Mr. 549, 1880) entnehmen wir darüber das folgende.

Als das hauptsächlichste Nahrungs=
material der riffbildenden Korallen wurde
das reichliche pelagische Leben nachgewiesen.
Besonders in den tropischen Meeren zeig=
ten sich reichlich kalkabsondernde Wesen.
Bersuche ergaben, daß in einer Rubikmeile
Meerwasser aus hundert Faden Tiefe un=
gefähr 16 Tonnen kohlensauren Kalkes in
Gestalt von Kalkalgen, Foraminiseren, pelagischen Mollusken u. s. w. enthalten sind.
Trop dieses Überslusses an und nahe der

Dberfläche, fehlen die toten Schalen diefer Organismen fast gänglich auf dem größten Teile des Meerbodens. In allen größeren Tiefen werden sie nämlich während ihres Riederfallens oder furz darnach auf dem Boden durch die Wirkung der Rohlenfäure, welche besonders reichlich in dem Tieffee= wasser enthalten ift, wieder aufgelöft und entfernt. Unter im übrigen gleichen Bedingungen werden sie, wo sie an der Oberfläche massenhaft vorkommen, auch in grö-Beren Tiefen gefunden. Auf submarinen Erbebungen (welche wahrscheinlich fämmt= lich vulkanischen Ursprungs sind) trifft man diefe toten Schalen in größtem Überfluß; wenn die Tiefe weniger als eine Meile betrug, waren die Schalen und Skelette von fast fämmtlichen Oberflächenorganis= men in den Ablagerungen vertreten. Mit ihnen gemischt fanden wir in diesen Ablagerungen die Schalen und Stelette von Tieffeetieren, als Echinodermen, Unneliden, Polyzven, Foraminiferen, Korallen u. f. w. In diesen mehr oder weniger ge= ringen Tiefen erfolgte die Aufhäufung verhältnismäßig schnell und die auflösende Wirkung des Seewassers hatte infolge deffen wenig Einwirkung. Gelegentlich reichte diese Bank nahe genug an die Ober-

fläche, um als Kundament für die Bauten riffbildender Rorallen zu dienen. Während nun diese Rorallen nach der Oberfläche zu bauten, hatten die an dem äußern Rande der Ansiedlung befindlichen Rorallen einen großen Vorteil hinsichtlich der Versorgung mit Nahrung voraus und erreichten des= halb die Oberfläche querft. Wenn bas Korallenfeld oder die Ansiedlung flein (b. h. weniger als eine englische Quadrat= meile betrug), war der Umfang, über welden Nahrungsstoff vom Meere her ge= langte, und von welchem Abfall nach bem Innern gelangte, verhältnismäßig groß; dadurch wurde das Innere ausgefüllt und feine Lagune übrig gelaffen. Derfelbe Fall trat ein, wenn die Korallenansiedlung lang und schmal war. Auf größeren Korallen= feldern hingegen — wobei die Fläche im Quadrat und der Umfang nur in arith= metischer Progression zunimmt-befanden fich die innern Teile der Korallenansied= lung in einem verhältnismäßig großen Rachteil, weniger Nahrung und weniger Abfall wurden per Quadratmeile geliefert und infolge davon wurde eine Lagune ge= bildet. Die Roblenfäure des Seelvaffers entfernte durch Auflösung den Kalk der toten Korallen und des Korallenfelsens aus der Lagune. Während das Atoll sich feewärts ausbreitete, wurde die Lagune durch die auflösende und zersetzende Macht des Seewassers erweitert und vertieft. Die Struftur der emporgehobenen Korallen= atolle wurde als Bestätigung dieser Unschauungsweise angeführt. Barrenriffe können nach denfelben Pringipien erklärt werden. Saumriffe bauten fich feewarts auf einer Böschung, die teils aus ihren eigenen Trum= mern, teils aus Oberflächen= und Tieffec= schalen und -ffeletten gebildet worden war.

Ein Lagunenkanal wurde allmählich durch bie auflösende Wirfung bes Seewassers, welches bei jeder Flut über das Riff gewor= fen wird, gebildet. Auf diese Beise wurde bas Saumriff ein Barrenriff. Zahlreiche Durchschnitte der Riffe von Tahiti, nach Aufnahme bes Lieutenants Swire bon der Challenger-Expedition, wurden vorgelegt. Der Aufbau der innern überhängenden Riffe und der steilen, äußern, submarinen Böschungen wurde besonders dar= gelegt und erläutert. Die Sauptfennzeichen der Barrenriffe wären gang von Senkungen unabhängig und würden in gleicher Weife auf stationären Gebieten ober in langfam aufsteigenden oder sinkenden Gebieten auftreten. Betreffs ber bulfanischen Inseln des Großen Dzeans war der Beweis von jüngerer Erhebung überall augenscheinlich und dasselbe war der Fall in den Regionen der Barrenriffe und Atolle, wie es Dana, Jufes, Couthoup, Semper u. a. dar= gelegt haben. Man muffe erwarten, lokale Senkungsgebiete in den großen ozeanischen Beden an den Seiten der vulkanischen Infeln und Atolle zu finden, und foldes scheinen in der That die Sondirungen des Challenger und der Tuskarora zu beweisen. Auf der andern Seite find die Linien der vulkanischen und Koralleninseln wahr= scheinlich stets die Orte einer allmählichen Hebung gewesen, denn es muß daran erinnert werden, daß diese letteren wahr= scheinlich fämmtlich eine vulkanische Basis haben. In allen Fällen find die Saupt= agentien: das Wachstum der Rorallen dort, wo die meiste Nahrung zu haben ist, und ibr Absterben und Berfallen durch die Ginwirkung ber See an benjenigen Stellen, welche infolge ihrer Lage nicht hinreichend mit Nahrung verforgt werden können.

Indessen dient in manchen Källen die Berfekung durch Abbröckeln des Riffs dazu, die Bedingungen fo zu verändern, daß absterbende Teile einen neuen Lebensauf= ichwung gewinnen und frisches Wachstum beginnt, wo früher deutlicher Berfall vorhanden war. John Murray wendete seine Theorie mit besonderem Erfolge zur Erflärung einiger Spezialfälle von Roralleninfeln, wie der Maldiven, des Chagos= archipels und der großen Barrenriffe Australiens an. Das besondere Berdienst dieser Theorie würde die Beseitigung der großen und allgemeinen Senkungen fein, welche den Sauptcharafter der Darwin= schen Koralleninseltheorie ausmachen. Von folden Senfungen find feine anderweiten Beweise vorhanden. Ferner würden diese Unfichten fich in Sarmonie mit den Dana= ichen über das große Alter der ozegnischen Beden befinden. In einer früheren Ab= handlung hatte Murray gezeigt, daß das Studium der Tieffceablagerungen eben= falls Grunde für die Beftandigkeit und das hohe Alter dieser großen ozeanischen Austiefungen liefere. Das Zusammenvorkommen von Saum= und Barrenriffen, nebst Atollen in naher Nachbarschaft (3. B. bei den Fijiinseln), welches nach Dar= wins Theorie nicht leicht erklärbar ift, bietet im Lichte der Murrauschen Brin= zipien keinerlei Schwierigkeit. Gir By= ville Thomson und Brof. Geifie er= flärten fich in der erwähnten Sigung von den wiffenschaftlichen Grundlagen diefer Theorie in hohem Maße befriedigt.

Das Lendsten von Pflanzen und Tieren ist in jungfter Beit mehrfach der Gegenstand eingehender Studien gewesen und

noch fürzlich berichteten wir über einen Bersuch, das Leuchten der Johanniswürm= den durch Entbindung von Phosphor= wasserstoffgas zu erklären.*) In einem der letten Sefte von Liebigs Annalen der Chemie **) hat indeffen Brofessor Rad= gisgewähi in Lemberg einige Gefichts= puntte dargelegt, welche eine, wie es scheint, weniger einseitige Erklärung anbahnen. Die bisberigen Forschungen, saat er mit Recht, führten keineswegs gur Erklärung bes Chemismus dieser Erscheinung, und nur in einem Bunkte ist man einig geworden, nämlich, daß das Vorhandensein des Sauerstoffs dabei unumgängliche Bedin= gung ift. Pflüger widmet in seiner Ur= beit über die physiologische Verbrennung in den lebenden Organismen den Phospho= reszeng = Erfcheinungen ein umfangreiches Rapitel. Vor allem von den Beobachtungen M. Schultes über die leuchtenden Dr= gane der Lampyris (Johanniswürmchen), wie auch von der Thatfache ausgehend, daß das Leuchten durch Reizungen hervor= gerufen werden kann, gelangt er zu dem Schluffe, daß die leuchtende Materie im tierischen Organismus lebendige Ma= terie ift, benn die Reigbarkeit, fo fagt er, ift die erfte und wichtigste Funktion der lebenden Materie. Rach ihm ist diese leuchtende Materie Ie= bendiges Ciweiß, fomit zweifelsohne das Protoplasma. Andere Forscher gelangten indes zu fehr verschiedenen Schlüffen. So hat T. L. Phipson aus einigen Tieren die leuchtende Substanz in Form einer grauen, flebrigöligen, nach Rapronfäure riechenden Masse gesammelt. Banceri, einer der genauesten Beobachter

^{*)} Bergl. Rosmos, Bd. VII, S. 476.

^{**) 1880,} Bd. 203, S. 305.

dieser Erscheinungen, behauptet, daß es bei Trachypterus Iris*) das Fett fei, bessen langfame Orydation das Leuchten erzeuge. Nun war es schon seit längerer Beit bekannt, daß verschiedene organische Berbindungen, namentlich auch folde der Tettreihe, wie 3. B. Bachs, Leberthran, Maisol, atherische Dle u. f. w. bei böberer Temperatur und bevor fie fich entzünden, im Dunkeln leuchten, allein die bierzu nötige Temperatur beträgt in der Regel über 150° C. Im Sahre 1877 entdedte jedoch Prof. Radziszewski, daß eine Reihe organischer Körper, die fast sämmtlich den Aldehiden und ihren Verbindungen angehören, namentlich das Lophin, schon bei + 100 C. und fogar noch darunter sehr ftark phosphoresziren, wenn sie in Berührung mit Alfalien und Sauerstoff sich langfam orydiren. Eine gange Reihe unter ähnlichen Umftänden leuchtender Körver derselben Kategorie wurde im Verfolg dieser Versuche ermittelt; es leuchteten außer dem Lophin: Methylaldehyd, Baraldehyd, Metaldehyd, Afrolein, Dis= afryl, Traubenzucker, und ferner die durch Einwirfung von Ammoniaf auf Aldehyde entstehenden Verbindungen, wie Aldehnd= ammoniak, Akrylammoniak, Hydrobeng= amid, Hydroanisamid, Anifidin, Furfurin, Hydrofuminamid, Hydrozinnamid u. a. Alle diese Körper lassen Aldehnd frei wer= den und es scheint, daß dieses, wenn es in statu nascenti mit dem Sauerstoff der Luft in Berührung fommt, das Leuchten bewirft.

Wenn man die Drydation aller dieser Körper mittelst chemischer Formeln auß=

drückt, so erblickt man zwischen ihnen und dem Phosphor eine Analogie darin, daß die zur Orndation nötige Anzahl ber Sauerstoffatome stets ungerade ift, daß alfo eine Spaltung der Sauerftoffmole= füle stattfinden muß, die zur gleichzeitigen Bildung dreiatomigen Sauerstoffs (Dzon) führt, indem sich das bei der Bindung un= gerader Atome übrigbleibende einfache Atom mit dem gewöhnlichen zweiatomigen Sauerstaff verbindet, oder auch zur Bildung von Wafferstoffsuberornd, indem es sich mit Wasser verbindet. Wenn nun aber die Bildung von Dzon (oder Wasserstoffsuperoxyd) eine wesentliche Eigentümlich= feit der Phosphoreszenz wäre, so müßte man erwarten, daß auch die als Dzon= erreger bekannten ätherischen Dle und gromatischen Kohlenwasserstoffe, von denen namentlich die Terpene von der allgemei= nen Formel C, His die Gigenschaft haben, bas Dzon zurückzuhalten, Leuchterscheinun= gen zeigen würden. In der That ergab sich nun, daß Terpentin-, Bitronen-, Bergamott=, Rajeput=, Lavendel=, Rosmarin=. Pfefferming=, Rofen=, Rummel=, Unis=, Kalmus=, Nelkenöl und viele andere äthe= rische Öle bei höherer Temperatur stark und anhaltend leuchten, wenn fie mit alkoholischer Kalilösung oder Natronhydrat geschüttelt werden. Dieses Leuchten nimmt aber bald ab und tritt erst wieder ein, nachdem das Öl durch Belichtung an der Sonne in lufthaltigen Gefäßen von neuem ozonhaltig geworden ift.

Diese Mitwirkung des Dzons trat noch zweifelloser bei den aromatischen Kohlenwasserstoffen zu Tage, von denen Berthelot und Fudakowsky nachsgewiesen haben, daß sie unter Einwirkung der Luft und des Sonnenlichtes Dzon bil-

^{*)} Ein seuchtender Fisch des Abriatischen Meeres aus der Familie der Bandfische (Cepolida).

ben und enthalten. Es stellte fich beraus, dan reines Benzol, Toluol, Athul=, Browyl= und Buthlbenzol, Ahlol und Chmol sowohl für sich, als auch mit Atnatron bis zum Sieden erhitt, nicht leuchten. Waren aber diese Roblenwafferstoffe in nicht ganz gefüllten Gefäßen der Einwirfung der diref= ten Sonnenstrahlen ausgesetzt worden, fo daß fie infolge deffen die für das Dzon darafteriftische Sigenschaft, Indigo zu ent= färben, erhalten hatten, so leuchteten sie, mit Natron erwärmt, im Dunkeln fehr deutlich, und zwar hauptfächlich beim Um= schütteln und an der Berührungsstelle mit den Natronstüden. Diese Gigenschaft ver= schwand aber und stellte sich erst wieder her, wenn durch Ginwirfung der Connenstrablen neue Dzonbildung eingetreten war.

Ahnlich verhielten sich die fetten Dle und ihre näheren Bestandteile, welche gleichfalls das Vermögen befigen, bei lang= famer Orvbation die Sauerstoffmoleküle zu ozonisiren. Und zwar leuchteten in Berührung mit Alfali fowohl die verschiede= nen Ölfäuren felbft, als ihre Deftillations= produfte, ihre Glyzerinverbindungen (fette Dle) und Salze (Seifen). Um schönsten trat die Phosphoreszenz zu Tage, wenn die Ölfäure im gleichen Bolum Toluol aufgelöft ward und mit diefer Löfung ei= nige Stude Anfali oder Natron übergoffen wurden, denn dann leuchtet die ganze Maffe, namentlich beim Erwärmen und Umschütteln, recht start, die Olfaure verwandelt fich langfam in Seife, Die, in Toluol suspendirt, eine gallertartige, na= mentlich an den Berührungsstellen mit Natron leuchtende Masse bildet. Die gleiche Erscheinung bieten die eigentlichen Tette. Löst man dieselben in Benzol, Toluol, Ligroin oder Chloroform und fett einige Stücke Ühnatron hinzu, so leuchten sie, namentlich beim Umschütteln, schon in gewöhnlicher Temperatur; sehr hübsch und ziemlich lange beim Erwärmen auf 50 bis 60°C. So verhalten sich das Olivens, Mandels und Maisöl, besonders aber Leberthran, der im hohen Grade die Sigenschaft besitht, Indigolösung zu entsärben, und somit ebenfalls aktiven Sauerstoff enthält. Alle diese Stoffe büßen, der oben beschriesbenen Sinwirkung ausgesetzt, nach einiger Zeit das Leuchtvermögen ein, erlangen es aber wieder, wenn man sie in offenen Gestäßen der Sinwirkung der Luft aussetzt und nachher das Gefäß stark schüttelt.

Eine fernere Gruppe der in alkalischer Reaktion leuchtenden Körper bilden die Alfohole. Allein es leuchten nur diejenigen Alkohole, die mehr als vier Kohlenstoff= atomeim Molekul besiten. Methyl=, Acthyl=, Allyl=, Propyl=, Fopropyl= und Fobutyl= alkohol leuchten weber allein, noch mit Alfalien bis zum Sieden erhitt. Dagegen leuchten alle andern einatomigen Alkohole vom Amplalfohol aufwärts, wenn fie mit Kali oder Natron erwärmt werden, und zwar desto stärker, je höher ihr Siedepunkt liegt, also je größer ihr Molekulargewicht ist. Solde Alfohole wie Cethlaltohol ober das Cholesterin, leuchten schon beim star= fen Erwärmen für sich, sehr stark aber und mit grünlichem Lichte in ihrer Auflösung in Toluol oder Chloroform, wenn diefelbe mit Natron geschüttelt wird. Auch fie wirfen vzonbildend und es handelt sich wahr= scheinlich auch hier um die Drydation aus= geschiedener Aldehyde.

Als Körper von nicht genau bekannter Natur schließen sich durch ähnliches Leuchtvermögen die Taurochol-, Glykochol- und Cholsäure, wie auch das Protagon (Lezithin,

Cerebrin) an, und es erhellt aus dem Ge= fagten, daß verschiedene organische Rörper bann leuchten, wenn fie fich in alkalischer Reaktion mit aftivem Sauerftoff demifd ver= binden. Da aber ber aftive Sauerftoff während langfamer Orndation entsteht, fo wird die Thatsache erklärt, weshalb die langfame Drybation auch die gunftigfte Bedingung für die Phosphoreszenzerfchei= nungen ift. Allerdings entsteht ber aktive Sauerstoff auch während ber fturmischen Orphation, aber alsdann findet die Erfcheinung ftatt, die wir Berbrennung nen= nen. Die alkalische Reaktion erleichtert bas Freiwerden des Dzons, und nach Ber= thelvt ist die infolge der chemischen Berbindung von Sauerstoff und Roblenftoff freiwerdende Wärmemenge in alfalischer Lösung größer als in faurer. Nun haben zwar Quatrefages, ber fich eines gewöhnlichen Thermometers, und Panceri, der sich eines Thermomultiplikators bebiente, während bes Leuchtens einiger Seetiere feine Temperaturerhöhung bemerkt. Diese Beobachtungen laffen sich aber fehr leicht mit ber Annahme, daß bennoch hier ein wärmeerzeugender Dry= dationsprozeß vorliege, vereinigen, da weiter unten gezeigt werden wird, mit welch äußerst geringen Mengen die chemi= schen Prozesse vor sich gehen, welche die Phosphoreszenz hervorrufen. Ferner bient die durch Fabre beobachtete Thatfache, daß Agaricus olearius während des Leuch= tens bei weitem mehr Rohlenfäure liefert, als fonft, zum Beweise, daß der Drydations= prozeß und die Wärmeentwicklung während bes Leuchtens fehr erhöht find. Mus ben von Maxwell und Claufius entwickel= ten Gesetzen der Wärmelehre folgt aber,

daß die allgemeine Temperatur eines Körpers eine verhältnismäßig niedrige sein kann, während einzelne Moleküle desselben eine sehr hohe Temperatur besitzen, die dann unfühlbar bleibt.

Mis Bestätigung für biefe Annahme fönnen auch Berthelots falometrische Untersuchungen über die teilweise Oryda= tion organischer Körver dienen, welche zeigten, daß die bei der Berbindung einer und berfelben Sauerstoffmenge mit verschiedenen Fettförvern freiwerdende Wärmemenge besto größer ift, je größer das Molekül des Fettkörpers ift. Denn damit würde die oben erwähnte Thatsache übereinstimmen, daß Alkohole, die 1-4 Roblenftoffatome im Molefül enthalten, während ihrer Dyndation in alkalischer Lösung nicht leuchten, während die Alfohole mit mehr Roblenstoffatomen unter benfelben Umftänden fehr leicht zum Leuch= ten gebracht werden können.

Was nun die Übereinstimmung diefer Phosphoreszenzerscheinungen mit benen lebender Wefen angeht, fo ift gunächst gu bemerken, daß die-Lichtqualität beider Ra= tegorien identisch ift. In dieser Sinsicht behaupten alle Autoren, das Licht der or= ganisirten Körper sei im allgemeinen weiß mit meift überwiegender grünlichgelber Rüance. Die Färbung des Lichtes aller bisher erwähnten phosphoreszirenden Substanzen ist nun von derselben Nüance. Man fann das Überwiegen der grünen Färbung leicht wahrnehmen beim Leuchten des in Amplalfohol aufgelöften Lophins bei Bufat von Utfali, und besonders während des Leuchtens des Protagons in Toluol= lösung, die mit Rali, Natron oder einer ber sogleich zu erwähnenden organischen Basen versett wurde. Terpentinöl liefert

gelbliches, die Fette fast weißes Licht. Speftralanalytische Prüfungen führten zu benselben Resultaten. Panceri und A. Sechigelangten bei ihren erften fpektral= analytischen Untersuchungen zu dem Refultate, daß das durch die Feuerwalze (Pyrosoma) und andere Seetiere ge= lieferte Licht monochromatisch ist. Phip= fon behauptete dasfelbe, jedoch hat sich Secchi später, als er nochmals bas Licht der Pyrosoma und Lampyris untersuchte, überzeugt, daß man in der That ein fort= laufendes Spettrum erhält, wiewohl die rote und die violette Farbe nur fehr ichwach jum Ausbruck gelangen. Bang ähnliche Resultate erhielt aber Radziszewski bei der Untersuchung des Lichtes vom Lophin und vielen andern phosphoresziren= den Kohlenstoffverbindungen: ein fortlaufendes Spektrum, in welchem das rote und violette Ende fehlte, fo daß die Iden= tität dieses Lichtes mit dem leuchtender Organismen fonstatirt wurde.

Aus den oben auseinandergesetten Beobachtungen geht hervor, daß eine Reihe häufig in lebenden Organismen anzutref= fender Körper, wie Lecithin, Fette, Chole= fterin, Spermacet (Cethylalfohol), Wachs (Mirichlalfohol), ätherische Dle, Gallen= fäuren, Traubenzucker u. a. zu den unter gewiffen Bedingungen leuchtenden Rörpern gehören. Es ift aber auch flar, daß man die Unwesenheit anorganischer Bafen, wie Rali, Natron, Kalf, Baryt, Magnesia und felbst Kaliumkarbonat in größerer Menge weder in lebenden noch in toten Organis= men voraussetzen fann. Prof. Radgi= fzewsky stellte sich deshalb die Aufgabe, folche Basen ausfindig zu machen, die ent= weder ftets in den lebendigen Organismen portommen, oder wenigstens in gewissen Fällen darin entstehen können. In der That fand er, daß die Bafen von der all= gemeinen Formel R. NOH und - was befonders wichtig ist-Cholin und Neurin, die oben erwähnten anorganischen Bafen, vollständig zu erseten im Stande find. Erwärmt man Lophin mit Alkohol und verfest mit der ersten besten der obigen or= ganischen Basen, wenn auch nur in fehr geringer Menge, fo wird das Lophin fo= fort aufgelöft und leuchtet im Dunkeln fo= gar unter + 10° C. Ganz ebenso verhalten sich die Fette, g. B. Leberthran, der in Toluol aufgelöst und mit einigen Tropfen einer Cholin- ober Neurinlöfung versett schon bei + 100 C. leuchtet, und sehr stark und verhältnismäßig lange beim Erwär= men. Dies gilt auch von den Terpenen u. f. w. Cholesterin bedarf einer ziemlich großen Menge organischer Basis; dagegen braucht Protagon, in Toluol gelöft, nur wenig und leuchtet nach Zusat von Neurin oder Cholin bald, namentlich beim Um= schütteln; gelinde (bis 450 C.) erwärmt, verbreitet es ein ftarkes, grünliches Licht.

Wenn wir jett unser Augenmerk dar= auf richten, daß in Trachypterus Iris, wie es Banceri angiebt, das fluffige Fett der leuchtende Körper ift, daß Lecithin (Brotagon), Cholesterin, Spermacet u. f. w. febr oft und in ziemlicher Menge im Gier= gelb, im Gehirne, Sperma, ben weißen Blutfügelden, Pflanzenfamen, Sporen, Bilgen, Sefen u. bergl. vorkommen, daß das Lecithin in gewissen Fällen sich zer= legen und Neurin und Cholin bilden fann, daß das von Letellier aus Agaricus bulbosus und muscarius isolirte Amanitin nach der schönen Arbeit E. Barnacks identisch ist mit dem Cholin, daß Agaricus olearius und igneus zu den hübsch leuch=

tenden Vilzen gehören, und endlich, daß bas morfche Holz nur infolge eines Bilges leuchtet, der wohl zu der Gattung Agaricus gehört, fo glaubt Brof. Radziszew= ffi ohne Ueberschätzung seiner Resultate behaupten zu dürfen, wir können die Frage über die Ursachen und Bedingungen der Phosphoreszenz nicht nur der organischen, sondern auch der organisirten Körper als eine Frage betrachten, die mit Silfe obiger Untersuchungen gelöst ift. Es ift weiter fehr wichtig zu wiffen, daß während des Leuchtens organischer Körper nur außer= ordentlich fleine Mengen in Betracht fom= men . . . 1,82g Lophin mit 25 ccm fon= zentrirter alkoholischer Kalilöfung über= goffen, leuchtete zwanzig volle Tage und Rächte in ihrer ganzen Masse, was er viermal täglich und zweimal in jeder Nacht fontrollirte. Aber noch am 25. Tage fonnte man ein wenn auch schon sehr schwaches Leuchten bemerken. Nehmen wir an, daß im Laufe von 20 Tagen die ganze an= gewandte Menge Lophin zersett wurde, fo folgt, daß in einer Stunde für 0,00379 g Lophin 0,000607g Sauerstoff nötig wa= ren, um die 25 com Fluffigfeit leuchtend zu erhalten. Darnach fann man fich leicht vorstellen, welch verschwindend kleine Menge ber leuchtenden Substanz und des Sauerftoffs, 3. B. eine leuchtende Bafferie, dergleichen Dr. Nüesch zu beobachten Gelegenheit hatte*), perbraucht.

Eine andere Bevbachtung bezieht sich auf die Erneuerung des Leuchtens durch das Schütteln oder Rütteln der Gemische, welches man sich durch neue Berührung des aufgelösten Sauerstoffs mit dem zu orhdirenden Körper erklären kann. Die Erscheinung hat eine gewisse Uhnlichkeit

mit der mehrfach hervorgehobenen Reizbarkeit der Leuchttiere. So leuchtete eine mit Natronftuden versette Mischung gleicher Teile Leberthran und Toluol tage= lang, so oft sie umgeschüttelt wurde, aber jedesmal verschwand das Leuchten nach einiger Zeit und fehrte erst nach bem Umschütteln wieder. Man fann sich benken, daß das Leuchten des Meerwassers durch den Ruderschlag ähnliche Ursachen habe. indem die Leuchtwesen durch denselben zu neuen Stredungen und Krümmungen ihres Körpers veranlaßt werden, welche ähnlich wirken mögen, wie oben das Umschütteln. "Biele Autoren," fagt Brof. Radziszew= ffi, "bezeugen einstimmig, daß Tiere bei zu lange andauerndem Reize momentan zu leuchten aufhören und diese Sigenschaft erst nach Berlauf einiger Zeit wieder= erlangen. Allein dies geschieht nicht des= halb, weil etwa dieses Leuchten von dem Willen des Tieres abhinge, sondern weil ber Borrath an aktivem Sauerftoff mah= rend des länger dauernden Leuchtens er= schöpft wurde, und weil ebenso, wie bei dem erwähnten Bersuche mit Leberthran, zur Ergänzung neuer Mengen bes aktiven Sauerstoffs in dem Tiere eine gewisse Beit nötig ift. Das Vorhandensein des aktiven Sauerstoffs im Innern der organisirten Körper scheint mir eine fehr wich= tige physiologische Thatsache zu fein . . . Quatrefages bemerkte, daß die Quelle des Lichts in den Leuchttierchen (Noctiluca) im Innern ihres Organismus fich befindet, und daß Wasserstoff, Rohlenfäure und Sauerstoff feinen Ginfluß, weder auf die Berminderung, noch auf die Berftärkung des Leuchtens ausübten, wohingegen die Reizung eine Verstärfung des Lichtes nach fich zog. Quatrefages folgerte daraus,

^{*)} Bergl. Rosmos, Bd. III, S. 246.

daß in diesem Falle der chemische Prozeß (Drydation) mit der Phosphoreszenzerschei=
nung nichts gemein habe. Wer aber nur
einmal ein leuchtendes Natronstück am
Boden eines Kolbens, in dem sich eine Lösung von Öl oder Terpentin in Toluvl
oder Ligroin besindet, beim Herumschwenken
des Kolbens gesehen, der wird gewiß die
vollständige Analogie dieser Erscheinungen
mit den Beobachtungen Quatrefages
einsehen."

Bacillus Amylobacter, ein Protist aus der Steinkohsenevoche.

Ginen merkwürdigen Beweis für die Konftang gewiffer Organismen und Naturprozesse hat van Tieghem in einer am 29. Dezember 1879 der Pariser Afademie der Wiffenschaften vorgelegten Arbeit geliefert. Auf durchsichtigen Dünnschliffen aus verkieselter Substanz der Steinkohlenschichten von Saint-Ctienne, welche Renault für Brongniart bergestellt hatte, um darin den Bau der Chunnospermen= jamen zu studiren, erkannte ban Tieg= hem Burgelftude von Steinfohlenpflangen, die in ihrem Bau denjenigen der Cibe oder Cypresse gang ähnlich find. Bei der genaueren Untersuchung dieser in den verschiedensten Stadien der Zersetzung verfieselten Stude glaubt nun van Tieg= bem dieselben Erscheinungen nachweisen zu fönnen, welche man gegenwärtig beobachtet, wenn man Stücke junger Giben= oder Cypressenwurzeln unter Wasser der Berfetzung überläßt. Es entwickelt sich barin ber Bacillus Amylobacter, bas Agens der Zerstörung des Zellstoffes, welcher zerfett wird und der Butterfäuregährung unterliegt. Ban Tieghem hat deutlich

erkennbare Spuren bes Bacillus in ben von ihm untersuchten Fraamenten erkannt. "Bon der Identität des alten Phänomens mit dem neuen in allen Bunkten, welche der direkten Beobachtung zugänglich geblieben sind, wird es erlaubt fein," faat er, "auf ihre vollkommene Übnlichkeit zu schließen. In der Steinkohlenepoche war alfo, wie heute, der Bacillus Amylobacter der große Zerstörer der begetabilischen Draane, und die Butterfäuregährung, welche er in der Cellulose, wie in allen andern Substangen, von denen er sich nährt, hervorruft, zeigt sich als eine der allgemeinsten Erscheinungen der organi= sirten Materie." In den Steinkohlenfümpfen der Primärzeit ging es also in diefer Richtung nicht anders zu, als in unfern Waldfümpfen.*)

*) Auf eine andere den Nadelhölzern feit der Brimarzeit treu gebliebene Reigung, nämlich auf die "geheime Luft am Drehen", welche Goethe fo intereffirte, hat Brof. S. R. Göp= pert fürglich in einer Arbeit ;,Uber die Drehwiichfigfeit und Drehfucht foffiler Nadelhölzer" aufmertfam gemacht, die in den Sitzungsberichten der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Rultur (27. Nov. 1879) erschienen ift. Bei fof= filen Stämmen von Araucarites Schrollianus beobachtete Göppert eine leichte Drehung des Stammes icon 1867, eigentliche Drehfucht lernte er erft 1879 bei Araucarites saxonicus fennen. Der aus der permischen Formation von Chemnity in Sadfen ftammende Stamm befaß 22,5 cm Durchmeffer, der Reigungswinkel betrug 65°, der Drehungswinkel 25°, jo daß alfo ichon in 115 cm Sohe eine gange Umdrehung ftattfinden mußte. Gehr mahrscheinlich werden auch die anatomifchen Grundlagen diefer Erfdeinung, die bei den lebenden Radelhölzern in einer dem Umfreise nach wechselnden Busammenschiebung der fongentrifden Jahresringe bestehen, bei den fossilen dieselben fein.

Die Entdeckung neuer pflanzlicher Gebilde in der Steinkohfe und im Anthrazit.

In einer Beilage zum ersten Quartal 1880 bes Botanischen Zentralblattes von Dr. Osfar Uhlworm giebt B. F. Reinsch einen mit zwei Steintafeln Abbildungen ausgestatteten Bericht über die Auffindung eigentümlicher organischer Gebilde der niedersten Rlasse, die er jüngst in Riefelschiefern des unterften Devons von Illinois, dann an andern Orten Amerikas, in devonschen Kalfen am Main, bis zum obern Jurakalk in Franken, ichließlich in fächfischen und englischen Steinkohlen und in Anthraziten von den Farverinseln und von Benfylvanien gefunden hat. Reinsch alaubt daraus schließen zu können, daß bie Steinfohle feineswegs aus den Überresten höberer Pflanzen zusammengesett fei, daß vielmehr eine zu der Maffe der Substang nur verhältnismäßig kleine Ungabl von Bflanzenformen der niedersten Stufe, die von unfern jest vorkommenden Gewächsen nur mit den Myromyceten einige Berwandtschaft zeigen, an ber Bildung dieses Minerals den Sauptanteil haben.

Fadenförmige, fibrilläre (Trichome) oder flächenförmig ausgebreitete, körnige Brotoplasmamassen (Thallome) in Berbindung mit Brimordialzellen und Kugeln von strahlig konzentrischem Bau und 0,13 bis 0,24mm Durchmesser, die im allegemeinen dieselbe konzentrische Anordnung und die nämliche polarisirende Eigenschaft wie Stärkekörnchen bestigen und noch mehr den Sphärokristallen von Chenopodin gleischen, machen den Hauptbestandteil der Steinkohle aus. Die mit ihnen in deuts

licher Wechselbeziehung stehenden verästelten Trichome, deren Fäden 0,0056 bis 0,027mm Dicke haben, betragen nach ungefährer Schätzung allein 20 % ber Steinkohle.

Reineswegs könne es sich bei jenen Rugeln von gleichbleibendem überaus zier= lichem Bau um "mineralische Bildungen" handeln, vielmehr blieben dem Beobachter nur die beiden Källe: 1) Entweder find bie polarifirenden Rugeln Sphärofriftalle, aus einer Auflösung irgend einer organi= fchen Berbindung in ähnlicher Beise fri= stallifirt, wie sich polarifirende Spharo= friftalle aus einer alkoholischen oder wässe= rigen Chenopodinlösung beim Berdunften ausscheiden. Ober wir haben 2) organi= firte Gebilde vor uns, die also entweder Bflanzen für fich (analog unfern einzelligen Bilgen und Algen) ober Teile irgend einer andern Bflanze find. Gegen die erstere Annahme spricht der morphologische Zu= fammenhang mit den förnigen und faden= förmigen Gebilden, für die lettere allebis jett vorliegenden Beobachtungen. Reinsch unterscheidet als am häufigsten vorkommende Formen eine folche mit mehr rundlichen polarifirenden Rugeln, die er Blastophragmium nennt, und eine andere etwas größere, mit unregelmäßiger ftumpf= zaciger Peripherie (Asterophragmium). Bei 180facher Bergrößerung erscheinen die Durchschnitte von der Größe eines Thalers bis zu der einer Sandfläche, und im Innern auf bas feinste strahlig ton= zentrisch gegliedert. Bon der ersteren Sat= tung finden sich öfter Gruppen zweier ober mehrerer unter einander verwachsener Rugeln, die an den Berührungsflächen abgeplattet find, in der faserigen Grundmaffe eingebettet und jede einzelne ein regel=

mäßiges Polarisationsfreuz zeigend. Der Berkasser beabsichtigt weitere Untersuchungen und noch betaillirtere Zeichnungen zu liefern.

Sine Pflanze, die ihre Bestänber verzehrt.

In der Situng der Pariser Atademie ber Wissenschaften vom 8. Sept. 1879 berichtete J. B. Schnitzler über die äußerst weit getriebene Anpassung von Arum crinitum Aiton, einer Bflanze, welche durch den Aasgeruch ihrer Spathen nicht nur die Aasfliegen (Musca Caesar) angiebt, die ihre Gier darin ablegen und wahr= scheinlich die Befruchtung bewirken, fondern ihre Wohlthäter sogar nachträglich verzehrt. Arum crinitum ift, wie unfer gewöhnliches Arum maculatum, protogyn, unterscheibet fich aber in mehreren wesentlichen Stücken. Die als Sperrhaare dienenden abortirten Staubfäden find nicht, wie bei jenen, von oben nach unten, fondern umgekehrt ge= richtet, ohne jedoch weder den Gintritt noch ben Austritt der Inseften zu hindern. Dagegen ist hier die Innenwand ber Spatha mit zahlreichen von oben nach unten gerichteten flebrigen haaren bededt, welche den Infekten jedenfalls am Beraus= frieden hinderlich find. Zahlreiche, bis auf den Grund des Reffels gelangte Inseften sterben daselbst, nachdem sie ben mitgeführten Bollen auf den Narben ab= gestreift haben, andere klettern barnach über die Untheren hinweg ins Freie, um beren Staub in andere Blüten zu tragen, fie zu befruchten, dafelbst ihre Gier abzu= legen (Verfasser traf junge Brut baselbst an) und zu fterben. Die flebrigen Saare ber innern Spathawand, zwischen benen

die toten Individuen hängen, sondern eine kleine Menge sauren, purpurroten Schleimes auß, welcher die Insekten überzieht und, ähnlich wie der Schleim der Droserahaare, die stickstoffhaltigen Stoffe der Insekten in absorbirbare Massen umwandelt. Schon der jüngere Linné hatte diese Eigenschaften bemerkt und die Pflanze darnach Arum muscivorum getaust.

Meue Rlassifikation der Krufter.

Dr. A. S. Packard jun. hat eine Stigge feines neuen Suftems der Kruftageen veröffentlicht. Er bemerkt, daß neuere Untersuchungen über die Embryologie des Moludenfrebses (Limulus) gewisse höchst unerwartete Abulichkeiten mit dem Ent= wicklungsmodus der Spinnen*) an den Tag gebracht haben, aber dieselben befin= den sich auch bei gewissen Krabben und Seegarneelen mit abweichender Entwicklung, fo daß die Ansichten einiger Natur= forscher, wie E. van Benedens und Dohrns, daß der Moludenfrebs fein wahrer Krebs, sondern vielmehr eine Spinnenart ober ein naher Verwandter ber Spinnen fei, nicht angenommen werden fann. Limulus muß nach Dr. Pacard als ein verallgemeinerter oder synthetischer Typus betrachtet werden, welcher in den ihm eigentümlichen Charafteren Uhnlich= feiten mit den Spinnen und den normalen Rrebsen verbindet. In feiner Atmungs= weise, seinen äußeren Riemen und feinen

*) Dr. J. Barrois hat bei seinen neuen Arbeiten über die Embryologie der Spinnen ein wichtiges Stadium der Entwicklung als das Limulus-Stadium bezeichnet, weil in ihm die junge Spinne eine große Ähnlichkeit mit dem Moluckenkrebs darbietet. (Annal. et Mag. Nat. Hist. März 1880.)

Zirkulationsorganen ist er wesentlich ein Krebs, aber er muß von den normalen Krebsen getrennt werden und bildet den lebenden Vertreter einer alten, andern lebenden Vertreter einer alten, andern lebendenKrustazeen äquivalenten Unterklasse. Die sossilien Merostomata (Eurypterus, Pterygotus 2c.) sind dem Limulus eng verbunden, und Dr. Packard betrachtet die Triloditen als den Merostomaten nahe verwandt. Für seine neue Unterklasse schlägt er den Namen Palaeocarida vor, da die meisten ihrer Vertreter zu den alten Fossilien gehören; die regelmäßigen Kruster bilden seine Unterklasse Neocarida.

Die Palaeocarida zeigen die folgenden Charaktere: die Anhängsel des Kopfbruststücks treten mehr in der Form von Beinen als von Kinnladen auf, Fühlhörner fehlen, Gehirn in derselben Sbene wie der Kopfganglienring, und nur zu den Augen Nerven sendend, während zu den Kopfbrustgliedern von dem Schlundnervenring die Nerven ausstrahlen; Nervenspstem von einem Baucharterienspstem eingehüllt; Metamorphose unvollkommen; Geschlechter gestrennt.

I. Ordnung: Merostomata. Reine getrennte Rumpffegmente und Anhängsel (Limulus, Eurypterus u. s. w.).

II. Ordnung: Trilobita. Zahlreiche freie Rumpffegmente mit Anhängen. (Tris lobiten fämmtlich ausgestorben.)

(American Naturalist. Dec. 1879.)

Sir John Lubbocks neue Beobachtungen über die Siffen der Ameifen.*)

In der Sitzung der Londoner Linnéschen Gesellschaft am 17. Juni c. berichtete

der ausgezeichnete Ameisenbeobachter über eine Reihe neuer Versuche, die namentlich das Mitteilungsvermögen und die politischen Richtungen ber Ameise betrafen. Unter anderm wurde einer Ameise eine tote Schmeißfliege hingelegt; fie eilte nach einigen vergeblichen Anstrengungen, fie fortzuschaffen, beim und tauchte mit mehreren Freunden wieder auf, welche lang= fam und augenscheinlich ungläubig ihrer Kübrerin folgten. Die lettere, mit ichnellem Schritt vorauseilend, entfernte fich von ihnen, sie kehrten um und mußten wieder und wieder überredet werden, bis zu dem Beuteftud zu folgen. In ben einzelnen verschieden abgeänderten Versuchen mit verschiedenen Ameisen schien der Besits burch eine Art Sprache mitgeteilt zu werben. Es ift unmöglich zu bezweifeln, baß die Freunde durch die erste Ameise herbei= gebracht wurden, und da diese mit leeren Sänden zu dem Refte gurudfehrte, konnen fie nicht durch bloße Beobachtung ihrer Thätigkeit, zu folgen veranlaßt worden fein. Daher ber Schluß, daß fie die Fähig= feit besitzen, ihrer Freunde Silfe und Begleitung zu verlangen: Andere Bersuche betrafen die Erkennung der Berwandten. Obgleich die alten Ameisen absolut nie= mals die jüngeren vorher gesehen hatten. wurden diese doch, wenn fie einige Tage nach Erreichung ihrer Reife in das Nest hereingeführt wurden, in allen Källen zweifellos als zur Gemeinde gehörend anerkannt. Es würde barnach festaestellt er= scheinen, daß die Wiedererkennung der Ameisen nicht persönlich, und daß ihre Harmonie nicht der Thatsache zuzuschreiben ift, daß jede einzelne von ihnen mit jedem andern Gliede der Gemeinde befannt fei. Das würde ferner aus der Thatfache her=

^{*)} Bergi. Kosmos, Bd. II, S. 59; III, S. 309 und IV, S. 304.

vorgehen, daß sie ihre Freunde sogar im Branntweinrausche erkennen und daß sie die Jungen ihres eigenen Nestes noch wiedererkennen, nachdem diese durch Fremde aus der Puppenhülle befreit worden waren, so daß die Erkennung nicht vermittelstüberslieferter Zeichen oder Losungen bewirkt worden sein kann.

Mit Bezug auf eierlegende Arbeite= rinnen geht der schließliche Beweis dahin, früher ausgesprochene Unsichten zu be= ftätigen, daß nämlich, wenn Arbeiterin= nen Gier legen, ftets Männchen baraus bervorgeben. Ohne in Details einzugeben, darf es fühnlich versichert werden, daß in Reftern ohne Königinnen Mannchen er= zeugt worden sind und daß in keinem ein= gigen Falle eine Arbeiterin Gier gelegt hat, welche ein Weibchen, sei es Königin ober Arbeiterin, erzeugt hätten. Im Gegen= teil wurden in Nestern, wo eine Königin vorhanden war, reichlich Arbeiterinnen er= zeugt. Die Folgerungen aus biefen felt= samen physiologischen Thatsachen leiten zu der Vermutung, daß bei den Ameisen wie bei ben Bienen irgend ein besonderes Futter erforderlich ift, um den weiblichen Embryo zu einer Königin zu entwickeln. Während in Lubbod's Neftern während ber Sommermonate durch Zufälligkeiten und andere Ursachen manche Ameisen ver= loren gingen, sind in den Wintermonaten nur wenige Tote gefunden worden. Das erreichte Alter betreffend, fo find Exemplare von Formica fusca und F. sanguinea jest wenigstens vier und mehrere fünf Jahre alt. Das Benehmen gegen fremde Roni= ginnen endet oftmals mit unbarmherziger Tötung berfelben; da jedoch Gemeinden jahrelang fortegiftirt haben, muffen gelegentlich solche von ihnen angenommen worden fein. Um zu versuchen, inwiefern die Feindschaft und Leidenschaft gegen eine folde durch eine längere Bekanntichaft ge= mildert werden fonnte, wurde eine Königin von Formica fusca in ein königinloses Rest gebracht, und zwar durch einen eiser= nen Räfig beschützt, der nach einigen Tagen entfernt wurde, aber die Königin wurde fofort angegriffen. Mr. Mc Coot berichtet nichtsbestoweniger ein Beispiel, in welchem eine fruchtbare Königin von Crematogaster lineolata von einer Kolonie derfelben Spezies angenommen wurde. Solche Berschiedenheit im Benehmen mag, wie Gir Lubbock annimmt, dem Umftande gugeidrieben werden, daß ihre eigenen Umeifen seit längerer Zeit in einer Republik gelebt haben, denn es wird verfichert, daß Bienen, die lange ohne eine Königin gelebt haben, stark abgeneigt seien, eine andere zu ad= optiren oder anzunehmen. Wenn ferner nur wenige Ameisen aus einem fremden Neste mit einer Königin zusammengesett werden, greifen fie dieselbe nicht an, und wenn andere Ameisen allmählich hinzuge= fügt werden, so ift der Thron schließlich gesichert.

In Verfolgung der Experimente, um das Orientirungsvermögen festzustellen, wurden einige Ameisen daran gewöhnt, über eine hölzerne, aus Abschnitten gemachte Brücke nach ihrem Futter zu gehen. Wenn, nachdem sie gut an den Weg gewöhnt waren und eine Ameise im Begriff war, die Brücke zu überschreiten, plöglich ein Abschnitt zum augenscheinlichen Arger derAmeise in der Richtung gewendet wurde, wandelte sie entweder rings herum oder wollte nach Überschreitung der Brücke umfehren. Wenn dagegen ähnliche Holzstücke zwischen Acst und Futter gelegt wurden,

während die Ameise auf dem mittelsten Stud fich befand, fo daß die Berbindung hergestellt war, wurde die Ameise nicht gestört. In anderen Bersuchen wurde eine Drehicheibe von Bapier auf einer Papier= brude angebracht und, wenn die Ameise die Scheibe betreten hatte, berumgedreht, aber die Ameise wendete sich rund mit dem Papier herum. Gine Sutschachtel mitgegen= überliegender Eintritts= und Ausgangs= öffnung wurde quer über den Futterweg gestellt und, wenn die Ameise hineinge= treten war, rund herumgedreht. Die Ameise brehte fich gleichfalls herum, augenschein= lich, um ihre Richtung zu behalten. Wurde bingegen, während die Ameise unterwegs war, die Scheibe ober Schachtel ohne Drehung nur nach der dem Futterplat gegenüberliegenden Seite geschoben, fo drebte sich die Ameise nicht berum, sondern sekte ihren Weg fort und war sehr er= staunt, das Futter nicht am vorigen Orte zu finden.

Im Gegensatze zu der von Herrn Dewitz geäußerten Meinung meint Lubsbock, daß die Vorfahren der Ameisen mit einem Stachel versehen gewesen seinen und daß die rudimentäre Beschaffenheit des Stachels bei der Ameise einer durch Nichtzgebrauch veranlaßten Atrophie zuzuschreisben sei. Lubbock hat nunmehr einen Grundriß des Nestes von Lasius niger gegeben, welcher einen schwierigen, engen und gewundenen Thorweg zeigt, die Hauptshöhle ist durch Pfeiler und hie und da durch Inseln gestützt, Zusluchtsorte für strategische Zwecke in Zeiten der Gesahr sind vorhanden.

Bei den Studien über die Beziehungen zu den Blattläusen und ihre Behandlung zeigt Lubbock, daß die Blattläuse nicht blos in den Nestern gehalten und beschükt werden, sondern die Aphiseier werden im Oftober nach außen an die Stengel ihrer Futterpflanzen gelegt und, wenn bas Wetter es nötig macht, forgfältig von ben Ameisen in ihre Nester gebracht und mabrend der langen Wintermonate von ihnen gepflegt, bis jum Märg, wo die Jungen wiederum zu den jungen Trieben berauß= gebracht werden. Dies beweist überlegte Beweggrunde, benn obgleich unfere beimi= schen Ameisen nicht solche große Winter= vorräte aufspeichern, wie einige fremde, nehmen fie auf diese Weise nichtsbesto= weniger auf ihre Nahrung im folgenden Sommer Bedacht. Die Thatfache, daß die europäischen Ameisen im allgemeinen keine großen Wintervorräte aufspeichern, mag der Natur ihres Futters zuzuschreiben sein. Insekten und fleine Tiere bilden einen Anteil ihres Futters, der nicht stets frisch beschafft werden kann. Wahrscheinlich mögen fie deshalb die Runft, Behälter gur Honigaufbewahrung zu erbauen, nicht er= lernt haben, weil ihre Jungen nicht in Bellen, gleich benen ber Sonigbiene, aufbewahrt werden und ihre Larven feine Rokons verfertigen, gleich denen der hummel. Im Berhältnis zu ihrer Größe verfeben sich die englischen Ameisen nichts= destoweniger auch mit Nahrung, denn wenn die fleine braune Gartenameise beim Melfen ihrer Blattläuse beobachtet wird, ift eine merkliche Ausdehnung des hinter= leibes wahrnehmbar. Die Abhandlung schließt mit der Geschichte und wissenschaft= lichen Beschreibung einer neuen Spezies auftralischer Honigameisen. Dieselbe beftärkt Westmaels seltsame Nachricht von der merikanischen Spezies, bei der einzelne Individuen als Vorratsbehälter benütt werden, indem sie binnen kurzem zu lebendigen Honigtöpfen aufschwellen.*)

(Nature, Nr. 556, June 1880.)

Die biblischen Ausdrücke für männlich und weiblich.

Rach der Anficht von Bachofen, Mc. Lennan, Morgan, John Lubbod, Giraud=Teulon und anderer Forscher, die sich speziell mit der Urgeschichte der Che beschäftigt haben, hätten die ersten Menschen in einer Art "Gemeinschaftsehe" gelebt, aus der fich allein das bei Ratur= polfern weitverbreitete Mutterrecht und der Umstand erklären läßt, daß die Rinder Namen, Stand, Vermögen und Vorrechte nur von mütterlicher Seite erbten. Für einen solchen auch noch bei den alten Rultur= völkern nachweisbaren Zustand bes freien geschlechtlichen Verkehrs scheint mir auch bei näherer Untersuchung die Urbedeutung zweier Worte zu fprechen, welche der hebräischen Sprache angehören und die wir schon auf dem ersten Blatte der "beiligen Schrift" antreffen. Wiffen wir doch, daß felbst die höchsten Gattungs= begriffe unserer Zeit nur Abstraftionen find, die, wenn auch nicht an und für sich gesondert in der Natur vorhanden, wie in unferem Einbildungsvermögen, in ihrem tiefften und letten Grunde doch nur Abzüge der sinnlichen Welt sind und nicht einem nebulofen Geifterreiche entnommen. So febr wir auch in unserem einheitlich= gentralifirenden Denfen das Individu=

elle aufheben unb vernichten, das Sinn= liche ist doch nicht davon abzustreifen. Allerdings hat der Mensch von Stufe zu Stufe seine finnlichen Begriffe von den Dingen dieser Welt mehr und mehr vergeistigt mit der Zunahme feines Beiftes, mit der immer größer gewordenen Fertig= feit seiner Abstraftionsfähigkeit, so daß ihm, wenn noch die alten Worte oder Be= zeichnungen geblieben, der ursprüngliche rohfinnliche Sinn oder Inhalt, ben er einst damit verband, allmählich abhanden ge= fommen war, da er bereits einer verfeiner= ten, höheren Idee Blat gemacht, die der fortgeschrittenen ästhetischen und sittlichen Beiftes= und Befühlsentwicklung entsprach. Von diefem allmählichen Stufengang legen die Sprachen Zeugnis ab, und insbesondere hat uns Lazar Geiger in dieser Hinsicht treffliche Aufschlüsse gegeben, indem er allenthalben die stufenweise Vergeistigung des Konfreten nachweist. So hat er auch unter der Rubrif "Ein auffallendes Beifviel von Unempfindlichkeit der vorgeschicht= lichen Sprachstufe für Zartgefühl und Frivolität" gezeigt, wie die Sprache in ihrer Ursprünglichkeit nichts beschönigt und verhüllt; denn gerade die simpelste Naivetät ist der Grundcharakter des Menschenwesens in seinem noch unverdorbenen, von der Rultur noch nicht beleckten Rindheits= zustande. Er hat indessen bei der so reichen Fülle von Beweisen, die er gumeist der hebräischen Bibelsprache entlehnte, oft die nächstliegenoften übersehen, 3. B. den von jad und jada, welchen ich im September= hefte dieser Zeitschrift erbracht habe, und ebenso auch den, welchen ich jett in mög= lichster Kürze vorzuführen gedenke, indem ich die etwaigen weiter daran sich knüpfenden Ideen dem eigenen Nachdenken über=

^{*)} Dies bezieht sich auf Myrmecocystus mexicanus. Der hinterleib der honigindividuen ist, wie der hinterleib einer Spinne, dick im äußersten Migverhältnis zu Kopf und Brust aufsgeblasen und mit dem honig angefüllt.

lasse. "Sachar unekebhah", nach unserer gewohnten Übersetzung: "männlich und weiblich", ift das befannte hebräische Wörterpaar, das wir in der biblischen Schöpfungsgeschichte in stereotoper Berbindung antreffen; denn alfo bat Gott, der Serr, den ersten androavnen Menschen geschaffen, und diejenigen, welche sich zeit= lebens mit dem Problem abmühen, wo Kain sein Weib hergeholt, haben nur die Stelle Gen. 5, 4 überfeben, wonach bem Moam außer feinen Söhnen auch noch Töchter bescheert wurden, und Geschwister= eben waren bei den Bölfern des Alter= tums, namentlich unter den hohen Verfonen nicht ausgeschlossen, wie zu erseben aus 2. Sam. 13, 13, aus Josephus Ant. 17, 1. 3; 17, 13. 1; 18, 5. 1 u. 4; 12, 4. 6; vergl. Tac. Hist. 5, 5. 2 und Matth. 14, 4; 1. Cor. 5, 1 2c. Forschen wir, nach dieser kleinen Abschweifung, nach dem ersten sinnlichen Ursprung bes obigen Wörterpaares, fo fann es feinem Renner der hebräischen Sprache entgeben, daß dem Worte nekebhah, das als Substantiv ein Frauengimmer, überhaupt ein weibliches Wefen bedeutet, die Burgel nakabh, d. i. ein "Durchbohren" oder "Durchlöchern", ju Grunde liegt, wie ja selbst die vulva auch koba heißt. Da= gegen ist von jenem ersteren Worte sachar in der biblischen Litteratur nur noch die sekundäre Bedeutung erhalten, wonach es erinnern bedeutet, im Gegenfat zu ver= geffen, daher bas Substantiv secher ober sikkaron = Gedächtnis, Un= benfen. Aus dem mit dem Sebräischen verwandten Chaldäischen und Arabischen, zwischen welchen beiden Sprachen die he= bräische dem Alter nach in der Mitte steht, ist indes ersichtlich, daß es ursprünglich

einen "Bohrer" bedeutet, fo daß uns aus diesem Wörterpaare die sinnlichsten Abstraftionen der genitalen Bole in der phyfifd:menfdlichften Form aus einer Zeit entgegentreten, die noch zu den primitiv= sten und paradiesischesten der Menschheit gehörte. Wenn wir ferner erwägen, daß der bohrende Stab, mit seiner Spike quirlartig zwischen den Sänden auf einer weichen hölzernen Unterlage gedreht, die in der Mitte mit einer Nabe versehen ist, noch heute den Wilden zur Erzeugung des Feuers dient, so haben wir hieran den Leitfaden, welcher uns belehrt, daß der primitive Doppelausbruck sachar unekebhah diesem Doppelwerkzeuge entlehnt ist, und wenn wir diese urgeschichtliche Entdeckung fest= halten, so erklärt sich und noch so manche weitere Idee, welche die Menschen jener Zeit — der Feuerzeit — daran geknüpft haben.*) Ich erinnere nur an die Berwandt= schaft von isch und ischah mit äsch = Feuer 2c., wie ich foldes bereits im "Ausland" Nr. 17d. J. auseinandergesett habe. Kür jett wollen wir nur die Frage beant=

^{*)} Unm. d. Red. Wir haben hier affo eine vollständige Parallele zu der von Ruhn (Die Berabkunft des Feuers, S. 73-74) nach= gewiesenen indischen Wortbildungen. Pramantha heißt der Fenerquirl und Pramanthyu, Brometheus, der erfte Mann oder Menichenichöpfer. Ebenfo ift der dinesische Sun-Dichin der Feuerbohr und zugleich deffen Berfonifitation. "Bas das guhya (pudendum) genannt wird, das beißt die yoni (Geburteftätte) des Feuergottes," fagt Ruhn. Yoni und Lingam, die Berfonifikationen des männlichen und weiblichen Bringipes, werden noch jett in den indifchen Religionen, in der Stellung des Feuerbohrers und feiner Unterlage bargeftellt. Die Namen der Beichlechtsteile verraten in vielen Sprachen einen ähnlichen Ursprung. Bergl. auch Maurer, über den Ursprung des Sprachlauts, Kosmos, Bd. II, ©. 238.

worten, wie die fekundare Bedeutung von sachar als "gedenken", "fich erinnern" von der primitiven "bohren" abzuleiten sei. Die Antwort liegt auf der Hand; denn in jenem Urzustande, da noch fein aöttlicher Schneiber bas schamhafte Feigen= blatt in ein gegerbtes Tierschurzfell um= gewandelt, wo fogar die Wildinnen "in der Librée Gottes", wie der "lachende Philosoph" sich ausdrückt, noch ehelos auf dem Erdball herumschweiften, da das Machtgebot der Zivilisation die Ginehe noch nicht geschaffen hatte, wo es noch teine Standesamter mit Zivilftanderegi= ftern gab und ein solches wildes Weibchen nach Sahresfrift nicht mehr im Stande war, sich durch Rückerinnerung flar zu machen, wie viele wilde Männer es in diesem Zeitraume beherbergt haben mochte: ba waren allein die Züge, die des Sohnes Antlit ähnlich mit benen des Baters zeig= ten, im Stande, die Verwandtschaft beider festzustellen, was genau zu dem ftimmt, das v. Hellwald aneiner Stelle feiner Rultur= geschichte fagt: "Als es sich in den ur= fprünglichen Gemeinschaften nunmehr bar= um handelte, die natürliche Wahrheit auf den Bater zu übertragen, ward die erste Zuschreibung der Vaterschaft durch die phyfische Uhnlichkeit hervorgerufen." Dazu gehört freilich schon ein Wedacht= nis, und oft noch ein fehr umfaffendes, und es erflärt sich daraus zugleich die Ab= stammung des Wortes Zeugnis von zeugen oder erzeugen, wie dieses wie= der von zeuchen oder ziehen und Befichtszüge, somit eine Fülle von Ideenaffoziationen in allen Sprachen, de=

ren nähere Beziehungen zu einander ich dem Nachdenken des Lesers überlasse. Wir vermöchten dieses Beispiel in ergiebigster Weise durch mythologische Darstellungen sowohl aus dem Alten Testamente, als auch aus den Resigionsschriften anderer morgen= und abendländischer Völker des Altertums zu illustriren, um daran zu zeizgen, welche große Rolle — wir dürsen sagen: nach dem Ernährungsprozesse die größte — die geschlechtlichen Verhältnisse in den alten Naturreligionen in der unbefangenen Weise ihrer natürlichen, unsmittelbaren Weltanschauung spielten.

Fürth. Leopold Ginftein.

Die Vorstellungen der Araber über die Ühnlichkeit der Kinder

machten den Gegenstand eines Vortrages aus, den Konful Wetstein in der Oftober= situng der Berliner Anthropologischen Gesellschaft hielt. Durch eine große Ungahl von Sprichtwörtern und andere Belege zeigte berfelbe, daß die Araber meinen, ein Sohn erbe alle seine geistigen Eigen= schaften, Charakter u. s. w. nicht von sei= nem Bater, fondern von dem Bruder feiner Mutter. Betiftein fucht diefe Sonderbar= feit durch Erfahrungen der Pferdezucht zu erklären; fie dürften aber viel leichter aus dem im vorstehenden Artifel erwähnten, ursprünglich weitverbreiteten Mutterrecht verständlich sein, nach welchem nicht der eigene Sohn eines Mannes, fondern der Sohn der Schwester als der legitime Erbe in jeglicher Beziehung betrachtet wird.

Litteratur und Kritik.

ic Hauptpunkte der Metaphy= fik. Bon Friedrich Kirchner. Cöthen. Paul Schettlers Berlag. 1880. VIII u. 276 S.

Der als philosophischer und theologi= fcher Schriftsteller wohlbekannte Berfaffer liefert bier einen Abriß berjenigen philosophischen Disziplin, welche neuerdings etwas in Mißfredit gekommen ift. Für ihn freilich, der ausdrücklich gegen Kants Begriffsbestimmung fich verwahrt (S. 17), ist Metaphysik identisch mit Erkenntnis= theorie und besitt als solche allerdings einen unbestreitbaren Rechtstitel. Wie in diesem Falle, so ist der Berfasser über= haupt fein Kantianer, sondern Unhänger jener ontologischen Richtung in der Philo= fophie, welche, selbstverständlich mit stark veränderter Außenseite, als eine Nachfolgerin der mittelalterlichen Scholastif gelten muß. Das Absolute, Gott, muß durch unfer Denken erkannt, die Fragen nach der Fortbauer der Seele u. f. w. muffen philosophisch gelöst werden. Re= ferent hat bom ethischen Standpunkt aus die höchste Achtung für die Überzeugungen bes Verfaffers, glaubt aber unter bem rein wiffenschaftlichen Gesichtspunkt Verwahrung dagegen einlegen zu follen, daß

die an sich neutrale Philosophie, so wie es hier geschieht, in den Dienst der drift= lichen Apologetik gestellt werde. Im all= gemeinen muß zugegeben werden, daß das religiöse Moment sich nicht unbescheiden hervordrängt; nur freilich in ber - un= streitig den schwächsten Teil des ganzen bildenden — Psychologie, und zumal in §. 13, welcher von der Wechselwirfung zwischen Leib und Seele handelt, finden fich bedenkliche Stellen, fo z. B. S. 232, wo bewiesen wird, "daß Rinderseelen, welche sich überhaupt noch nicht zum Bewußtsein erhoben haben, unfähig zur Fortdauer sind", weil ihrer Seelenfubstang (!) die Einheitlichkeit fehle. Dergleichen ift freilich unwiderlegbar, weil undiskutirbar. Im Übrigen wird das anerkennenswert objettive und vom furor theologicus ganz freie Buch, in welchem der Berfaffer eine ausgebreitete Belesenheit befundet, auch von Solchen beachtet werden, die zwar mit seinen Grundansichten nicht einverstanden find, benen aber baran gelegen ift, die äl= tere "fustematische" Philosophie im Zusam= menhange kennen zu lernen. Auch betreffs ber neuesten metageometrischen Spekulatio= nen zeigt sich der Verfasser wohl beschla= gen; daß er gelegentlich zwischen zwei beliebigen Augelpunkten zwei geodätische Linien statt einer einzigen möglich sein läßt (S. 79), wollen wir angesichts des günstigen Gesammteindruckes gern als lapsus calami passiren lassen.

Ansbach. Prof. S. Günther.

Der Farbenfinn. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Ein Beitrag zur versgleichenden Physiologie. Bon Grant Allen. Rechtmäßige deutsche Ausgabe. Mit einer Einleitung von Dr. Ernst Krause. A. u. d. T.: Darwinistische Schriften. Nr. 7, Leipzig. Ernst Günsthers Verlag. 1880. XII u. 274 S.

Dieses bedeutende Buch ift den Lefern des "Rosmos" bereits durch eine ein= gehende Inhaltsanalyse von Seiten Dr. 5. Müllers bekannt geworden.*) Man darf der Verlagshandlung besonders dankbar für die Beranstaltung einer guten deutschen Ausgabe sein, wie wir sie jett vor uns haben. Bor allem die in reichster Fülle mitgeteilten Untersuchungen über den Farbenfinn der Tiere gehören mit zu dem besten und feinsinnigsten, was je auf dem physiologisch = psychologischen Grenz= gebiete geschrieben ward. Referent fann auch nur bestätigen, daß für Jeden, der mit den neuesten Entwicklungsstadien des Darwinismus gleichen Schritt gehalten hat, eben durch diese zoologischen Beob= achtungen die Geiger = Magnussche The= orie definitiv beseitigt erscheinen muß; wer freilich, wie Referent felbst, im Wesent= lichen auf dem von Darwin in seinen ersten Beröffentlichungen vertretenen Standpunkt stehen blieb und zudem jene Sppothese in dem Sinne modifizirt wünscht, wie aus einem andern Kosmosartifel **) zu ersehen, der braucht bei aller Hochachtung vor der glänzenden Leistung Grant Allens doch nicht sämmtlichen Schlußfolgerungen desselben zuzustimmen und wird es auch nicht billigen, daß fragliche Lehre von der geschichtlichen Ausbildung des Farbensinnes in der Einzleitung als eine "leichtsertige" bezeichnet wird. Aus der Seele aber hat uns Herr Dr. Krause gesprochen, als er sich in seinem Borwort energisch gegen die immer mehr um sich greifende Liebhaberei der Engländer wandte, den Kontinent, und insbesondere Deutschland, als in wissenschaftzlicher Hinschland zu betrachten.

Ansbach. Prof. S. Günther.

Die Grundlage der humanen Ethik. Bon Dr. Harald Höffbing. Aus dem Dänischen. Bonn, Emil Strauß, 1880. 106 S. in 8.

Man hat die Grundlagen der Ethik in den verschiedensten Motiven gesucht, die Einen indem fie vom Individuum aus= gingen, im Streben nach Glückfeligkeit (Egoismus), die Andern und unter ihnen Darwin, Spencer und die meisten neueren Philosophen, von der Gesellschaft ausgehend, in dem von der Familie über das Ganze ausgedehnten Gefühl der Shm= pathie. Einer tieferen Wurzel haben aber Sofrates, Bascal und Kant nachge= spürt, indem sie das eigentliche bewegende Bringip in der Bernunft felbst suchten. Die Vernunft drängt eben den Menschen zu einem höhern Ziele hin, sei es halb un= bewußt oder in klarer Absicht "Es liegt sicher," sagt der Berfasser, "unmittelbar im Menschen, einer Unlage sich hinzugeben und etivas anzuerkennen, was über fein cignes, individuelles Ich hinausgeht. Allein erst wenn diese Unerkennung eine bewußte

^{*)} Kosmos, Bd. V, S. 308.

^{**)} Bgl. S. 116 ff. diescs Heftes.

wird, wird sie es verdienen, eine ethische genannt zu werden. Und dies wird gerade die allgemeinste Begriffsbestimmung des ethischen Sandelns fein, die wir angeben fonnen; ein Sandeln, deffen Motive Borstellungen und Gefühle find, die über das individuelle Ich hinausweisen und zeigen, daß das Individuum sich als ein Glied in einer umfassenderen Ordnung der Dinge ansieht, beren Zwede er zu ben feinigen macht, und deren Gefet er als Regel für fein Leben macht." Man fieht, es handelt fich hier um eine Ethif nach Darwinschen Prinzipien, die man als eine "Ethik des Fortschritts" bezeichnen könnte. "Durch die Entwicklungshupothefe," fagt der Berfasser S. 58, "ift der Mensch fein Frember in der Welt, fondern hat feine Wurzeln in beren innerstem Wesen; und was ber Mensch als Notwendiakeit, als Wahrheit und Güte anerkennt, ift ebensowohl eine Reglität, als die äußern materiellen Maffen. Indem er für die Berwirklichung seiner Ideale, für die Entwicklung und Bervollfommnung des menschlichen Lebens arbei= tet, spielt er die Rolle, die er auf dem Plat, auf den er gestellt worden, auszuführen hat. Er steht als lettes Glied einer langen Entwicklung da, und seine natürliche Aufgabe ift es, feinen Plat fo auszufüllen, daß er ihn nicht blos behauptet, sondern auch benützt, um die Entwicklung weiter gu führen. Sein Kampf um das Dasein wird ein Kampf für die Bürde der Menschheit. Es ist das geistige Leben, das Leben des Gedankens, Gefühls und Willens, wodurch er sich über die niedern Lebensstufen erhebt, das er bewahrt und ausbilden muß, um nicht wieder von dem Plat, den er errungen, berabzusinken. Alle die indi= viduellen Ausgangspunfte, die wir früher

erwähnt haben, bekommen nun ihre richtige Bedeutung, indem sie in den großen Bufammenhang, in dem das menschliche Leben steht, eingepaßt werden. Der Gelbster= haltungstrieb, der, sobald er sich um bas einzige Individuum concentrirt, jum Egvis= mus wird, erhält feine Berechtigung, fo= bald man fieht, daß der Rampf des Gin= zelnen um das Bestehen eine Bedingung für das Dafein und die Entwicklung des gangen Geschlechts ift. Die Aufgaben. welche die individuellen Interessen in Bewegung feten, find zugleich die, durch beren Lösung die Kräfte des ganzen Geschlechts genbt und entwickelt werden. Die Som= pathie ift das Band, das die gleichzeitig und später lebenden Individuen des Geschlechts zusammenhält; sie erhebt sich über den bloßen Instinkt, wenn sie durch den Gedanken an die große gemeinsame Aufgabe, woran alle zu jeder Zeit und unter allen Berhältniffen arbeiten, geläutert wird. Die Bernunft ift jest mehr als ein formelles Bermögen; fie bekommt ihren lebendigen und reichen Inhalt durch die Unschauung des Lebenslaufs der Mensch= heit, der Gesetze und Bedingungen, unter welchen er fich vollzieht, der Aufgaben und Pflichten, die daraus unter gegebenen Bedingungen folgen."

Es sind dies fast genau dieselben Anschauungen, die ich im Schlußkapitel meines Buches "Berden und Vergehen" entwickelt habe. Ich brauche daher meine Freude über die hier vorliegende, folgerechte, philosophische Begründung der "Ethik des Fortsschritts" und meine fast vollkommene überseinstimmung mit dem Gedankengange des Versassers nicht nochmals hervorzuheben. Aber ich glaube, daß Alle, die sich mit der wichtigen Frage nach der Religion der

Bufunft beschäftigt haben, reiche Anregung in bem fleinen Buche finden werden. K.

Botanisches Zentralblatt. Referirendes Organ für das Gesammtgebiet
der Botanik des In- und Auslandes.
Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrten von Dr. Oskar Uhlworm. 1. Duartal 1880. Kassel,
Theodor Fischer, 1880. 416 S. und
2 Gratisbeilagen nebst 2 Taseln in
Steindruck.

Die Babl der auf botanischem Gebiet beständig veröffentlichten Arbeiten ift fo groß, daß ein referirendes Organ, ähnlich bem bon Prof. Carus herausgegebenen "Zoologischen Anzeiger" für den Fach= mann zum unabweisbaren Bedürfnis geworden ift. Wir haben zwar feit mehreren Jahren Justs vortrefflichen Botanischen Rahresbericht, allein es läßt sich nicht leugnen, daß diefes fonft ausgezeichnete Organ vermöge der Ginrichtung feines Erscheinens für die Bedürfnisse des arbeitenden Botanifers ein wenig spät die neuesten Berichte bringt. Un dem neuen, wöchent= lich erscheinenden Journal geben eine große Zahl (von Anfang an 150) der be= deutenosten Fachmänner furze, völlig objektiv gehaltene Berichte über möglichst alle in selbständigen Werken und periodi= ichen Schriften erscheinende Arbeiten ber anatomischen, morphologischen, physiologi= ichen, instematischen, paläontologischen, pflanzengeographischen, medizinischen, phar= mazeutischen, technischen, land = und forst= wirtschaftlichen, gärtnerischen Botanit und über pflanzliche Parafiten, woran fich ein möglichst vollständiges Litteraturverzeich= nis, Driginalberichte, Personalien u. f. w.

Diesen fehr sachgemäßen Be= reihen. richten schließen sich in dem vorliegend abgeschlossenen ersten Vierteljahre zwei Gratisbeilagen an, von denen die eine hundert von M. Gaudoger neu beftimmte, meiftens, europäische Pflanzen beschreibt, und eine Abhandlung von Paul Reinsch über die Entdedung neuer pflanzlichen Gebilde in der Steinkohle und im Anthrazit ent= hält, von welcher wir oben (S. 149) ei= nen Auszug gegeben haben. Nach allen Richtungen hin müffen wir das Unterneh= men als ein wohlorganisirtes und, wie wir hoffen, allen beteiligten Kreisen bald un= entbehrliches bezeichnen.

Cin neues Buch von Charles Dar= win.

Wie und herr Charles Darwin brieflich mitteilte, wird von ihm in einigen Wochen ein neues Werk über die Bewegungen der Pflanzen (Movements of Plants) die Presse verlassen. Es mag dabei von Interesse sein, zu bemerken, daß die auf äußere Reize mit augenfälligen Bewegun= gen antivortenden Pflanzen bereits den Gegenstand eines Lieblingsftudiums von Erasmus Darwin ausmachten, der die ausgezeichnetsten Beispiele berfelben, Apocynum androsaemifolium, Mimosa, Hedysarum gyrans, Dionaea muscipula, in fei= nem "Botanischen Garten" geschildert hat. Es liegt somit bier ein neuer Kreuzungs= vunkt der sich so vielfach in denselben Richtungen bewegenden Studien des ausgezeichneten Urztes und feines berühmten Enkels vor, und es wird lehrreich fein, in dem Abstand der beiderseitigen Resultate den Denkfortschritt des Jahrhunderts aus= gedrückt zu feben.

Über das Verhältnis des idealistischen Naturalismus zur modernen Naturwissenschaft.

Ron

Prof. Dr. Frig Schulke.



Der Cartefianismus.

o fass' ich bich, unenbliche Natur? Das ist die Grund= frage, auf welche im Ge= gensatz zum Mittelalter bas wissenschaftliche Stre=

ben ber neueren Zeit sich vorzugsweise richtet. Die neuere Philosophie ist ihrem wesentlichen Charafter nach Naturalis= mus; aber hinsichtlich bes Weges, auf welchem fie die Natur des Alls erkennen zu können meint, also hinsichtlich der Me= thodif, unterscheidet sie sich als realistischer und ibealistischer Naturalismus. Frang Baco ist ber Begründer des ersteren; der lettere nimmt seinen Ausgang von Des= cartes und erreicht seine höchste Ausbil= bung in Spinoza und Leibnig. In ber Entwicklung der modernen Naturwiffen= Schaft ist der idealistische Naturalismus ein nicht minder bedeutendes Glied gewesen als der realistische. Wenn er auch heute durch Kants Kritizismus thatsächlich als über= wunden gelten kann, so ist er deshalb boch nicht fruchtlos gewesen — er hat im Gegenteil eine Fülle nicht blos von Anregungen, sondern auch von den Gedanken geliefert, die für unsere naturwissenschaftliche Weltbetrachtung fundamental geworden sind.

Dieser idealistische Naturalismus beginnt in Descartes; feineswegs ist er bei ihm schon in höchster typischer Ausprägung vorhanden. Im Gegenteil waltet bei Descartes das realistische Element noch im gleichen Mage wie das idealisti= fche, und von ihm aus hatte die Entwicklung ebenso gut in die rein realistische Bahn einlenken können, was schon baraus hervorgeht, daß die französischen Materia= listen des 18. Jahrhunderts Descartes fogar für ihren Materialismus verant= wortlich machen konnten; es ist aber sein später zu erklärendes Schickfal gewesen, daß seine bedeutsamsten Nachfolger vorzugsweise die in ihm liegenden idealisti= ichen Reime weitergebildet haben. Die Übereinstimmung Descartes mit Baco ist deshalb viel größer, als es gewöhnlich bargestellt wird: beide sind des neueren naturalistischen Geistes voll; bei beiden

wird der Zweck der philosophischen Forschung in derselben Weise gefaßt; beide stimmen hinsichtlich der Methode der Forschung im höchsten Grade überein und sind gerade in Beziehung auf diese nicht Gegensätze, sondern Ergänzungen, die ihre Einseitigkeiten ausgleichen. Erst am Schlußepunkt seiner Philosophie macht Desseartes im Widerspruch zu den Forderungen seiner Methodik jene "reaktionäre Wendung", aus der seiner Nachfolger dogmatischer Idealismus hervorgewachsen ist.

In feinem Saß gegen den mittelalter= lichen Geift und in seiner Aberzeugung, daß in der Wiffenschaft einmal wieder gang bon born angefangen werden muffe, ftimmt Descartes mit Baco völlig über= ein; auch die Beantwortung der Frage, welches die Methode der neuen Wiffen= schaft sein muffe, hat bei beiden die größte Uhnlichkeit; aber darin unterscheidet sich Descartes vorteilhaft von Baco, daß er diese neue Methode der Wahrheits= forschung nicht blos allseitiger und tiefer entwickelte, sondern sie auch in der Pragis der empirischen Forschung selbst auf das fruchtbarite zu verwenden verstand. Er ist nicht blos großer theoretischer Methodo= loge gewesen, sondern hat besonders auf den Gebieten der Mathematik und Physik, wie befannt, große Entdedungen gemacht. Er selbst schreibt diese Errungenschaften seiner neuen Methode zu; ihr will er alles zu verdanken gehabt haben; sie wer= den wir alfo zuerst darstellen müssen. Sie ist keineswegs etwa blos eine müßige Wiederholung der Methode des Neuen Organon, sondern entschieden eine Vertiefung und Erweiterung der baconischen Induftion, welche gerade die Grundmängel derselben zu verbessern weiß.

Der Zweck aller Forschung ist, wahre Erkenntnis zu begründen. Aber diese ist niemals zu finden durch unsicheres, dem Zufall sich überlassendes Umbertappen, niemals durch unmethodisches Umherirren, sondern allein durch streng methodisch ein= gerichtetes Suchen. Eine mangelhafte De= thode ist immer noch besser als gar feine, aber es kommt darauf an, die völlig sichere Methode zu entdeden. Worin besteht das methodische Denken, welches zur Erkenntnis führt? Descartes hat die Beantwortung dieser Frage vorzugsweise in seiner "Abhandlung über die Methode des richtigen Ber= nunftgebrauchs und der wiffen= schaftlichen Wahrheitsforschung" niedergelegt, die gewissermaßen das Cartesianische Neue Organon bildet.*) In vier furzen Regeln hat er die gesammte Methodik zusammengefaßt. Dieselben find au erläutern.

Die erfte Regel. Das methodische Denken, welches zur wahren Erkenntnis führen foll, besteht offenbar darin, daß man wahr denft. Aber eben diefe beiden Begriffe "wahr" und "denken" sind auf das genaueste zu analysiren, damit es nicht scheine, als blieben wir bei einer nichtssagenden Tautologie stehen. Wir legen zunächst den Nachdruck auf den Begriff "wahr". "Bahr benten" heißt nach Descartes flar und deutlich denken. Was heißt "flar"? Die Erkennt= nis eines Objektes sett offenbar die vollste Sicherheit voraus, daß das Objekt, weldies erkannt werden soll, auch wirklich eristirt. Die Klarheit bezieht sich also

^{*)} Wir zitiren dieselbe hier stets nach Kuno Fischers meisterhafter Übersetzung. Mannheim, 1863.

auf die thatsächliche Erifteng bes Gegen= standes. Was heißt "deutlich"? Bur Erkenntnis gehört ferner, daß der Gegen= ftand, über welchen gedacht wird, nicht mit anderen Gegenständen verwechselt und vermengt, vielmehr auf das genaueste von jedem anderen, irgendwie sonst noch existi= renden Gegenstande unterschieden werde. Die Deutlichkeit bezieht sich demnach auf die genaueste Unterscheidung des zu erkennenden Dinges von allen übrigen. Rlar benten beißt alfo ficher wiffen, daß bas Ding eriftirt; beutlich benken heißt ficher wiffen, wie es existirt. Diese Bestimmungen sind durchaus nicht überflüffig und felbstverständlich. Descartes hatte die mittelalterliche Scholaftif vor sich, die weder klar noch deutlich dachte; die vor= jugsweise über Gegenstände bachte, deren objektive Eriftens nicht bewiesen war, und beren Bestimmungen über bas Befen ber Dinge stets verschwommen und verworren blieben. Indes - haben wir nicht auch heute noch das Recht zu fragen, ob Des= cartes' Methode wirklich überall angewendet werde, oder ob nicht eine Fulle von sogenannter Wiffenschaft, gang abgefeben von dem haltlofen Meinen der Individuen, der Kritif dieser cartesiani= fchen Bestimmungen weichen müßte?

Rlar und deutlich denken heißt also fo benten, daß jeder Zweifel an ber Richtigkeit des Urteils schließlich unmög= lich ift. Bis dahin muß aber an ber Richtigkeit fort gefett gezweifelt werden. Das Mittel zur Erfenntnis ist alfo, fo lange zweifeln, bis überhaupt kein Zweifel mehr möglich ift, zweifelnd benten bis jum Ausschluß bes Zweifels. Wie bei Baco und in demselben Sinne wird also auch von Descartes im Gegen=

fat zur mittelalterlichen Vervönung des Zweifels der Zweifel für das erste Gebot bes wissenschaftlichen Forschens erklärt.

Giebt es nun ein Erfennungs= zeichen für die Erreichung biefes Grades ber Sicherheit, auf welchem jeder Zweifel aufgehoben ift? Um ein folches Kriterium zu erlangen, wendet sich Descartes an die Mathematik. Ihre Axiome find schlechthin flare und deutliche Erkennt= niffe, die keinem Zweifel unterliegen. Demnach muß auch für alle übrigen Erkenntnis= gebiete dieses gelten: Bas fo flar. beutlich und zweifellos dafteht. wie die mathematischen Ariome, ist wahr. Solange aber diefer Grad ber Widerspruchslosigkeit nicht erreicht ift, kann eine Lehre auf das Brädikat "wahre Erkenntnis" auch nicht Anspruch machen. Die absolute Unmöglichkeit des Zweifels auf irgend einem Wiffensgebiete tritt alfo erst da ein, wo die Klarheit und Deutlich= feit nach dem Muster der mathematischen Axiome erlangt ift. An diesem gewaltigen Magstabe, mit aller Strenge gemeffen, muß allerdings wiederum eine Fulle foge= nannter Erkenntnis als zu kurz geraten erscheinen. Eine so ungeheure Kritik liegt in der Aufstellung dieses Prinzips, daß fowohl der im Erkenntnisdunkel fich wiegende Kanatismus einzelner intoleranter Individuen, als auch die sich blähende Wissensüberhebung ganzer Disziplinen und Zeitalter zerschmetternd davon ge= troffen wird.

Methodisch denken heißt wahr Der Sinn ber Bestimmung benken. "wahr" ift erfannt. Washeißt "denten"? Das Denken foll zu klarer, deutlicher, zweifellofer Erkenntnis führen. Offenbar fann mich nur mein Denken zu berartiger

Einsicht bringen. Will ich einsehen, fo fann fein anderer für mich das Denkacschäft besorgen. Wissenschaftlich benken beißt alfo in jedem Kalle felbst denken, felbständig urteilen, aus eigenem Ber= stehen das richtige Urteil ableiten. Darin liegt also die wuchtigste Regation eines jeden blos autoritativen Sinnehmens auf guten Glauben. Auch der festeste Glaube an etwas ver= bürat nicht die Richtigkeit des Geglaubten und giebt niemals Erkenntnis. Der bloße Autoritätsbeweis schließt das eigene Urteil und die selbständige Erkenntnis, also ge= rade die Bedingungen der Wahrheits= forschung aus und darf deshalb in wirklich erakter Wiffenschaft keine Stelle finden. Damit fällt die bloke Tradition als Quelle der Erfenntnis (die idola theatri Bacos); damit die bloge Überlieferung burch Worte (bie idola fori Bacos); damit jedes blos mechanische Erler= nen, wie es einer mittelalterlichen Bada= gogif eigen war. Sie alle fteben im Wider= fbruch mit den Forderungen wahrer Er= fenntnis, die "felbst feben, felbst den= fen, felbst urteilen in jedem Kalle!" lauten. Offenbar tritt bier die Übereinstim= mung Descartes' mit Bacos Idolen= lehre deutlich zu Tage. Beide bringen mit berfelben Berneinung dieselbe Bejahung.

Aber wie weit soll die Geltung eines so streng gefaßten methodischen Denkens sich erstrecken? Bezieht sich die Forderung eines solchen nur auf ein bestimmtes Gebiet von Objekten, auf eine bestimmte Wissenschaft, und sind andere davon auszenommen? Wo immer es sich um Wahrheit handelt, gilt die Methode. Sie ist nicht blos mathematisch oder naturwissenschaftlich, sie gilt auch für

bie Geisteswissenschaften, sie gilt auch für das religiöse Gebiet, wosern man auf demselben sichere Erkenntnisse haben will. Die Methode ist eine universelle Forschungsmethode, die keine Ausnahmen dulzdet. Den kritischen Gegensatz zwischen der neuzeitlichen und mittelalterlichen Weise der Erkenntnis und der Erkenntnisse sprache dadurch am schärfsten aus, daß er die Allgemeingiltigkeit seiner Methode für alle Gebiete betont.

Die erste Regel ist erläutert. In der kurzen Fassung Descartes' lautet sie: "Die erste Regel war, niemals eine Sache als wahr anzunehmen, die ich nicht als solche deutlich erkennen würde, d. h. sorgsältig die Übereilung und das Borurteil zu vermeiden und in meinen Urteilen nur soviel zu begreisen, als sich meinem Geiste so klar und deutlich darstellen würde, daß ich gar keine Möglichkeit hätte, daran zu zweiseln."

Das Charakteristische der ersten Regel ift, daß sie gewisse Forderungen an die Subjektivität beffen ftellt, ber forschen will. Der Forscher muß erst fein Selbst in eine gewisse Verfassung gebracht, es, um baconisch zu reden, von Idolen befreit haben; er muß den Mut des Zweifels in sich erwedt haben und entschlossen fein, selbst zu denken-erst wenn er diese fub= jektiven Bedingungen erfüllt hat, kann er nun die objektiven Mittel in Anwendung bringen, durch welche er zur Erkenntnis gelangen wird. Wird also in der ersten Regel die Anweisung zur rich= tigen Vorbereitung des forschenden Subjektes gegeben, so lehren nun die drei anderen Regeln die richtige Behandlung des zu erforschenden Objektes; dort wird ge= fagt, was mit dem Forscher, hier, was mit der Aufgabe vorzunehmen sei.

Die zweite Regel nennen wir die ber Analysis. Vor dem in der richtigen Verfassung sich befindlichen forschenden Geifte liegt bas zu untersuchende Broblem. Der erste Schritt zur wiffenschaftlichen Lösung deffelben ift die Auflösung (Analyse). Jedes Problem ist - fonft wäre es feins - ein vielfältig verworre= nes und verwickeltes. Was ift 3. B. der Körper, der Geift, die Tugend, der Staat? In bem Begriff "verwickelter Gegenstand" liegt, daß ber Gegenstand aus vielen Teilen zufammengefett ift. Um gur Deutlichkeit gu gelangen, muffen wir alfo den verwickelten Gegenftand aufwideln, den vielfältig gufam= mengesetten in feine Teile gerlegen. Rur fo kommen wir zur Überficht, welche bie Borbedingung ift zur Ginficht. Aber wir muffen den Gegenstand auch in alle feine nur möglichen Teile zerlegen; wir muffen die einfachften Teile erreiden. So lange noch ein zusammengesettes bleibt, herrscht noch das Berwickelte und Undeutliche, die Undurchsichtigkeit statt der Einficht. So ist also die analytische Berlegung bes Gegenstandes in feine Teile das erste Mittel der For= schung. Aber die Auflösung ist noch weit entfernt von der Lösung. Die Auflösung ist nur die Auseinanderlegung der Teile des Problems. Sie ist offenbar nur die genaue Befdreibung des Gegen= ftandes, nicht die faufale Erflärung desselben. Baco würde sie die enumeratio simplex nennen, die nur die Voraus= setzung der interpretatio ist. Wir haben mit ihr nur erst das Inventar aufgenom= men, die Bilang ift noch zu machen. Diese Unalysis formulirt nun Descartes in der zweiten Regel furt folgendermaßen:

"Die zweite (Regel war): jede der Schwierigkeiten, die ich untersuchen würde, in so viele Teile zu teilen, als möglich und zur besseren Lösung wünschenswert wäre."

Die vierte Regel Descartes' (welche wir hier aus Gründen der Zwedmäßigkeit an britter Stelle behandeln) nennen wir die der Induktion. Das verwickelte Problem ist in alle seine Teile gerlegt. Jest ift jeder einzelne Teil für sich zu betrachten. Wendete sich nach der zweiten Regel unfere Thätigkeit auf das Gange, das wir in feine Teile gerlegten, so erstreckt sich dieselbe nun auf jeden der Teile, in die wir das Ganze zerlegt haben. Aber die Betrachtung jedes Teiles muß eine in jeder Beziehung allumfaf= fende fein; wir burfen uns feiner Auslaffungen schuldig machen; wir dürfen nichts übersehen, was zur Erleuchtung und Erklärung der Natur des Teiles die= nen fann. Alles zur Sache Gehörige muß herbeigezogen werden; es muffen, um mit Baco zu reden, alle Inftangen befragtwerden, die negativen nicht min= der, als die positiven. Nur durch diese allseitige Induktion wird der zu unter= suchende Teil in seinem innersten Wesen flar gestellt. Es ift begreiflich, daß an diefer Stelle, wo speziell die induktive Methode ihr Amt antritt, Descartes von Baco an Ausführlichkeit übertroffen wird. Descartes begnügt fich, dem Gedanken der induktiven Methode kurz den folgenden Ausdruck zu verleihen:

"Die lette (Regel war): überall so vollständige Aufzählungen und so um= fassende Übersichten zu machen, daß ich sicher wäre, nichts auszulassen."

Wenn der Inhalt der vierten Regel in Bacos Methodenlehre eine eingehen=

dere Behandlung findet, so ergänzt nun wieder durch seine dritte Regel (die wir hier an vierter Stelle behandeln) Des = cartes den baconischen Kanon, der gerade an dieser Stelle eine Lücke zeigt. Denn erst durch diese dritte Regel der Synthesis (wie wir sie nennen wollen) erhält die wissenschaftliche Forschung ihren Abschluß und erreicht ihr Ziel. Diese dritte Regel der Synthesis oder Deduktion lautet bei Descartes folgendermaßen:

"Die dritte (Regel war): meine Gebanken richtig zu ordnen; zu beginnen mit deneinfachsten und faßlichsten Objekten und aufzusteigen allmählich und gleichsam stufenweise bis zu der Erkenntnis der komplizirtesten, und selbst solche Dinge in gewisser Weise zu ordnen, bei denen ihrer Natur nach nicht die einen den andern vorausgehen."

Das verwickelte Problem ift in feine ein= fachsten Teile zerlegt und jeder einfachste Teil in seinem Wesen erkannt. Das zu er= klärende zusammengesetzte Objekt besteht aus diefen einfachsten Teilen, mithin, wenn wir die einfachsten Teile durch jene Induttion verstanden haben, so haben wir alle Vorbedingungen erfüllt, um nun auch die Summe aller jener Teile, das Ganze, zu ber= stehen. Es bleibt nur noch ein Schritt zu thun übrig. Nachdem wir jeden einzelnen Teil für sich induftiv erläutert haben, kom= poniren oder funthefiren wir jestwieber diese nunmehr flar und deutlich ge= wordenen einfachsten Teile zum Ganzen; wir vollzichen wieder die Zufammenfehung des Romplizirten aus dem Einfachen, oder, was daffelbe sagen will, wir geben damit die Ableitung oder Deduktion des Ganzen aus den einfachsten Teilen, womit offenbar die flare, deutliche und zweifel= lose Erkenntnis des Ganzen erreicht ift. Aber ist es benn nötig, diesen letten Schritt noch zu thun? Er ist fast der not= wendigste von allen. Denn das Ganze, wozu wir die Teile nun schließlich synthe= siren, ist ein völlig verschiedenes von dem Ganzen, von beffen Zerlegung in Teile durch die Analyse wir ausgingen. Jenes alte Ganze war ein verworrenes, un= durchsichtiges, unbestimmtes, chaotisches, in dem wir die Natur weder der Teile, noch ihres Zusammenhanges verstanden. Dieses neue Ganze ist im Gegenteil nun in allen feinen Teilen ein flares und deut= liches, ein durch und durch bestimmtes, völlig geordnetes, deffen Zusammenhänge uns in allen Fafern einleuchten. Würden wir aber diese schließliche Synthesis nicht vollziehen, so würde uns gerade der kausale Zusammenhang der Teile doch noch unklar bleiben, so klar uns die einzelnen Teile sein möchten. Wie erst durch die Teile das Ganze verstanden wird, fo em= pfangen andrerseits die Teile wieder Licht und Verständnis aus der wechselseitigen Berbindung, in welcher wir sie in dem Ganzen stehen sehen, und so muß erst recht das Ganze durch Synthese hergestellt wer= den. Ohne diese "hätten wir die Teile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band"; wir hatten die zerftreuten Glieder eines Organismus, und doch damit kein Bild von diesem Organismus selbst, weil uns der kaufale Zusammenhang und die Wechselwirfung der Teile unter einander fehlte, die nur in dem Gangen des Organismus hervorleuchten. So giebt also die Synthese erst der Forschung den befriedi= genden Abschluß, und die Refomposition des richtigen Begriffes bildet Ziel und Vollendung der Erkenntnis.

Vier Sauptfächlichkeiten alfo find es,

welche die cartefianische Erkenntnismethode vorschreibt: 1) Die Berftellung der fub= jeftiven Bedingungen zur richtigen Forschung im Geiste des Forschers; 2) die Berlegung bes verwickelten Problems in feine einfachsten Teile (Analysis); 3) die induftive Untersuchung jedes der einfach= ften Teile (Induktion); 4) die Herstellung bes neuen, nunmehr in allen seinen Teilen und deren Beziehungen flar und deutlich erfaßten Gangen (Sunthefis). Descar= tes betont felbst, daß ihm bei der Aufstellung dieser Methode- die Mathematik als Mufter und Vorbild vorgeschwebt habe. In ihr führt fich jeder noch fo ver= widelte Sat in letter Inftang auf aller= einfachste Elemente gurud. Soll ein Broblem gelöft werden, fo wird daffelbe in alle seine Teile zerlegt, jeder Teil durch vollständige Betrachtung erläutert und darauf durch Sonthese die Erkenntnis des Ganzen gewonnen. Was fo in der Ma= thematif echte Erkenntnis erzeugt, muß auch in den andern Wiffenschaften wirkfam sein. Nicht blos mathematisch soll die Methode bleiben, Universalmethode foll fie werden. Wie weit war das Mit= telalter einer berartigen Behandlung der Erkenntnisstoffe fern geblieben! ichroff ftellt fich jener Scholaftif diese Methodik entgegen. Es handle sich um die anthro= pologische Frage nach dem Wesen der Menschheit. Rasch hat das Mittelalter im Sinne Augustins und der Kirchenlehre die Antwort bei der Hand. Doch ist sie die richtige? Rlar und deutlich nach Art ber mathematischen Axiome ift fie nicht. So erhebt sich gegen sie der erschütternde Zweifel — das fordert das erfte Gefet der Forschung. Nun wird nach dem zwei= ten Gebot die Analysis des Begriffs

Menschheit begonnen. Da zeigt fich gleich. daß hier ein unendlich verwickeltes Broblem in feine Teile aufzulösen ift. Diefe Teile find die Raffen, die Bölfer, die Stämme, die Individuen. Geographie und Ethnographie, Anatomie, und Bfy= chologie u. f. w. u. f. w. muffen fich bier zu mühsamster Arbeit verbinden, um nach der dritten Regel die einzelnen Teile der Menschheit genau zu charafterisiren, alles zur Sache Gehörige berbeizuschaffen und zu befragen. So will es die Induftion. Offenbar liegt in diesem Beispiele eine ungeheure Aufgabe vor, in der man heute kaum biszur Auflöfung, geschweige zur Löfung gelangt ift. Gben erft haben bie anthropologischen Wissenschaften mit der Analysis und Induktion begonnen — in unabsehbarer Ferne liegt noch die Syn= thesis, und doch hatte das Mittelalter die Rühnheit, in spielender Leichtigkeit die Frage zu beantworten.

Als Begründer dieser modernen Diethodenlehre ist weder Baco noch Des= cartes allein zu bezeichnen — beide ha= ben gleichmäßig baran gearbeitet. Die Aehnlichkeiten und Unterschiede bei beiden springen leicht in die Augen. Die erste Regel Descartes' giebt im furzen Auszuge, was Baco in gründlicher Weise in feiner Idolenlehre entwickelt. Dagegen hat Baco zwei bedeutungsvolle Momente der wissenschaftlichen Forschung vernach= läffigt, eben die, welche Descartes in seiner zweiten Regel der Analyse und in der dritten der Synthese fordert. Hinwieberum die Induktion, beren Ausführung Baco die Sälfte des neuen Organes wid= met, ift bei Descartes in seiner vierten Regel nur mit wenigen Strichen gezeich= net. Go fteht alfo das Berdienft auf beiden Seiten gleich: Fdolenlehre und Ins duktion bringt Baco, Analyse und Shnsthese Descartes vorzugsweise.

Binfichtlich ber cartesianischen Syn= these oder Deduktion dürfen wir nicht ver= fehlen, den durchgreifenden Unterschied bervorzuheben, in welchem fie sich gegen= über der Deduktion der aristotelischen Logik, und alfo des Mittelalters, befindet. Diese logische Deduktion besteht lediglich in einem Schlufverfahren, welches sich um die Nichtigkeit der Prämissen nicht befümmert. Rein logisch genommen, ist es eine durchaus fehlerlose Deduktion, wenn ich schließe: Alle Menschen sind weiß, die Reger find Menschen, die Reger find weiß. Den Syllogismus fümmert es nicht, ob der Oberfat, aus dem geschloffen wird, richtig ift ober nicht. Diese sullogistische Deduktion hat es mit der eigentlichen Wahrheitsforschung also gar nichtzu thun; fie ist ein lediglich dialektisches Kombini= ren von Begriffen, ohne daß diefe ber Brufung unterzogen waren. Sie ift von nur formaler, nicht von materialer Bedeutung. Dagegen die cartesianische Deduf= tion der modernen Wiffenschaft ftellt vor allen Dingen erft. ben Obersatz ficher; ber Inhalt deffelben gilt ihr in erster, das Formale in zweiter Linie. Die Prämiffen find die einfachsten Teile, aus denen das Bange sonthefirt wird. Durch die induktive Herbeiziehung alles erforderlichen Ma= terials muffen aber die Brämiffen erft bewiesen sein. Erst nachdem die Oberfätze empirisch fest begründet sind, wird die Deduktion vollzogen. Hier handelt es sich also nicht blos um eine dialektische Figur, hier liegt vielmehr ein wirklich schöpferi= fches Berfahren vor. Diese Deduktion entdedt neues; die logische Deduktion ent=

bedt überhaupt nichts; fondern fubsumirt nur einen Begriff unter einen andern. Das ist das erste Merkmal, durch welches sich die cartesianische Deduktion von der blos logischen unterscheidet. Aber sie ist auch noch in einer anderen bedeutungs= vollen Sinsicht davon unterschieden, und eben hier wird fie und eine Berspektive eröffnen, an deren Ende wir schon den Rantischen Kritizismus erblicken. Diese Deduktion der modernen Wiffenschaft, wie Descartes sie darstellt, beruht nämlich in letter Inftang auf einer intuiti= ven Erkenntnis der allerersten Prä= missen. Wie Descartes wollen auch wir uns zur Erläuterung biefes Begriffs an der Mathematik orientiren. Die Ma= thematik führt alle ihre noch so verwickel= ten Sate auf gewiffe einfachfte Sate ober Axiome zurud. Sind diese ihre allererften Brämissen, aus denen sie alles ableitet, bewiesen? Sie find unbewiesene Wahr= heiten und doch deutlich, flar und zweifel= los. Als allereinfachfte Sate find fie selbst nicht mehr ableitbar. In der sicher= ften aller Wiffenschaften find also die ersten Gründe nicht blos unbewiesen, sondern auch unbeweisbar. Sie können nicht aus noch Einfacherem weder logisch, noch em= pirisch abgeleitet werden. Es genügt, sich flar vorzustellen, daß zwischen zwei Bunkten die gerade Linie die kurzeste ist, und die Wahrheit des Sates leuchtet sofort ein. Solche einfachste, unbeweisbare, und boch absolut sichere Erkenntnisse nennen wir intuitive Erfenntniffe. verbinden mit diesem Ausdruck in keiner Weise eine mustische Bedeutung oder trans= scendente Beziehung, sondern bezeichnen damit ausschließlich die Thatsache (ohne dieselbe vorläufig fritisch zu erörtern), daß gewisse sicherste Erkenntnisse nicht beruhen auf logischen Beweisen, sondern durch bloße Anschauung oder Intuition in ihrem Wesen klar einleuchten. Alle mathematische Deduktion beruht dennach in letzer Grundlage auf Intuition. Was so von der Mathematik gilt, soll nach Desecartes in letzter Instanz von jeder Erstenntnis überhaupt gelten; jede Deduktion, worauf sie sich auch beziehen möge, soll sich zuletzt auf gewisse einsachste Sätestitzen, die trotz ihrer Unbeweisbarkeit doch sicher und einleuchtend sind.

Seben wir uns unter unfern funda= mentalen Erkenntnissen um, so finden wir allerdings Sätze, die wir nicht beweisen fönnen, und die doch die unumftößliche Boraussetzung aller Wiffenschaft bilden. Den Satz: aus nichts fann nichts entstehen, ober in positiver Form: alles muß eine Ursache haben - fönnen wir nicht beweisen. Man fann beweisen, daß dieses oder jenes dies oder das zur Urfache hat. Wie wollen wir aber beweifen, daß alles feine Urfache hat? Alles zu kennen, steht schlechthin nicht in unserem Bereich, und doch behaupten wir jene Allgemeingiltigkeit der Kausalität mit unerschütterlicher Rühnheit. Denken wir ben Sat ber Raufalität aufgehoben, und es giebt nicht einmal mehr die Möglichkeit der Wiffenschaft. Da alles Wiffen ausnahmslos fich auf diesen Sat zurückführt, der selbst nur intuitiv feststeht, so ist es flar, daß auch in den übrigen Wiffenschaf= ten die Intuition das lette Fundament aller Beweise bildet. Wenn nun (was vorläufig nur byvothetisch angenommen fein möge) alle Wiffenschaft in letter Instang sich auf gewisse erste, nur intuitiv erfennbare Wahrheiten zurückführt, fo wäre unsere Aufgabe, die allereinfachsten Brämissen unseres Denkens zu entbeden. Diese allereinfachsten Erkenntnisse sind eben dadurch charakterisirt, daß sie uns unmittelbar einleuchten, uns, b. h. unferem Denken. Alles nun, was uns von außen gegeben ift, was uns irgendwie überliefert ift, was uns durch unfere Sinnesorgane vermittelt wurde, das ift, als ein vermitteltes, offenbar nichts Unmittel= bares, und deshalb ist alles derartige, wie die sinnlichen Wahrnehmungen, dem Zweifel ausgesett. Mithin, wenn diese allerein= fachsten Brämissen absolut unzweifelhaft fein und unserem Denken unmittelbar ein= leuchten follen, so müssen sie in unserem Denken schon an und für sich enthalten, sie muffen, wie der Ausdruck lautet, a priori in unserem Deuten sein, in der Na= tur deffelben liegen, ihm organisch ange= boren fein. Wie das zu denken fei, darüber stellen wir bier nicht einmal Bermutungen an. Doch so viel steht fest: wenn es folche intuitive Vorbedingungen aller Erfenntnis gabe, fo ware unfere erfte und wichtigste erkenntnis=theoretische Aufgabe, unsere Vorstellungswelt genau baraufbin zu erforschen und zu prüfen, was in ihr als apriorische Ur= und Grundbestandteile aus ihrer innersten Natur heraus vorhan= ben, und was erft von außen durch die Sinnesorgane im Laufe der individuellen Erfahrung binzugetreten sei. Erst nach dieser Tieffeeforschung in unserem Geifte fönnten wir mit Sicherheit fagen, was wirklich objektive Natur der Dinge und was subjektive Zuthat unseres eigenen Selbst fei. Eben diese Unterscheidung fordert schon Baco, sie for= bert nicht minder Descartes, und eben diese Forderung ist es, die auch Kants Rritizismus zum Ausgangspunkt seiner

fämmtlichen Untersuchungen macht. So tritt dem mit diesem Gedanken Descarstes an die Schwelle der kritischen Philossophie hinan, aber er überschreitet sie nicht. Denn so richtig von ihm die Aufgabe bespriffen und gestellt ist, so sehr er schon auf die moderne Weltanschauung loszusteuern scheint — die Untersuchung, die er selbst darüber anstellt, fällt doch ganz unkritisch aus, und weit entsernt, sich auf dem Flügelroß seiner großen Aufgabe in den kritischen Ather emporzuschwingen, sinkt Descartes hier wieder völlig in den Dogmatismus zurück.

Descartes' Methodenlehre weift auf die Notwendigkeit bin, unsere Vorstel= lungen auf den Grad ihrer Gewißheit zu prüfen und die ersten und einfachsten in= duktiven Grundprämiffen aller Erkenntnis zu entdecken. Un der Lösung dieses Pro= blems versucht sich der Philosoph in sei= nen "Meditationen". In Form von Selbstgesprächen läßt hier Descartes fast in dramatischer Beise feine Borftel= lungen Revue passiren. Da treten auf die Vorstellungen der Kindheit, aber sie scheitern an der späteren Erfahrung und an dem späteren fritischeren Denfen, da erscheinen die sinnlichen Wahrnehmungen, aber sie sind trügerisch und täuschend. Selbst die Vorstellung vom eigenen Ror= per wird vom Zweifel getroffen; die allen übrigen Vorstellungen zu Grunde liegen= den Vorstellungen von Raum und Zeit lösen sich bei genauerer Betrachtung in fehr problematische Gebilde auf; fogar die Vorstellung, die als letter Rettungsanker erscheint, von Gott, verbürgt nicht die Eriftenz Gottes, und wenn Gott eriftirte, so könnte er nur ein sehr ohnmächtiges Wefen sein, das nicht die Macht hätte, uns vor Irrtum zu bewahren, oder er könnte ein übermächtiges Wesen sein, das mit der Macht auch den bosen Willen befäße, uns geradezu in den Irrtum hineinzusturgen. Wenn wir also auch annähmen, daß alle unsere Vorstellungen von Gott stammten, - über ihre Sicher= heit wäre damit noch gar nichts ausge= fagt. Welche Gruppe von Vorstellungen man auch nehmen möge, sie sind alle zweifelhaft, und daher denn Descartes' be= rübmtes Wort: Dubito de omnibus, ich zweifle an allem. Aber dieses Dubito ist jener fokratisch=kritische Anfangs= und Aus= gangspunkt des Forschens, nicht jenes steptische Endergebnis alles Forschens. Co beruhigt fich benn ber Denker nicht bei ihm, fondern hält weitere Umschau. Ift denn in diesem wogenden Meere von Trug und Täuschung nicht ein einziger, wenn auch noch so kleiner Fels zu ent= beden, auf dem man fußen könnte? Gine Gewißheit bleibt, nicht trot des Zweifelns, fondern gerade wegen des Zweifelns. Sicher ist, daß ich zweifle. Zweifeln beißt verneinen, urteilen, denken. Zweifle ich, fo bente ich. Der Zweifel beweist, daß ich denke. Ich könnte aber nicht denken, wenn ich nicht existirte. So ist ganz entschieden mit meinem Zweifeln an allem die Gewißheit meiner Existenz verbürgt, und so ergiebt sich benn aus dem dubito de omnibus die Ergänzung dazu: cogito, ergo sum, ich denke, also bin ich. Außer diefer Gewißheit meines eigenen Ich erscheint das übrige zunächst als ungewiß. Wie erlange ich weitere Gewißheit? Das ift nun die Frage, bei deren Beantivortung Descartes schnell die fritische Fährte verliert. In Gile sucht er auf Grund der eben gewonnenen Selbft=

gewißheit nun alles wiederherzustellen, was er sveben skeptisch erschütterte: es bleibt schließlich alles beim Alten: die ob= jektive Gewißheit der außeren Dinge, die Existenz Gottes u. f. w.; jah und tief fällt er, wenn auch mit vieler und neuer Me= thode, seinen Resultaten nach in den Dog= matismus zurück, von dem er fich doch mit fo viel Teuer befreien zu wollen ichien.

Die Frage ist also: Wie kommen wir von der gewonnenen subjektiven Selbstge= wißheit zur objektiven Gewißheit anderer, außer uns eristirender Dinge und Wefen? Die sinnliche Wahrnehmung fann über beren Existenz nichts aussagen, was nichtzweifel= baft wäre. Mithin allein aus unserem eigensten Innersten, wenn überhaupt, fann Bewißheit darüber aufleuchten. Descar= tes entdeckt in feiner Borftellungswelt eine Vorstellung, von der aus er das Dasein eines anderen Wesens mit Sicherheit erschließen zu können glaubt. Das ist die Borstellung des Unendlichen, oder was daffelbe fagt, Gottes. Aus dem Menschen heraus kann diese Vorstellung nicht entstanden sein, denn der Mensch ift ein beschränktes, endliches Wesen. könnte aus dem Endlichen stammen, was gar feine Verwandtschaft mit ihm hat, das Unendliche! Aus der äußeren finnlichen Wahrnehmung fann diefer Begriff ebenfo wenig geschöpft sein. Denn die sinnlich wahrnehmbaren Dinge find endliche Dinge. Woher alfo? Nur eine Annahme bietet fich uns zur Erklärung bar: Daß es eben ein foldes unendliches Wefen, Gott, giebt, welcher den Begriff von sich in uns endliche Wesen hineingelegt hat, welcher wie einen Stempel ihn uns eingedrückt hat, fodaß deshalb das psychologische Vorhan= densein dieser Vorstellung des Unendlichen in und der sicherste Beweis dafür ift. bak außer uns das unendliche Wesen eristirt. Run aber lichten fich auch mit einem Schlage alle Zweifel. Gott ift als unendliches Wefen auch die absolute Wahrheit. So folgt aus seinem Wesen, daß er uns nicht täuschen kann. Erscheinen daher auf den ersten Blick unsere Vorstellungen auch trügerisch — wenn wir nur das Licht unferes von Gott gegebenen Verstandes ge= wissenhaft anwenden, so werden wir sicher= lich die objektive Wahrheit erkennen. Nun ift aber Gott ein immaterielles Wefen. Da wir fein Wefen in unserem denkenden Beiste begreifen können, so muß unser denkender Geist ihm gleichgeartet, b. h. ebenfalls immateriell fein. Wir haben also die Sicherheit, daß es neben Gott immaterielle Geister giebt. Dem immate= riellen Denken steht aber offenbar noch ein anderes Wesen gegenüber, nämlich der Rörper, denn der Geist stellt ihn vor und erkennt ihn als etwas anderes als sich felbst, nämlich als ausgedehnt. So ist es denn weiter flar, daß neben Gott und den Geistern auch das Körperliche, Ausge= dehnte, Materielle eristirt, und so gerät Descartes in einen doppelten Dualis= mus binein: erstens in den Dualismus zwischen dem immateriellen, unendlichen Gott und der endlichen Welt, welche aus endlichen Geistern und Körpern besteht; zweitens in den, die Welt spaltenden, Dualismus zwischen den immateriellen Geistern (Seelen) und den materiellen Körpern (Leibern). Offenbar — fo fritisch der Anfang schien, so neu die Methode, so viel Neues man erwartete - hier bleibt es dabei:

"Wer fann was Dummes, wer was Kluges denten, Das nicht die Vorwelt schon gedacht?"

Ms Ausgangspunkt für die Kritik des Cartesianismus empfiehlt sich eine ander= weite Veraleichung deffelben mit dem Ba= conismus. Es wird badurch besonders bervortreten, wie weit die Bahnen der bei= den philosophischen Reformen zusammen= laufen, an welcher Station fie aber nach entgegengesetzter Richtung abzubiegen beginnen. Die Uebereinstimmung beider fo= wohl hinfichtlich des Ausgangspunkts, als der Methode, als des beabsichtigten Zieles ber Forschung kann kaum groß genug ge= bacht werben. Beide wollen, daß die Forfdung, ftatt auf das Außer= und Über= natürliche, fich auf die Natur richte. Gang im Sinne Bacos fagt Descartes: "Ich wollte feine andere Wissenschaft mehr fuchen, als die ich in mir felbst oder in bem großen Buche ber Welt würde finden fönnen." Mis ob Baco fpräche, wünscht auch Descartes "ftatt jener theoretischen Schulphilosophie eine praftische zu er= reichen, wodurch wir die Kraft und die Thätigkeiten bes Feuers, bes Waffers, der Luft, der Geftirne, der Himmel und aller übrigen uns umgebenden Körper ebenfo beutlich als die Geschäfte unserer Sand= werfer fennen lernen und also im Stande fein würden, fie ebenfo praktisch zu allem möalichen Gebrauch zu verwerten und uns auf diese Beise zu Berren und Gigen= tümern der Natur zu machen. Und das ift nicht blos wünschenswert gur Erfin= dung unendlich vieler mechanischer Künste, fraft beren man mühelos die Früchte ber Erde und alle beren Annehmlichkeiten ge= nießen fonnte, sondern vorzugsweise zur Erhaltung der Gefundheit, die ohne Zweifel das erste Gut ift und der Grund aller übrigen Güter dieses Lebens." Das regnum hominis wird also auch hier als Ziel

der Philosophie hingestellt. Wie Baco ist es ferner Descartes flar, daß dieses Biel nicht erreicht werden fonne, "wenn man nicht durch die Wirkungen zu den Ursachen aufstiege durch viele ins Einzelne gehende Erfahrungen," also industiv ver= führe. Und unter diesen Ursachen versteht Descartes wie Baco die causae efficientes, denn wenn er auch nicht geradezu leugnen will, daß Gott in der Welt Zwecke verfolge, so hält er die Erkenntnis der= selben doch für unmöglich - dem Menschen bleibt lediglich das Gebiet der mecha= nischen Ursachen. "Run wollte ich," fährt er fort, "an die Erforschung einer fo notivendigen Wiffenschaft mein ganzes Leben setzen und hatte einen Weg gefun= ben, auf dem, wenn man ihn verfolgt, man jene Wiffenschaft unfehlbar treffen muß, es fei benn, daß man durch bie Rurze des Lebens oder den Mangel an Erfahrung daran verhindert werde. Gegen diese beiden Sindernisse, meinte ich, gebe es fein besseres Mittel, als der Welt meine wenigen Entdedungen öffentlich mitzutei= Ien und die guten Röpfe einzuladen, fie möchten weiterzukommen suchen, indem jeder nach feiner Neigung und feinem Bermögen zu den Erfahrungen, die nötig wären, beitrüge, und alles, was sie Reues lernen würden, dem Bublifum mitteilten, damit die Letzten immer da anfingen, wo die Vorhergehenden aufgehört, und indem Leben und Arbeiten vieler fich auf diese Beise vereinigten, wir alle zusammen viel weiter vorwärts fämen, als jeder Gin= gelne für feine Berfon vermöchte." Und daß diefe Erfahrung nur dann vollen Wert habe, wenn sie die Feuerprobe des Experimentes bestanden, davon ist Descartes ebenso tief wie Baco über-

zeugt: "Ich weiß hier kein anderes Hilfs= mittel, als wieder einige Experimente zu fuchen, bei benen ber Erfolg nicht derfelbe ist, wenn man ihn so ober anders erklärt. Übrigens bin ich jett fo weit, daß ich wohl febe, wie man es anfangen muß, um ben größten Teil jener gur Wirfung zweddien= lichen Experimente zu machen. Aber ich febe auch, daß sie so beschaffen und so zahlreich find, daß weder meine Sände, noch meine Einfünfte, wenn ich auch taufendmal mehr hätte, als ich habe, für alle ausreichen würden. Je nachdem ich alfo mehr oder weniger folder Experimente zu machen die Gelegenheit haben werde, um so mehr oder weniger werde ich auch in ber Erkenntnis der Natur vorwärts kommen. Dies wollte ich in der von mir geschriebenen Abhandlung mitteilen und den öffentlichen Ruten davon so klar dar= thun, daß ich alle, benen das Wohl der Menschen am Serzen liegt, d. h. alle in Wahrheit Tugendhafte, die nicht fälschlich fo scheinen oder blos als folche gelten,

Sowohl Descartes wie Baco erstennen in der industiven Erfahrung das Instrument der Forschung. Aber die Institution schreitet unendlich langsam und mühevoll vorwärts; ein einzelner ist kaum im Stande, sie hinsichtlich einer einzigen Erscheinung, geschweige einer Gruppe von Erscheinungen oder gar des Weltganzen zu Ende zu führen. Gerade aus der Anstrehe

dazu bringen würde, mir sowohl die von

ihnen bereits gemachten Experimente mit=

züteilen, als bei der Untersuchung derer,

die noch gemacht werden muffen, zu helfen." Bei fo intimer Übereinstimmung in den

prinzipiellsten Fragen sollte man kaum eine

erhebliche Verschiedenheit erwarten, und

doch liegt dieselbe vor.

erkennung der empirischen Methode folgt also die Notwendigkeit, sich jeder Ausfage über das Weltganze und seine letzten Bringipien völlig zu enthalten; ein abgeschlossenes System zu bauen ist unverein= bar mit der Tendenz der Induftion. Ge= rade hierin enthüllt sich und aber der Tehler Descartes! Er wird feinen eignen metho= dologischen Forderungen ungetreu: diese schließen die vorschnelle Aufstellung letter Brinzipien aus. Descartes aber giebt fogleich ein in sich abgeschlossenes Syftem mit folden Bringipien. In diefer Begie= hung ist Bacos Berfahren vorsichtiger. Im "Neuen Organon" heißt es: "Zwei Wege zur Erforschung und Entdeckung der Wahrheit sind möglich. Auf dem einen fliegt man von den Sinnen und dem Gin= zelnen gleich zu den allgemeinsten Sätzen hinauf und bildet und ermittelt aus diefen oberften Säten, als ber unerschütterlichen Wahrheit, die mittleren Säte. Diefer Weg ist jest in Gebrauch. Der zweite gieht aus dem Sinnlichen und Einzelnen Sätze, steigt stetig und allmählich in die Söhe und gelangt erst zulett zu dem Ullgemeinsten. Dies ift der wahre, aber un= betretene Weg. . . Beide Wege beginnen mit den Sinnen und dem Einzelnen und endigen mit dem Allgemeinsten; aber fie weichen darin von einander ab, daß auf dem einen das Einzelne und die Erfahrung nur in Gile geprüft, auf dem anderen aber regelmäßig und ordentlich dabei verblieben wird. Ebenfo werden auf dem einen gleich im Anfang hohle und nutlose Allgemein= beiten aufgestellt, während der andere allmählich zu denen aufsteigt, die wirklich der Sache nach die richtigen find." (v. Rirch= manns Übersetzung.) Diese baconischen Sätze kann man ohne Weiteres zur Kritik

des Cartesianismus verwenden. So ausgezeichnet Descartes seine methodologi= fden Grundfäte entwickelte, bennoch "fliegt er von den Sinnen und dem Ginzelnen gleich ju ben allgemeinsten Gaten hinauf" und "ftellt gleich im Anfang hoble und nuts= lose Allgemeinheiten auf". Und wollen wir in Descartes den psychologischen Grund für dies haftige Zurudtommen auf lette und besonders feine letten Prin= zivien aufdeden, fo find baran ohne Zweifel feine Jugenderziehung und die in ihr er= haltenen Eindrücke Schuld. Baco ift freier englischer Protestant, Descartes ist von Jesuiten erzogener französischer Ratholif. In ihm blieb der Dogmatismus mächtig trot alles scheinbar so starken Skeptizismus; rafd genug muß ber Zweifel bei ihm feine Schuldigkeit gethan haben und geben; feinem wiffenschaftlichen Bewissen ist durch eine anständige Zweifel= periode die notwendige Genugthung gegeben; nun mag man auf den weichen Polstern der alten dogmatischen Gewohn= beit gemütlich weiter ruben. Bergeffen wir nicht, daß Descartes aus Furcht por den Jesuiten und dem Schicksal Ga= lileis das innerlich bekannte Ropernika= nische Suftem verleugnete und sein Werk "le monde" unveröffentlicht ließ. Aber wir wollen damit Descartes trothem eine perfönliche Schuld nicht aufladen. Das Moment der Vererbung ift auf geisti= gem Gebiete nicht minder mächtig als auf förperlichem. Baco und Descartes find Janusköpfe; eins ihrer Gesichter ist völlig modern, das andere trägt noch die Büge des Mittelalters. Der Ginfluß einer tausendjährigen Entwicklung läßt sich weder von einem ganzen Bolke, noch von dem einzelnen Individuum, und sei daselbe ver= hältnismäßig noch fo geiftesftart, ohne weiteres abschütteln und vernichten. Mit mechanischer Gewalt wirken die Gehirnzellen in der vererbten Form. So in Descartes hinsichtlich des mittelalter= lichen Dogmatismus. Gerade diefer Dog= matismus ift das der Zeit, fo neu fie teil= weis auch schon ist, doch immer noch ver= wandte und congeniale, ja vielleicht sogar noch verwandt er e und congenial er e. Esist also gar nichts Auffallendes, um so weni= ger, als auch in der Natur der geistigen Entwicklung niemals ein Glied überfprungen wird, daß mit dem alten Dogmatis= mus nicht ohne weiteres völlig gebrochen wird, daß vielmehr alle feine Lehren erft noch weiter bis jum völligen Ende ent= widelt werden, allerdings in neuen For= men, mit neuem Beifte vielfach durchfett, und doch noch die alten. Erst der Kriti= zismus erhebt die Probleme auf eine völlig neue Stufe. Die Träger jener Entwick= lung, welche jenen Dogmatismus philo= sophisch zu Ende führten, sind vorzugsweise Spinoza und Leibnig.

Über die ursächliche Erklärung der Vererbungserscheinungen.*

Von

Dr. 28. Sentschel.



npaffung und Vererbung bils den die ständigen Stichworte moderner biologischer Forschung und gehörenschonheute zu unseren geläusigsten Vorstellungen; und doch bieten

dieselben noch zahllose unerschlossene Rätzsel, wenn wir es versuchen, denselben eine mechanistische Grundlage zu geben, die Kausalitätsreihe zu versolgen, die von ihnen hinab in das dunkle Gebiet des molekularen Lebens führt.

Es liegt diese in Anbetracht der sonstigen so riesenhaften Fortschritte der modernen Biologie befremdende Erscheinung wohl einmal in der Mißgunst, die die spefulative Philosophie, deren bedeutungsvolle Aufgabe es wäre, hier einzugreisen, der modernen biologischen Forschung gegenüber noch immer nicht ablegen kann, und der teilnahmslosen Gelassenheit ihren

dieser Zeitschrift (S. 83—94 n. 179—192) zu vergleichen. Die dort nur andeutend charakterissirte Perigenesistheorie wird hier durch mannigsfache originale Betrachtungen gestützt.

Schicksalen gegenüber, dann aber wohl noch mehr in den vielfachen Sindernissen. die sich einer Erklärung der Lebensfunktiv= nen der Plassonkörper auf Grund physi= falischemischer Ursachen entgegenstellen. Ja, es frägt sich sogar, ob die Frage nach mechanistischen Ursachen der Vererbung und Anpassung überhaupt wissenschaftliche Bercchtigung besitt, ob die Beantwortung derfelben überhaupt auf immanentem Wege möglich sei? Indes unterliegt die Berech= tigung dieser Frage keinem Zweifel, wir werden fogar bei dem Verfuche einer Be= antwortung berfelben lange nicht fo ge= fährliche Pfade zu betreten haben, als etwa der Phyfiker, der es sich zur Aufgabe macht, die Attraktion auf mechani= stisch-kaufale Prinzipien zurückzuführen; im Bergleiche zu unseren vraanischen Grund= prinzipien der Vererbung und Anpassung besitzt die Attraktion gewiß einen recht

^{*)} Ann: d. Red. Für die weitere geschichtliche Darstellung bitten wir den Artikel von L. Overzier, "Gedanken über Bererbungserscheinungen und Bererbungswesen", im ersten Bande

transzendenten Charafter; eine fausale Durchsichtung der Bererbungs= und Un= paffungsprinzipien wird sich nie in der Lage finden, den Boden immanenter Forschung zu verlassen, weil es sich hier immer nur um eine Burückführung der biologi= schen Prinzipien auf physikalische ober chemische Vorgänge handelt, deren weitere Berfolgung Aufgabe der elementaren Wiffenschaften bildet. Sollte fich beshalb innerhalb des Rreises unserer Untersuch= ungen ein unzugängliches Gebiet finden, fo dürfte die Urfache hiervon nicht in dem Befen ber Sache liegen, fondern lediglich in unseren mangelhaften Untersuchungs= methoden. Auch die Physiologie, deren Aufgabe es wesentlich ware, sich an die Lösung der bier aufgeworfenen Probleme zu machen, hat fich denfelben gegenüber bisher febr uninteressirt gezeigt; wenn fie es auch verfucht hat, die Bererbungs= und Unpassungserscheinungen unter einander zu vergleichen und Gesetze für dieselben fost= zustellen, so hat sie es doch nur vereinzelt unternommen, diefelben durch Burückfüh= rung auf phyfifalisch-demische Vorgänge einem tieferen Verständnis näherzubringen.

Relativ am meisten entwickelt sind noch unsere Vorstellungen von den Anspassungserscheinungen, deren Wesen salt erschöpft sein möchte, wenn man sie als Neaktionen der Organismen auf die Einswirkungen der Außenwelt hinstellt, als Produkte der Ernährung im weitesten Sinne. Unter Zuhülsenahme unserer gereisteren Anschauungen vom Wesen der Plassonkörper erheben sich diese Vorstelslungen von der Anpassung sogar zu logischen Notwendigkeiten; denn das Prinzip von der Erhaltung der Araft, welches eine ganz allgemeine Wechselwirkung zwischen

gleichzeitig an einem Ort sich befindenden Naturobjekten bedingt, muß auch auf die Plaffonkörper feine Anwendung finden, und zwar in ganz besonders ausgeprägter Weise; fennen wir boch feine chemischen Rörper, welche den Plassonkörpern an Reaktionsfähigkeit gleichkommen; die ein= zige Thatsache möge das erläutern, daß die Erifteng - das Leben fämmtlicher un= zähliger Plassonstoffe, die etwa den Kör= per der höheren Tiere aufbauen, aus= nahmslos an gewisse, nur innerhalb sehr enger Grenzen schwankende Temperatur= grade gefnüpft ift. - Die unübersebbar mannigfaltigen Blaffonkörper und die ebenso zahllosen Funktionen derselben, de= ren Gefammtheit das Leben bildet, muffen denmach als chenfo zahlreiche stabile Bleich= gewichtslagen betrachtet werden, welche die Plassonkörper im Laufe ihrer Wechsel= wirfung mit der Außenwelt - ihrer Ent= wicklung eingenommen haben; die Anpas= fung felbst aber ist aufzufassen als diret= ter Ausfluß des komplizirten Baues der Plaffonkörper, deffen Ausdruck wahrschein= lich ein ungemein hobes Atomgewicht fein würde, wenn solches festzustellen wäre.

Biel tiefer liegende Schwierigkeiten stellen sich uns indes entgegen, wenn wir es versuchen, das Prinzip der Vererbung auf eine gleich einfache kausale Grundlage zurückzuführen; abgesehen von einer Neihe von Vorarbeiten, die sich auf die Erscheinungsweise der Vererbung, sowie eisniger damit eng verschwisterter organischer Funktionen erstrecken (vergl. Vaers und Saecels diesbez. Untersuchungen), ist die Frage nach den elementaren, die Vererbung bedingenden Qualitäten der Plassonkörper bisher nur gelegentlich untersucht worden und als eine schwebende zu betrachten.

Es ist ein wichtiges Berdienst Dar= wing, diese Frage in neuerer Zeit (nach= dem sie freilich schon früher und selbst im Altertum vielfach Gegenstand philosophi= fcher Spekulationen gewesen ist) wieder aufgeworfen und den ersten Versuch zu einer Lösung derselben gemacht zu haben. Indeffen fann Darwins bierauf bezügliche Pangenefistheorie heute nur noch als historische Thatsache betrachtet werden. und zwar, weil die neueste Forschung zu mehr naturgemäßen und einleuchtenden hierauf bezüglichen Vorstellungen gelangt ist; es ist auch Spekulationen, die den pangenetischen durchaus ähnlich waren, fcon im Altertum der Borwurf gemacht worden, daß fie nur Scheinerklärungen ge= währen, da sie (ganz so auch die Bange= nesistheorien) die geheimen Bererbungs= erscheinungen durch die Einschiebung ebenso geheinmisvoller fleinfter Wefen (Reimden) zu erklären suchen. - Als durchaus verfehlt muß noch die Bangenesistheorie in der neuesten Form angesehen werden, welche fie von G. Säger auf Grund feiner Duft= theoric erhalten hat.

Einen ganz neuen und höchst erfolgreichen Weg, welcher bestimmend für die
ganze zukünftige Entwicklung der Frage zu
werden scheint, hat E. Hering in seiner
originellen kleinen Schrift, betitelt: "Das
Gedächtnis als allgemeine Funktion der
organischen Materie", eingeschlagen, einer
Schrift, welche berusen zu sein scheint, in
der Geschichte der Biologie eine ehrenvolle
Stellung einzunehmen.

Durch, eine vergleichende Betrachtung der Gedächtnis= und Bererbungserschei= nungen gelangt Hering zu dem bedeu= tungsvollen Resultat, daß das Gedächtnis fein der Hirnsubstanz spezifisch eigentum= licher Charafter sei, sondern daß dieselbe Funktion bei kritischer Betrachtung fämmtlichen Plassonkörpern zugeschrieben werden müsse, und daß in letzter Linie auch Bererbung und Reproduktion auf denselben molekularen Vorgängen beruhten, wie das Gedächtnis; ein wesentlicher Unterschied bestünde nur in der größeren Einfacheit der Reproduktions- oder Gedächtnisfähigkeit aller übrigen Organe dem Gehirngedächtnis gegenüber, welchem Verhältnis wahrscheinlich ein wesentlich komplizirterer Ausbau des Nervenplastiduls entspreche. Die Sering schen Darlegungen gipfeln in folgenden Vorstellungen:

"So steht schließlich jedes organische Wesen der Gegenwart vor uns als ein Produkt des unbewußten Gedächtnisses der organisirten Materie, welche immer wach= fend und immer fich teilend, immer neuen Stoff assimilirend und andern ber organischen Welt zurückgebend, immer neues in ihr Gedächtnis aufnehmend, um es wieder und wieder zu reproduziren, reicher und immer reicher sich gestaltete, je länger sie lebte. Die ganze individuelle Entwicklungs= geschichte eines höher organisirten Tieres bildet aus diesen Gesichtspunkten eine fort= laufende Rette von Erinnerungen an die Entwicklungsgeschichte jener pragnischen Wesenreihe, deren Endglied dieses Tier bildet."

Neben ben analytischen Beweisen, die Hering zur Darlegung der von ihm entdeckten Homologien zwischen Nervensgedächtnis und Neproduktionsfähigkeit fämmtlicher Organe, vor allem aber zwischen ersterem und dem gesammten ontogenetischen Reproduktionsvermögen giebt, wäre es nun leicht, die wesentliche Identität dieser organischen Fähigkeiten auch

noch synthetisch zu erläutern; es ist auch ichon burch S. Butler gezeigt worden, wie die individuelle und phyletische Entwidlung bes Nervengebächtniffes Schritt für Schritt entsprechenden Gesetzen ber Rörperentwicklung folgt, daß die Gefete ber letteren sich ohne Beränderung auf bie ersteren übertragen laffen, und daß denmach auch zur Erklärung der vollen Uebereinstimmung zweier so über alles reich gestalteter Erscheinungsreihen die Un= nahme gleicher in ihnen waltender Grund= frafte nötig fei, woraus ebenfalls die wefentliche Identität von Gedächtnis und Vererbung folgt, als zweien verschiedenen Außerungen des organischen Grundver= mögens der Reproduktion. Leider läuft die fehr verdienftvolle Arbeit Butlers in die Ginfeitigkeit aus, daß Plaffon= förpern ichon als folden ein Bewußtsein zugeschrieben und das Unbewußte für alle Fälle als eine erst durch oftmalige Reproduktion erzeugte fecundare Leiftung angesehen wird, — woraus bei weiterer Entwicklung ber verfehlte Schluß einer zweckstrebigen bewußten Entwicklung der Plassonkörper gemacht wird; offenbar foll damit bezweckt werden, Darwins Prinzip der natürlichen Zuchtwahl durch ein in neuer Gestalt auftretendes teleo= logisches Pringip zu ersetzen.

So anerkennenswert nun die Heringsche Arbeit ift, so kann uns dieselbe doch nicht zufriedenstellen, wo es sich um eine mechanistische Erklärung der Vererbung handelt; es sind zwar die interessanten Homologien zwischen Vererbung und anderen organischen Funktionen aufgedeckt worden, alle diese aber, vor allem das Gedächtnis, bieten bei dem Versuch einer Zurücksührung auf mechanistische Prins

zipien ebenfolche Schwierigkeiten, wie die Vererbung selbst; ähnlich liegt in der Erstenntnis der Verwandtschaft von Licht und Wärme noch keine ursächliche Erklärung dieser beiden Phänomene, sondern die letztere ist erst gegeben in der beiden zu Grunde gelegten Undulationstheorie. Der erste Versuch zur Aufstellung einer mechanischen Theorie der Vererbung stammt vom Verssisser der Generellen Morphologie, bestitelt: "Perigenesis der Plastidule oder Theorie von der Wellenzeugung der Lebensteilchen."

Der Verfasser geht von seiner schon in der Generellen Morphologie begründe= ten Kohlenstofftheorie aus, in der richtigen Überzeugung, daß eine kaufale Begrün= dung der Reproduktion vor allen Dingen den Chemismus der Plassonförper, als den ftofflichen Träger aller Bererbungserschei= nungen ins Auge faffen müffe. Die Kohlen= ftofftheorie faßt fämmtliche Lebensprozesse als Ausfluffe molekularer Bewegungs= vorgänge höchst entwickelter Roblenftoff= verbindungen, der Plassonkörper, auf; die= selben treten uns in typischer Form in den heutigen Moneren gegenüber und bilden als folde zugleich den Ausgangspunkt für fämmtliche übrigen protoplasmatischen Stoffe, welche sich mit den durch sie auf= gebauten Organismen durch Affoziation, Differenzirung und Arbeitsteilung aus ihnen entwickelt haben. Das morphologi= sche und physiologische Werden der Orga= nismen wird denmach von der Kohlenstoff= theorie als äußerlicher Ausdruck der sich im Laufe ber Entwicklung beständig ändernden Bewegungszustände der Blassonmolefüle oder Plastidule aufgefaßt.

Un die hieraus resultirende Auffaffung des individuellen Lebens als eines

bochit fomplizirten molekularen Bewegungsprozesses. fnupft die Berigenesis= theorie an, indem fie die Stammesentwick= lung, welche einer unbestimmten Reibe folder burch je einen Zeugungsakt fich aneinanderschließenden Bewegungsprozesse entspricht, als endlose Wellenbewegung auffaßt, in der jeder Welle eine individu= elle Criftenz, beffer ein Zeugungsfreis ent= fpricht; indes verläuft diefe Wellenbeive= auna nicht in einfacher Linie, sondern svaltet und verzweigt sich vielfach während ihres Laufes, entsprechend bem bildlichen Stammbaum ber Organismen. Es läßt fich nun ber Bergleich bes phylogenetischen Prozeffes mit einer Wellenbewegung noch weiter führen, woraus fich fehr interessante Barallelen ergeben: Gine jede beliebig weit fortschreitende Wellenbewegung zeigt uns, daß die Länge, Dauer, ber Berlauf, furz fammtliche Charaftere ber einzelnen Wellen fich nicht ftetig gleich bleiben, fon= bern daß fie, auf andere molekulare Be= wegungen, etwa auf verschiedene Barme= ober Cleftrigitätszustände stoßend, ihren Charafter andern, in ihren molekularen Bewegungen und damit ihren Gigenschaf= ten modifizirt werden; eine genügend weit verlaufende Wellenbewegung wird bem= nach auch ihr Ziel niemals in berjenigen Geftalt erreichen, in welcher fie ihren Lauf begonnen, wenn ihr nur unterwegs irgend welche neue Rräftewirkungen entgegen= treten. Gang ähnliches gilt nun auch von ber Wellenbewegung des phylogenetischen Prozesses: es bedarf feines weiteren Be-"weises, daß die Anpassungen, welche die Organismen im Laufe ihrer Stammesent= widlung erfahren haben, genau benjenigen Umanderungen entsprechen, welche jebe beliebige physikalische Wellenbewegung in ihrem Laufe burch äußere Bewegungsein= fluffe erfahren hat. Die Unbegrengtheit aber und Mannigfaltigfeit ber organischen Wellenbewegung, als beren Broduft uns die reiche organische Gestaltenwelt entgegentritt, wird uns begreiflich, einmal burd bie unmegbar lange Dauer bes phylogenetischen Wellenprozesses, sowie burch den unbegrenzten Wechsel ber äußeren Lebensbedingungen, dann aber durch ben gang spezifischen Charafter ber orga= nifden Bellenträger-ber Blaffonförper; wie schon hervorgehoben, zeichnen sich die= felben durch eine äußerste Romplifation ihres Molefüls aus, aus ber eine äukerst leichte Berfetbarkeit und große Reaktions= fähigfeit innerhalb gewiffer Grenzen folgt, eine ausgesprochene Neigung, die eigenen molekularen Bewegungen aufzugeben, fie fremden Einfluffen anzupaffen und damit physikalische und chemische Beränderungen einzugehen. Die molekulare Romplikation der Plassonförper, auf der alle diese Gigen= schaften beruhen, spottet wahrscheinlich all unseren Begriffen, ahnen können wir fie in= bes aus der endlofen Mannigfaltigfeit diefer Rörper und ihrer Leiftungen. Sierbei fei nochmals hervorgehoben, daß es im Wefen ber Berigenefistheorie liegt, ben Bergleich des biogenetischen Prozesses mit einer berzweigten Wellenbewegung nicht als bloßes Bild aufzufaffen, fondern daß die lettere vielmehr als medjanische Grundlage des bivgenetischen Brozesses aufgefaßt wird; verzweigte Wellenbewegung der Plastidule und biogenetischer Prozeß fteben in dem= felben Berhältnis, wie die Undulations= theorie der Physiker zu Licht und Wärme.

Ist so die Zurudführung des biogenetischen Grundprozesses auf eine organische Wellenbewegung als ein ganz fundanien-

taler Fortschritt in der Erkenntnis der Lebensprozesse zu bezeichnen, so treten uns boch Bedenken entgegen, wenn die Beri= genefistheorie in ihren weiteren Schlüffen nun auch die individuelle Entwicklung als eine ebenfolche verzweigte Wellenbewegung auffaßt und zwar unter Bezeichnung ber Lebensläufe der einzelnen Plastidule als Wellen, und fraft des biogenetischen Grundgesetzes, nach dem ja die individuelle Ent= widlung ein abgefürztes Bild ber Stam= mesentwicklung ift; in dem "abgefürzt" liegt nun aber die Urfache, welche diefen Bergleich höchstens als ein Bild gelten laffen kann. Das charakteristische Merk= mal des anorganischen Wellenprozesses, daß jede nachfolgende Welle der vorher= gehenden in allen ihren Teilen entspreche, infofern fie nur nicht durch äußere Gin= flüsse modifizirt worden ist, findet zwar vollkommene Univendung auf den biogene= tischen Wellenprozeß, indes nicht im ent= ferntesten auf den ontogenetischen. find die nacheinander folgenden, den Wellen zu vergleichenden Bewegungszuflen, die dem Leben der Plastidule entsprechen, nicht mehr alleiniges Produkt der erreg= ten Welle und der äußeren Lebensbebingungen, fondern es tritt hier zu diesen beiden Faktoren ein durchaus neues bewegungsbestimmendes Prinzip, welches es bedingt, daß die einzelnen, als Wellen an= gesprochenen Bewegungszyklen des ontogenetischen Prozesses feine ununterbrochene Reihe von Wellen bilden, sondern nur einzelne Stadien aus der biogenetischen Wellenbewegung in bestimmt geregelter Beise herausgreifen und uns vor Augen führen; daß dieses aber der Fall ist, und daß der ontogenetische Wellenprozeß den phylogenetischen nur im Auszug darstellt,

daß er in Gestalt eines coenogenetischen an Stelle eines palingenetischen uns entzgegentritt, sindet seine Ursache in der natürlichen Zuchtwahl, welcher die ontogenetischen Wellenprozesse mit den Individuen unterliegen; gelegentliche mehr oder weniger bedeutende, aber vorteilhafte Überspringungen einzelner Entwicklungsstadien (Bewegungsphasen des biogenetischen Wellenprozesse) werden durch natürliche Zuchtwahl sigirt und von nun an allen nachsolzgenden Wellen (Individuen) übertragen.

Wenn wir bisber den biogenetischen Wellenprozeß mehrfach mit mechanischen Wellenprozessen der Körperwelt verglichen haben, so bietet es nun ein besonderes Interesse, den ersteren noch in Beziehung zu bringen mit den Wellenpro= zeffen, die wir uns ohne Schwierigkeit als mechanische Grundlage der chemischen Charaktere der Körperwelt denken können; natürlich müssen wir hier Wellen von ganz eigenem Charafter annehmen, vor allem denfelben fo furze Schwingungszei= ten zuschreiben, daß dieselben sich unserer Wahrnehmung vollkommen entziehen; es eröffnet sich uns dann die Möglichkeit, den gefammten Entwicklungsprozeß eines Zeugungsfreises mit der dem chemischen Charafter irgend eines Naturförpers zu Grunde liegenden Welle, fagen wir furz, mit einer chemischen Welle zu vergleichen, und den gesammten biogenetischen Wellenprozeß mit einer endlosen Reihe folder demischer Wellen, woraus sich dann die merkwürdige Barallele zwischen der gesammten organischen Schöpfung, wie sie sich von ihren ersten Uranfängen an bis in die heutigen Tage hinein abgespielt hat, und einem in der Zeit bestehenden demischen Stoffe ergäbe; in der That wäre zwischen beiden nur der wesentliche Unterschied zu konstatiren, daß die unendlich furze Zeitdauer der chemischen Welle sich bei der organi= ichen auffallend in die Länge gezogen hat (oftmals nach langen Reihen von Jahren bemeffen wird, entsprechend den Zeugungs= freisen). Die gesammte organische Schöpfung wäre bemnach einer beliebigen che= mischen Berbindung homolog zu setzen, beren einzelne Wellen nur sich nicht gleich geblieben sind, sondern sich durch einen lanawierigen Entwicklungsprozeß mit zu= nehmender Wellenkomplikation immer mehr in die Länge gezogen haben. Der wefent= lichste Unterschied des biogenetischen und des chemischen Wellenprozesses liegt dem= nach in ber Verschiedenheit der einzelnen Wellen bei ersterem, welche Berschieden= beit sich bei letterem nur in beschränktem Mage vorfindet, und zwar beispielsweise in dem verschiedenen chemischen Verhalten desselben Körpers unter verschiedenen phy= sikalischen Bedingungen sich äußert.

Fassen wir das bisher Gesagte zussammen, so gelangen wir zu der Vorstelzlung, daß die Erscheinung der Vererbung, besser Reproduktion, bestehend in der Übertragung der Charaktere eines elterlichen Organismus auf einen kindlichen, denselben mechanischen Grundprinzipien folge, wie die Erregung einer physikalischen Folgewelle durch eine vorhergehende, und daß infolge dessen die Frage nach der weiteren Erkläzung des Reproduktionsvermögens der organischen Materie in das Gebiet der theoretischen Physik zu verweisen sei.

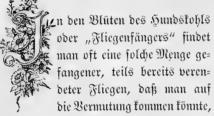
Auch beim Verlassen des rein spekulativen Gebiets bietet die Perigenesistheorie eine kausale Grundlage zur Erklärung der einzelnen Vererbungs= und Entwicklungs= ericheinungen. Besonders illustrirend icheint uns in dieser Binficht die Abhängigkeit des sich entwickelnden Organismus von jedesmaligen Bewegungszuständen der Außenwelt, befonders während der frühen embronalen, mehr lebhaften Entwicklungs= phasen. Das Studium dieser Verhältnisse beginnt allmählich einen befonderen Zweig der Experimentalphysiologie zu bilden; man ift im Stande, durch gang bestimmte Abänderungen der äußeren Lebensbe= bingungen gang bestimmte Abnormitäten in der Entwicklung des Sühnchens im Ei zu erzeugen; es werden hier demnach gang direkt mechanische Bewegungsvorgänge, wie Wärme, Elektrizität 2c., also anorganische Wellenprozesse, in den ontogeneti= ichen Wellenprozeß des fich entwickelnden Individuums verpflanzt, was man als direktesten Beweis der wesentlichen Iden= tität beider Bewegungsprozesse auffassen fönnte; hier müßte es einer Spezialunter= fuchung leicht sein, die verigenetischen Vorstellungen an einem weiten empirischen Material zu erläutern. Ein besonderes Interesse verdiente auch die Betrachtung der Kreuzungs= und Inzuchtverhältniffe, besonders auch der atavistischen Erscheinungen von unferem Standpunkte aus.

Wir verzichten indes hier auf eine eingehende Beleuchtung dieser interessanten Verhältnisse und begnügen uns auf die prinzipiellsten Punkte der mit vollem Unrecht bisher sehr wenig beachteten Berigenesistheorie hingewiesen zu haben, in der Überzeugung, daß dieselbe in der Zufunft einem weiten Wirkungskreise entgegensieht.

Über die Bestänbungsvorrichtung und die Fliegenfalle des Hundskohles, Apocynum androsaemisolium L.

Bon

Dr. J. Endwig.



biese dienten der Pflanze zur Nahrung, sähe man dieselben nicht in der Blüte völlig eintrochnen. Es unterliegt keinem Zweisel, daß dieses Fliegenfangen zwischen den Staubgefäßen mit der Bestäubungsetweise der Pflanze in innigem Zusammenshang steht — in welchem? Diese Frage scheint bisher noch nicht beantwortet zu sein.

Gine oberflächliche Betrachtung ber Blüte könnte in Röpfen, die fich der neueren Blumenlehre hartnäkig verschließen, leicht die falsche Vorstellung erzeugen, die Bflanze fei auf ausschließliche Selbst= bestäubung angewiesen und wollte durch ibre graufamen Gewaltmaßregeln die Fliegen an einer Übertragung des Vollens aus einer Blüte in die andere hindern; eine gründlichere Untersuchung an der Sand der wunderbaren Entdedungen Darwins, 5. Müllers, Delpinos und anderer Biologen der Neuzeit lehrt jedoch, daß wir hier eine der trefflichsten Unpassungen gur Berhinderung der Autogamie und zur Berbeiführung der Xenogamie vor uns haben.

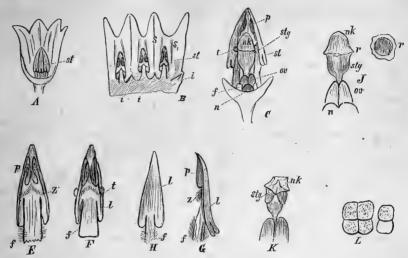
Sehen wir uns ben Blütenbau näher an! Die glodenförmigen, fünfzipfeligen,

weißlichen Blüten — die in botanischen Werfen mit den Maiglöckhen verglichen werden und in mehrfacher Beziehung an Vincetoxicum album (Mill.) Aschs. er= innern - find innen mit 15 roten Strichen versehen, welche den Weg zum Neftarium zeigen. Die fünf icharfer hervortretenden achen von den Korollenzipfeln aus direkt nach den Nektarien zu, während fünf Baar mattere Striche den Staubgefäßen gegen= überliegen (Fig. A u. B, s u. s,). Im Innern der Blüte find fünf Staubgefäße fichtbar, die dicht zusammenschließend ei= nen, das weibliche Organ völlig über= wölbenden und unzugänglich machenden Regel bilden (Fig. A, st.). Das weibliche Organ felbst besteht aus zwei Fruchtknoten mit einem gemeinsamen Griffelfopf.

Zwischen den kurzen Staubkäden liegen nach innen zu um die Fruchtknoten herum fünf nektarreiche Honigdrüsen (Fig. J. C.n.), welche durch die Haare der Filamente, sowie durch fünf besondere, im Grunde von der Korolle ausgehende Saftdecken in Form dreieckiger, unten hohler Zipfel (am Ende der schärferen Striche des Saftmals, Fig. B i) fast völlig verdeckt werzben, so daß nur ein an dem Staminalfegel herabgleitender Rüssel zu ihnen geslangen kann. Die Staubgefäße (st in den Figuren) bestehen aus kurzen, schwach Seformig gekrümmten, unten dicht und

langbehaarten Filamenten, benen nach außen ein spitz-dreieckiges, hölzernes, berbes Schild aufsitzt, welches, am Grunde

gespalten, oben in eine schwach umgebogene und so den Eingang zum Griffelfopf völlig verschließende Spite ausläuft.



Apocynum androsaemifolium L.

Fig. A. Korolle halbirt, im Innern die Streifen des Saftmals und die Staubgefäßfäule zeigend.

Fig. B. Teil der Korolle mit den Staubgefäßen aufgerissen und ausgebreitet; s die dunkelroten schäfteren Streisen, welche zu den Nektarien führen und mit der Spitze der Nektardecken i endigen, s, die mit verwascheneren Rändern versehenen Streisen des Saftmals.

Fig. C. Inneres der Blüte nach hinwegnahme der Korolle und zweier Staubgefäße. Die Staubgefäße liegen in ihrem mittleren Teil dem Narbenäquatorialring des Narbenkopfes an und sind durch einen zottigen Anhang (Ez, Gz) damit verwachsen, die obere Pollenkammer mit den Antherenfächern p hierdurch völlig abgeschlossen und von dem unter jenem Kinge befindlichen, als Narbe fungirenden Teil (stg) des Griffels getrennt; t Schleimtröpfichen am Ausgang des Antherenfaches.

Fig. E-H. Staubgefäße; E und F von innen, F vor, E nach der Dehiszenz, G von der Seite, H von außen.

Fig. J. Stempel aus einer frischen jungen Blüte. Daneben r Griffeltopf, von oben gesehen, die Unheftungestelle der Staubgefäße zeigend.

Fig. K. Alter, jum Teil vertrodneter Stempel; stg Stigma.

Fig. L. Bollenförner.

Es bedeuten in den Figuren: f Filament, z zottiger Anhang, p Antherenfächer, t Schleimtröpfchen am Bollen und l hölzerne Rückenplatte der Staubgefäße (st), nk Narbenkopf, stg als Narbe fungirender Teil des Stempels, r zwischen beiden befindlicher Teil, an dem die Stamina besessigt, n Nektarien, ov Ovarien. — A—K sind schwach, L stark vergrößert.

Der Annd dieser eigentümlichen Holzplatten, die wohl zum Schutze der Sexualorgane dienen, ift nach innen scharf unter einem stumpfen Winkel eingebogen, so daß ihre

scharfen Ränder eine nach oben immer enger werdende Klemme bilden. Auf der inneren Seite der Holzplatte verläuft, etwas über der Ansatzlie des Filamentes, eine häutig zottige Duerleiste (Fig. E, F, G z), welche bas Staubgefäß in zwei völlig von einzander getrennte Abteilungen scheidet, von denen die obere beiderseits ein seitlich (nach dem Schlitz zwischen zwei Staubzgefäßen zu) aufspringendes Antherensach trägt. Durch diesen häutigen Anhang sind die Staubzefäße derartig mit dem Griffelzkopf (und unter einander) verbunden, daß sie nur mit Mühe losgerissen werden können und gewöhnlich sestgeschlossen den Griffel überdecken.

Die Stempel schließlich, deren Frucht= knoten sich später zu einem Baar langer, spiter, chlindrischer Kapseln mit gabl= reichen fleinen, haarschopftragenden Samen ausbilden, tragen einen gemeinschaft= lichen Griffelfopf, beffen Bedeutung (befonders bei jungen Blüten) nicht gang leicht zu erkennen ift. Es besteht berfelbe aus zwei wesentlich verschiedenen (frisch jedoch anscheinend gleichen) Sälften, die burch einen äquatorialen, ringförmigen, schleimig=häutigen Rand von einander ge= schieden sind. Die zottige Querleiste ist mit diesem Rande verwachsen, so daß der obere Teil des Griffelfopfes die Bollen= fammer völlig von dem untern Teil der= felben absperrt. Der als Narbe fungirende Teil bes Griffels ift nun ber unterhalb des Ringes gelegene. Bei jungen Griffeln (Fig. J) ift dies nur daran zu erkennen, daß der obere Teil ein dichteres Zellgewebe besitzt, als der untere, während es später deutlicher zu Tage tritt. Einmal bemerkt man nämlich an diesem unteren lockeren Teile häufig eingedrungene Bollenschläu= de, was bei dem oberen Griffelfopf nicht der Fall ift. Ferner wird die unter der Anheftungsftelle der Staubgefäße gelegene Bone, wie bies bei anderen Narbenflächen bevbachtet ift, nach der Bestäubung schwarz, während die übrigen Teile langsam verstrocknen. Schließlich treten bei älteren Griffelföpfen deutliche Narbenflächen am untern Teil hervor (Fig. K stg.), während der obere Teil zu einem fünseckigen gebuckelten Deckel verschrumpft ist. Bei Vinea minor L. und anderen Apochneen hat die Narbe übrigens eine ähnliche Lage am Griffel.

Bei dem eben beschriebenen Bau der Blütenteile ist es, wie leicht ersichtlich, unmöglich, daß Pollenkörner auf die Narbe gelangen können, selbst wenn der Pollen staubig wäre, was nicht der Fall ist. Dersselbe ist vielmehr grobkörnig (die Pollenzellen sind zu vier verwachsen, Fig. L) und ziemlich kohärent. Zur Bestäubung sind daher Insekten unbedingt ersorderlich, und werden dieselben thatsächlich in großer Zahl angelockt durch den süßlichen Geruch und die Farbe der Blumen. Es leisten hauptsächlich Fliegen — besonders Musziden, Sprehiden, Strationniden — den Dienst des Pollentransportes.

Die Bestäubung geht in der folgenden Beise vor sich:

Der Staminalkegel wird, da von der Blumenkrone aus die Saftdecke dem Rüssel im Wege ist, als Anflugsläche benutzt, von der aus das Insekt seinen Rüssel durch den engen Eingang gewaltsam ins Rektarium senkt. Beim Zurückziehen (zuweilen vielleichtauch beiweiterem Suchen nach Blütenstaub) bringt es diese Stellung notwendig mit sich, daß der Rüssel immer mehr in den sich nach oben verengenden Spalt der sest zusammenhaltenden Stamina hineinzerät, bis er in der Gegend der Haarleiste (z) völlig festssitzt. Nun gilt es gewaltige Anstrengung, um den Staminalkegel zu

sprengen, und mancher Rüssel, manches Bein, manches Infett geht dabei zu Grunde und bleibt in der Klemme sigen. In den von uns untersuchten Blüten waren haupt= fächlich kleinere Musziden und Sprphiden (von ersteren besonders oft Spilogaster carbonella Zth., Scatophaga merdaria F., Anthomyia pluvialis L., von letteren Syritta pipiens L.), aber auch fleinere Hymenopteren, ja sogar Lepidopteren ge= fangen. Einige Blüten enthielten mehrere folder Ovfer und waren förmlich voll= gestopft. In einem mir gerade vorliegen= ben Zweigchen aus meinem Herbar, das ich, ohne befonders auf die gefangenen Fliegen zu achten, im vergangenen Jahre preßte, find ca. 30 offene Blüten, wovon allein sieben gefangene Fliegen enthalten.

Gelingtes, durch einen Ruckdie Klemme zu sprengen, so gelangt der Rüssel in die Bollenkammer und zerrt, nachdem er zuswer ein am Grunde derselben zwischen je zwei Staubgefäßen besindliches klebriges Schleimtröpschen (t, Fig. C u. F) mitgenommen, die ganze Pollenmasse auf einemal mit heraus. Ahmt man mit einer spiten Nadel die Bewegung des Insektenzüssels nach, so bemerkt man leicht, daß die ganze Pollenmasse mittelst des Schleimströpschens herausgezogen wird und ungemein fest an der Nadel sitzen bleibt.

Beim Besuch einer zweiten Blüte gelangt diese Pollenmasse zunächst auf die klebrige Narbe (stg) unterhalb der Pollenkammer.

Bei wiederholter (im ganzen dreiftüns diger Beobachtung) fand ich als häufigste Besucher*): Eristalis tenax L., Fristalis arbustorum L., Eristalis nigritarsis L., Microdon apiformis Deg., Platycheirus peltatus Mgn., Syritta pipiens L., Scataphaga merdaria F., Spilogaster carbonella Ztt., Anthomyia pluvialis L., ferner Bespen, und besonders die Honigbiene. Lettere sowie die größeren Sprhiden benahmen sich am geschicktesten und waren am ausdauernosten. Sie ließen sich durch den jedesmaligen ziemlich frästigen Ruck, mit dem sie ihren Rüssel aus einer Blüte hervorzogen (in dieselbe Blüte wagten sie sich hintereinander nicht zweimal) nicht hindern, eine große Anzahl von Blüten nacheinander zu besuchen.

Apocynum androsaemifolium L. trägt an dem Beobachtungsort (im Garten des Berrn Sofgartner Steiner in Greig) trot des reichlichen Insektenbesuches nur we= nige Früchte. In diesem Jahre fand ich deren nur zwei Paar, und zwar nach einem Baune zu, hinter welchem in einiger Entfernung einige selbständige Stauden blühten, während die diesseits befindlichen alle demfelben Erdftod entsprungen waren. Es scheint mir dies darauf hinzudeuten, daß zu der trefflichen, auf Xenogamie ab= zielenden Blüteneinrichtung der Pflanze noch Selbststerilität hinzufommt. Es bleiben die zahlreichen Pollenbelegungen re= fultatlos, die zwischen Blüten, welche dem= selben Rhizom entsprungen, stattfinden, und auch der Pollen getrennter Stöcke hat nur geringen Erfolg, da sich diese erst vor wenig Jahren von dem Hauptrhizom abgetrennt haben mögen. Es stammen die fämmtlichen Stocke von ein und derfelben Pflanze ab, die vor etwa 20 Jahren in den Garten verschleppt worden war.

^{*)} Diesetben wurden durch Herrn Lehrer E. Schred in Zentenroda freundlichst bestimmt.

Staatliche Einrichtungen.

Bon

Serbert Spencer.

II.

Staatliche Organisation im allgemeinen.



ie bloße Anfammlung von Individuen zu einer Gruppe bildet noch feine Gesellschaft. Eine solche im soziologischen Sinne entsteht erst da, wo außer der Juxtaposition auch Zusammenwirken stattsindet.

So lange die Glieder der Gruppe ihre Kräfte nicht vereinigen, um einen oder mehrere gemeinsame Zwecke zu verfolgen, ift das sie zusammenhaltende Band nur schwach. Sin Zerfallen der Gruppe wird erst dann verhütet, wenn die Bedürfenisse jedes einzelnen durch Bereinigung seiner Anstrengungen mit denen der andern besser befriedigt werden, als er dies allein zu erzielen vermöchte.

Das Zusammenwirken ift aber eine Erscheinung, welche ohne Gesellschaft nicht existiren kann und für welche zugleich die Gesellschaft existirt. Es kann bestehen in der Bereinigung vieler Kräfte, um etwas zu schaffen, was die Kraft des einzelnen nicht zu erschaffen vermag, oder in der Berteilung verschiedener Thätigkeiten an verschiedene Perspnen, die alle an dem Nuhen aus der Thätigkeit der übrigen ihren Anteil haben. Die Beranlassung zum gemeinschaftlichen Handeln, ursprüngelich wohl die hauptsächlich vorwiegende,

kann Abwehr der Feinde sein oder leichsterer Gewinn der Nahrung durch Jagd oder sonstwie, oder endlich, wie in den meisten Fällen, beides zugleich. Jedenfalls aber gehen die Einheiten aus dem Zustande vollkommener Unabhängigkeit in den Zustand gegenseitiger Abhängigkeit über, und gerade dadurch verbinden sie sich zu einer Gesellschaft im wahren Sinne des Wortes.

Zusammenwirken bedingt aber Organisation. Wenn Handlungen in wirksamer Weise kombinirt werden sollen, so müssen Einrichtungen vorhanden sein, durch welche sie nach Zahl, Größe und Charakter richtig abgemessen werden.

Diese soziale Organisation, die notwendige Bedingung einer gemeinsamen Thätigseit, ist von zweierlei Art. Beide Formen kommen zwar meistens neben einander vor und vermengen sich mehr oder weniger vollständig, unterscheiden sich aber nach Ursprung und Beschaffenheit. Es giebt ein spontanes Zusammenwirken, das ohne bestimmte Absicht bei der Verfolgung privater Zwecke zu Stande kommt, und es giebt ein mit bewußter Absicht erzieltes Zusammenwirken, das eine klare Anerkennung öfsentlicher Zwecke vorausssetzt. Die beiden Formen entstehen und entwickeln sich aber auf wesentlich verschiedenartige Weise.

Wo immer in einer primitiven Gruppe jenes Zusammenwirken beginnt, bas im Austausch von Dienstleistungen bestehtwo immer der Ginzelne feine Bedürfnisse besser befriedigt sieht, wenn er gewisse Dinge, die er am besten bervorzubringen vermaa, im Tausch gegen andere bingiebt, für beren Erzeugung er weniger geschickt ober in minder günstiger Lage ist -, da zeigen sich auch die Anfänge einer Orga= nisation, welche hier sowohl als auf ihren späteren Stufen stets aus dem Bersuche hervorgeht, perfonliche Bedürfniffe zu befriedigen. Die Teilung ber Arbeit entspringt von Anfang biszu Ende aus der Erfahrung, daß fie gegenseitige Erleichterungen im Leben schafft. Jede neue Spezialifirung der Industrie beginnt mit der Thätigkeit eines Einzelnen, der fie unternimmt, um daraus Vorteil zu ziehen, und fie bildet fich weiter aus, sobald fie auf irgend eine Weise auch anderen zum Vorteil gereicht. Es giebt also eine Urt gemeinsamer Thä= tigkeit mit der daraus sich entwickelnden funstvollen sozialen Organisation, welche nicht aus absichtlicher Bereinbarung ber= porgeht. Allerdings finden wir, daß fich in den kleineren Unterabteilungen diefer Organisation überall das Berhältnis zwi= schen Arbeitgeber und Arbeiter wiederholt, von benen der eine die Handlungen des andern bestimmt; allein dies Berhältnis, das fich von felbst bei Berfolgung privater Bwede ausgebildet hat und nur mit freiem Willen fortgefett wird, ift nicht mit bewußter Rücksicht auf die Erreichung öffent= licher Zwecke eingerichtet worden; in der Regel wenigstens kommen diese gar nicht

in Betracht. Und obaleich fich zur Reaulirung der Sandelsthätigkeiten ichlieklich Einrichtungen ausbilden, welche bazu bienen, Angebot und Nachfrage der Lebens= bedürfnisse ins Gleichgewicht zu bringen. fo erfüllen fie diesen Zwed doch nicht durch unmittelbare Anregung ober Burudwei= fung, sondern einfach dadurch, daß sie die nötigen Aufschlusse übermitteln, welche dann in entsprechender Weise anregen ober abschreden; und überdies entspringen biefe Einrichtungen nicht der bestimmten Absicht. eine folde Regulirung berbeizuführen. fondern einfach dem Umstand, daß einzelne ihren Borteil dabei finden. Sa, fo unbewußt ift die kunstreiche Teilung der Arbeit, welche gegenwärtig Produktion und Verteilung beherrscht, entstanden, daß sich erft in der neuesten Zeit die Erfenntnis Bahn gebroden bat. daß fie überhaupt feit lange in beständigem Wachstum begriffen gewesen ift.

Dasjenige Zusammenwirken ander= seits, welches die Handlungen der Indivi= duen zu einem unmittelbar die ganze Ge= fellschaft betreffenden Zwecke vereinigt, ift eine bewußte Thätigkeit und vollzieht sich vermöge einer Organisation anderer Art. die auch auf andere Weise entstanden ist. Wenn sich die primitive Gruppe gegen andere Gruppen zu verteidigen hat, fo arbeiten ihre Glieder unter dem Anreiz eines höheren Triebes als nur der rein perfönlichen Wünsche zusammen. Schon im ersten Anfang, bevor noch irgend ein Säuptling feine Botmäßigkeit ausübt, besteht die Kontrolle, welche die Gesellschaft über ihre Glieder geltend macht: jedes berselben ift fraft der öffentlichen Meinung verpflichtet, zu der gemeinsamen Berteidi= aung bas feinige beizutragen. Sehr bald aber beginnt der Krieger von anerkannter

Überlegenheit, während des Krieges wenig= ftens, auf jeden einen Einfluß auszuüben, welcher den von der Meinung der gangen Gruppe ausgehenden verstärft, und hat fich einmal eine Autorität befestigt, fo för= bert sie in hohem Mage ein kombinirtes Sandeln. Diese Art des fozialen Zusam= menwirkens ift demnach von Anfang an bewußter Natur und keineswegs der freien Wahl anheimgegeben- oft läuft fie viel= mehr den Bünfchen der Ginzelnen fchnur= stracks zuwider. Mit der Weiterentwick= lung der daraus entspringenden Dragni= fation feben wir in erster Linie bei dem fämpfenden Teil der Gesellschaft die eben erwähnten Büge schärfer bervortreten. Die Rangstufen und Abteilungen, nach denen sich ein Seer gliedert, wirken mehr und mehr unter dem absichtlich ausgebildeten regelnden Einfluß bestimmter Einrichtun= gen zusammen, welche den Willen des Gin= zelnen fich unterthan machen oder, genauer gefagt, den Einzelnen durch Motive regie= ren, die ihn verhindern, fo zu handeln, wie er aus freiem Willen handeln würde. In zweiter Linie sehen wir dann, wie sich auch durch die ganze Wesellschaft eine verwandte Form von Organisation verbreitet - infofern verwandt, als zum Zwede der Aufrechterhaltung der friegerischen Orga= nisation und der dieselbe bescelenden Regierung gleichfalls über den Bürgern ftebende Einrichtungen getroffen werden, welche sie zwingen, mehr oder minder für öffentliche, statt nur für private Zwede thätig zu sein. Und gleichzeitig entwickelt fich eine fernere Organisation, die in ihren Grundlagen immer noch mit der ersten verwandt ift und die Einzelthätigkeiten in dem Mage einschränkt, daß die gesellschaft= liche Sicherheit durch feine Unordnung

gefährdet wird, die aus der schrankenlosen Versolgung persönlicher Zwecke entstehen könnte. Somit unterscheidet sich diese Art der sozialen Organisation von der andern dadurch, daß sie aus der bewußten Versfolgung öffentlicher Zwecke hervorgeht, gemäß welcher der Wille der Einzelnen eingeschränkt wird zunächst durch den verseinten Willen der ganzen Gruppe und später in bestimmtester Weise durch den Willen eines regelnden Agens, das die Gruppe aus sich heraus entwickelt hat:

Um deutlichsten zeigt sich der ange= deutete Gegenfat, wenn wir beachten, daß diese beiden Arten der Organisation zwar beide die foziale Wohlfahrt fördern, aber auf gerade entgegengesette Beise. Jene Organisation, die uns in der Teilung der Arbeit zu gewerblichen Zwecken entgegentritt, führt ju gemeinsamer Thätigkeit, aber es ift eine Thätigkeit, welche birekt die Wohlfahrt der Einzelnen erstrebt und fördert und nur indirekt zur Wohlfahrt der gangen Gesellschaft beiträgt, indem sie ihre Individuen erhält. Jene Organisation dagegen, welche sich zu Regierungs= und Berteidigungszwecken ausgebildet hat, führt zwar auch zu gemeinsamer Thätigfeit; dies ist aber eine Thätigkeit, welche direkt die Wohlfahrt der gangen Gefellschaft erstrebt und fördert und nur indirekt gum Wohlfein des Gingelnen beiträgt, indem fie die Gesellschaft erhält. Das Streben ber Ginheiten nach Selbsterhaltung hat die eine, das Streben des Aggregats nach Selbsterhaltung die andere Form von Organisation ins Leben gerufen. In jenem Falle werden nur private Zwecke mit Absicht verfolgt, und die entsprechende Organisation, welche hieraus entspringt, entbehrt, da fie unbewußt emporwächst,

jeder zwingenden Macht. In diesem Falle aber finden wir bewußte Berfolgung öffentslicher Zwecke, und die entsprechende Orsganisation, in bestimmter Absicht hervorsgerusen, übt auch einen bestimmten Zwang aus.

Von diefen beiden Formen des Zu= fammenwirkens und des demfelben zu Grunde liegenden sozialen Baues fommt hier für uns nur die eine in Betracht. Die staatliche Organisation ift als der Teil der fozialen Organisation zu betrachten, der mit Bewußtsein leitende und hemmende Funktionen für öffentliche Zwede ausübt. Allerdings durchdringen sich die beiden Arten, wie bereits angedeutet wurde und wie wir gleich sehen werden, gegenwärtig auf die mannigfaltigste Weise, in höherem ober geringerem Grade, je nachdem die eine oder die andere überwiegt; allein sie find wesentlich verschiedener Entstehung und Ratur, und borläufig wenigstens müffen wir so viel als möglich unsere Aufmerksamteit auf die letztgenannte Form beschränfen.

Daß das Zusammenwirken, zu dem die Menschen allmählich gelangt sind, ihnen in der That Vorteile sichert, die sie sich nicht verschaffen konnten, so lange sie im primitiven Zustand vereinzelt handelten, und daß die staatliche Organisation als die unumgängliche Vorbedingung eines solchen Zusammenwirkens vorteilhaft gewesen ist und noch ist, wird sich am besten ergeben, wenn wir den Zustand von noch nicht staatlich organisieren Menschen mit dem Zustand anderer Menschen vergleichen, die einen mehr ober minder hohen Grad staatlicher Organisation erreicht haben.

Es giebt freilich Verhältnisse, unter

benen das Leben des Einzelnen ebenso aut ohne als mit staatlicher Organisation mög= lich ift. Bo, wie in den Wohnsitzen der Eskimos, nur wenige Menichen leben und diese weit zerftreut find; wo es feine Rriege giebt, wahrscheinlich weil die physikalischen Sinderniffe zu groß und die Beranlaffun= gen dazu zu geringfügig find, und wo die Berhältniffe die Beschäftigungen fo ein= förmig gestalten, daß kaum noch Raum für eine Teilung der Arbeit übrig bleibt. da kann auch eine gegenseitige Abhängig= feit nicht platgreifen, und die Ginrichtun= gen, welche dieselbe aufrechterhalten, find entbehrlich. Indem wir diesen Ausnahme= fall gelten laffen, wollen wir nun andere, nicht fo abweichende Fälle ins Auge faffen.

Die Digger=Indianer, "die kaum ei= nige Stufen über dem Drangutang fteben", die, auf den Gebirgen der Sierra Nevada zerstreut, in Söhlen wohnen und sich von Burgeln und Gewürm nähren, die "im reinen Naturgustande, inmitten des abscheulichsten und ekelhaftesten Schmutes, ein jämmerliches Dafein friften", unter-Scheiben fich von den übrigen Stämmen der Schoschonen gerade durch gänglichen Mangel an sozialer Organisation. Die an den Flüffen und in den Ebenen jagenden Abteilungen diefes Bolfes führen unter einer wenn auch fcwachen Regierungs= gewalt ein viel befferes Leben. In Süd= amerika finden wir die Chaco-Indianer auf niedrigster Stufe gleich den Diggers, wie diese beruntergekommen und ein elen= bes Dasein führend, und auch sie unterscheiden sich von den höherstehenden und besser lebenden in ihrer Umgebung da= burch, daß fie feine soziale Ordnung fen= nen. Unter den Beduinenstämmen nehmen die Scherarat eine Ausnahmestellung ein,

indem fie in zahllose kleine Banden ohne gemeinsame Säuptlinge zerfallen, und nach allen Berichten friften fie das fümmerlichfte Dafein. Noch schärfer ift ber Gegensat nach Bater zwischen gewiffen benachbar= ten afrikanischen Bölkerschaften. Mit dem Eintritt in Unporo, fagt er, geben wir plöglich von unbekleideten, führerlofen Stämmen, von ber "rohesten Wildheit gur Halbfultur", zu einem Lande über, das "von einem rudfichtslofen Despoten" regiert wird, der "die geringfügigsten Ber= geben mit Tod oder Folterqualen" bestraft - ein Land jedoch, wo sie eine ent= widelte Berwaltung, Gouverneure, Steuern, gute Kleidungen, Kunftfertigkeiten, Landbau und eigentliche Baufunft besitzen. Chenfo bemerkt Cook nach der Entdedung von Neufeeland, es fcheine größerer Reich= tum und dichtere Bevölkerung in den Ge= genden zu herrschen, die einem König un= terworfen feien.

Diese letten Fälle leiten uns zu einer ferneren Wahrheit über. Nicht allein, daß jener erfte Schritt zur staatlichen Organi= fation, welcher ben einzelnen unter die Bewalt eines Stammiesoberhauptes bringt, alle die Vorteile nach sich zieht, die durch befferes Zusammenwirken erreicht werden, fondern diese Vorteile werden um so grö-Ber, je mehr die Unterordnung kleiner Häuptlinge unter ein mächtiges Oberhaupt fortschreitet. Als bezeichnend für die Übel, welche dadurch vermieden werden, erwähne ich nur die Thatsache, daß bei den Belu= bidiftanen, beren Stämme feinem Ober= herrn gehorchen und daher beständig mit einander in Fehde liegen, die Sitte be= steht, auf jeder Gemarkung einen kleinen Turm aus Lehm zu errichten, in welchem der Besitzer und seine Anhänger den Ernteertrag bewachen, ein Zustand, der nur wenig schlimmer ift, als wie er bei ben Klans des Hochlands mit ihren Burg= festen zum Schutz der Frauen und des Biehs vor den Überfällen der Rachbarn herrschte, als fie noch nicht unter die Botmäßiakeit einer Zentralgewalt gebeugt waren. Die Wohlthaten eines folden bö= beren Zwanges, mag er von einem einzel= nen oder von einer Körperschaft ausgehen, haben die alten Griechen wohl empfunden, als der Rat der Amphiktvonen die Geseke aufstellte, daß "fein hellenischer Stamm die Wohnstätten eines andern dem Erd= boden gleichmachen, und feiner hellenischen Stadt bei der Belagerung das Waffer abgeschnitten werden dürfe". In unserem eigenen Lande machten sich die guten Fol= gen jenes Fortschritts in der staatlichen Entwicklung, der kleinere Gemeinschaften zu größeren vereinigt, schon zur Zeit ber römischen Eroberung geltend, welche ben unaufhörlichen Rämpfen zwischen den ein= zelnen Stämmen ein Ziel fette, und eben fo wieder in fpateren Zeiten, als die Feudal= berren einem Monarchen unterthan wurden, der sie an ihren Privatstreitigkeiten binderte. Die Rehrseite derfelben Wahr= heit aber erkennen wir in der Anarchie, welche auf den Zusammensturz des Karo= lingischen Reiches folgte, als Fürsten und Ritter ihre Unabhängigkeit wiedererlang= ten und einander gegenseitig befehdeten, so daß sie, "wenn sie nicht mit einander im Kriege lagen, von offener Stragen= räuberei lebten". Und ähnliche Belege bietet uns die Geschichte von Europa aller= orten und aus jeder Zeit in Menge bar.

Wenn also die staatliche Organisation, indem sie sich in Massen von zunehmender Größe verbreitet, unmittelbar die Wohl-

fahrt förbert, burch Wegräumung jenes Sinderniffes des Rufammenwirkens welches in den Streitigkeiten ber Individuen und Stämme liegt, ift fie derfelben indireft auch noch auf andere Weise förderlich. In einer fleinen fozialen Gruppe fann fich nur eine gang rudimentare Arbeitsteilung ausbilden. Damit gablreiche Urten von Lebensbedürfniffen entstehen können, muß die Bahl und Mannigfaltigfeit der Erzeuger sich vermehren, und damit jedes Brodukt auf die sparfamfte Beise erzeugt werde, muffen die verschiedenen Stadien feiner Broduktion unter die dazu geeigne= ten Sände verteilt werden. Ja noch mehr: weder die erforderliche verwickelte Kom= bination von einzelnen Arbeitern, noch die funstvollen mechanischen Cinrichtungen, welche die Fabrifation unterstüßen, fönnen ju Stande kommen, wo noch fein großes Gemeinwesen vorhanden ift, das eine bedeutende Nachfrage veranlaßt.

Allein wenn auch die durch Zusammenwirken zu erlangenden Vorteile eine staatliche Organisation voraussetzen, so bedingt doch diese letztere mit Notwendigkeit auch gewisse Nachteile, und es ist sehr wohl möglich, daß dieselben den Vorteilen die Wage halten. Die überwachenden Behörden müssen erhalten, die Sinschränkungen, die sie auferlegen, ertragen werden, und so kann es wohl kommen, daß die durch Besteuerung und Thrannei hervorgerusenen übel größer werden als jene, die verhütet werden sollten.

Wo, wie 3. B. im Orient, die Raubfucht der Monarchen manchmal so weit geht, daß dem Landmann fast alle seine Erzeugnisse abgenommen werden, so daß ihm nachher ein Teil zur neuen Aussaat zurückgestellt werden muß, da seben wir in der That, wie das Agens, welches die Ordnung aufrechterhält, größeres Elend verursachen kann, als jede Unordnung. Der Zustand von Egypten unter den Römern, welche über das eingeborne Beamten= heer noch ihre eigenen fetten und die Hilfsquellen des Landes nicht blos für die Berwaltung besfelben, fondern für die Zwede bes gangen Reiches ausbeuteten, liefert und einen ferneren Beleg bafür. Außer ben regelmäßigen Steuern wurde noch verlangt, daß das Bolf die Solbaten ernähre und befleide, wo immer fie ein= quartirt waren; fortwährend wurden außergewöhnliche Anforderungen zur Fort= führung öffentlicher Arbeiten oder zur Er= haltung von Unterbeamten gestellt; die Beamten felbst waren durch die Erpres= fungen so verarmt, daß sie "unehrenhafte Umter annahmen oder die Sklaven von mächtigen Berfonen wurden"; Geschenke, die man der Regierung darbrachte, wurden bald in erzwungene Abgaben verwan= belt, und wer sich Immunität gegen die Erpressungen erkaufen wollte, fab sich ge= täuscht, sobald die hierfür verlangten Summen bezahlt waren.

Noch schreiender waren die Übelstände, welche infolge successiver Ausbildung der staatlichen Organisation in Gallien während des Niederganges des römischen Reiches zu Tage traten. "So zahlreich waren die Empfänger im Verhältnis zu den Zahlern und so drückend die Last der Steuern, daß der Landmann darunter zusammenbrach, die Felder zu Wüsten wurden und Wälder emporwuchsen, wo der Pflug gegangen war. . . . Es war unmöglich, die Veamten zu zählen, die es über jede Provinz und über jede Stadt herabregnete. . . Das

Knallen der Peitsche und das Geschrei der Gesolterten erfüllte die Luft. Der treue Sklave wurde gesoltert, um gegen seinen Herrn Zeugnis abzulegen, die Frau sollte wider ihren Mann, der Sohn wider seinen Bater aussagen. . . Nicht zufrieden mit den Nesultaten der ersten Einschäuung, sandten sie neue Steuereintreiber, welche die Schätzung immer höher trieben — um ihre Dienstfertigkeit zu beweisen, und so nahmen die Abgaben ohne Ende zu. Indes die Viehherden wurden kleiner und das Volk starb dahin. Nichtsdestoweniger hatten die Überlebenden für die Steuern der Toten aufzukommen."

Und wie sehr in diesem Falle die Übel über die Borteile hinausgingen, wird aus der Bemerkung ersichtlich, daß sie "den Feind weniger fürchteten, als den Steuerseintreiber, ja sie sliehen zu jenem, um diesem zu entgehen. Daher der einzige und einstimmige Wunsch der römischen Bevölsterung, daß es ihr vergönnt sein möchte, mit den Barbaren zu leben."

Dasfelbe Land mußte in späteren Beiten diese Lehre noch einmal erfahren. Wohl breitete sich im mittelalterlichen Frankreich der innere Friede mit feinen Segnungen aus, nachdem einmal der Rönig sich die Feudalherren unterworfen hatte; wohl fette die Zentralgewalt, als fie fräftiger wurde, jener eingewurzelten Sitte der Blutrache ein Ziel, die sich bis= ber auf jeden Berwandten des angreifen= den Teiles erstreckt hatte, und erzwang ben "Gottesfrieden" als notwendiges Milderungsmittel der allgemeinen Barbarei; allein sofort wuchsen auch aus diefer Ausbreitung der staatlichen Organi= fation ebenso große oder noch größere Übel empor: Vermehrung der Steuern, Zivangs= anleiben, grundlose Konfiskationen, willfürliche Geldbußen, beständige Berschlech= terung der Münzen und eine allgemeine Rorruption der Rechtspflege infolge des Umterfaufes, so daß schließlich viele vor Sunger starben, manche sich selbst töteten, während andere ihre Seimwesen verließen und ein wanderndes Leben führten. Und als nachher der oberfte Herrscher völlig un= umschränkte Gewalt erlangt hatte und nun das soziale Leben in allen feinen Einzel= beiten maßregelte, mit Silfe eines Berwaltungssystems von unglaublicher Ausdehnung und Berzweigung, was die allgemeine Folge hatte, daß in weniger als gwei Sahrhunderten die indirekten Steuern allein "von 11 Millionen auf die unge= beure Söhe von 311 Millionen anftiegen", da kam die nationale Verarmung und das Elend, die zur größten Revolution führten.

Selbst die Gegenwart bietet uns man= derorts ähnliche Erscheinungen dar. Gine Reife nilaufwärts lehrt jeden Beobachter, daß das Bolf um fo beffer daran ift, je weiter es vom Sit ber Regierung entfernt ift, je weniger leicht die Fäden der Verwaltung bis zu ihm reichen können. Und nicht nur unter der Herrschaft der barbarischen Tür= fen kommt dies vor. Trot der gerühm= ten Wohlthat der englischen Regierung in Indien haben die außergewöhnlichen Lasten und die vielfachen damit verbunde= nen Sinfdränkungen zur Folge, daß das Bolf einige der angrenzenden Länder bor= gieht: in mehreren Gegenden verlaffen die Bauern ihre Wohnsitze und siedeln sich auf dem Gebiet von Nizam und in Gwalior an.

Aber nicht allein biejenigen, welche der Regierung unterworfen find, dulden infolge der staatlichen Organisation gar oft so viel, daß ihre Borteile bedeutend geschmälert, ja sogar überstiegen werden: die zahlreichen und harten Beschränkungen von oben werden nicht minder für diejeni= gen, die fie auferlegen, als für die, denen fie auferlegt werden, zur drückenden Teffel. Jeder einzelne Rang in der Stufenleiter der Herrschaft übt auf die unter ihm stehen= den seinen Zwang aus, wird aber auch felbft von denen höheren Grades in Schran= fen gehalten, und selbst der höchste Serr= scher ift ein Sklave bes Suftems, bas er zur Aufrechterhaltung feiner Suprematie geschaffen hat. Im alten Egypten war das tägliche Leben des Königs aufs peinlichste geregelt und jede Stunde, jede Beschäftigung, jede Zeremonie vorgeschrieben, so daß er dem Namen nach zwar allmächtig, in Wirklichkeit aber weniger frei war, als seine Unterthanen. Nicht anders ift es über= haupt bei bespotischen Monarchen. Bis vor furzem war in Japan, wo fich ftarre Formen der Organisation ausgebildet hat= ten und wo vom höchsten bis zum niedrig= ften die Thätigkeiten des Lebens aufs ge= naueste vorgeschrieben waren, die Ausübung der Autorität mit solchen Lasten verknüpft, daß freiwillige Resignation sehr häufig vorkam. Adams schreibt: "Die Sitte der Abdankung ist unter allen Stänben verbreitet, vom Kaiser bis herab zu seinem geringsten Unterthan." Auch euro= päische Staaten haben diese Rückwirkung der Thrannei erfahren. "Im Palaste von Byzanz," fagt Gibbon, "war der Raiser der erste Sklave der Zeremonien, die er forderte." Über das lästige Hofleben von Ludwig XIV. bemerkt Mad. de Mainte= non: "Mit einziger Ausnahme berer, welche die höchsten Stellen einnehmen, kenne ich keine unglücklicheren Menschen als die, welche jene beneiden. Man kann sich keinen Begriff davon machen, was ein solches Leben heißt!"

Wenn also die Befriedigung der personlichen Bedürfnisse des Menschen gefördert wird sowohl durch geordnete Zustände
als durch Bildung von Aggregaten, die
groß genug sind, um eine weitgehende Arbeitsteilung zu gestatten, so wird sie
doch auch beeinträchtigt durch oft sehr erhebliche Abzüge von den Erzeugnissen ihrer Thätigkeit und durch die ihrem Handeln
auserlegten Sinschränkungen, welche in der
Negel das Bedürfnis weit übersteigen.
Und außerdem bringt jeder staatliche Zwang
indirest seine Nachteile mit sich ebensowohl
für die, welche ihn ausüben, als für die,
welche ihn zu erdulden haben.

Die Steine, aus denen ein Haus aufgebaut ist, können erst dann anderweitig verwertet werden, wenn man das Haus niederreißt. Sind die Steine durch Mörtel verbunden, so bedarf es noch einer besonderen Anstrengung, um ihre bisherige Verbindung zu zerstören, bevor sie von neuem zusammengefügt werden können, und hatte der Mörtel vollends Jahrhunderte lang Zeit, zu erhärten, so bereitet das Auseinanderbrechen des Gemäuers solche Schwierigkeiten, daß ein Bau mit neuem Material billiger zu stehen kommt, als wenn das alte dazu verwendet wird.

Ich führe dies als Beispiel für die alls gemeine Wahrheit an, daß jede Art von Anordnung einer Andersanordnung im Wege steht und daß dies auch von jeder Organisation gelten muß, welche nur eine besondere Form von Anordnung ist. Wenn im Laufe der Entwicklung eines sebenden Körpers die ihn zusammensegenden Stoffe, anfänglich relativ gleichartig, zu einer

Rombination von ungleichartigen Teilen umaebildet worden find, fo erwächst daraus für jede irgendwie erheblichere Struftur= veränderung ein großes und zumeist unübersteigliches hindernis: je vollkommener und bestimmter ein Gebilde, um fo größer ist auch der Widerstand, den es einer Ber= änderung entgegensett. Und was augen= fcheinlich für einen individuellen Organis= mus gilt, das muß, wenn dies auch weni= ger augenscheinlich ift, ebenso für einen sozialen Organismus gelten. Besitzt auch eine Gesellschaft, da sie sich aus direkten Einheiten zusammensett, und ihr Typus noch nicht durch Vererbung von zahllosen ähnlichen Gesellschaften ber figirt ift, im= mer eine viel größere Bildsamkeit, so bleibt doch dasfelbe Pringip in Kraft. Sobald sich ihre Teile einmal differenzirt haben, sobald einzelne Rlassen, Körperschaften und feststehende Einrichtungen vorhanden find, gewinnen dieselben einen gewissen Zusammenhang in sich und unter einander und widersetzen sich jeder Kraft, die sie zu verändern strebt. Der Konservatismus je= der althergebrachten Einrichtung fann dies Gefet alltäglich bestätigen. Sei es die Auflehnung einer Rirche gegen die Wefet= gebung, die in ihre Berhältniffe eingreift, fei es die Opposition einer Armee gegen die Abschaffung des Stellenkaufs, sei es der Migmut, mit dem der Juristenstand im allgemeinen eine Reform der Gefete betrachtet, - wir ersehen aus allem, daß Teile, die einmal spezialisirt sind, sich we= der in ihrer Struftur, noch in ihrer Funt= tion leicht ändern laffen.

Wie man nun von einem lebenden Körper sagen kann, daß der gemeinsame Endzweck aller seiner Handlungen die Selbsterhaltung sei, so strebt auch ein jedes seiner Organe, sich in seiner Integrität zu erhalten. Und gang ebenso, wie es von einer Gefellschaft gilt, daß Erhaltung ihrer Existenz das lette Ziel ihrer kombinirten Thätigkeit ift, so gilt auch von ihren ein= zelnen Klassen und Beamtengruppen ober anderen spezialisirten Teilen, daß der Hauptzwed eines jeden darauf hinaus= läuft, feine Selbständigkeit zu wahren: Richt die zu erfüllende Leiftung, sondern die Erhaltung derjenigen, welche die Lei= ftung ausüben, wird zum Hauptgegenstand des Strebens; infolge beffen pflegt fich dann, selbst wenn die Funktion überflüffig oder sogar schädlich geworden ift, das betreffende Gebilde doch fo lange als irgend möglich zu erhalten. Aus früheren Zeiten bietet uns die Geschichte der Tempelritter ein lehrreiches Beispiel dieser Tendenz. Bis zum heutigen Tage aber sehen wir die Handelsgilden in London vor uns, welche, nachdem sie längst nicht mehr ihre ur= sprünglichen Aufgaben zu erfüllen ver= mögen, nichtsbestoweniger eifersüchtig um ihre Existenz besorgt sind, um feines an= bern Zweckes als um der Befriedigung ihrer Mitalieder willen. Und die im "Schwarzbuch" verzeichneten Angaben über Sinefuren, welche bis in die neueste Beit fich erhielten, find ebenso viele spre= chende Belege.

Um den Grad, bis zu welchem eine Organisation jeder Revrganisation widersteht, vollständig zu würdigen, müssen wir noch darauf ausmerksam machen, daß ihr Widerstand in zusammengesetzter Prospression zunimmt. Denn während jeder neue Teil selbst wieder ein Hindernis für fernere Beränderungen bildet, bedingt seine Entstehung an sich eine Schwächung der Kräfte, welche Beränderungen herbeis

führen könnten. Wenn unter fonst gleich bleibenden Berhältnissen die staatliche Struttur einer Gesellschaft fich weiter ent= widelt, wenn die vorhandenen Ginrichtun= gen erweitert ober neue getroffen werben, wenn besondere Beamtenklaffen geichaffen werden, um die fozialen Thatia= feiten mehr im Gingelnen zu überwachen, jo find die begleitenden Erscheinungen: eine Bergrößerung bes Aggregats ber= jenigen, welche ben gebietenden, und eine entsprechende Abnahme des Aggregats der= jenigen, welche ben gehorchenden Teil bil= ben. Auf die verschiedenfte Weise kommen alle die, welche zur kontrollirenden und verwaltenden Organisation gehören, mit einander in nähere Berbindung und son= bern fich von den übrigen ab. Welches immer ihre besonderen Aufgaben fein mögen, jedenfalls fteben fie in ähnlichen Begiehungen gu ben kleineren und größeren Regierungszentren ihres Refforts, und. burch diese mit der oberften Regierungs= gewalt, und find an ähnliche Empfindun= gen und Gedanken hinsichtlich des gangen Dlechanismus gewöhnt, welchem fie angehören. Da fie ihren Unterhalt bom Nationaleinkommen beziehen, so neigen sie natürlich auch zu übereinstimmenden An= fichten und Gefühlen über die Beschaffung folder Ginfünfte. Alle die fleinen Gifer= süchteleien, welche zwischen ihren verschiebenen Zweigen herrschen mögen, werden burd ihr Mitgefühl in ben Sintergrund gedrängt, fobald die Erifteng oder die Brivilegien irgend eines Zweiges in Gefahr itehen, benn die Beeintrachtigung des einen könnte sich auch auf die übrigen aus= dehnen. Überdies ftehen fie alle in ahn= lichen Beziehungen ju bem gangen Gemeinwesen, beffen Sandlungen auf die

eine oder andere Beise von ihnen über= wacht werden, und muffen schon dadurch auf verwandte Unschauungen in betreff der Notwendigkeit einer folden Uberwachung und der Bflicht, fich derfelben zu unterwerfen, hingeleitet werden. Gleich= giltig, welches ihre früheren politischen Anschauungen gewesen sein mogen, fie fönnen nicht im Dienste irgend welcher öffentlichen Organe stehen, ohne in ihren Meinungen wefentlich in dem Sinne beeinflußt zu werden, daß dieselben mit ihren Kunktionen in Einklang kommen. So ist es gar nicht anders möglich, als daß jedes fernere Wachstum der Einrichtungen, welche die sozialen Kräfte kontrolliren ober verwalten, oder beaufsichtigen, oder irgend fonftwie lenken, die Sinderniffe für fpatere Abanderungen vergrößert, sowohl positiv durch Berstärkung des Teiles, der zu ändern wäre, als auch negativ durch Schwächung ber übrigen Teile, - bis schließlich die Erstarrung so weit fortschrei= tet, daß eine Umgestaltung gar nicht mehr möglich und der Thous vollkommen fizirtift.

Wenn also jeder Fortschritt in der Entwicklung ber regulirenden Organifation die Schwierigkeiten einer Beränderung vergrößert durch relative Stärfung ber Macht berjenigen, welche als Regierende die bestehende Ordnung aufrecht erhalten und durch Beeinträchtigung der Macht derjenigen, welche als Regierte nicht das gleiche direkte Interesse an der Erhaltung derfelben haben, fo kommt noch ein ferneres Moment hinzu. Denn die Ideen und Empfindungen eines Gemeinwefens im gangen paffen fich fortidreitend dem Regime an, das einem Jeden von Rindheit auf gewohnt war, bergestalt, daß er ein ganz natürlicher und überhaupt als der einzig

mögliche Zustand betrachtet wird. Rn dem Mage nun, als die öffentlichen Dr= gane in der täglichen Erfahrung mehr bervortreten und für andere Agentien nur einen fleineren Spielraum übrig laffen, wird auch die Neigung immer größer, die öffentliche Kontrolle überall für notwendig zu halten, und nimmt die Fähigkeit, fich noch auf andere Weise geregelte Thätig= keiten vorzustellen, immer mehr ab. Zu aleicher Zeit werden die Empfindungen, die sich durch Gewohnheit der Regierungs= maschinerie angepaßt haben, zu ihren Gunften umgestimmt und verhalten sich ablebnend gegen jeden Gedanken an die Lude, die durch ihre Beseitigung entstehen würde. Rurg, das allgemeine Gefet, daß der soziale Draanismus und seine Ginbei= ten durch ihre Wirkungen und Gegenwirfungen dabin arbeiten, sich mit einander in Einklang zu setzen, bedingt notwendig auch, daß jede weitere Ausdehnung der staatlichen Organisation den Widerstand gegen eine Reorganisation verstärkt, indem fie nicht allein Kräfte des regierenden Teils hebt und die des regierten herab= fest, sondern auch Gedanken und Empfin= dungen der Bürger zur Übereinstimmung mit dem bestehenden fozialen Bau und in Widerspruch mit allem wesentlich davon Abweichenden bringt. Frankreich und Deutschland liefern uns beibe treffende Belege für diese Wahrheit. Comte war, als er sein Zunkunftsbild eines industri= ellen Staates entwarf, so fehr von den der französischen Gesellschaftsform ent= fprechenden Ansichten und Gefühlen voreingenommen, daß fein Schema der Dr= ganifation eines induftriellen Staates alle Einrichtungen gang mit der Bestimmtheit und bis ins Einzelne porschreibt, wie es

für den militärischen Typus so bezeichnend ift und dem inhuftriellen Typus fo fehr zuwiderläuft. Er hatte in der That eine tiefe Abneigung gegen jenen Individualismus, ber ein Erzeugnis des induftriellen Lebens ift und den industriellen Ginrich= tungen ihren Charafter verleiht. Und in Deutschland zeigt sich, daß die Sozialisten, welche nach ihrer eigenen wie nach der allaemeinen Ansicht die Gesellschaft umzugestalten ftreben, doch so wenig im Stande find, fich in ihren Gedanken über den fo= zialen Typus, in dem sie geboren und auf= erzogen find, zu erheben, daß das von ihnen vorgeschlagene foziale Syftem fei= nem Wesen nach nichts weiter ist, als eine neue Form deffelben Syftems, das fie zerstören wollen. Es ift ein Spftem, unter dessen Herrschaft Leben und Arbeit durch öffentliche Vorkehrungen geordnet und überwacht werden sollen, die ebenso all= gegenwärtig und nicht minder drückend fein müßten, als die bereits bestehenden; das Leben des Einzelnen würde sogar noch viel mehr als jett von oben herab gere= aelt werden.

Wenn also einerseits ohne feststehende Ordnung fein. Zusammenwirken möglich ist, so wird doch ein Zusammenwirken höherer Art durch die Einrichtungen gehindert, welche ein Zusammenwirken niederer Art erst ermöglichen. Wo keinerlei bestimmte Beziehungen zwischen einzelnen Teilen obwalten, da kann keine kombinirte Thätigkeit stattsinden; allein je ausgebehnter und kunstreicher solche Beziehungen werden, desto schwieriger wird es, eine verbesserte Kombination der Thätigkeiten einzusühren. Es vollzieht sich von selbst eine Zunahme der Kräfte, welche nach Erstarrung, und eine Abnahme der Kräfte,

welche nach Auflösung hinstreben, bis endlich der vollkommen ausgebildete soziale Organismus so gut wie der vollkommen ausgebildete individuelle Organismus gar nicht mehr anpassungsfähig ist.

In einem lebenden Tiere, das fich aus aggregirten, ursprünglich gleichartigen Einheiten gusammensetzt, beruht der Fortschritt ber Organisation wesentlich barauf, daß nicht allein die jeden differenzirten Teil bildenden Einheiten jeweils ihre Lage beibehalten, fondern auch ihre Nachkom= menschaft ihnen in entsprechender Lage= rung folgt. Die Leberzellen, welche, wäh= rend sie ihre Funktion ausüben, selbst wachsen und neuen Leberzellen den Ursprung geben, werden nach ihrem Zerfall und Berschwinden durch lettere ersett; bie von ihnen abstammenden Zellen wan= bern nicht in die Nieren oder die Muskeln oder die Nervengentren ein, um diesen ihre Aufgaben erfüllen zu helfen. Und offen= bar könnte auch, wenn die spezialisirten Einheiten, aus benen fich jedes Organ aufbaut, nicht ebenfo spezialisirte Einheiten hervorbrächten, die an derfelben Stelle verblieben, überhaupt feine der dauernden Beziehungen zwischen den einzelnen Teilen stattfinden, welche den Organismus auszeichnen und ihn für feine eigentümliche Lebensweise geeignet machen.

Auch in einer Gefellschaft wird die Fortdauer ihrer Struktur durch Übertrazung von Lagebeziehungen und Funktionen von einer Generation auf die andere gefördert. Die Aufrechterhaltung jener Scheidung in bestimmte Stände, die mit dem Fortschritt der staatlichen Organissation sich ausbildet, setzt die Vererbung von Rang und Stellung innerhalb jedes.

Standes voraus. Offenbar wird das Berhältnis der einzelnen Stände zu einander um so unveränderlicher, je schwieriger es ist, sich von dem einen in den andern auf= zuschwingen. Daffelbe gilt auch von jenen Unterabteilungen der Stände, welche sich in einigen Gesellschaften als besondere Raften abgeschlossen haben und in andern teilweise durch Bunfte und Gilden vertre= ten werden. Wo die Sitte oder das Ge= set jeden Kaufmannssohn zwingt, das Beschäft seines Baters zu treiben, da entstehen innerhalb der die Produktion und Verteilung beforgenden Gruppen ähnliche Semmniffe für jede Beränderung, wie fie in den regierenden Gruppen durch die un= überschreitbaren Schranken ber berschiebenen Stände gegeben find. Indien zeigt diese Erscheinung in extremster Form, und in etwas geringerem Grade trat sie auch in England bei den mittelalterlichen Meiftergilden hervor, welche den Kindern jedes Mitgliedes die Ergreifung deffelben Sand= werks febr erleichterten und den Eintritt für andere außerordentlich erschwerten. So fann man wohl die Bererbung von Stellung und Funktion als die Grund= lage der Dauerhaftigkeit in der fozialen Organisation bezeichnen.

Noch in einer anderen Hinsicht führt die direkte Nachfolge durch Vererbung, sei es der Rangstuse, sei es der Beschäftigung, zur Stabilität. Sie sichert nämlich den Alteren ein bedeutendes Übergewicht, und dieses strebt von selbst nach Fortdauer der bestehenden Ordnung. Wo der höchste Herrscher, der Häuptling, das Oberhaupt eines Klans oder einer Familie, oder irgend eine andere Person, welcher ihre Macht durch Rang oder Vermögen zugefallen ist, nach ihrem Tode gemäß den

herrschenden Erbgesetzen durch einen Nach= kommen ersett wird, da sehen sich die Jüngeren und felbst die von mittlerem Alter ber Natur ber Sache nach zumeist von der Leitung der Dinge ausgeschloffen. Und wo in gewerblichen Kreisen das Suftem befteht, daß ber Sohn in der Regel im Gefchäft feines Baters erzogen wird und ihn nach feinem Tode vertritt, da ergiebt sich ebenso als natürliche Folge, daß die bestimmende Gewalt der Alten über die Borgange der Broduktion und Berteilung kaum irgendwie durch die Jungeren beeinflußt wird. Run fann man aber alltäglich die Erfahrung machen, daß bie zunehmende Starrheit einer Organi= fation, die durch den Entwicklungsprozes notwendig bedingt wird, auch mit dem Alter ein zäheres Festhalten an den Gewohnheiten und einen Widerwillen gegen jede Beränderung erzeugt. Go fommt es benn, daß die Bererbung von Stellung und Funktion, da sie notwendigerweise von monopolifirender Gewalt der Altesten begleitet wird, ein Vorherrschen von fon= fervativen Gefinnungen bedingt, und dies trägt natürlich abermals wesentlich zur Erhaltung des einmal obwaltenden Bu= ftandes der Dinge bei.

Dagegen sind soziale Beränderungen um so leichter durchzusühren, je mehr Stellung und Funktion der Menschen durch ihre persönlichen Eigenschaften bestimmt werden. Wenn Angehörige des einen Standes, von keinem Gesetz oder Sitte geshindert, sich in einen andern Stand begeben, so durchbrechen sie damit direkt die zwischen beiden aufgerichteten Schranken und indirekt schwächen sie die bestehende Abgrenzung dadurch, daß sie ihre Famistienbeziehungen zu dem einen sortseten

und neue im andern anknüpfen, während überdies die in beiden Ständen vorherr=. schenden Ideen und Gefühle, die von Haus aus mehr oder weniger von einander abweichen, fich nun gegenseitig abschleifen und damit auch den Charafter der betreffenden Ungehörigen modifiziren muffen. Und wenn zwischen den Unterabteilungen der produzirenden und verteilenden Klassen ben gegenseitigen Ginwanderungen fein Hindernis bereitet wird, fo muß fich eben= fo, je zahlreicher diese Wanderungen statt= finden, infolge der Bermifchung die Natur der verschiedenartigen Einheiten durch eine Menge von phyfischen und geistigen Ginflüssen abzuändern streben und zu gleicher Zeit fortwährend die Ausbildung neuer Berschiedenheiten hindern, die etwa durch Berschiedenheiten ber Funktion veranlakt werden fonnten. Solde Bersetungen Einzelner von der einen in die andere Rlasse oder Gruppe werden jedoch im Durchschnitt natürlich bavon abhängen. ob die betreffenden Individuen für ihre neue Stellung und Aufgabe befonders ge= eignet find ober nicht. Ein foldes Ein= dringen fann in der Regel nur dann ge= lingen, wenn der Eindringling eine mehr als gewöhnliche Befähigung für das wei= tere neu ergriffene Geschäft besitzt. Wer seine angestammte foziale Stellung und Beschäftigung aufgiebt, befindet sich bei der Wettbewerbung mit den Inhabern der Stellung und Beschäftigung, welcher er sich zuwendet, im Nachteil und er vermag diesen nur mit Silfe einer gewissen Überlegenheit hinsichtlich der fraglichen neuen Funftion auszugleichen. Dieses Bringip, die Laufbahn eines Menschen durch seine Leistungsfähigkeit bestimmen zu laffen, fönnen wir daher wohl als das Prinzip

des Wechsels in der sozialen Organisation bezeichnen.

Wie wir nun gesehen haben, daß direfte Nachfolge durch Bererbung auf fefundare Beife gur Stabilität beiträgt, indem fie die maßgebenden Stellungen in den Sänden derjenigen läßt, welche in Folge ihres Alters die größte Abneigung gegen Neuerungen haben, fo läßt fich nun hier andrerseits leicht zeigen, daß Nach= folge auf Grund der Befähigung auch indireft zu Beränderungen führt. Sowohl positiv als negativ wird eine Neuerung erleichtert, wenn die Jugend im Befit der Gewalt ift. Go lange die Kräfte überschäumen, fommen feine Beforgniffe vor jenen Schwierigkeiten einer Verbefferung und den Mißständen auf, die damit verbunden fein fonnten, während fie dem Alter ungeheuer groß erscheinen, und in= bem sich gleichzeitig mit der frischeren Energie eine lebhaftere Einbildungsfraft und eine geringere Macht der Gewohnheit verbindet, werden neue Ideen mit Freuden aufgenommen und noch un= erprobte Methoden eingeführt. Da es nun, wo die verschiedenen fogialen Stellungen von denen ausgefüllt werden, die sich durch Erfahrung als dafür geeignet bewährt haben, auch verhältnismäßig jungen Kräften gestattet wird, maßgebenben Einfluß ausznüben, fo ift es flar, daß Nachfolge auf Grund der Befähigung ebensowohl indirekt als direkt eine Beränderung in der sozialen Organisation begünstigt.

Stellen wir die beiden Systeme einander gegenüber, so sehen wir also, daß die Übernahme einer Funktion durch Bererbung zu Starrheit, durch Leistungsfähigkeit dagegen zur Bildsamkeit der Struktur führt. Nachfolge auf Grund der Abstammung fördert die Aufrechterhaltung dessen, was vorhanden ist. Nachfolge auf Grund der Befähigung fördert die Umgestaltung des Bestehenden und macht die Sinführung des Bessern möglich.

Wie schon früher dargelegt wurde. ist jede Zunahme der Masse von einer Romplifation des Baues begleitet, bei sozialen so gut wie bei individuellen Dr= ganismen. Wenn fleinere Gesellschaften zu einer großen verschmelzen, so mussen die für jede einzelne Gruppe nötigen Berwaltungseinrichtungen einer oberften Bentralbehörde unterstellt werden, und dazu bedarf es neuer Vorkehrungen. Wieder= holt fich dieser Vorgang, so muffen auf jeder Stufe der Bergrößerung auch alle übrigen Teile eine komplizirtere Struftur erlangen. Wie Duruh bemerkt: "Als Rom aus einer Stadt zu einer Welt wurde, konnte es nicht mehr die Inftitu= tionen behalten, die für eine einzelne Stadt mit fleinem Landgebiet aufgestellt worden waren. ... Wie ware es möglich gewesen, daß die sechzia Millionen der römischen Provinzen in den engen und starren Kreis der ursprünglichen Brovin= zialordnung hätten eintreten follen?" Das= selbe gilt aber auch da, wo nicht Erweite= rung des Gebietes, sondern nur Zunahme der Bevölkerung eingetreten ift. Der Ge= gensat zwischen dem einfachen Verwal= tungsfustem, bas in vergangenen Zeiten in England für eine Million genügte, und den verwickelten Einrichtungen, die gegen= wärtig für viele Millionen erforderlich find, beweist hinlänglich die Wahrheit diefes allgemeinen Sakes.

Dies bringt uns zu einer beachtens=

werten Folgerung. Wenn einerseits weiteres Wachstum eine komplizirtere Struktur bedingt, fo bildet andererseits Beränberlichkeit ber Struftur die Vorbedingung für ein weiteres Wachstum, während umgefehrt Unveränderlichkeit ber Struftur eine Begleiterscheinung bes Stillstandes im Wachstum ift. Wie das eben erwähnte Gefet, fo läßt fich auch diefe Ergänzung besselben überzeugend am individuellen Organismus nachweisen. - Einesteils ver= langt der Übergang von der fleinen un= reifen Form zum großen fertigen Weschöpf, baß nicht nur bas gange, fondern auch alle einzelnen Teile in Größe und Zusam= menhang Beränderungen eingehen: jeder Abschnitt jedes Organs muß eine Um= wandlung durchmachen, und das setzt überall ein Fortbesteben ber Bildsamkeit poraus. Andernteils aber, wenn mit dem Eintritt der Reife die Gebilde ihre defini= tive Gestaltung erlangen, wird ihre qu= nehmende Bestimmtheit und Westigkeit gu einem zunehmenden Sindernis weiteren Wachstums: die Auflösung und Umbil= dung, wie fie erforderlich ift, um die not= wendige Neuanpassung zu erzielen, wird immer ichwieriger. Go auch bei einer Gesellschaft. Bergrößerung ihrer Masse macht eine Veränderung der schon vorhan= denen Struftur notwendig, fei es durch Einverleibung des Zuwachses in sie oder durch Ausdehnung der Struftur auf die= fen. Jede Berfeinerung und Befestigung berselben bildet aber ein neues Hindernis hierfür, und ift einmal ein Zustand ber Erstarrung erreicht, so können solche Um= gestaltungen, wie eine Zunahme der Masse fie verlangen würde, gar nicht mehr ein= treten und es ist jede Bergrößerung un= möglich gemacht.

Daraus ergiebt sich ein eigentümliches Berhältnis zwischen der Struktur einer Gesellschaft und ihrem Wachstum. Während zwar jede Vergrößerung durch eine angemessene Organisation unterstützt wird, bildet doch diese, da sie nicht auf eine größere Masse berechnet ist, nachher ein Hindernis für serneres Wachstum; — woraus folgt, daß eine über das notwendigste Bedürsnis hinausgehende Organisation die Erreichung jenes größeren Umfangs und der entsprechenden höheren Organisation unmöglich macht, die sonst hätten erreicht werden können.

Um nun die Erklärung der im Folgenden zu erörternden Ginzelthatsachen zu erleichtern, müssen wir die jetzt aufgestelten allgemeinen Sätze wor Augen behalten. Wir können dieselben, wie folgt, zusammenfassen:

Jedes Zusammenwirken wird durch die Gesellschaft möglich gemacht, es er= möglicht aber selber erst die Gesellschaft. Es setzt vereinigte Menschen voraus, und die Menschen bleiben vereinigt um der Vorteile willen, die ihnen aus der Vereinigung erwachsen.

Es können aber keine zusammenstimmenden Handlungen stattfinden ohne gewisse Einrichtungen, durch welche die Handlungen irgendivie nach Zeit, Umfang und Art einander angepaßt werden, und die Handlungen können erst dann von verschiedener Art sein, wenn die Zusammenwirfenden verschiedene Aufgaben auf sich nehmen. Mit anderen Worten, die Zusammenwirkenden müssen, sei es freiwillig, sei es unsreiwillig, in irgend eine Form von Organisation eintreten.

Die Organisation, welche die Borbebingung für das Zusammenwirken bildet, ist von zweierlei Urt, nach Ursprung und Beschaffenheit sehr verschieden. Die eine entspringt unmittelbar aus der Versolgung individueller Zwecke und trägt nur indivekt zur sozialen Bohlsahrt bei: sie entwicklich undewußt und ist nicht zwingender Natur. Die andere, die unmittelbar aus der Versolgung sozialer Zwecke hervorgeht und nur indirekt zur individuellen Bohlsahrt beiträgt, entwickelt sich underwußt und ist zwingender Natur.

Während nun die staatliche Organisation, indem sie das Zusammenwirken ermöglicht, wesentliche Borteile erzielt, werden gerade durch sie auch bedeutende Abzüge von diesen Borteilen veransaßt. Ihre Aufrechterhaltung ist kostspielig, und diese Kosten können ein größeres Übel werden, als das Elend, aus dem sie beseich follte. Sie legt notwendigerweise Beschränkungen auf, und diese Beschränkungen fönnen so drückend werden, daß die Anarchie mit all ihrem Unheil ihnen vorzuziehen ist.

Die Organisation wird schon badurch, baß sie sich ausbildet, zu einem Hindernis sür die Reorganisation. Die Einheiten der einmal entwickelten Struktur leisten jeder Beränderung Widerstand, sowohl vermöge der von ihnen eingenommenen Lage, als vermöge des Zusammenhangs, der sich allmählich zwischen ihnen hergestellt hat. Selbsterhaltung ist stets der oberste Zweck jedes Teiles so gut wie des Ganzen, und deshalb suchen einmal gebildete Teile sortzubestehen, mögen sie noch von Nutzen sein oder nicht. Da aber aus gerdem jeder Zuwachs zum regterenden

Teil unter sonst gleichen Umständen einen Abzug von der übrigen Gesellschaft, die regiert wird, mit sich bringt, so folgt daraus, daß, während die Hindernisse für eine Beränderung zunehmen, zugleich die Kräfte geschwächt werden, die eine Beränderung herbeisühren könnten.

Der Fortbestand ber Organisation einer Gesellschaft ist ferner dadurch bebingt, daß die ihre einzelnen Teile konstituirenden Einheiten regelmäßig ersetzt werden, sobald sie absterben. Stabilität wird begünstigt, wenn die entstandenen Lücken ohne Widerspruch von direkten Nachkommen, Beränderlichseit dagegen, wenn die Lücken von solchen ausgefüllt werden, die sich erfahrungsgemäß als hiesür am besten geeignet erwiesen haben. Nachfolge durch Vererbung ist somit das Brinzip der sozialen Dauerhaftigkeit, Nachsolge durch Besähigung dagegen das Prinzip der sozialen Bildsamkeit.

Obgleich eine Organisation nötig ist, um ein Zusammenwirken möglich zu machen und dadurch das soziale Wachstum zu förebern, so ist doch die einmal bestehende Organisation ein Hemmnis weiteren Wachsetums, da letzteres eine Reorganisation bedingt, der sich die bestehende Organisation widersett.

Wenn sich also auf jeder Stufe bessere unmittelbare Resultate erzielen lassen, wo die Organisation vollständig durchgeführt wird, so geschieht dies doch stets auf Kosten besserer Resultate einer ferneren Zukunst. Diese sind nur zu erzielen, wenn die Organisation auf jeder Stufe nicht weiter geführt wird, als unumgänglich nötig ist, damit die sozialen Thätigkeiten sich mögelichst frei entsalten können.

Kleinere Alitteilungen und Jonrnalschau.

Die auf die Enlwicklungstheorie bezüglichen Vorfräge der LIII. Verfammlung deutscher Naturforscher und Ärzte.

hlert, über die Achsenbewegung des Planeten Mars. — Jenysch, Die Statif der Kontinente und die angebliche Abnahme des Meerwassers. — Möbins, über die Bedeutung der Foraminiseren für die Abstammungslehre. — Straßburger, über den jezigen Stand der Zellenlehre. — Wittmack, über die Heimat der Maispslanze. — Löwe, über den analogen Bau von Gehirn und Nückenmark. — Wernicke, über den wissenschaftlichen Standpunkt in der Psychiatrie. — Cohn, über Kurzsichtigkeit.

Es wäre wohl das richtigste gewesen, mit diesem Berichte zu warten, bis der offizielle Bericht über die Bersammlung vollständig erschienen wäre, allein da dies bei Abschluß unseres Dezemberhestes immer noch nicht der Fall war, so ziehen wir es vor, eine Zusammenstellung der für unsern Leserfreis beachtenswertesten Borzträge, soweit sie veröffentlicht sind, vorzläusig im Auszuge mitzuteilen und Einzelnzheiten von Belang später nachzutragen.

Aus der Sektion für Aftronomie und Mathematik wäre hier ein Vortrag von Direktor B. Ohlert "Über die schnelle Umlaufsbewegung des innern Marsmondes im Lichteder Laplace= fchen Theorie" zu erwähnen. Der Um= stand, daß der innere Marsmond in viel fürzerer Zeit feinen Zentralförper umfreift, als dieser zur Drehung um seine Achse braucht, scheint der Laplaceschen Sppothese über die Entstehung unseres Planeten= sustems zu widersprechen. Der Vortragende zeigte indeffen, daß nicht die Schnelligkeit der Umlaufsbewegung des Marsmondes etwas Auffallendes habe, daß dieselbe ent= sprechend seinem geringen Abstande vom Mars durchaus dem dritten Replerschen Gesetze folge, sondern daß vielmehr die langfame Achsendrehung feines Zentralförpers, des Mars (und eben= fo der übrigen Planeten) einer Erklärung bedürfe. Der Vortragende führte demnach die Gründe vor, aus denen, die Laplace= sche Hubothese als Ausgangspunkt vor= ausgesett, die Achsendrehung der Planeten in den letten Zeiten ihrer Bildung fich verlangfamen müßte. Da wir die wichtig= ften dieser Ursachen fürzlich im Rosmos ausführlich besprochen haben*), so können

^{*)} Kosmos, Bd. VII, S. 379.

wir hier ein näheres Singehen auf seine Erörterung unterlassen.

In ber zweiten öffentlichen Sitzung hielt Dr. Jentsich aus Königsberg einen Bortrag über "die Statif der Konti= nente und die angebliche Abnahme des Meerwassers". Uns erscheint die Masse der Erde fast unveränderlich, und wenn wir etwas recht Dauerndes und Unvergängliches bezeichnen wollen, fo sa= gen wir: "Fest wie der Erde Grund." Allein die Geologie hat diesen Glauben umgestürzt, wir sehen, abgesehen von dem Aufsteigen der Gebirge, daß das Waffer früher eine Menge von Ländern bedeckt hat, welche jett trocken liegen, und es knüpft sich die Frage daran, ob dies nur durch Veränderung der Verteilung von Land und Waffer geschehen sei, oder ob sich die Menge des Wassers wirklich vermindere. Offenbar ift beim Entstehen der Kontinente dem Dzean Wasser entzogen worden, teils zur Bildung wasserhaltiger Mineralien, teils zur Bildung der Sußgewässer. Die Frage, ob wir auftrod= nen, ist deshalb naheliegend, und in der That werden burch die Ausgabe der innern Erdwärme immer mehr feste Bestandteile geeignet, Waffer aufzunehmen, und das Wasser wird dadurch befähigt, immer tiefer einzudringen und trot seiner größeren Leichtigkeit an der Bildung der Erde felbst teilzunehmen. Die Bulfane, welche sich nur in der Nähe der Meere befänden, seien die Sauptfaktoren, um diese Auf= nahme zu vermitteln. Der Bortragende ging bann auf die Berechnungen ein, welche Krümmel über das Volumen des Festen im Berhältnis zum Flüffigen angestellt und wie 1:2,43 gefunden hat. Diefe Bahl entspricht fast genau dem Berhältnis

bes spezisischen Gewichtes des Wassers zum durchschnittlichen spezisischen Gewicht der Gebirgsmassen, so daß die Erde aus etwa gleichen Gewichtsmengen Wasser und sesten Stoffen bestehen würde. Zu den hierin allein in Nechnung gezogenen Faktoren der innern Entwicklung der Erde kommt aber noch der stehende und nicht unbeträchtliche Zuwachs der Erde an festem Material aus dem Weltraume, durch die Meteormassen, dem kein bekannter Zuswachs an flüssigem Material das Gleichsgewicht hält.

Das Protistenreich wurde in einem Vortrage des Prof. Möbius, "Über die Bedeutung der Foraminiferen für die Abstammungslehre", in Mit= leidenschaft gezogen. Prof. W. B. Car= penter und seine verdienten Mitarbeiter, B. B. Parker und R. Jones, hätten in ihrem berühmten Werke: Introduction to the study of the Foraminifera, London, 1862, die Ansicht ausgesprochen, daß bei den Foraminiferen Genera und Spezies nicht nach der üblichen Methode aufgestellt werden könnten. "Die einzige natürliche Rlaffifikation der großen Menge verschie= bener Formen," fagten fie, "fei die Un= ordnung derselben nach dem Grade ihrer Verwandtschaft." Der Vortragende hat bei feinen Untersuchungen über Foramini= feren, welche er 1874 bei Mauritius sam= melte, die Überzeugung gewonnen, daß bei den Foraminiferen die wiederkehrenden Eigenschaften, ebenso wie bei allen andern Tierklassen, zur Bildung von Art= und Gattungsbegriffen dienen fonnen und dienen muffen, wenn man wiffenschaftliche Mitteilungen über dieselben machen will. Die Sarkobe ber Foraminiferen verhalte sich in Rudficht auf die Gestaltung ber

Gerüste und Hüllen ebenso wie das Protoplasma der Metazoen-Cier zur Bildung der Keimblätter und aller aus diesen hervorzgehenden Organe. Sie besitzt, wie das Siplasma, ganz bestimmte vererbliche Gestraltungsfräfte. US Beweise für die Wahrheit der Ubstammungslehre Darwins hätten die Berwandtschaften unter den Foraminiserensormen weder einen höheren, noch einen geringeren Wert, als die Formenreihen und Formenverwandtschaften in allen andern Tierklassen.

Den Wert diefer Auseinandersetzung, die in der damals noch nicht erschienenen Schrift des Vortragenden: "Foraminiferen von Mauritius. Berlin, 1880" näher begründet werden foll, laffen wir dahin= gestellt; sehr fonderbar erschien uns aber ber gegen Carpenter, Dsfar Schmidt, Saedel und andere Forscher, welche die Unsicherheit des Speziesbegriffes in den niederen Regionen der Protisten und Spongien betont haben, gerichtete Bor= wurf: es würden von ihnen erft Spezies aufgestellt, und nachher vergesse man, daß diese Spezies nichts anderes als logische Begriffe feien, und verwende diefelbe gur Bildung von Theorien, als wenn fie Re= alien wären. Wir haben im Gegenteil immer geglaubt und find noch heute fest davon überzeugt, daß die Forscher der darwinistischen Schule erst den Art= und Speziesbegriff logisch anzuwenden ge= Tehrt haben, während die Speziesfabri= kanten über die ideelle Natur dieses Be= griffes in Unklarheit sind und, ut exempla docent, auch wohl bleiben werden.

Wir kommen nunmehr zu dem inhaltzreichen Bortrag, welchen Prof. Eduard Straßburger in Jena "über die Geschichte und den jetigen Stand ber

Bellenlehre"hielt, und den wir feiner fun= damentalen Bedeutung wegen in seinem zweiten Teile etwas ausführlicher wieder= geben wollen. "Die Elementargebilde," beganner, "welche den Körper der Bflanzen und Tiere aufbauen, werden feit mehr als zweihundert Jahren "Zellen" genannt. Sie erhielten diesen Namen von Robert Soote, einem englischen Gelehrten, ber das zusammengesetzte Mikroskop soweit verbesserte, daß es bei stärkerer Vergröße= rung noch einigermaßen deutliche Bilber gab. Diefer Robert Soofe war übri= gens nicht Botanifer, wie man aus seiner Entdedung, die am Rorf gemacht wurde, schließen könnte; er war vielmehr Physiker und Mathematiker, doch mit solchem gene= rellen Wiffen ausgerüftet, wie es den Ge= lehrten des 17. Jahrhunderts eigen war. ... Als er Höhlungen in der Substanz des Korkes entdeckte und diese Söhlungen Zellen nannte, war es ihm nicht um die Begründung der Pflanzenanatomie zuthun, er wollte vielmehr nur die Leiftungsfähig= feit seines Mikroskops beweisen, ... und wenn wir auch den Terminus "Zelle" an feinen Namen knüpfen muffen, fo find wir uns doch deffen wohl bewußt, daß wir nicht ihn, sondern Marcello Malpighi und Nehemias Grew als die Bäter ber Pflanzenanatomie zu feiern haben. Die umfaffenden Werke beider Autoren über die Anatomie der Pflanzen wurden in demfelben Jahre (1671) der Königlichen Gefellschaft in London vorgelegt, also nur um ein Dezennium später, als das Buch von Robert Sooke. Sie begründeten dauernd die Pflanzenanatomie in ausführ= licher und methodischer Behandlung. . . . Das gange 18. Sahrhundert übersette, kommentirte und erzerpirte nur immer

wieder Grew und Malpighi. Nicht wenig bing diefer auffällige Stillstand in ber Pflanzenanatomie mit dem geringen Fortschritte zusammen, den die Bervoll= fommnung der Bergrößerungsgläser gleich= zeitig machte, und war auch weiter durch den Umstand bedingt, daß sich die For= schung jett mehr den physiologischen Fragen zuwandte.... Das Interesse nach den Urfachen der Lebenserscheinungen wuchs weiterhin ganz einseitig, und während die anatomische Forschung eber Rückschritte als Fortschritte machte, hatte das physio= logische Gebiet die Arbeiten eines Saller, Ingen= Souß und Genebier aufzuwei= fen. Linné felbst hielt fehr wenig von der Pflanzenanatomie, und ihm folgte das Gros der Syftematifer. Alle diese Gründe wirkten wohl zusammen, um im Laufe-bes 18. Jahrhunderts eine Abneigung gegen bas Vergrößerungsglas herauszubilben. Fontenelle warnte sogar öffentlich in der Bariser Akademie vor dem Gebrauch der Mikroffope, welche, meinte er, oftmals nur das zeigen, was man feben wolle. Dahingegen hat neuerdings Sulius Sachs in feiner Geschichte der Botanif mit vollem Recht auf den erziehenden Ein= fluß hingewiesen, ben bas Mifroffop auf bas Auge bes Beobachters übt. Es zwingt benfelben zu einer aufmertfamen Betrach= tung, es veranlaßt ihn, sich auf einzelne Teile des Objektes zu konzentriren, wäh= rend das unbewaffnete Auge zuvor unstät über das gange Objekt hinglitt. Der mikrostopischen Wahrnehmung mußte sich ein intensives Nachdenken zugesellen, um die ftudweis gesehenen Bilber zu einem ge= sammten Eindruck zu kombiniren. Das mitroffopische Seben ist eine besondere Runft, welche, einmal erlernt, das Auge

auch für andere Arten der Beobachtung schärft. . . . Selbstverständlich verlangt aber ein feines Inftrument auch einen feinangelegten Beobachter. . . . Je fchwieriger zu handhaben das Instrument, um fo zahlreicher die Fehlerquellen, daber ein gewisses Migtrauen, welches felbst noch heutzutage dem Gebrauch feiner Inftrumente bon mancher Seite entgegen= gebracht wird. . . . Im Laufe des ganzen 18. Jahrhunderts wurde die Kenntnis vom innern Baue der Gewächse in bedeutender Weise nur von Kaspar Friedrich Wolff, dem berühmten Vorkämpfer der Epigenesis, gefördert. Er verwandte viel Mühe auf die Untersuchung des Pflanzen= förpers, und was besonders seine Bestre= bungen wichtig machte, war der Versuch, die Entstehung des Zellgewebes zu er-Er bachte sich die jüngsten Pflanzenteile aus einer gallertartigen, von Nahrungsfaft durchtränkten Substanz gebildet. Der Nahrungsfaft sollte sich in Tropfen sammeln, und diese schließlich die Bellräume bilden. Diese Theorie der Bellbildung nahm ju Unfang biefes Sahr= hunderts. Briffeau Mirbel auf, und war dieselbe auch unrichtig, so erlangte sie doch eine große Bedeutung durch die Kon= troversen, die sie hervorrief. . . . Vom Schluß der zwanziger bis zum Anfang der vierziger Jahre nehmen Meben und Mohl die ersten Stellen in der Bflangen= anatomie ein. Während bis jett fast alle Aufmerksamkeit nur den Zellwänden gu= gewandt wurde, finden wir in Megens Phytotomie vom Jahre 1830 einen besondern Abschnitt dem Zellinhalte gewid= met. Bei Mohl bricht fich andererseits die Überzeugung Bahn, daß alle Elemen= targebilde des Oflanzenkörpers nur auf

ein Elementargebilde, nämlich die Zelle, gurudguführen feien. Auch verdanken wir Mohl die ersten sicheren und richtigen Beobachtungen über die Entstehung ber Bellen. . . Mit großem Gifer wurde nun von Schleiben die Frage nach bem Werden der Zellen aufgenommen. . . . Im Jahre 1834, dies muß voraus= geschickt werden, hatte Robert Brown, ein englischer Botanifer, bei der Untersuchung der Orchideen fast in jeder Zelle einen fleinen runden Körper beobachtet, ben er Zellfern nannte. Die allgemeine Berbreitung dieses Körpers war Schlei= ben nunmehr bemüht, nachzuweisen; er ließ ihn frei in dem Zellinhalte entstehen und je eine neue Zelle fich um denfelben bilden. . . . Wenn nun auch diese Auffas= fung burch Mohl, Naegeli und Hof= meister alsbald widerlegt wurde, so hatte fie doch ihre Wirkung auf die Zeitgenoffen nicht verfehlt und eine Fülle neuer Unter= suchungen veranlaßt. . . . Thatsächlich wa= ren es die Schleiden fchen Arbeiten, welche die nur um ein Sabr jungeren berühmten Untersuchungen von Theodor Schwann "Über die Übereinstimmung in der Struf= tur und bem Wachstum der Pflanzen und Tiere" anregten. Sier begegnen wir zum ersten Mal auf unserem Wege Leistungen auf dem Gebiete der tierifchen Siftologie. Die tierische Histologie war bisher weit hinter der pflanzlichen zurückgeblieben, und dies erklärt sich hinlänglich aus dem Umstande, daß die Gewebe der Tiere viel größere Schwierigkeiten der Untersuchung entgegensetzen, als pflanzliche Gewebe. Mit einem Schlage war jest burch Theo = bor Schwann alles Berfäumte nach= geholt und die tierische Histologie auf die Söhe der pflanzlichen gebracht. . . .

"Schleibens Untersuchungen über Bell-Entstehung mußten die Bedeutung des Zellinhaltes der Zellhaut gegenüber immer mehr in den Bordergrund drängen. Der Zellinhalt wurde nunmehr durch Nae= geli (1842-1846) sorgfältiger studirt und als eine stickstoffhaltige Substang er= fannt; im Jahre 1846 erhielt er dann von Mohl den Namen Protoplasma. Weitere Untersuchungen führten bald da= bin, das Protoplasma als wesentlichsten Teil der Belle erscheinen zu laffen. Gleich= zeitig wurde schon hier und dort auf die Übereinstimmung in der Grundsubstanz der tierischen und pflanzlichen Zellen bin gewiesen. Diese sich allmählich bahnbre= dende Auffaffung fand 1863 ihren ab= schließenden Ausdruck in Max Schultes Abhandlung über das Protoplasma, und von diesem Augenblicke an ist an der Iden= tität beffen, was man Sarkobe bei ben Tieren, Brotoplasma bei ben Pflanzen nannte, kaum mehr gezweifelt worden. . . . Bährend die Bezeichnung "Zelle" durch die Beobachtung der Zellhäute zunächst veranlaßt worden war und andeuten follte, daß bie Zellen Rammern oder Blafen feien, zeigte es fich jett, daß die Bellhäute für den Begriff der Zelle nicht notwendig find, daß sie ein Ausscheidungsprodukt des Bellleibes vorstellen, daß die Bellen in ben meisten Fällen zunächst solid, nicht hohl find, und daß zum Begriff der Zelle vor allem der Zellleib aus Protoplasma gehört. . . . So trat der ursprünglich über= sehene, dann kaum beachtete Inhalt der Bellen schließlich in den Mittelpunkt der Forschung. Wir gelangten zu dem Reful= tate, daß die eiweißhaltige, feinkörnige, gähflüffige, meift glashelle, in feiner leben= den Zelle fehlende Substanz die eigentliche

Lebensträgerin im Organismus sei. Dieses Ergebnis möchte ich als eines der bedeutendsten hinstellen, dessen sich die heutige Naturforschung zu rühmen hat. ...
Ist es ja doch eine hohe Befriedigung für
unsern Geist, wenn es demselben gelingt,
eine Summe von Unbekannten auf nur
ein Unbekanntes zurückzuführen und somit
die Zahl der Unbekannten zu verringern.
Letzteres war aber in hohem Maße durch
die Zurücksührung aller Lebensfunktionen
auf den einen Träger derselben geschehen....

"Zu Beginn der fiebziger Jahre galt in der Botanik ganz vorwiegend die Auffassung, daß eszwei Arten von Zellbildungs= vorgängen, nämlich durch freie Zellbildung und durch Zellteilung, gabe. Bei der freien Zellbildung follten die Zellferne frei im Protoplasma der Zellen entstehen und um solche freie Zellen sich bilden. Bei der thpischen Zellteilung sollte andererseits der Zellfern der Mutterzelle aufgelöft, zwei neue gebildet und dann die Mutterzelle in dieser oder jener Weise durch eine Scheide= wand geteilt werden. Dem entgegen galt für die Vermehrung tierischer Zellen ganz allgemein das fog. Remaksche Schema der Teilung: Verlängerung und Ginschnürung bes Zellferns in zwei gleiche, auseinander= rückende Sälften, Teilung der Zelle durch eine von außen nach innen vordringende Scheibewand, ober burch Ginschnürung. Die Bemühungen der letten Jahre haben nun diesen Stand der Dinge vollständig verändert. Im Laufe des Jahres 1874 beobachtete ich in sich teilenden Zellen eigentümlich differenzirte, langstreifige Spindeln, und es ftellte fich heraus, daß es Teilungszustände der Zellferne waren. Diese Spindeln sah ich in ihrem Aquator sich spalten und die beiden Sälften auseinanderrücken, um die Zellkerne der künf= tigen Tochterzellen zu bilden. Ginige wertvolle, in der zoohistologischen Litteratur zerstreute Angaben ließen mich vermuten. daß der Vorgang in den tierischen Zellen dem bei Pflanzen beobachteten identisch sei. Diese Vermutung wurde in vollem Maße burch die Entdedungen bestätigt, die un= abhängig und gleichzeitig mit mir Bütschli auf dem zoohistologischen Gebiete machte. ... Diese Übereinstimmung ergab sich auch weiter aus der großen Fülle der seitdem über Zellbildungsvorgänge veröffentlichten Arbeiten. Die Zahl zoologischer Arbeiten in dieser Richtung beträgt seit 1875 mehr als 50, darunter nicht wenig umfangreiche Bücher; ... nur genannt seien von den Autoren auf tierischem Gebiete: Auer= bad, Butidli, Flemming, Fol, Dsfar Hertwig, Mangel, A. Schnei= ber, - auf pflanglichem Gebiete: Schmit und Treub. . . . Durch gemeinsame Be= mühungen wurden gleichzeitig die Metho= den vervollkommnet, die ein eingehendes Studium der Objekte erst ermöglichen konnten. Es handelte sich einerseits dar= um, das Protoplasma momentan zu här= ten, ohne seine Struftur zu verändern, und andererseits auch darum, durch ent= fprechende Färbungsmittel die Details erst sichtbar zu machen oder sie deutlicher her= vortreten zu laffen. In diefer Richtung haben namentlich die Zoologen Bedeutendes geleistet und die Botaniker manches bon denfelben zu lernen gehabt. . . . Im Jahre 1875 glaubte ich noch Zellteilung und freie Zellbildung im Pflanzenreiche unterscheiden zu muffen; vier Sahre fpater versuchte ich es, beide Vorgänge auf einen einzigen zurückzuführen. Ich tam zu ber Überzeugung, daß freie Kernbildung in

den früher - als folde - für das Pflanzen= reich aufgestellten Fällen gar nicht existirt, und ich nehme heut überhaupt eine freie Entstehung von Kernen im Bflanzenreiche nicht mehr an. Soweit neue Kerne auf= treten, halte ich fie stets für Teilungspro= dufte bereits vorhandener. So liegt hier der eigentümliche Fall vor, daß uns die Forschung nach vierzig Sahren zu einem diametral dem früheren entgegengesetten Standpunkt führte! Für Schleiben und Schwann follten alle Zellferne frei, bas beißt als völlig neue Gebilde entstehen und Ausgangspunkte für neue Zellbildung werden, jest beißt es umgekehrt: Jeder Rern aus einem andern. Bu der bereits befestigten Regel "omnis cellula e cellula" gesellt sich jett die andere: "omnis nucleus e nucleo." Für das tierische Gebiet ist letter Sat freilich nicht endgiltig bewiesen, wird aber bereits von einigen Schriftstellern, so namentlich von Flem= ming, als wahrscheinlich bingestellt. Die Resultate der neuesten Forschungen über Zellbildung möchte ich etwa folgender= maßen zusammenstellen: Das Protoplas= ma sammelt sich in mehr ober weniger auffälliger Weise an zwei biametral ent= gegengesetten Stellen der Bellfernober= fläche und regt eine Reihe von Berände= rungen im Zellfern an, die im Resultate zur Bildung eines für gewöhnlich spindel= förmig gestalteten Körpers führen. Diefer Körper ist longitudinal gestreift und befteht meift deutlich aus zwei Substanzen, ber einen, die intensiv Farbstoffe auf= speichert, ber anderen, die sich kaum ober überhaupt nicht färben läßt. Ich bin ge= neigt, nur die fich farbende Subftang für Rernsubstanz, die sich nicht farbende für Zellprotoplasma zu halten. Die Kernsub= stang ift oft auf den Aguator der Spindel beschränkt, kann aber auch die gange Sobe besfelben einnehmen. Sie bilbet benjenigen Teil der Spindel, den wir als Kernplatte bezeichnen. Das Zellprotoplasma hingegen bilbet die Spindelfasern'. Lettere treten besonders deutlich dann hervor, wenn die Rernplatte nur ben Aquator der Spindel einnimmt. Die Kernplatte spaltet fich bierauf, ihre Sälften ruden den Spindelfafern entlang auseinander und nähern sich auf biefe Beife ben Bolen ber Spindel. Aus jeder Kernplattenhälfte geht ein Tochter= fern hervor. Die Spindelfasern beteiligen sich nicht an der Bildung der Tochterkerne; fie bleiben als Verbindungsfäden zwischen denfelben liegen. In tierischen Bellen verteilen fich die Verbindungsfäden alsbald im umgebenden Protoplasma; in pflanz= lichen Zellen bingegen werden sie meist noch vom umgebenden Zellplasma aus ver= mehrt, bis daß sie den ganzen Querschnitt ber Zelle durchsetzen. Im Aguator biefer Fäden bildet fich hierauf die Scheidewand, burch welche die Zelle geteilt wird. Sie tritt in Gestalt isolirter Körnchen auf, die alsbald seitlich verschmelzen. So läuft im allgemeinen der Teilungsvorgang in pflan3= lichen Zellen ab, während die tierischen Bellen fich meift durch Ginschnürung vermehren. Das frühere Schema der Teilung durch eine von außen nach innen vordrin= gende Scheidewand gilt nirgends mehr für das Tierreich, denn wo auch dort eine Belle durch eine Scheidewand fich teilt, entsteht diese gleichzeitig in ihrer ganzen Ausbehnung. Bei Pflanzen find hingegen einige Källe ber Teilung durch eine von außen nach innen vordringende Scheibe= wand wirklich bekannt, doch felbst diese Fälle laffen sich jett an die sonst giltigen

anschließen und von ihnen aus erklären. Auch das, was wir als freie Zellbildung im Pflanzenreich bezeichnen können, ift von der Zellteilung nicht mehr prinzipiell verschieden. Das Charafteriftische dieser freien Zellbildung besteht nämlich nur in dem Umstande, daß die gewohnte Bermehrung der Zellkerne nicht von Zellteilung begleitet wird. Erst auf einem gewissen Entwicklungszustande entstehen zwischen den Bellfernen die Scheidewände in großer Bahl, fast gleichzeitig die Protoplasmamasse meist in fo viel Abschnitte teilend, als Bellferne vorhanden sind. Neben der Ber= mehrung der Zellferne durch die geschilderte Zweiteilung, die an bestimmte Diffe= renzirungen gebunden ist, giebt es auch noch eine Vermehrung der Zellferne durch einfache Abschnürung, wobei dieselben in ungleich große Fragmente zerfallen. Doch ist dieser Borgang bis jett nur an alten Bellfernen beobachtet worden, es fommt demfelben eine allgemeine Bedeutung nicht zu, und man hat ihn in keinem Falle in Beziehung zu der Zellbildung bringen fönnen. . . . Den Sit der Kräfte, die bei der Zellbildung wirken, muß ich aber in das Protoplasma verlegen. ... Man hat sich gewöhnt, den Zellfern die Sauptrolle bei der Zellbildung spielen zu lassen, ihn als Herrscher über die Molekularvorgänge ber Zelle hinzustellen. Diese dem Zellfern zugeteilte Rolle muß aber fraglich erscheinen, sobald wir dieselbe auf die neuer= bings so zahlreich nachgewiesenen vielker= nigen Zellen ausgedehnt uns denken. Es zeigte sich nämlich, daß bei einer gangen Anzahl solcher dauernd und konstant vielferniger Zellen die Borgange der Kern= bildung und Zellbildung sich völlig unab= hängig von einander absvielen. Die Kern-

und Zellteilung finden zu verschiedenen Beiten ftatt, ohne daß eine Beziehung zwischen beiden Borgangen zu entdeden wäre. Weil die Belle gahlreiche Bellferne führt, so fällt ja so wie so bei jeder Bellteilung den Tochterzellen eine Anzahl von Bellfernen zu. Die Bellferne find zweifel= los für das Leben der Zelle notwendig, und muß daher auch notgedrungen in ein= fernigen Bellen die Teilung des Bellferns der Teilung der Zelle vorausgehen ober fie begleiten, damit jede Tochterzelle einen neuen Zellfern erhalte. Daber in einfernigen Bellen die Beziehung zwischen Kern= teilung und Zellteilung, die in vielkernigen Zellen wegfällt. . . . Welche Rolle aber foll dem Zellfern in der Zelle zukommen, wenn er es nicht ift, der die Molekular= vorgänge innerhalb derselben beherrscht? ... Sein allgemeines Vorkommen im Proto= plasma auch da, wo er mit der Zellbildung sicher nichts zu thun hat, spricht jedenfalls dafür, daß er für das Leben des Protoplasma unentbehrlich ift. Vielfernige Protoplasmamassen lassen sich öfters in lebens= fähige Stücke zerlegen, wenn nur jedes Stud einen ober einige Zellferne erhalten hat. Protoplasmastude, die ohne Bellferne verblieben find, gehen zu Grunde. Die Unsicht, daß es überhaupt nicht Protoplasma ohne Zellkerne giebt, ift somit nicht unwahrscheinlich. Doch läßt es sich immerhin denken, daß es auch Organismen giebt,- in welchen eine Arbeitsteilung in diefer Richtung sich nicht vollzogen hat und wo das Zellplasma noch befähigt ist, auch die fonft dem Zellkern zufallenden Funktionen zu vollziehen. Das Verhältnis wäre dann nicht unähnlich demjenigen mancher Bflanzenzellen, deren gesammtes Protoplasma grün gefärbt erscheint und die fomit ihrer gesammten Masse nach noch zu affimiliren vermögen. Die Teilung ber Bellferne und ihr Berhältnis gur Bellteilung würde fich uns überhaupt in einem ähnlichen Lichte jett darstellen, wie die Teilung der Chlorophyllförper in afsimi= lirenden pflanglichen Bellen. In Bellen nämlich, wo folche Zellen nur je einen Chlorophollförper besigen, muß die Tei= lung besfelben der Teilung der Belle vor= ausgeben ober sie begleiten, damit jede Tochterzelle einen neuen Chlorophyllförper erhalte. Wo hingegen eine sich teilende Belle gahlreiche Chlorophullförper führt, teilen fich diese und die Bellen ohne Rücksichtnahme auf einen derselben, da ja jeder Belle bei der Teilung so wie so eine Un= zahl von Chlorophyllförpern zufallen muß und diese den Ausgangspunkt für weitere Bermehrung diefer Körper bilden fönnen. ... Dadurch, daß ich die Borgange der Bellbildung in letter Inftang auf bas Protoplasma zurückführe, wird demfelben eine allseitig herrschende Stellung in der lebenden Belle gegeben. . . . Wir muffen uns eben gewöhnen, das Protoplasma nicht als eine einheitliche Substanz, vielmehr als einen hochorganisirten Körper aufzufassen, oder wir stehen völlig ratlos vor den Erscheinungen des Lebens. Ift es doch Thatsache, daß ein Klümpchen Protoplasma, bas Ci, nach Vereinigung mit einem andern Protoplasmateilden befähigt ift, ben gangen elterlichen Organismus in seinem komplizirten Bau zu wiederholen. Daß die Cigenschaften eines Cies aber nicht prinzipiell verschieden sind von den= jenigen des übrigen Protoplasma, daß vielmehr im Ei nur ein der Fortpflanzung besonders angepaßter Protoplasmateil vor= liegt, das lehrt die Thatsache, daß auch andere Protoplasmamaffen im Organis= mus oft befähigt werden, denfelben vollftändig zu reproduziren. Befonders auf= fallend ift das Verhalten aesteckter Beavnicn= blätter, das ich hier deshalb auch anführe. Bekanntlich brechen aus folden Blättern neue Pflanzen bervor. Die mifroffovische Untersuchung zeigt nun, daß es einzelne Epidermiszellen dieser Blätter find, welche die ganze Pflanze wiederholen; das Protoplasma einer einzigen folden Zelle bildet somit den Ausgangspunkt für einen voll= ständig neuen Organismus. Da ist boch der Vorgang im Prinzip nicht verschieden von der Bildung eines Reimes aus dem Ci ... Über die Rräfte, die im Brotoplasma thätig find, fonnen wir zur Zeit freilich nicht einmal Sypothesen aufstellen. Es wird die Aufgabe der Bufunft fein, nach diefer Seite hin Licht zu verbreiten...."

In den botanischen Seftionen fprach unter anderen Prof. Wittmack über das Vaterland der Bohne und des Rürbis, sowie über Maiskolben aus dem peruanischen Totenfelde gu Ankon, die teilweife den beute in Gud= amerika gebauten Maissorten ähnlich sind, aber gang verschieden erscheinen von den aus nordamerikanischen Gräbern empor= gebrachten Maisforten. Als mutmaßliches Baterland des Mais glaubt Wittmad Mittelamerifa bezeichnen zu dürfen, da dort nord= und füdamerikanische Mais= forten zu finden find. Doch fehlt von dort noch Material aus den Gräbern, um die Frage zu entscheiben. Auf einen Vortrag über die Sargaffo=Frage von Dr. D. Runge hoffen wir noch später zurückzukommen.

Auf dem Gebiete der Zoologie schei= nen hervorragende Arbeiten nicht hervor= getreten zu sein; einige in den öffentlichen Bersammlungen gehaltene Borträge auf diesem Gebiete, wie z. B. der von Prof. Möbius über die Nahrung der Sectiere, bewegten sich auf so elementaren Gebieten und brachten so ivenig neues, daß man sie als Beweise dafür angeführt hat, daß diese Versammlungen sich überlebt hätten!

Dagegen traten auf bem Gebiete ber Nervenlehre, Pfychologie und Pfychi= atrie einige bemerkenswerte Arbeiten zu Tage. Dr. Löwe suchte in einer Sektions= sitzung nachzuweisen, daß Gehirn und Rückenmark nach einem Plane gebaut feien. Um dies zu begründen, ging er auf die Entwicklungszustände dieser Teile am Embryo zurud. Das Rückenmark zeigt in seiner ersten Anlage nur die graue Substanz mit bedeutend erweitertem Zentral= fanal, an dem man Borderspalt, Mittel= ausweitung und Hinterspalt unterscheidet. Daß dieser Thous sich auch am Gehirne deutlich findet, suchte er durch Zeichnungen von Frontalschnitten zu beweisen. Aus ber einfachen Form der grauen Substanz entwickelt sich später die H-Form, und man unterscheidet die beiden Borderhör= ner, die beiden Sinterhörner, die vordere und hintere Kommiffur sowie den Zentral= fanal, und homologe sieben Teile fann man auch am entwickelten Gehirn an allen Stellen-unterscheiden.

Von einem bedeutenden Interesse war der Bortrag von Dr. Wernicke aus Berlin "über den wissenschaftlichen Stand= punkt in der Psychiatrie". Der Vorstragende ging von den Schwierigkeiten aus, welche das Erlernen der Sprachen bereitet, und zwar sowohl der fremden Sprachen, als der Muttersprache, wobei man den aktiven Teil des Sprechens

von dem paffiven des Verstehens unterscheiben muffe. Das Rind versteht bereits, wenn es noch kein einziges Wort richtig sprechen kann, und ebenso macht uns das Aussprechen der abweichenden Laute fremder Sprachen viel mehr Mühe, als das Berfteben; die Sprachwerkzeuge muffen erft eingeübt werden. Flourens zeigte zuerft, daß alle geiftigen Borgange aus= schließlich an die Hemisphären des großen Behirns gefnüpft find, aber erst spätere Untersuchungen fonnten eine Arbeitstei= lung unter den einzelnen Gehirnteilen zeigen, welche Flourens geleugnet hatte. "Durch Bouilland und Broca wurde nachgewiesen, daß die Fähigkeit der artifulirten Sprache verloren ging, wenn bestimmte Teile, nach Broca sogar ein sehr fleiner Bezirk des Gehirns - die nach ihm fog. Broca'sche Windung - durch einen Krankheitsprozeß zerstört waren, daß fie erhalten blieb, auch bei fchwerer Beeinträchtigung der Intelligenz, wo diese Stelle verschont war. Das Krankheits= bild, das so entstand, und das sie Apha= sie nannten, bedt sich vollständig mit dem Berlufte des von uns unterschiedenen aktiven Teiles des Sprachvermögens. Diefe Beobachtungen, die um so wertvoller wa= ren, als fie sich direkt auf den Menschen bezogen, wiesen barauf hin, nicht nur, daß die großen hemisphären eine Bielheit nervöser Apparate von verschiedener Bedeutung beberbergten, sondern auch, daß diefe Apparate gesetmäßig, d. h. immer an der= selben Stelle, gelagert sein mußten Die Leistungen der Gehirnanatomie waren deshalb zurückgeblieben, weil es an aus= reichenden Methoden der Untersuchung fehlte; eine folche gefunden und ihren Wert dargethan zu haben, ist des unsterb=

lichen Stillings bleibendes Berdienft. Aber erst in Mennerts händen erwies fie sich fähig, auch über die großen Semi= fphären, bas Organ des Bewußtseins, wichtige Aufschlüffe zu geben. Sie find in einem Bortrage von wunderbarer Ge= bankentiefe: "Bur Mechanik des Gehirnbaues", den Mehnert im Jahre 1873 an diefer Stelle gehalten hat, auch für den Laien verständlich wiedergegeben und bestehen in dem Nachweise einer verhält= nismäßig einfachen Organisation, vermöge deren die Semisphären zwei empfindenden, mit Nervenzellen ausgestatteten Sohl= fugeln zu vergleichen find, beren jede bie Empfindungen einer Rörperhälfte burch zentrale Ausläufer ber Nerven zugeleitet erhält, während fie aleichzeitig die Impulse aussendet, durch welche die Sälfte ber gesammten Muskulatur im Dienste des Willens gelenkt wird. Die Rennt= niffe, die wir durch Mennert von dem Gehirnbau getvonnen haben, gestatten anzunehmen, daß das ganze Behirn we= fentlich die Bedeutung einer Endstation von folden Leitungsdrähten hat, daß feine verschiedenen Teile - abgesehen von den mannigfaltigen Berbindungen untereinan= ber, auf die wir bier nicht einzugeben brauchen — durch diese Nervenfäden mit verschiedenen Teilen des Körpers in Berbindung gefett find, und daß ihre Funktion nur davon abhänat; von welchen Tei= Ien der Körperperipherie diese Drähte ausgehen. Gin Teil derselben fest bas Behirn mit den verschiedenen Sinnesorga= nen, dem Auge oder Ohr 3. B., in Berbindung, fie leiten die Berbindung in gen= tripetaler Richtung und endigen in einem besonderen Hirngebiete, in welchem durch Nervenzellen die Wahrnehmung dieser Empfindung stattfindet. Gin anderer Teil vermittelt die Verbindung des Gebirns mit der Muskulatur, er leitet in zentrifu= galer Richtung die Bewegungsimpulfe, welche von den Nervenzellen des Gehirns ausgehen, und der Gehirnteil, von dem aus dies geschieht, hat die Bedeutung eines nervösen Zentrums für die jeweilige ihm unterstehende Muskulatur. Die That= fachen der Anatomie sowohl als die inzwischen (1870) von Fritsch und Hitig angestellten Tierversuche lehrten, daß das ganze Gehirn in zwei Regionen von der eben gefennzeichneten, verschiedenen Bedeutung zerfällt. Aber etwas fehlt uns noch zu ihrer Kenntnis, was doch für das Folgende gang unentbehrlich ist. Es ist nämlich eine Erfahrung, die jedem Einzelnen zu Gebote steht, daß die Sianale, welche diese Leitungsdrähte geben, nicht blos von momentaner Dauer sind; ein Sinneseindruck bleibt, nachdem er wahrgenommen ift, noch im Gedächtnis gurud, und auch für die Bewegungen ist die Un= nahme einer Art von Gedächtnis notwen= dig, wie die Möglichkeit der Ubung beweist. Der Ort im Gehirn, die Gruppe von Nervenzellen, in welcher ein empfin= bender Nerv, etwa der Hörnerv, endigt, dient also nicht nur zur Wahrnehmung von Klängen und Geräuschen, sondern auch zur Erinnerung; man muß fich ihn arob materiell als eine Borratsstätte von Klanabildern der früher wahraenomme= nen Gehörseindrücke vorstellen. Diejenige Gehirnstelle, welche mit bestimmten Musfelapparaten, beispielsweise benen ber Bunge, des Rehlfopfs, des Schlundes und der Atmung, welche alle zum Spreden zusammenwirken, durch Leitungsbrähte verbunden ift, beherbergt ebenso das Ge=

bächtnis für das komplizirte Bewegungs= fviel der Sprache, welches vom Rinde fo mühfam erlernt werden muß, die Erinne= rungsbilber dieser Bewegungen ober ihre Belvegungsvorstellungen. Wenn diese ein= fachsten Unnahmen von der Einrichtung bes Gebirns richtig waren, so mußten sie fich auf bas Zufammentvirken von Funktionen, worin die Sprache besteht, erstrecken und sich bei ihrer Deutung bewähren. Die räumliche Trennung der bewegenden und empfindenden Elemente innerhalb des Gehirns mußte auch beim Sprachvorgang zur Geltung kommen, und man mußte beshalb zwei verschiedene Sprachzentren erwarten, eines, welches bem Sprechaft vorsteht, soweit er aus Bewegungen besteht, und ein anderes, welches die Em= pfindungen, und zwar die des Gehörs, welche bei ber Sprache in Betracht tommen, als Erinnerungsbilder bewahrt. Das eine Zentrum mußte die oben erwähnten Sprachbewegungsvorstellungen, das andere die Klangbilder der vernommenen Sprache Underer enthalten. ... Für das zweite Zentrum, welches die Theorie er= forderte, war der Nachweis, daß es exi= stirte, und an welchem Orte man es zu suchen hatte, noch zu führen. Mir ist nun bas große Glück zu Teil: geworden, im Jahre 1874 an zwei Fällen, welche zur Settion famen, diesen Nachweis führen zu können. Beide Male war der erkrankte Ort der Gehirnteil, welchen man als erfte Schläfewindung unterscheidet. Seitbem find von anderen Seiten ichon eine große Reihe von übereinstimmenden Erfahrungen beigebracht worden, fodaß ich wohl berechtigt bin, es als eine sichere Thatsache zu betrachten, daß an dieser Stelle ein zweites Sprachzentrum von der

angegebenen Bedeutung eristirt. Die Erscheinungen, welche die Zerstörung dieses Bentrums macht, sind immer folgende. Obwohl im Befit ihres Gehors, verfteben diese Kranken nicht, was zu ihnen ge= fprochen wird, fie verhalten fich bem Spre= chenden gegenüber gerade fo, wie wenn man eine fremde Sprache zu ihnen redete. Weil das Depositum der früher erworbe= nen Klangbilder vernichtet ift, findet nun ber Gehörseindruck an feiner Endigungs= stätte im Gehirn nichts bekanntes mehr vor, er wird nicht wieder erkannt und erscheint neu. Dabei ift, wenn die Berftorung auf diesen Teil des Gehirns be= schränkt ist, die Intelligenz sonst nicht be= einträchtigt und auch das aktive Sprach= vermögen, d. h. die Fähigkeit, artikulirt zu sprechen, erhalten. Um den innern Bufammenhang dieser beiden so verschieden erscheinenden Sprechstörungen in Namen auszudrücken, habe ich sie als motorische und sensorische Aphasie bezeichnet, wovon die erstere mit der Aphasie Brocas identisch ist. Die Erfahrungen lehren also, daß die eingangs gemachte Unterschei= dung zwischen einem aktiven und passiven Teile ber Sprache keine willfürliche ift, sondern in der Natur selbst vorkommt und auf der räumlichen Trennung der empfin= benden und bewegenden Elemente im Gehirn beruht. Über die Natur diefer Ele= mente haben wir den Aufschluß gewonnen, daß fie in Erinnerungsbildern, einem gang bestimmten psychologischen Begriffe, bestehen; und daß die Erinnerungsbilder der Bewegungen, die Bewegungsvorstel= lungen, zur Bewegung, die der Sinnes= eindrücke zum Verständnis diefer unerläß= lich sind. Es war ein logisches Postulat, die Erfahrungen der Aphasie dahin zu

verallgemeinern, daß, wie die Sprachmus= fulatur, auch die des Armes und Beines ihre befonderen, von ihren Bewegungs= vorstellungen gebildeten Zentren haben müßten, daß ebenfo wie für den Sornerven auch für die übrigen Sinnesnerven je ein besonderes Gebiet eriftiren mußte, das ibre Erinnerungsbilder enthielt, die Gesichtsvorstellungen, Geschmacks= und Ge= ruchsvorstellungen. Die Analyse der Apha= sie giebt uns daber das Baradigma für alle geistigen Vorgänge von konkretem Inhalt, infofernals bestimmt gruppirte Erinnerungsbilder unferen ganzen geistigen Befit, den gangen Inhalt unferes Bewußt= feins ausmachen. Es ift fpater Munk durch eine Reibe von bewunderungswür= bigen Tierversuchen gelungen, fast die ganze Hirnrinde bezüglich ihrer Zugehörigkeit zur Muskulatur und den Sinnes= nerven zu bestimmen. . . . "

Der Vortragende fennzeichnete nun den bisherigen Zustand der Psychiatrie und ging bann ju feinen burch obige Er= fahrungen neu erworbenen Gesichtspunkten über. "Ein geradezu überraschendes Licht fällt unter diesen Gesichtspunkten auf eine der häufigsten und unheilvollsten Geiftes= frankheiten, die progressive Baraluse der Irren. Das eigentliche Wesen berfelben besteht in dem rapide fortschreitenden Ber= luste von Erinnerungsbildern. Der Bara= lytifer späterer Stadien versteht weder, was man zu ihm spricht, noch wird er burch das Geräusch des Wagens, der ihn zu überfahren droht, gewarnt, noch weiß er, daß die Mittagsglode zur Mablzeit ruft, oder was Kanonendonner bedeutet: die Erinnerungsbilder diefer Gehörsein= brücke find ihm abhanden gekommen. Er erkennt seine Angehörigen nicht, unterscheidet die Wärter nicht von den Kranken, findet im Schlaffaal fein Bett nicht beraus, verirrt sich in den Korridoren, verwechselt die Kleidungsstücke: es fehlen ihm die Erinnerungsbilder auch ber gewöhnlichsten Gegenstände. Das Effen verschlingt er ohne Unterschied und offenbar ohne Geschmacksvorstellungen. Alle diese Erscheinungen sind nicht etwa Folgen der Demeng, fondern fie find die Gingelerscheinungen, welche summirt die Demens ausmachen. Da es eine Eigentümlichkeit des Krankheitsprozesses zu sein scheint, daß er die verschiedenen Rindengebiete in verschiedenem Grade lädirt, wenn auch fein einziges ganz verschont, so hat man öfter Gelegenheit, die mannigfaltigften Störun= gen, welche zufällig weiter vorgeschritten find, bei Kranken zu beobachten, beren Intelligeng noch eine genauere Unter= fuchung gestattet. Solche Kranke find plot= lich aphasisch geworden und zeigen nun das charafteristische Bild der motorischen Aphasie; oder ein Anfall hat die Beweglichkeit eines Armes beeinträchtigt, und man findet, je nach der Stärke der Uffettion, die Reihenfolge von Sensibilitäts= störungen, welche Munk in so ausgezeich= neter Beise analysirt hat. Diese Fälle mit erquisiten sog. Herderscheinungen sind zwar die Ausnahmen, fie find aber gerade die geeignetsten, bei der zweifellofen fonstigen Identität des Krankheitsvorganges über das wirkliche Wesen desselben Klar= heit zu verschaffen. In den meisten Fällen betrifft nämlich, der Ausfall der Erinne= rungsbilder die ganze Hirnrinde fo gleich= mäßig, daß es schwer hält und einer besonders darauf gerichteten Brüfung bedarf, um die einzelnen Defekte herauszufinden. Das Symptom, welches bann zwischen

bem regen Ausbrucke ber Intelligengftörung und dem präzifen Begriffe eines Ausfalls von Erinnerungsbildern vermittelt, ift die Abnahme des Gedächtnisses; denn das Gedächtnis ift, wie wir gesehen haben, nichts für fich Bestehendes, fondern immer an bestimmte konkrete Erinnerungsbilder gebunden. Es fann fein Gedächtnis geben ohne Erinnerungsbilder, und der Berluft bes Gedächtnisses ist immer identisch mit bem Berluft von Erinnerungsbildern. Es find gewöhnlich ganze Reihen von Erinne= rungsbildern, wahrscheinlich folche, welche burch die Affoziation der Gleichzeitigkeit unter einander verknüpft sind, welche in folden Fällen zu Grunde gegangen find. Die es ein allgemeines Gefen ift, daß als Reiz auf die Nervensubstanz alle diejenigen Agentien wirken, welche mit einer gewissen Geschwindigkeit ihre Funktion vernichten, so kann es auch nicht Wunder nehmen, daß dem Verlufte der Erinnerungsbilder vielfach Erregungszu= stände vorangehen. Im fenforischen Ge= biete verraten sich diese durch die verschie= benften Salluzinationen, welche feines= wegs, wie man immer gemeint hat, bei ben Paralytikern vermißt werden. Im motorischen Gebiete begegnen wir dem nicht maniakalischen Bewegungsbrange, welcher den Paralytifer tobsüchtig erschei= nen läßt, und ber Reigzustand im Gebiete berjenigen Erinnerungsbilder, welche bie Perfonlichkeit fonstituiren, erzeugt den Größenwahn und in ihm den Reim zur Bernichtung der Perfönlichkeit. . . . Es ist hier zu bemerken, daß bei diesen Erkran= fungen nicht immer die Vernichtung der= jenigen Zellenelemente, die wir uns als bie forperlichen Substrata der Erinnerungs= bilder vorzustellen haben, vorliegt, fondern

häufig nur eine frankhafte Veränderung derselben. Die Folge davon ift, daß die erforderliche Rongrueng der Erinnerungs= bilder mit den altgewohnten Eindrücken der Außenwelt nicht mehr vorhanden ift. Es gehört nämlich zu einem gesunden Bewußtsein, daß die Erinnerungsbilder, auf welche Weise sie immer wachgerufen werben mögen, getreu ben Gindrücken, beren Residuum sie find, entsprechen; sind sie burch irgend einen frankhaften Vorgang verändert, gefälscht, so hat für die erkrankten Partien des Bewußtseins die Rongruenz zwischen der Außenwelt und dem Bilde, das von ihr im Gehirn deponirt ift, aufgehört. Ist diese Beränderung rafch vor sich gegangen und ist ein großer Teil des geiftigen Besites noch unversehrt, so find die heftigsten Gemütsbewegungen unausbleiblich und ebenso erflärlich, wie beim Gefunden, wenn er fich plöglich in gang fremde Situationen versett fieht. Was ist natürlicher, als daß ein Kranker, bem die nicht beachtete, weil gewohnte Umgebung, das Medium, in dem er febt, plötlich verändert erscheint, oder sich unter seinen Bliden ändert, verzaubert, behert oder in eine andere Welt verfett zu fein glaubt, Ausdrücke, denen man fo oft be= gegnet.... Stellen wir uns vor, daß es möglich wäre, einen gefunden Menschen unbermerkt eines großen Teiles der Er= innerungsbilder, in welchem fich die Außenwelt bei ihm wiederspiegelt, zu berauben oder deren Inhalt zu verändern, so wür= den wir allerlei Verkehrtheiten, die er in feiner Ratlofigkeit begeht, vollständig er= flärlich finden. Der eigentümliche Gemüts= zustand solcher Kranken hat demnach die= felben Urfachen, beruht auf denfelben Bor= gangen im Borftellungsleben, wie bei ben

Gefunden, und fo scheint es mir überhaupt eine Frage von großer Tragweite zu fein, die möglicherweise durch die klinische Beobachtung zu entscheiden sein wird, ob nicht die meisten Gemütsbewegungen der Geistesfranken in derfelben Weise motivirt find, wie bei den Gesunden. . . . Es sei dem, wie ihm wolle, fo haben wir in der Ratlofigkeit einen Gemütszustand fennen gelernt, welcher für die meisten Fälle fri= scher, afuter Seelenstörungen charafteri= stisch ist. . . . Die Ratlosigkeit ist die Ge= mütslage, in welcher fich die meiften Beiftes= franken, so lange sie noch heilbar sind, befinden. Trot und But, Angst und Berzweiflung, vielleicht auch einfach beitere und traurige Verstimmung können Folgen, Steigerungen oder verschiedene Ausdrucks= weisen dieser einen dauernden, nur dem Grade nach schwankenden Gemütsverfas= fung fein. Die komischsten und traurigften Vorkommniffe, denen man in der Frrenanstalt begegnet, können durch sie bedingt fein, und mir ist nicht zweifelhaft, daß oft ber Selbstmord, und gerade der fast un= verhütbare, mit Schlauheit vorbereitete, der auch in der besten Anstalt seine Opfer fordert, nur als Mittel gewählt wird, diefer qualenden Ratlofigkeitzu entgehen.."

Zum Schlusse wollen wir nur noch mit einigen Worten auf den sehr wichtigen Vortrag von Prof. Hermann Cohn aus Breslau über die Entwicklung der überhandnehmenden Rurzsichtigsteit eingehen. Das Wesen der Kurzsichtigkeit ist die Verlängerung der Augenachse. Sie ist bei den allerwenigsten Mensschen angeboren, daher auch wahrscheinlich höchstens in der Disposition erblich. Fast niemals wurde sie von dem Vortragenden bei Kindern unter fünf Jahren gesehen:

fie entsteht vielmehr erwiesenermaßen durch Thätiafeit in der Nähe, besonders während der Schulzeit. Das Faktum, daß viele Schüler der höheren Lehranstalten sich Brillen anschäffen, lenkte schon vor vierzig Jahren die Aufmerksamkeit der Behörden auf diesen wichtigen Gegenstand. Eduard von Säger in Wien untersuchte zuerst 200 Kinder mit dem Augenspiegel, Prof. Cohn feit 1865 über 10,000 Rinder. Er faßt seine Beobachtungen in drei Gate zusammen; 1) In Dorfschulen existiren faum Kurzsichtige; ihre Zahl nimmt aber mit den steigenden Ansprüchen, welche die Lehranstalten an das Auge stellen, von Schulfategorie zu Schulfategorie stetia zu und erreicht die höchste Söhe in den Gymnasien. 2) Die Anzahl der furzfichtigen Schüler steigt von der unter= sten zur obersten Klaffe fast stetig in allen Anstalten. 3) Der Durchschnitts= grad der Myopie nimmt von Klasse zu Klasse zu, d. h. die Kurzsichtigen werden immer kurzsichtiger. Es ergiebt sich aus den statistischen Untersuchungen von 30 Augenärzten, deren Untersuchungen sich auf 40,000 Schüler erftreckten, daß überall in den Dorfschulen kaum 1 %, in den Elementarschulen 5-11 %, in den Töchter= schulen 10-24%, in den Realschulen 20 bis 40 % und in den Gymnasien zwischen 30-55 % Myopen gefunden wurden. Indem Prof. Cohn die Myopen eines Breslauer Gymnasiums wiederholt im Laufe einiger Semester prüfte, fomte er die Entstehung der Moppie unter seinen Augen verfolgen, denn von den beim er= sten Male normalsichtig befundenen war nach Berlauf von noch nicht drei Semestern ein beträchtlicher Prozentsat furzsichtig geworden, und bei den bereits Kurzsichtigen

batte das Übel sich gesteigert. Alls zweifel= lose Saubturfache Diefer Ralamität fieht Cohn das anhaltende Seben in der Nähe an, und der Kernbunkt aller Gegenbestre= bungen muß dahin gehen, das Auflegen ber Schüler beim Schreiben und Lefen um jeden Breis zu verhindern. Dieses Auflegen kann hervorgerufen werden durch ichlechte Subsellien, ichlechte Schrift, ichlechten Druck und ichlechte Beleuchtung. Als eine Sauvtveranlassung sieht Cohn die schräge Lage ber Schrift an. Schon Fahrner hatte gefagt: "Man laffe die Rinder ichief werden, damit nur die Schrift hubsch schief werde." Prof. Cohn hat sich jungft in einer Bolfsichule in Steiermark davon überzeugt, daß das Linksvorbeugen des Roufes wesentlich eine Folge der schrägen Schrift ift. Sämmtliche Rinder fagen ferzengerade, wenn man ihnen befahl, was ihnen freilich fehr icherzhaft erschien, ein Diftat fenfrecht niederzuschreiben. Wie mit einem Zauberschlage aber stürzte die ganze Rlaffe nach vorn, als wieder fchräg ge= schrieben werden sollte. Es scheint dem Vortragenden daher empfehlenswert, daß die mit fenkrechter Wederhaltung geschriebene Rundichrift auch in Deutschland eingeführt werde, wie dies bereits in den obersten Klassen der österreichischen Bolks= schulen geschieht. Ebenso hat der Vortragende die Ansprüche an eine den Augen möglichst wenig schädliche Druckschrift geprüft und findet, daß in unfern Schulbüchern und Zeitschriften die fleinste n= Größe nur 1,5 mm, der fleinste Durchschuß nur 2,5 mm, die geringste Dice bes n nur 0,25 mm und die größte Zeilenlänge nur 100mm betragen dürfe. In betreff ber Beleuchtung kann natürlich nicht genug geschehen, um der Dunkelheit der Schullokale abzuhelfen, und der Wunsch, mit dem der Vortragende schloß, daß die Mho= vie in Zufunft nicht mehr ein Attribut der Gelehrfamkeit bilden möge, verdient in der That die lebhafteste praktische Unterstükung von Seiten der Behörden, Ergieber und Eltern.

Litteratur und Kritik.

Tethodik der Speziesbeschreis bung und Rubus. Monographie der einsachsblättrigen und krautigen Brombeeren, verbunden mit Betrachstungen über die Fehler der jetzigen Speziesbeschreibungsmethode, nehst Borschlägen zu deren Anderung. Bon Dr. Otto Kunte. 1 Tafel in Lichtdruck u. 7 statistischsphytographische Tabellen. Leipzig. Arthur Felix. 1879. 1608.in4.

Die monographische Bearbeitung des äußerst veränderlichen Rubus Moluccanus zwang mich, eine andere Beschreibungs=methode, welche der Entwicklungslehre entspricht, einzusühren und die Fehler der bisherigen darzulegen.

Die Aufgabe jedes Monographen ist, alle bekannten und unterscheidbaren Pflanzenformen zu beschreiben, sowie sie überssichtlich und verwandtschaftlich zu ordnen; außer den morphologischen Sigenschaften sind auch die bivlogischen Srscheinungen, namentlich die Bechselbeziehungen zur Umzebung, zum Klima und zur Tierwelt, die Standortsverhältnisse, die räumliche Abzerzung verwandter Formen, außer der abslouten auch die relative Blütezeit und Blütezedauer, das quantitative Auftreten, die Schutz- und Berbreitungsagentien, endlich die Befruchtungsmethoden zu verzeichnen.

Die bisberigen Miggriffe ber Pflanzen= beschreibungen werden unter den drei Ab= teilungen Regationsfehler, Anordnungs= migariffe, Gitelfeitsmigariffe S. 2-14 näher besprochen. Es ift hier nicht Raum, darüber ausführlich zu referiren; ohne Exemplififation wurde es auch faum zu einem wahren Berftandnis führen; es möge daher hier nur erwähnt werden, daß feiner der zahlreichen und schweren Bor= würfe, welche ich der bisberigen Methode zu machen hatte, eine Widerlegung fand, obwohl mir bis jett elf Rritiken - babei auch zwei antidarwinistische und fünf in fremden Sprachen - von kompetenten Botanikern vorliegen.. Die Reformnot= wendigkeit wird von manchen zugestanden, ebenso, daß es leider in vielen und felbst bochangesehenen Büchern oft noch recht zahlreiche Miggriffe der Pflanzenbeschrei= bungen giebt, daß ich manche bittere Wahr= beit den Anbängern der bisberigen Me= thode aefaat. Indes gefchah letteres nicht. um zu tadeln, sondern damit die Fehler fünftig vermieden werden. Die antidar= winistischen Rritiker verschweigen tendenziöß die Vorwürfe, die ich der alten Methode zu machen hatte, vollständig, sowohl im Tert als durch unvollkommene Wiedergabe des Titels meines Buches!

Jede Disziplin hat auch ihre Entwicklungsgeschichte; die systematischen Botanifer stehen — abgesehen von höherer Gruppi= rung in Genera, Familien 2c. - noch auf ber niederen Stufe der einfachen Beschreibung hervorragender Pflanzenformen, und biefe Stufe wird auch fünftig noch jeder Botanifer durchzumachen haben. Ich versuche nun die nächsthöhere Stufe, die ich vergleichende Systematik nennen möchte, auch für die niederen Gruppirungen, d. h. innerhalb des Genus einzuführen. Dazu ist es vor allem notivendig, um alle Formen übersichtlich beschreiben und vergleichen zu können, Symbole und statistisch=phytographische Tabellen, d. h. ziffermäßige Beschreibungsgruppen einguführen.

Ich schlage von Symbolen, außer den schon eingebürgerten K für Kalyx, C für Corolla, A für Androeceum, G für Gynaeceum, noch vierzehn andere vor, zu denen noch einige leicht abzuleitende Rom= posita kommen, 3. B. L für Lamina, F für Flos, P für alle Stengelbildungen (Pertica), und abgeleitet Pl = Pertica laminae = petiolus, Pf für Pertica floris = pedicellus. Mit diefen Symbolen laffen sich bei allen Phanerogamen sämmt= liche Organe und Erscheinungen, soweit fie bisher zur sustematischen Beschreibung herangezogen wurden, kennzeichnen, und ich muß den mir mehrfach gemachten Vorwurf als unbedacht und unbegründet zu= rückweisen, daß diese Symbole nur für Rubus paffend feien. Nur die den Symbolen nachgesetten Zahlen sind für jeden einzelnen Formenkreis von verschiedener Bedeutung. Für die Kryptogamen ist ein einfacheres Berfahren, nur mit Zahlen und kleinen Buchstaben, passender (1a, 1b, 1e), weil sie keine oder unvollkommene Organgliederung besitzen.

Dann fordere ich, daß man zunächst alle Singuliformen eines jeden Formenfreises für sich und im allgemeinen konstative, d. h. die Variationen eines jeden einzelnen Organes, und hierauf die nicht übereinstimmenden Pflanzen des betreffenden Formenfreises registrire. Die Singulisformen eines jeden engeren Formenkreises erhalten laufende Rummern, so daß man bequem und übersichtlich eine Menge einzelner Pflanzen und deren meist zahlreiche Singulisormen neben einander in einer Tabelle ziffermäßig beschreiben kann. Ein vereinsachtes Beispiel mag dies erläutern:

Rubus coriaceus ist eine alpine Ber= fümmerungsform von R. roseus, welche aber zur Raffe wurde, und wächst auf den hohen Kordilleren; dessen Diagnose ist unter Nr. IX in Ziffern übertragen, = 1. 2. 1. 2; man trennte zwei Arten von ihm später ab: R. Loxensis, Nr. IV, 2. 2. 1. 2, und R. acanthophyllus, Mr. I, = 1. 1. 2. 1. Ich konnte nun von dieser in Herbarien sehr seltenen Pflanze noch sieben abweichende Exemplare registriren, und zwar - gleiche Reihenfolge der Eigen= schaften vorausgesett: 1. 1/2. 1. 2 — 1. $\frac{1}{2}$. 2. 1 — 1. 2. 2. 1 — 2. 1. 1. 1 $-1.1.1.1_{2}$ $-1.2.1_{2}$ 1-2.1.2.1Man erkennt schnell, daß mit den früheren

drei "Arten" die letteren fieben Bflanzen nicht harmoniren und daß man entweder noch weitere fieben Spezies freiren ober aber alle gebn zu einem Formenfreis ver= einen muß. Letteres ift das folgerich= tigere, da die Bariabilität wohl mannig= faltig, aber an und für sich unbedeutend, übrigens auch bei jedem bekannten Erem= plar anders fombinirt ift. Zugleich aber find statt vier variabler Gigenschaften. durch diese Beschreibungsmethode veran= laßt, derenzwölf befannt geworden. Wollte man diese Variabilität, wie sie die betref= fende Tabelle meines Buches barftellt, tertlich beschreiben, so würde die geiftige Rapazität der wenigsten hinreichen, um diese Berhältnisse überbliden und umfassen zu können. Was will aber dieses einfachste Beispiel bedeuten gegen die reicheren phytographischen Tabellen, welche ich gab: bei den Verwandten von R. saxatilis, die ich unter dem Namen R. Cylactis zusammen= faßte, find neunzig nicht übereinstimmende Pflanzen auf je zehn Bariationsreihen, bez. dreißig Singuliformen geprüft und registrirt, und in der Tabelle von R. Moluccanus steckt ein ungeheures Beobach= tungsmaterial: es sind darin 37 Gigen= schaften von 71 Pflanzen als untersucht verzeichnet, etwa 2500 einzelne Thatsachen konstatirt, die in dieser Übersichtlichkeit eine ganze Reihe von Folgerungen gestatten. während sie nach der bisherigen Methode ein oder mehrere dicke Bücher füllen und dabei geistig unverdaulich bleiben würden.

Auf Grund folder statistisch-phytographischer Tabellen, bei deren Herstellung man fast gezwungen wird, ein viel reicheres Beobachtungsmaterial anzuhäufen, dürfen wir auch hoffen, in der genetischen Systematik, d. h. in der Anordnung der Pflanzen-

formen nach der verwandtschaftlichen Entstehung, Fortschritte zu machen; fo lange wir, wie bisher, bei der fünstlichen oder natürlichen Sustematik verharren, b. b. bei der Unordnung nach fünstlichen, scharf trennenden oder nach ähnlichen Merkmalen. stehen bleiben, werden wir auch den stets streitigen Begriff Spezies beibehalten müs= sen. Auch wird es noch lange eine dankbare Arbeit bleiben, unbefannte Formen als Spezies zu beschreiben, da wir erst in der vergleichenden und genetischen Sufte= matik Fortschritte machen müssen. Wenn ich in meinem Buche andere und exaktere Begriffe anstatt Spezies vorschlug, so ge= schah es nicht in der Hoffnung, daß diese fich sofort einbürgern ober den Spezies= begriff allgemein verdrängen würden, sondern in der Überzeugung, daß die fich ent= widelnde genetische Sustematik, die deren bedarf, sie künftig mehr anwenden wird.

Ich stellte auf Grund meiner Studien für diesen Fall folgende neue Begriffe auf: Finiformen find Uflanzenformen, deren nächste Verwandte ausgestorben sind oder, mit anderen Worten, von denen fich Mittel= formen und Zwischenglieder zu anderen Pflanzenformen trot eingehenden mono= graphischen Studiums nirgends mehr nach= weisen laffen. Dies war bisher für manche die Spezies im strengsten Sinne, während ich den Begriff Spezies nur noch gebrauche, wenn der Zusammenhang mit verwandten Formen noch nicht genetisch aufgeklärt ist, wenn er also noch etwas Unklares involvirt. Es ift ein Frrtum, zu behaupten, daß ich den Begriff Spezies sofort abgeschafft haben wollte.

Bariirt eine Finisorm zahlreich, so nenne ich sie Gregiform, und diese halte ich für die vorherrschende Erscheinung.

Db es Finiformen im engeren Sinne giebt, d. h. folde, die gar nicht ändern, bezweifle ich. Darwin fchrieb mir nach Empfang meines Buches, daß er die wunderbare Beränderlichkeit mancher Spezies, welche ich behandele, schon lange als eine höchst fesselnde Aufgabe für einen Botaniker ge= halten habe, befonders da man ihm vorgehalten habe, daß einige wenige Spezies nicht variabel feien. Nun habe ich aber eine dieser wenigen Spezies, nämlich R. Chamaemorus, monographisch behandelt. Bon diesem war bisher keine einzige Ba= rietät befannt; nachdem ich aber sehr reidies Material bavon in den großen Serbarien von Reiv, Paris, Lenden, Berlin, Leipzig, Betersburg, Wien 2c. untersucht hatte, konnte ich fogar eine reiche Bariabi= lität konstatiren: nicht weniger als neunzehn Bariationsreihen, beren einzelne Singuli= formen sich kombiniren können und sich auch oft fombiniren.

Die Gregiform fann bestehen aus Berfiformen, welche von der Stamm= pflanze durch mehrere Eigenschaften abweichen, Singuliformen, die nur durch eine Eigenschaft abweichen; wenn sich also mehrere Singuliformen fombiniren, fo ift es eine Berfiform. Gine konstantere Berfiform, die bom Boden oder Klima bebingt ift, nenne ich Lokoform; eine folche, welche durch Anpassungen zur Tierwelt entstand und beständiger wurde, Typi= form; Ramiform ift eine Berfiform böherer Boteng, die - meift an anderen als dem Ursprungsorte — anderweitig und auf andere Weise variirte, aber sich noch durch vereinzelte Rettenformen (Medio= formen) im Zusammenhange mit der Stammform (Braform) nachweisen läßt. Zweigt die Ramiform wiederum neue va=

riable Raffen in anderen Ländern ab, fo nenne ich dies eine Lokogregiform. Unter veränderten, aber ähnlichen Bedingungen verschiedener Länder entstehen Berfiformen höheren Grades, die fich febr ähnlich sind, obwohl sie gewiffermaßen nur Bettern (Sobriniformen) find; diefe faffe ich unter dem Begriff Gub= aregiform zusammen. Avoform ift die relative Bezeichnung für die Stammpflanze einer Ramiform oder Versiform zweiten Grades. Der Gegensatz zur Präform ift Bosteriform (Tochterart). Borüber= gehende Varianten nenne ich Rarofor= men, Abnormitäten, Monftrositäten De= formen. Gine raffenartige, nicht bybri= dare Medioform ift eine Medioloko= form. Miftoform ift ein Rreugungs= produkt innerhalb der Gregiform, also zwischen Versiformen, Typiformen, Lokoformen oder Ramiformen; dagegen nenne ich Kreuzungsprodukte zwischen Finifor= men Sybridoformen, und wenn lettere zur Raffe wurden, Sybridoprolifor= men (Blendarten Fodes). Für Rultur= pflanzen schlug ich folgende Bezeichnungen vor: 1) Rultiformen im allgemeinen; 2) Domitoformen, falls die Stamm= pflanze unbekannt ift ober nicht mehr mit der Kultiform übereinstimmt; 3) Novi= form, falls die Kultiform eine neue Züch= tung ift; lettere kann eine Satiform fein, falls fie aus Samen zufällig entstanden, oder Lusiform, wenn anders entstanden und nur vegetativ vermehrbar. Rultohybridoformen find Sybriden, die nur in Kultur entstanden.

Die Menge bieser Begriffe mag manchen abschrecken; sie sind aber auf möglichst alle vorkommenden Fälle berechnet. Die Natur läßt sich eben nicht in einsache Schablonen zwängen, wie es ber Speziesbegriff bedingt. Zur praktischen Unwendung kommen indes meist nur einige dieser
Begriffe, bald dieser, bald jener, hauptsächlich nur bei umfangreichen Gregisormen, und zwar erst, nachdem sie in meinem Sinne monographisch behandelt wurden. Stellt meine Methode auch größere Unforderungen an die Systematiser, so
wird sie andererseits die Resultate der
Systematis vereinsachen und übersichtlicher
gestalten: an Stelle der heutigen, unübersehdaren Spezieszahl werden relativ wenige und wohlgeordnete Gregisormentreten.

Die Einwürfe, welche man außerbem gegen meine Beschreibungsmethode bisher gemacht, laffen sich fast alle dahin zufammenfassen, daß man aus Bequemlichkeits= rücksichten nicht sobald von der alten Methobe abweichen werde. Run, das ift ein Einwand, der sich nicht auf die Dauer aufrecht erhalten läßt, ber übrigens fast gegen jede burchgreifende, notwendige Reuerung aufzutreten pflegt. Man verfuche sich nur erst einmal in dieser Me= thobe, fange an, die Singuliformen irgend eines engeren Formenkreises zu konstatiren, die ftets zahlreichen abweichenden Pflanzen= formen zu registriren, so wird man eine Menge noch unbeschriebener Erscheinungen finden, und der Reiz der Entdedungen wird gewiß bald viele Forscher mit der neuen Methode befreunden.

über die Monographie der Rubi (S. 26—160), in welcher meine Methode der Speziesbeschreibung mit allen Konstequenzen, die oft recht interessant sind, angewendet wird, läßt sich in Kürze keine Besprechung geben, und muß auf das Buch selbst verwiesen werden.

Leipzig=Eutritich. Otto Runge.

Die Wealbenbildungen der Umsgend von Hannover. Eine geognosftischspaläontologischsstatistische Darsstellung von C. Struckmann. Mit fünf Tafeln Abbildungen. Hannover. Hahnsche Buchhandlung. 1880. 1225. in gr. 8.

Seiner früheren Monographie über den obern Jura der Umgegend von San= nover (1878) läßt der Verfasser die vor= liegende Schrift folgen, welche wiederum nicht nur durch den Reichtum der darin verwerteten Forschungsergebnisse, sondern auch durch die Tragweite der daraus ge= zogenen Schlüsse von hervorragender Bedeutung ift. Un nicht wenigen Orten bes nordwestlichen Deutschlands finden sich gwischen den oberften Schichten des Jura= gebirges und dem Hilsthone der untern Rreide eine mächtige Folge geschichteter Felsen abgelagert, welche teils aus Mergeln und Schieferthonen, teils aus Sandsteinen bestehen. Lettere namentlich um= schließen an vielen Orten abbauwurdige Roblenflöte, welche zu einem nicht unerheblichen Bergwerksbetriebe an zahlreichen Orten Veranlassung bieten. Aus den gablreichen, in diesen Schichten enthaltenen Tier= und Pflanzenresten ift mit Sicherheit abzunehmen, daß dieselben teils aus braki= iden teils aus füßen Gewässern abgelagert find; die Pflanzen sind fast ohne Ausnahme Landpflanzen; unter den tierischen Reften find die Bewohner des füßen Baffers bei weitem überwiegend, und fossile Meerestiere finden fich verhältnismäßig nur in geringer Zahl. Fr. Soffmann erkannte zuerst in diesen Bildungen ein Aquivalent der englischen Bälderformation oder Wealden; durch die fpätern Arbeiten von Fr. A. Römer und B. Dunker ift diese Ansicht vollständig bestätigt worden. Bis zur heutigen Stunde walten indessen über die Stellung der Wealdenbildungen im geognoftischen Susteme Meinungs= verschiedenheiten ob. Bon vielen neueren Autoren wird der Burbeck oder untere Wealden als die oberste Stage der Juraformation angesehen, der Saftingsfand= ftein und der obere Wealdenschiefer aber als Aquivalent des Hilskonglomerats oder des untern Neokoms der Kreideformation betrachtet. Dieser Einteilung war auch der Verfasser früher gefolgt, allein seine neueren Untersuchungen haben ihn zu der schon von Römer und Dunker ausge= sprochenen Unsicht geführt, daß es un= natürlich sein würde, die Burbeckschichten von dem übrigen Bealden abzutrennen, und die ersteren der Jura=, den letteren der Kreideformation zuzuteilen, daß es vielmehr fowohl nach den Lagerungsver= hältniffen, als nach den fossilen organischen Einschlüffen gerechtfertigt erscheinen dürfte, die ganze Wealdenbildung als das jüngste Glied der Juraformation zu betrachten.

Die fossillen pflanzlichen Reste der Bealdenbildungen aus der Umgebung von Hannover enthalten in den bisherigen Funden eine zweifelhafte Fukoiditee, eine Equifetazee, 19 Farne, 9 Cufadeen und 3 Roniferen, sowie eine ungewisse Art, also Pflanzen, aus benen Schenk mit Recht geschlossen hat, daß der Begetationscharak= ter dieser Periode ein entschieden juraffischer bleibt, bis in die Schichten, die man bereits zur Kreibe gerechnet hat. Dasselbe gilt von den Tieren, unter denen sich 62 Muschel=,21Schneden=, eine Ringelwurm=, eine Insetten=, 8 Krufter=, 18 Fischarten und ein Reptil befanden. Unter den Mol= lusken sind namentlich Unio (9 Arten),

Cyrena (34 Arten), Cyclas (5 Arten), Corbula (5 Arten), Melania (8 Arten), Paludina und Littorinella (8 Arten) ver= treten. Bon den acht Kruftageen gehören sieben Arten zu Cypris und eine zu Estheria. Unter den Fischen sind Lepidotus und Hybodus mit je 5 Arten, Sphaerodus mit 3 und Pholidophonus, Eugnathus, Pycnodus, Microdon und Gyrodus mit je einer Art. Es ist nun höchst beachtens= wert, daß von den 51 Arten organischer Reste (Pflanzen und Tieren) der untern Wealdenschichten, des sogenannten Burbecks, nicht weniger als 37 Arten (also 73 %!) auch in den beiden höheren Ab= teilungen des Wealden beobachtet find. Dadurch stellen sich also die Burbeckschich= ten ganz offenbar als Wealdenschichten dar, und es würde unnatürlich fein, fie von diesen zu trennen. Andererseits aber enthält der hannoversche Burbeckfalk oder Serpulit 15 Arten (oder 33 %) der fof= filen Fauna, welche bereits in den Schich= ten des obern Jura vorkommen. Es muß demnach angenommen werden, daß eine allmähliche Umbildung der oberjuraf= sischen marinen Fauna zu der gemischten Fauna des untern Wealden stattgefunden hat. Unter den 34 Molluskenarten des mittleren Wealden finden sich nur zwei Arten aus meerbewohnenden Geschlechtern (Mytilus und Modiola), und auch durch die Land= und Sumpfpflanzen werden die= felben als reine Sugwaffergebilde, vielleicht als Deltabildungen größerer Ströme charakterifirt. In den oberften Bealden= schichten finden sich dann wieder zahlreichere marine Tiere, welche dieselben als Nieder= schläge brakischer Gewässer darakterisiren, und diefelben werden bei hannover überall bon einer rein marinen Bildung, dem Hils=

thone überlagert, der eine völlig neue Fauna aufweist. In England enthalten die Wealdenschichten bei im allgemeinen ähnlichen Einschlüssen einige marine Schichten, und namentlich scheint in der jüngsten Periode der dort vielleicht länger ausgeschnten Wealdenbildungen das Kreidemeer in das Wealdenbeden eingebrochen zu sein, wodurch man sich aber, nach des Versassen Weinung, nicht dazu verleiten lassen darf, die unter einander organisch vermittelten Wealdenbildungen von einsander und von der Jurassormation loszurreißen.

Bon einem gang besonderen Interesse war die 1879 erfolgte Auffindung gro-Bervogelfußähnlicher Tierfährten im Saftingsfandsteine von Bad Rehburg bei Sannover, die den 1851-52 von 5. Bedles im Wealdenfandsteine von Sa= ftings an der englischen Rufte entdeckten Fußspuren außerordentlich ähnlich find. Bedles beschrieb sie anfangs als die breizehigen Fährten eines Riesenvogels (Ornithichnites), den fogenannten Bogel= fährten des Connektikutsandsteins entspre= chend, allein wenige Sahre barnach ftiegen ihm Zweifel auf, ob diefe Fährten wirklich von Bögeln herrühren möchten, und er nannte sie vorsichtiger vogelähn= liche Fährten (Ornithoidichnites). Die zahlreichen Fährten, welche Bedles auf ben von der Cbbe entblößten geneigten Platten bes Haftingsfandsteines entdedte, find, obgleich die Länge des dreizehigen Fußes, an ber längeren Mittelzehe ge= messen, zwischen 20-40 cm. schwankt, unter einander so ähnlich, daß er sie ver= schiedenen Alterszuständen eines und des= selben Tieres zuschrieb, und fie find oft in langer Reihe als die Fußspuren eines auf zwei Beinen im fteifen Schlamme umber= fpazierenden Tieres verfolgbar.

Die Rehburger Kährten sind meist in den erhabenen Abgüffen des ursprünglichen Abdruckes im gaben Schlamme gesammelt worden, und es wurden ungefähr 40 gut erhaltene Fährten von dem Berfaffer un= terfucht. Sämmtliche Fußspuren (mit einer Ausnahme) find dreizehig und an den Rändern teilweise so scharf eingedrückt, daß man an einen gevanzerten Tuß den= fen fonnte. Die Mittelzehe ift ftets die längste, die innere die fürzeste, auch zeigt diese lettere regelmäßig eine seitliche Aus= buchtung und Verdickung. Einzelne Phalangen sind nicht zu unterscheiden, wohl aber glaubt ber Verfaffer einigemale bei den beiden Seitenzehen, Spuren scharfer, etwas nach unten gefrümmter Krallen wahrgenommen zu haben. Hinten zeigen die Fährten einen ftarken, tief eingedrück= ten und daher an den Abgüssen stark her= vorragenden abgerundeten Ballen. Die größte Länge (vom Fußballen bis zur Spite der Mittelzehe) betrug bei den verschiedenen Fährten 28-40 cm., die Länge der Mittelzehe für sich 22-29 cm., der Abstand der beiden Spigen der äußersten Behen (die größte Fußbreite) 30-38 cm., die Schrittweite zwischen zwei Spuren 52 bis 68 cm. Un dem einen Abguß ift eine vierte Hinterzehe bemerkbar, die etwas höher am Juße gesessen zu haben scheint, so daß man denken könnte, sie wäre immer vorhanden gewesen, aber nur ausnahms= weise zum Abdruck gekommen, aber ber Berfaffer zweifelt aus guten Gründen baran, und in der That fieht der Abguß wenigstens in der Abbildung eher wie eine Migbildung mit überzähliger Zehe aus. Da nun Anochenreste ganglich fehlen, so

war die Bestimmung der Tiere, welche biefe Spuren zurückgelaffen haben fonnten, ziemlich hypothetisch. Obwohl nun ber allgemeine Umriß und die Schrittfolge fehr lebhaft an die Spur eines Riefenvogels erinnerten, fo läßt doch die ftarke Ausbuchtung und Berdidung der inneren Bebe, die in der Form an den Mittelteil der frangösischen Wappenlilie erinnert, fo= wie auch die fehr scharf eingeschnittenen Ränder der Gindrude, eber auf einen Saurier, als auf einen Bogelfuß schlie-Ben, gang abgesehen davon, daß bisher im Wealden noch keine Bogelknochen nach= gewiesen find. Biel wahrscheinlicher ift dagegen die Annahme, daß die Rehburger Fußabdrücke von einem Dinosaurier aus der Familie der Jauanodonten herrühren, die bekanntlich im englischen Wealden auch Rnochenreste zurückgelaffen haben, und benen Surley schon 1869 die Fußabbrude von Saftings zugeschrieben hatte. Diese im Bau ihres Bedens und der Sinterfüße den Vögeln außerordentlich ähn= lichen Reptile, von denen Hugley mit Mantell und Leidh annimmt, daß fie zeitweilig oder stets auf den Hinterbeinen einherschritten, befagen nur drei Beben, von denen die mittelste die längste war. Bekanntlich hat Marsh auch in Nordamerika Knochenreste juraffischer Dino= faurier entdeckt, von denen man annehmen muß, daß diefe Tiere auf den Sinterbeinen einherwanderten, oder wie die Känguruhs sprangen. Die Annahme, daß wir in den Rehburger Fährten die ersten ficheren Spuren von dem Vorhandensein des mächtie gen pflanzenfressenden Reptils in Deutschland haben, wird außerdem durch die 1878 erfolgten Funde einer ganzen Reihe voll= ständiger Stelette fänguruhartiger Iguanodonten im belgischen Rohlenbecken bon Mons (Hainaut) bei Bernissart unterstütt. Man traf sie in mit Wealden-Bildungen erfüllten Spalten oder alten Thälern des Rohlenfalfes, aber eine genauere Beschrei= bung fehlt noch, da man mit der Aufstel= lung dieser kostbaren Funde im Brüffeler Museum noch nicht fertig ist. Man kann nur fagen, daß diese Stelette Tieren an= gehören, welche durch ihren allgemeinen Körperbau, die Huglen'schen Bermutungen vollauf rechtfertigen. Die Borderbeine sind sehr kurz, die Hinterbeine lang und vogelartig, so daß das 10 Meter lange Tier sich jedenfalls wie ein Vogel ober wie ein Känguruh nur auf den Hinter= beinen bewegte. Da nun die Sinterfüße der belgischen Funde auch dieselben Maße (40 cm größte Länge und 37 cm größte Breite) aufweisen, so ist es wohl durchaus wahrscheinlich, daß die Rehburger Fähr= ten von Jguanodonten verursacht worden find. Lettere scheinen demnach eine weitere Berbreitung gehabt zu haben, als man früher annahm. So verdanken wir diesem Werke nach geognostischer, wie nach paläontologischer Seite fehr bemerkenswerte Aufschlüffe, und haben zum Schluffe noch das gediegene Außere desselben in illu= strativer wie thpographischer Ausstattung rühmend hervorzuheben. K.

Werden und Bergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung von Carus Sterne. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 392 Holzschnitten im Text und 11 Bollbildern. Berlin, 1880. Gebrüder Bornträger (Ed. Eggers). XV u. 640 S. in gr. 8. Da es gleich mißlich ist, in seiner ei-

genen Zeitschrift gelobt oder getadelt zu werden, so ziehe ich es vor, über die zweite Auflage des obigen Buches selbst zu be= richten und so dem berechtigten Wunsche feines Berlegers, auch in diefer Zeitschrift eine Anzeige zu finden, damit nachzukom= men. Selbstanzeigen von Büchern haben oft den Vorteil, daß der Verfasser Aufschluß geben kann über Entstehungs= momente, welche die Eigentümlichkeiten eines Buches, die dem Leser vielleicht selt= fam erscheinen, erklären. Das in Rede stehende Buch wurde auf Veranlassung des leitenden Ausschuffes des Allgemeinen "Bereins für deutsche Litteratur" verfaßt und follte die Aufgabe erfüllen, gebildeten Lefern der höhern Stände, bei denen feine fpezielle naturhiftorische Bildung voraus= zuseten wäre, eine anregende Darftellung der neueren Naturauffassung unter dem Einfluffe der Darwinschen Schule zu bieten. Obwohl das Buch nach feiner Fertig= ftellung aus äußeren Gründen — bes größern Umfangs und der illustrativen Nachhilfe wegen — in einen andern Ber= lag überging, find doch jene Anforderun= gen für die Form maßgebend gewesen; sie erklären einmal das Anstreben eines ae= wissen Schwunges in der Darstellung, und besonders das geflissentliche Vermeiden eines tiefern Eingehens auf spezielle Buntte, fowie die gewinnende, vermit= telnde und versöhnende Form, in welcher die angefeindeten Konfequenzen der neue= ren Weltanschauung dargeboten werden. Es war die ausgesprochene Absicht des Buches, diefer neueren Weltanschauung Anhänger in Kreisen zu gewinnen, welche nicht im Stande find, die Werke Dar= wins, Saedels und anderer Bahnbrecher auf diesem Gebiete zu verstehen.

Ein ausgezeichneter Naturforscher und fehr kompetenter Beurteiler der erften Auf= lage, der mir, wie ich bemerken muß, damals vollständig fremd war, sprach sich über die Schwierigkeiten einer folden Aufgabe in einer 1876 erschienenen Kritik wie folgt aus: "Die Entwicklungsgeschichte bes Na= turganzen in gemeinverständlicher Fassung darzustellen, ist gewiß ein ebenso verlocken= des als schwieriges, ja fühnes Unterneh= men. Berlockend, benn wenn es gelingt, fo lohnt es den Berfaffer mit dem Bewußt= fein, taufenden, die darnach verlangen, eine einheitliche, in sich widerspruchslose Weltanschauung eröffnet und sie damit von der sonst unvermeidlichen Qual in die wichtigsten Lebensfragen tief einschneiden= der Zweifel erlöft zu haben. Aber schwierig und fühn, denn was gehört nicht alles dazu, daß es gelingt! Selbstwenn der Verfasser in allen naturivissenschaftlichen Gebieten soweit heimisch ist, daß er sich über die allaemeinen Fragen derfelben ein felbstän= biges Urteil zu bilden und mit sicherer Hand das für die Gesammtauffassung wesentliche herauszugreifen und klar dar= zustellen vermag, so bietet die Aufgabe boch in sich felbst von allen Seiten ber noch fo erhebliche Schwierigkeiten bar, daß es fast unmöglich erscheint, zwischen Schla und Charybdis glücklich hindurchzuschiffen.

"Es ist offenbar unmöglich, von dem Werden der Himmelskörper, von der Geschickte unseres Erdballes und von der Entwicklung des organischen Lebens auf demselben eine den Leser überzeugende Unsicht aufzustellen, ohne dieselben mit eisner gewichtigen Menge sestgestellter Thatsachen zu begründen. Wie soll man aber Jemandem, der nicht durch spezielle Beschäftigung mit irgend einem naturwissens

schaftlichen Fache hinreichende Übung in berartigen Auffassungen und ein hinreischend eingehendes Interesse an denselben erlangt hat, eine Fülle naturwissenschaftslicher Sinzelbevbachtungen genießbar maschen? Ist es nicht, was die Naturgesschichte der organischen Welt betrifft, unvermeidlich, den blos für die allgemeinen Fragen sich interessirenden Leser entweder durch zahllose barbarische Namen und Kunstausdrücke zu ermüden und zurückzusschrecken, oder ihn mit einer ungenügenden, ganz oberstächlichen Begründung der allgemeinen Sätze abzuspeisen?

"Wie foll man ferner den ebenfo un= vermeidlich scheinenden Alternativen ent= gehen: Entweder die Ergebnisse der Na= turforschung als das, was sie wirklich sind, d. h. als die bei weitem wahrscheinlichsten, aber boch niemals mathematisch gewissen Lösungen der uns entgegentretenden Rät= sel darzustellen, und sie dadurch den an die absolute Gewißheit des Glaubens ge= wöhnten Lesern als etwas unsicheres er= icheinen zu laffen, oder jenen Ergebniffen die absolute Gewikheit, die sie niemals haben können, zu vindiziren und sich da= durch bei tiefer denkenden Lefern in ver= bienten Mißfredit zu setzen? Entweder sich auf die am besten begründeten Hypo= thefen zu beschränken und damit ein höchst lückenhaftes, allerseits unfertiges Ge= fammtbild zu entwerfen, oder alle noch offe= nen Fragen, die fich aufdrängen, mit mehr ober weniger fühnen Vermutungen vor= läufig zu beantworten, und damit eine voll= ständige, aber an den verschiedensten Punkten noch erft der thatfächlichen Bestätigung bedürftige Gesammtauffassung zu erzielen? Entweder den religiösen Vorurteilen gabl= reicher Leser rücksichtsloß entgegenzutreten und sie dadurch weit eher zu verstimmen und abzustoßen, als zu erbauen und für eine der Wirklichkeit entsprechende Weltanschauung zu gewinnen, oder auf die äußersten Konsequenzen überall zu verzichten und sich damit von vornherein selbst zur Wirkungslosigkeit zu verurteilen?

"Das vorliegende Buch aber liefert den thatfächlichen Beweis, daß es dem fehr wohl möglich ist, alle diese Schwierigkeiten gleichsam spielend zu überwinden."

Ich führe diese Worte eines fehr wohlwollenden Kritikers aus dem Jahre 1876 an, weil fie in der That genau die Schwierigkeiten kennzeichnen, die ich bei der Bearbeitung des Buches wiederholt lebhaft empfunden habe. Die zweite Auflage hat eine vollständige Überarbeitung erfahren, um den Fortschritten der Erkenntnis Redenschaft zu tragen, Lücken zu ergänzen und Fehler zu verbeffern. Un der äußern Form zu ändern, glaubte ich mich nicht berechtigt. Ich weiß fehr wohl, daß die poetisch gehobene Form solcher Darstel= lungen manchen Lefern, besonders der phi= losophischen und naturforschenden Kreise, recht unsympathisch werden fann, allein für diese ist das Buch kaum bestimmt, und da von der überwiegenden Zahl der Kri= tiker gerade die gewählte Form als eine anregende und geeignete anerkannt wurde, so habe ich sie nicht ändern mögen.

Von einer sehr geschätzten Seite ist mir der Vorwurf gemacht worden, das Hypothetische träte gar zu fest und begründet auf. Ich habe darum, wo es mir möglich erschien, noch mehr das Schwanfende zu betonen gesucht, aber im Ganzen nach dieser Seite wenig zu ändern gefunden. Auch haben andere Kritiker gerade

das Gegenteil bemerkt. Der oben gitirte Mutor fagt in feiner fehr eingehenden Kritik über diefen Bunft: "Während (die Gedankenentwicklung) nun beständig von dem Bewußtsein der Einheitlichkeit der Natur getragen, ein in sich abgeschloffenes Ganze bildet, erhebt fie fich doch von Stufe gu Stufe zu einem freien Umblide nach allen Seiten bin, bringt alle fich ringsum aufdrängenden Fragen zur Erörterung und beantwortet jede derselben, je nachdem der gegenwärtige Stand ber Naturwiffenschaft es gestattet, durch wohlbegründete Theo= rien oder Sypothesen, oder durch vorläufige Bermutung. Nirgends treten die ge= acaebenen Antworten mit arößerer Zu= versichtlichkeit auf, als ihnen jeder Lefer nach den vorliegenden Thatsachen von felbst zugesteht, und trot dieser Resigna= tion auf das Erlangen absoluter Gewiß= beit muß das Zusammenwirken aller ein= zelnen Wahrscheinlichkeitsgründe auf den unbefangenen Lefer einen überwältigen= den Eindruck ausüben."

Wir ich schon in der Vorrede bemerkt habe, zweisse ich nicht daran, daß das Buch sehr viele Fehler besitzt, und wenn sich die Gelegenheit dazu bieten sollte, werde ich auch in Zukunft bemüht sein, sie zu verbessen. Meinem Herrn Verleger darf ich wohl an dieser Stelle nachrühmen, daß er nach Kräften bemüht gewesen ist, dem Buche in Papier, Druck und Illustration ein gewinnendes Aussehen zu geben. K.

Upilio Faimali. Memoiren eines Tierbändigers, gesammelt von Paul Mantegazza. Autorisirte Übersetzung. Leipzig und Heidelberg. E. F. Wintersche Buchhandlung. 1880. 75 S. in 8. Die Physiologie der Liebe, von Paul Mantegazza. Nach der zweiten Auflage aus dem Italienischen, von Dr. Eduard Engel. Jena. Hermann Costenoble. 1877. 424 S. in 8.

Der Leser wird vermutlich erstaunt fein, an dieser Stelle einen Bericht über die "Memoiren eines Tierbändigers" zu finden. Aber wenn er bemerkt, daß einer der Hauptvertreter der Darwinschen Theorie in Italien, der Professor der Anthropologie an der Florenzer Universität, B. Mante= gazza, der Herausgeber derfelben ift, fo wird er unschwer erkennen, daß dieselben boch wohl ein tieferes naturhistorisches oder psychologisches Interesse darbieten müffen. Der Herausgeber hat dasfelbe im Eingange näher dargelegt: "Alls ein Mensch zum ersten male in den dunklen Schatten einer Söhle mit einem Bären rang, oder einen Riefelpfeil gegen einen Tiger des palävlithischen Zeitalters schleuderte, ichrieb er die erste Seite unserer Geschichte, und die wilden Tiere erfuhren zum ersten male, daß ein armer Zweifüßler ohne Krallen, ohne Gift und ohne Fang= gähne die Titanen ihres Geschlechts herausforderte, um sie zu Boden zu werfen und sich Herr und König über sie zu er= flären. Eine neue Kraft erstarfte in den großen Rämpfen der Geschöpfe und jog ins Treffen: eine fanfte Stimme übertonte das Gebrüll, das Geheul und das Gebrumme der wilden Tiere, eine garte und weiche Sand beherrschte Krallen, Sauer und Gebiffe, und eine gewaltige Energie - der lette Abzug (das lette Destillat? Red.) aller Kräfte der planetarischen Na= tur — machte die Herrschaft den Bligen des himmels und der unbändigen Mustel= fraft der Tyrannen des Tierreichs streitig.

In der Entwicklungsgeschichte, in der Stufenfolge ber Hierarchien erstand durch den Kampf des Menschen mit dem wilden Tiere eine neue Aera, und die entrücktesten Überlieferungen sowohl wie die dunkelsten Mithologien zeigen uns unter ihren ersten Geftalten ftets ben wilben Säger, ben Tierbändiger, das wilde Tier gur Seite des Menschen Chemals war unfer Blanet ein großer Menageriegarten; in unserm Zeitalter aber hat sich das Gebiet der wilden Tiere immer mehr eingeengt und nur noch in dem Didicht der Urwälder ober in dem Innersten großer Buften treffen wir zahlreiche wilde Tiere an, welche uns das Gebiet ftreitig machen. Der eiferne Ring der Zivilisation schließt sich enger und immer enger, bis - vielleicht in nicht zu weiter Ferne-ber Tag kommen wird, an welchem ein klimatischer Garten die letten wilden Tiere aufbewahrt und beschirmt, jum Studium der Gelehrten und zur ästhetischen Wißbegierde des Künstlers. Die Rämpfe der Tiere mit dem Menschen haben stets die große Menge lebhaft be= weat, und auch heute noch gefällt es dem Kinde, der Frau und dem Ungelehrten je= bes Landes, den Siegen des kleinen Kör= pers über die Riefen der Natur, der rofen= farbigen Nägel der Menschenhand über die gefrümmten Krallen der Tierpfoten zuzu= ichauen. Bon den zu ungleichen Rämpfen bes Menschen der Eiszeit mit dem Tiger jener Periode gelangte man zu den graufamen Schauspielen bes römischen Birfus, und heute bleiben uns zur Befriedigung einer uraltväterlichen Graufamfeit faum noch die Jagben in der Wildnis und die gefährlichen Spiele bes Tierbändigers in den Käfigen der Menagerie. Der Zauber, welcher diese Schauspiele begleitet, ist im= iner die alte Kampfesliebe, und felbst in dem Herzen der frankhaftesten und widrigsten Bariserin zeigt sich noch jene vorhisterische Regung, welche die rauhe Gefährtin des Rentiermenschen im Innersten bewegte."

Indem der Berfasser so den Tierbanbiger als das Nachbild des vorzeitlichen Menschen der ältesten Epochen vorstellt. weiß er und ein lebendiges Interesse für einen der hervorragenoften diefer eigenartigen Charaftere einzuflößen, die ihre höchste Befriedigung im Umgange und in der Zähmung der wildesten Bestien finden. Wir glauben ihm gern, wenn er uns fagt, daß diese atavistischen Kähigkeiten und Reigungen in einer vollendeten Sarmonie -wie fie fich bei seinem Selden fandennicht häufig find, daß fie aber in gewiffen Familien vom Bater auf den Sohn fort= erben, und daß manche Gegenden, wie die italienische Proving Biacenza; die besten Tierbändiger liefern. Bei Faimali war diese Kunft zur Vollendung und zur Leidenschaft geworden. Wir sehen ihn in diesen Schilderungen sich ausbilden und zu dem höchsten Selbstvertrauen fortschreiten, das ihn befähigt, das Unglaubliche in der Bähmung zu leisten und ohne Furcht zu völlig fremden Tieren in den Räfig zu treten. Mut, Selbstvertrauen und falt= blütige Besonnenheit sind die Hauptfaktoren, welche den Tierbändiger machen, und die meisten Kunstgriffe, von denen man im Publifum murmelt, die Univendung gewiffer unzüchtiger oder mufteriöfer Mittel scheinen nicht viel mehr als Märchen zu fein, wenigstens hat Faimali, der jett, zurückgezogen auf seinem Landgut von Loutenure, nicht nötig hat, das Bublikum mit Kabeln und wunderbaren Aben= teuern zu täuschen, dem Berfasser ver=

sichert, niemals weder das eine, noch das andere angewendet zu haben.

"Der einzige Kunftgriff, welcher we= nigen bekannt ist und welcher die Bfucho= logen zu langem Nachdenken veranlaffen dürfte, ift vielleicht der, unbefleidet in den Räfig eines wilden Tieres, das man noch nicht fennt und das man bändigen will, ju treten. Es scheint, daß der Anblid eines nachten Menschen einen fo entsetzlichen Ginbrud macht, daß das Tier gang in Bestürzung gerät. Nach und nach bedeckt man bie Blöße mit dem Bemde, mit einer Sofe und so weiter, bis man das Tier über= zeugt, daß derjenige, der es zieht und unter feinen Willen beugt, immer dasfelbe phan= tastische Wesen ist, das zuerst in der Klei= bung Abams vor dem Gundenfall bei ihm erschienen war. Die Gedankenverbindung erfolgt beim Tier nach denfelben Gefeten, wie beim Menschen, und Tiger und Löwe lernen, daß jener nachte Gott, der sie durch fein plötliches Erscheinen in Bestürzung gebracht hatte, immer dasselbe hohe Wesen ist, welches ihnen je nach Umständen wohl= schmedende Milch oder harte Beitschenhiebe, welches mit einem Worte der Spender alles Guten und alles Bösen in dem für fie die gange Welt vorstellenden Räfig ift."

Faimali will diesen seltsamen Kunstgriff selbst erprobt haben. Wäre er allgemein wirksam, so würde die Bezwingung
der wilden Tiere durch den wenig bekleideten Urmenschen nur ein geringes Verdienst sein, allein wir wissen, daß auch die
nackten Indianer von wilden Tieren zersleischt werden, und die einschückternde
Wirkung tritt, wie es scheint, wohl nur in
Ländern ein, wo die wilden Tiere nicht gewöhnt sind, die Menschen nackt umherlausen zu sehen. Interessant ist mancherlei,

was der Verfasser nach Kaimali über das physische und Seelenleben der wilden Tiere berichtet. Der Grad der Bahmbar= feit, saat er, wird fast immer nach der Fähigkeit, aufzuhaffen, bemeffen, und am besten lassen sich die Tiere bändigen, wenn sie aus dem ersten Jugendalter ber= ausgetreten find. Auch über die Berträg= lichkeit der Tiere unter einander, ihre Fort= pflanzung und Baftardirungen weiß Fai= mali natürlich allerlei zu berichten. Der Schimpanse erwies sich als das intelligen= teste der von Faimali studirten Tiere, und "er hat in seiner Menagerie nie eines dieser Geschöpfe die letten Funktionen der Berdauung vor dem Bublifum verrichten sehen; derselbe besitt also bierin mehr Scham als viele und bekannte Europäer. Der Schimpanse reißt sich die Haare aus dem Ropfe, wenn er sehr ergrimmt ist; ein Männchen sah man sich zu Tode grämen, weil ein Weibchen eine bessere Portion bei der Abfütterung erhalten hatte." Der Tierfreund mag aus diefen Anführungen ersehen, daß er genug des Anziehenden in dem kleinen, in novellistischer Form aeschriebenen Buche zu erwarten hat.

Bir benuten diese Beranlassung, um auf ein anderes Werk desselben Verkassers, auf seine vor drei Jahren erschienene "Phhsiologie der Liebe" zurückzukommen. Es ist dies ein Buch, welches sich in dem einschmeichelnden Gewande einer dichterischen Prosa und in einer fast jugendlichen Begeisterung mit den tiefsten Mysterien des Geschlechtslebens beschäftigt. Dabei ist die Varstellung so zart und dezent, daß auch ein junger Mann und eine unverheizratete Frau ohne Bedenken das Buch lesen dürsen. Wie es bei einem so geistreichen Forscher nicht anders erwartet werden

fann, kommen dabei fehr originelle, vom Standpunkte der Darwinschen Theorie ausgehende Gedanken zur Besprechung. Ein junger englischer Schriftsteller bat fich in den letten Jahren viel auf die Ausmalung einer Idee zugute geschrieben, die er als die "Kontinuität des Lebens" be= zeichnete und wie eine neue Entdedung betrachtete. Mantegazza hat diese Gedanken vor ihm viel schöner ausgesprochen. "In allen Formen der Fortpflanzung, welcher Urt sie auch sei, ungeschlechtlich ober geschlechtlich, durch Spaltung ober burch Zeugung von innen heraus, -immer sehen wir," sagt er, "wie der Erzeugte einen Teil seines letzten oder seines ur= ersten Erzeugers bewahrt, so daß also die Bewegung sich von der ersten bis zur lets= ten Zeugung in munterbrochener Reihe fortpflanzt. Man vergleiche den Abam der Bibel mit dem Adam einer fernen Bufunft, so hat doch ein jeder in sich einen materiellen Teil dessen, was auch in allen seinen Vorvätern war, und eine unbearenzte menschliche und kosmische Berbrüderung umschlingt uns allesammt. Mit der Begeisterung des Dichters, der an= gesichts der blumenreichen Wiesen, der Wälder und des Tiergewimmels bewegt ausruft: "D Mutter Natur!" - harmonirt die Wiffenschaft, welche lehrt, daß eine Fülle von Stoff und von Leben in ewigem, brüderlichem Austausch zwischen den Organismen hin und her geht, welche wir Individuen nennen. In dem Augen= blick, wo ein Leben verlischt, entzündet sich schon ein neues Leben, und in uns, den höchstgeftellten lebenden Wesen dieses Pla= neten, zittern die Moleküle, welche vor Jahr= tausenden lebten und uns durch eine tausendaliedrige Liebeskette überkommen find."

Sehr wohl durchdacht ist auch das= jenige, was der Verfasser über Scham= haftigkeit und Reuschheit fagt: "... Die Tiere zeigen gewisse dunkle Formen der Schamhaftigkeit. Biele von ihnen verstecken sich, wenn sie der Wollust opfern wollen; viele Weibden fliehen das Männden*), widerstehen ihm, enthalten ihm das vor, was sie ihm zu gewähren wünschen. Wahrscheinlich ist das ein untvillfürlicher, automatischer Aft, vielleicht eine Korm der Kurcht gegenüber den Angriffen des Männchens, aber diese Flucht, dieser Widerstand, biefe Anfänge der Scham haben den Zweck, das Männchen sowohl wie das Weibchen so zu erregen, daß die Befruchtung eine größere Wahrscheinlichkeit hat. Möglich auch, daß die Tiere ihre Liebe unseren Bliden entziehen, um desto sicherer vor Gefahren zu fein, da sie sich in solchen Augenblicken jeder Gefahr bloggeftellt wissen. So lange aber die Psychologic der Tiere nicht größere Fortschritte macht, muß man immerhin vermuten, daß auch bei ihnen sich schwache Spuren von Scham= haftigkeit zeigen. Das Faktum zugegeben, werden wir es auch gerechtfertigt finden, daß felbst bei den höheren Tieren dieses Gefühl zuerst beim weiblichen Individuum erscheint, bei welchem die mehr verteidigende Rolle in den Kämpfen der Liebe schon aus rein anatomischen Gründen die Scham natürlicher macht. Auch dem weiblichen Menschen hat die Natur dieselbe Rolle zuerteilt und ihm deshalb eine hundertmal größere Schamhaftigkeit bescheert, als dem Manne. Die erste Handbewegung des Weibes, um Teile zu bedecken, welche der Mann sehen wollte, ließ das Gefühl

^{*)} Bgl. Säger, Über Bererbung. (Ko8= mo8, I. Bd., S. 310.)

der Schamhaftiakeit entstehen, welche gufammenfällt mit den ersten Regungen der Roketterie. Mann und Weib mußten dann im Zusammenleben in Familie und Bolf auf gang natürlichem Wege, felbst abge= feben von der wachsenden feelischen Ent= widlung, die schamhaftesten Wesen wer= den; denn teils ist das Weib unangeneh= men periodischen Schwächen unterworfen, andererseits bietet der Mann gewisse ge= schlechtliche Erscheinungen bar, die in un= verhülltem Zustande gar zu fehr auffallen und verwirren würden. Go kommt es, daß fast alle, um nicht schlechtweg zu sagen alle Völker der Erde eine gewisse Form der Schamhaftigkeit besitzen. Gbenfo na= türlich aber ist es auch, daß überall das Weib schamhafter als der Mann ift, wel= dem letteren die Natur feiner agreffiven Aufgabe wenigstens in den letten Stadien die Schamhaftigkeit gefährlich, ja geradezu unmöglich macht."

Auf die äußeren Zeichen der Reusch= heit beim Weibe ift der Verfasser sehr schlecht zu sprechen. Er schilt auf die "brutale Clastizität eines Säutchens, weldies leichter zerstört ist, als das Wölfchen beim ersten warmen Sonnenstrahl". Bei den reinsten Jungfrauen ift es oft zerstört, bei den lüderlichsten Dirnen erhalten. "Wie viel häusliches Unglück entsteht auf folde Beife! Bie viele Brautnächte wur= den zu Qualennächten, wie viel beilige Bande wurden gelöst durch ein Vorurteil, einen Berdacht, eine Berleumdung, die auf diesem trügerischen Befund basirten! Was fagt der Darwinift zu dieser Ginrich= tung? Er weiß, jedes Organ hat seine Funktion, jede Wirkung ihre Ursache, auf jedes Warum? muß es ein Darum! geben. Die Jungfrau ift für mich ber erfte

Anfang zu einem Engel; in ihr zeigt sich die erfte Spur einer fünftigen Trennung zweier Dinge, die noch rober Weise in uns vereinigt sind: die Organe der Liebe und die Organe einer der widerwärtigsten Ab= fonderungen. Je höher die menschlichen Wefen in der Vollkommenbeit steigen, eine desto größere Arbeitsteilung vollzieht sich unter ihnen; in einem höher als wir be= anlagten Geschöpf wird sicherlich die Liebe sich ihr eigenes, abgesondertes Gebiet schaffen. Bon der ursprünglich den Tieren eigenen großen Kloake find die Menschen schon zu zwei getrennten kleineren gelangt; noch einen Schritt weiter und wir haben drei Organe und drei Apparate, und dann erft wird eine der abscheulichsten Erschei= nungen unseres physischen Lebens besei= tigt fein."

Der Berfaffer nennt das eine Erflä= rung à la Darwin, aber er zweifelt felbst daran, daß diefe Erklärung Jemandem genügen könne. In der That scheint die Entstehung eines Organes, welches die Fortpflanzung der Art eher erschivert, als begünstigt, nach Darwinschen Brinzivien sehr schwer erklärbar. Es mag da= her hier erwähnt werden, daß der französische Arzt Dr. P. Budin bei Untersuchungen über die Entwicklung des Sy= men, die er im vorigen Jahre an weib= lichen Embryonen angestellt hat*), das gewiß für Viele fehr überrafchende Refultat erhalten hat, welches er in die Worte zusammenfaßt: "Ein Hymen, wenn man darunter eine besondere, unterschiedene, unabhängige Membran versteht, existirt überhaupt nicht." Das homen ist nach

^{*)} Revue internationale des Sciences dirig. par J. L. de Lanessan, Février 1880, p. 165.

seinen Untersuchungen gar nichts anderes, als die vordere Berengerung des Vaginafanals selbst. "Man kann sich somit," sagt er, "die Vagina wie einen richtigen Handschuhfinger vorstellen, der an seiner vorderen Spitze eine kreisrunde Öffnung darbiet, und es ist die durchbohrte Extremität dieses Handschuhfingers, welche, indem sie sich zwischen den kleinen Labien einschiebt und hervortritt, dassenige darstellt, was man das Hymen nennt." Es ist also kein besonderes Organ, und wir brauchen nach keiner besonderen Entstehung desselben zu fragen.

Noch nach einer andern Richtung treffen die Beobachtungen Mantegazzas mit benen von G. Jäger zusammen. "Die Liebe," fagt er, "hat viele rätselhafte Beziehungen zu dem Geruchsfinn. In der Tier= welt sind die Gerüche oft der direkte und mächtige Antrieb zur Liebe, und noch ehe das Weibchen das Männchen erblickt hat, von dem sie sich besiegen lassen wird, hat ihm die Luft schon einen Geruch zugeweht, der es vor Wollust betäubt. Die Natur hat den Moschus, den Zibet, das Biber= geil und viele andere ftarkriechende Substanzen an einen Ort gefesselt, der deutlich zeigt, wozu sie sie bestimmt hat. Auch die Blumen, die uns mit ihrem mannigfachen Duft entzücken, zeigen uns klar die engen Beziehungen, welche zwischen dem Geruch und der Liebe, zwischen den riechenden Molefülen und den Geheimnissen der Fortpflanzung bestehen. Der Mann wie bas Weib haben verschiedene Ausdünftungen, an einigen Theilen ihres Körpers verschieden riechende Ausscheidungen, und bei den niedrigen Raffen oder den rohen Individuen der höheren Rlaffe dienen diefelben oft zur geschlechtlichen Unreizung.

Aber auch in den feineren Naturen übt der Geruchsfinn in der Liebe einen großen Einfluß aus vermöge gewiffer Barfume, die wir aus allen Gebieten der organischen Welt entuchmen und mit Hilfe der Chemic fogar fünstlich zu erzeugen vermögen. Wir haben die Cffenz jeder Blume, jedes Blattes, jeder Rinde uns zu eigen gemacht, des riechenden Saftes vieler Tiere in ihrer Brunftzeit haben wir uns bemächtigt und durch fühne Mischungen von Blütendüften mit pikanten Effenzen haben wir in wenigen Tropfen einer fünftlichen Tinktur mehr Bohlgerüche, als eine blühende Biefe oder ein Tropenwald im Frühling fie uns bietet. Run wohl, die intensive Wollust der Ge= rüche ist verwandt mit dem uralten Hange, der noch jett die Tiere durch gewisse ge= schlechtliche Ausscheidungen an einander loct, und schon aus diesem Grunde kann man behaupten, kein anderer Sinn hat fo innige Beziehungen zur tierischen Wollust wie der des Geruchs. Man beobachte den Gesichtsausdruck einer Frau, die an einer sehr starkduftenden Blume riecht, sich daran förmlich berauscht, und man wird die innige Beziehung zwischen solchen Scenen und ber erhabneren Form der Liebe erkennen. Man frage viele starksinnliche Männer und sie werden gestehen, daß sie nicht ungestraft die Läden der Droguisten und Parfümeure besuchen können. Auch der Parfümeur giebt auf die Frage nach dem Geheimniß seiner Kunft die Antwort, daß er sein Ge= misch aus hunderten von Blumen = und Blätter=Effenzen schließlich durch die Bei= mengung einer fehr kleinen Dosis einer an sich übelriechenden Materie front, welche den Fortpflanzungs=Organen irgend eines Thieres entnommen ist. Man frage die Frauen, warum sie die Parfums so fehr

lieben, und nur die Benigsten werden eine hestimmte Antwort geben oder sie werden mit einemschamhaften Erröthen antworten. Diejenigen aber, welche schon alle Geheimnisse der Sinne, alle Hissmittel der Kostetterie kennen, werden auch sagen, daß die Bohlgerüche eine mächtige Baffe in dem Arsenal der Liebe sind, und daß einige Parfums einen unwiderstehlichen Zauber auf die Sinne des Mannes ausüben."

Rur an fehr wenigen Stellen geht ber Berfasser, äbnlich wie in den vorstebend gitirten, auf physiologische Ginzelnheiten ein, und obwohl durchdrungen von dem in neuerer Zeit durch Birchow variirten Ausfpruch des alten Ban Selmont: Tota mulier in utero, behandelt er das Weib mit einer Galanterie die echt - romanisch ift. Überhaupt ift das Buch seinem weitaus arößten Teile nach in einem fo über= ichwenalichen Stile gefchrieben, daß man nicht einen Professor der Anthropologie, fondern — Victor Sugo zu lesen glaubt. "Bor der analytischen Runft des lieben= ben Weibes muffen fich die Chemiker mit all ihrer Kunft versteden; ihr gegenüber finkt das Spektroffop zu einem vorfünd= flutlichen Instrument herab; die homöo= pathischen, unendlichen Verdünnungen find, mit folder Zartheit verglichen, noch Gifte, die Atome gange Welten. Der billionfte Teil eines Milligramms Groll in einem Dzean Wolluft aufgelöst - ift der Frau noch immer deutlich erkennbar; fie erkennt in einer glübenden Lava das kleinste Atom Gleichgültigkeit besser als die feinsten ther= moelektrischen Apparate." Es ist nicht zu leugnen, daß ein folder schwülftiger, phra= fenhafter Stil für viele Lefer außerordent= lich abstoßend sein muß an einem Buche, dessen Rern doch ein wissenschaftlicher ist. Aber man muß bedenken, daß die Liebe eben der Mittelbunkt der Boesie ist, und daß trots aller Dufte, Blumen und Guir= landen der Boden, auf dem wir uns bewegen, doch ein folider ift. Die Grund= idee des Buches, daß das Weib zur Monogamie geboren, und daher immerfort bemüht fei, ben zur Volngamie geborenen Mann zu ihrer Religion zu bekehren, hat etwas Wahres, und den mit dichterischem Schwunge dargelegten Ansichten über die sozialen Beziehungen 3. E. über die Rot= wendiakeit der Broftitution und der Scheidungsmöglichkeit, wird der Leser schwerlich feinen Beifall versagen. Mit einem Worte, das Buch verdient gelesen zu werden.

Egyptens vormetallische Zeit von Dr. Friedrich Mook. Mit dreizehn Tafeln in Lichtdruck und einer sithographischen Tafel. Bürzburg, J. Staubinger, 1880. 4.

Es ist eine bereits seit 11 Nabren un= ter den Gelehrten Europas und Egyptens mit wechselndem Erfolge geführte Streit= frage, ob wir im Nillande gleich Mittel= europa eine Kulturperiode zu konstatiren hätten, in der man fich des Steines als vorzügliches Material zu Waffen und Werkzeugen bediente und das Metall noch unbefannt war. Nachdem diese Frage burch die Erstlingsfunde von prähistori= ichen Steinartefakten von Seiten ber Ardävlogen Worfage, Arcelin, Samy, Lenormant auf das Tapet gebracht war und die Egyptiologen die Anwesenheit zahlreicher steinerner Werkzeuge und Ab= fallsplitter auf dem Boden Altegyptens nicht leugnen konnten, suchte ber Saupt= vertreter der deutschen Schule, Lepfius, ben Beweis zu liefern, daß man es bei

diesen Messern, Schildern, Lanzenspiken aus dem Wüstenfiler mit Naturpro= duften zu thun habe. Auch wenn man Feuersteinmesser in Berbindung mit Tierknochen aus einer früheren Beriode finden sollte, wäre dies kein direkter Beweis für eine vorhamitische Bevölkerung im Nil= lande.*) Auch Ebers spottete über bie Ateliers der Steinzeit, wie die Franzosen diese Fabrikationsstätten nannten. Über die Benützung von Steinmeffern in historischer Zeit zur Beschneidung und anberen fakralen Handlungen auf dem Boden Capptens war man ebenfalls ftreitig. Wäh= rend Broca betonte, daß man es dabei mit Überbleibseln aus prähistorischer Zeit zu thun habe, ist die Beschneidung mit Stein= meffern für Cbers "eine muhfam erwor= bene Errungenschaft des Kulturmenschen", nicht ein Überrest aus der Steinzeit; denn eine Bronzemesser schneidet in der That schwere, ein scharfer Stein leicht heilende Wunden.

Bei der Wichtigkeit der Frage sowohl im Allgemeinen für die Theorie der Kulzturgeschichte als auch im Speziellen für die Urgeschichte des Nillandes konnte es nicht sehlen, daß auch Virchow, das Haupt der deutschen Prähistoriker, dazu Stellung nahm. Er gelangt zu dem Resultat: "Für die einfacheren, roheren Sprengktücke giebt es keine absoluten Merkmale, ob sie künstlich oder natürlich entstanden sind."

Damit wäre die Frage überhaupt aus der Welt geräumt gewesen, denn gerade die für Artefakte gehaltenen Sprengstücke aus Eghpten zeichnen sich durch ziemliche Primitivheit der Formgebung aus. Allein

ber Streit ruhte nur, war nicht beendet. Während 1873 der Egyptivloge Lauth bie Existenz eines Steinzeitalters für Egyp= ten zugab, suchte ber Engländer Browne 1878 aus den Funden von Heluan den Steinwerfzeugen ein Alter von höchstens 3500 Jahren zu vindiziren, und Osfar Fraas zog, gestütt auf die Untersuchungen von Zittel, der Massen von Steinmesserden in der Libyschen Bufte fonstatirt hatte, aus eben diesem Befunde auf eine frühere Fruchtbarkeit und Bewohntheit ber Bufte den Schluß. Die Streitfrage ward ferner zu Kiel und Straßburg auf benAnthropologenkongressenzwischen Bir= dow und Moof behandelt, wobei erfterer a eg en ein prähistorisches Steinzeitalter im Nillande, letterer, gestützt auf feine Un= tersuchungen zu Heluan und Luxor, ent= schieden dafür eintrat.

Die Streitfrage ist zur Zeit auf einen sveziell technischen Punkt verlegt: kann man die physikalische Trennung eines Silerstückes von einem fünstlichen, durch Menschenhand hergestellten Schlagprozeß. unterscheiden oder nicht? Und diese tech= nische ober mineralogische Seite ber Frage scheint uns Dr. Moof, ein Schüler von Beinrich Fischer zu Freiburg, in seiner neuesten Schrift mit Sachkenntnis und Db= jeftivität gelöft zu haben. Bei dem elaftifchen Jaspis, aus dem die meisten egyptischen Steinwerfzeuge (Meffer, Sägen, Pfeil= und Lanzenspiten, Schalen, Beile 2c.) befteben, zeigen sich nach dem Schlage oder Trauma fonstante, forrespondirende Wellenlinien. Beim Überschreiten der Festigkeitsgrenze und beim Loslösen eines Teilstückes ent= steht ferner unterhalb des Schlagpunktes ein Budel ober eine Schlagmarke, bem eine Sohlmarke ober Contre=

^{*)} Bergl. Zeitschrift für egyptische Sprache u. Altertumskunde. Juli, August u. Sept. 1870.

marke, ein korrespondirender Abdruck entspricht. Beobachtet man diese einfachen physikalischen Gesetze - und jeder kann fich mit ein paar Jaspisknollen fofort von der Richtigkeit derselben überzeugen -, fo läkt sich jedes Artefakt von einem durch Temperaturverhältniffe (rafche Abfühlung ober Erhitung) entstandenen Sprengftucke augenblicklich unterscheiden. Auch die stär= fere Glätte fpricht für eine fünstliche Bearbeitung. Die bem feinen Büftenfande ausgesetten Konturen ber Feuersteinmassen erhalten zudem durch die Reibung der Quaraförner eine eigentümliche Bolitur, bei welcher die scharfen Ränder verloren gehen. Dieselbe Erscheinung bieten lange Zeit im Baffer gerollte Gilerinftrumente. Go burch feine technologisch kaum bestreitbaren Beweismittel wohl vorbereitet, geht Mook in die Detailbeschreibung seiner Fund= kollektionen in Unter= und Oberegupten ein, wobei er der Terrainbildung und den Fundumständen - frei von aller Sppotbefe! - besonderes Augenmerk schenkt. In den Alluvium rechts vom Nil am Rande des arabischen Moffatam bei Se= luan grub Mook an der Grenze des alten Nilbettes brei Rulturschichten auf. In der untersten fanden sich 14 Kamelschä= bel (beren Typus fich nach Rütimeyers Untersuchung von dem jetigen egyptischen Dromedar durch größere Stärke bes Schnauzenteiles auszeichnet), Bahne vom Bebra, Solskohlen und Feuersteininftru= mente. Daffelbe Ergebnis weift die zweite, mittlereRulturschichtauf, ebenso die oberste; die zweite enthielt außerdem noch Anochen= reste von Hyaena crocuta, Equus asinus, einer Antilopenart, und Straußeneierscha-Ien. Die tiefste Grabstelle betrug 2,40 m in festem, gelbweißem Sande mit einer

Überlagerung lockeren Sandes von 20 bis 30 cm. Moof schließt aus diesen Jund= stellen, welche einen Raum von ca. 100 Deter einnehmen, daß fie auf eine Zeit deuten, wo vormals Menschen in einer muldenförmigen Vertiefung der Büste bauften. als die Wüste noch nicht Wüste war. Diese Menschen kannten die Töpferei nicht, nur Werkzeuge aus Siler, Anochen und Holz, und hatten ihre Eristenzbedingungen auf jagd= bare Tiere, wie das wilde Ramel, den wilden Cfel, die Antilope bubalis (Alcelaphus), gegründet, welche jett 10-20 Breiten= grade füdlicher ihren Wohnsitz haben. Im ganzen fanden fich bier an 200 Siler, welche Lanzenspiten und Messer von verschiedener Form und Größe borftellen. Bon den ebemaligen Sügeln wurden im Laufe der Jahr= tausende ein Teil der "Altsachen" in die Ebene hinabgeschwemmt, wie die Theorie a priori sagt und der Fund a posteriori beweift. Unter diesen auf bem Büftenboden verstreuten Artefakten begegnen wir ber gestielten Pfeilspite, und bem gezahn= ten Meffer, der Säge, welche beide Arten uns in die Übergangsperiode vom gefpal= tenen zum rundbearbeiteten Steine bineinbegleiten. (Bergl. die Figur.)

Der Stiel bei den Pfeilspitzen ist durch eine Anzahl kleiner Schläge wie beim Feuerschlagen hergestellt; die Schlagmarken sind entfernt. Diese kunstvollen Instrumente, sowie die Sägen, d. h. facetitre Steinlamellen mit Zahnung, deuten auf eine höhere Stuse der Steinzeit, als die einsach geschlagenen Artesakte der vorhergehenden Periode. Doch sind sie nicht mit den den Toten in historischer Zeit beigegebenen Steinmessern zu verwechseln.

Aleine Meffermitabgerundetem Rücken finden fich am fublichen wilden Balm=

bann des Turrah in vielen tausenden von Cremplaren. Außer der gewöhnlichen spitzen und blattförmigen Form, wie sie auch der Norden Europas und Deutschlands (besonders Rügen und Dänemark) ausweist, trifft man ebenfalls en masse halbmondförmige Messerchen mit vollkommen gleichen Enden. Die Technik lief dabei auf die Lösung des Problems hinaus, einem Instrument aus Siler in Gestalt eines Kreisabschnittes scharfe Nänder zu geben. Man möchte fast vermuten, daß diese Diminutivmesser einem Zwergvolke, gleich dem der Alka, angehört haben.

Eine dritte vorgeschrittene Periode repräsentiren die Artesakte mit rundsbearbeitetem Stein, ähnlich wie in der letzten Beriode auf Rügen, in Borpommern und auf den dänischen Inseln. Die Tendenz bei der Rundbearbeitung war, die Furchen oder die scharfen Ränder verschwinden zu lassen. Dies geschah durch kleine, sorgfältig in einer Richtung geführte Schläge. Die Repräsentanten dieser seinen Technik treffen wir selten an. Es sinden sich im Quellenterrain dei Heluan Messen, dolchförmige Sägen, Lanzenspigen, Pfeilspigen,



Fig. 1. Beil aus braunem Jaspis aus der Gegend von Theben, 9/10.

Sonstige Silexfunde in Unteregypten sind Abbasich in der Umgebung von Kairo, das linke Riluser bei Memphis, ferner von Basatin, vom Nilbelta, von Gizeh. Ohne Zweisel stehen diese Fundstellen durch weitere Uteliers in Verbindung mit den Funden in der Wiste bei Luxor links und rechts des Nils.



Fig. 2. Säge aus rotbraunem Jaspis vom Palmbaum bei Maasarah. 9/10.

Die Funde von Lugor schließen sich an die zweite Beriode Unteregyptens an. Das Hauptsilerselb liegt neun Stunden nordöstelich von Lugor beim Dorfe Denzwischen dem Nilland und dem Mokkatamgebirge. Südelich und ösklich von alten Zeltplätzen sieht die Wüste aus, als ob es Steinmesser ge-

regnet hätte. Zu taufenden befigen folche bie Sammlungen von Hertwig, Sai= mann, Mook. Unter einer 1/8 m ftarfen Sandichicht ftieß man hier auf Nilerde, die offenbar von einer Stromveränderung herrührt*) und nicht von fünstlich in historischer Zeit zur Bebauung hergetragener Bauerde. Die Kunftprodukte der Gegend bon Theben sind gröber, was aber seine Begründung nicht in der Ungeschicklichkeit des thebanischen Vormenschen, sondern in dem weniger homogenen thebanischen Jas= pis hat, ber aus der Tertiärperiode her= rührt und mehr thonige Bestandteile ent= hält. Die Typen und die Technik find die nämlichen. Von neuen Typen treten auf die gestielte Lanzenspike, das oblonge Meffer, Keuerschlagfteine, blattförmige Stude, die rundbearbeitete Sage (letteres wieder nur als Ausnahme).

Um linken Nilufer bei Theben stößt man in allen Richtungen ber Wüste auf Abfälle aus ber Steinzeit. Es muffen bemnach fehr viele Menschen sehr lange in weit zurückreichender Zeit hier gehauft ha= ben, doch läßt fich nicht bezweifeln, daß viele Abfälle auch aus historischer Zeit ftammen muffen. Diese verschiedenen Berioden für die Benützung des Siler bildet die crux interpretum. Moof bemühte sich, ausgezeichnete Stücke zu erhalten und bestimmt als Haupttypen für diese Fund= ftelle: robe Steinmesser, das thebanische Steinbeil, rund bearbeitete und gespaltene Lanzenspiten, Schlagsteine, Feuersteine ("Sunan", arabifch), Nuclei. Das Bolf, das fich diefer roben, an die nordischen Rjöffenmöddinger erinnernden Steinwerf= zeuge bediente, war jedenfalls rober, als das auf dem rechten Nilufer, oder mit ans deren Worten, erstere stammen aus einer viel älteren Beridde.

Im Gegensaße zu diesen prähistorisschen Steinartesakten, von deren Existenze bei den vielen Tausenden von Exemplaren eben so wenig ein Zweisel sein kann, als an den von der Mark Brandenburg, Rügen, Borpommern, dem Norden stammenden, weist Mook auf zwei aus späteren Grabsfunden Egyptens herrührende Steinartesakte hin (Taf. V Nr. 1 u. 2). Feine Sielessplitter von 1 und 3 cm. Länge sind hierbei zum Gebrauche des Modellirens in ein Rohrstäbchen eingesetzt worden.

Nach einigen Bemerkungen über die Höhlen von Turrah-Massarah, in dessen Steinbrüchen Sisengegenstände von dem Berfasser aufgefunden wurden, berichtet er über nubische Reibesteine. Diese durch Reibung abgerundeten Handsteine sinden sich in derselben Gestalt in den Pfahlbauten der Schweiz und Niederösterreichs, auf den Ringmauern des Rheinlandes, wie in den "Küchenabfällen" des Nordens und überhaupt in allen prähistorischen Anssedlungen. Man hat diese abgeplatteten Kugelsteine das Urgerät genannt.

Bon polirten und durchbohrten Steinwerkzeugen finden sich in Egypten nur äußerst wenig Stücke; nur drei polirte Steinbeile sind bekannt. Mit H. Fischer bestreitet Mook die Annahme, daß der polirte Stein eine eigene Periode der Steinzeit bilbe, und nimmt Rundbearbeitung als höhere Stuse der Technik an, als Polirtheit, deren Vorkommen vom Material abhängig sei.

Ohne Zweifel hat dieser objektiv gehaltene Bericht von Mook, den die photothpischen Tafeln vortrefflich illustrirten,

^{*)} Bergl. übrigens Kosmos, Juliheft 1880 (Bd. VII), S. 319, und Bd. IV, S. 506.

eine große Bedeutung für die Urgeschichte Egyptens. Wenn auch die Forschung auf diesem Gebiete mit dieser Bublikation fei= nesfalls abgeschlossen ift, im Gegenteil burch eine Reihe von Schurfungsversuchen noch manches auf die Brobe gestellt, des Näheren bewiesen und die Reihe der Fund= ftellen zwischen Bufte und Ril, sowie in die erstere binein, erweitert werden muß, fo wird fich boch von jetzt an und nach den bestimmten Aussagen von Fraas und Eder auf dem letten Berliner Unthropolo= genkongreß die Existenz einer vormetalli= fchen Beriode für Ober- und Untereghp= ten nicht mehr leugnen laffen.*) Die Frage ist dazu von Mook und Fraas bon einem rein tednisch en Standpunkte aus gelöft, dem der Unterscheidung zwi= schen fünstlicher und natürlicher Zerspringung bes Silex. Und wenn ber Technik in prähistorischen Fragen überhaupt, vor allem 3. B. in der Bronzefrage, der erfte Rang gebührt, fo gilt das besonders bei einer fpezifisch mineralogischen, wo nur der Blick und die forgfältige Beobachtung entscheiben kann. Nach Fraas und Fischer, Eder und Moof fpringt eben der Büften= filer nicht in prismatischen Studen ab, fondern in runden Scheiben, und wenn wir in den Sammlungen von Mook und Hertwig, Browne und Lombard taufende von prismatisch und rund bearbeite= ten, mit Schlagmarken und Facetten ver= febene Steine feben, welche den als Stein= werkzeugen anerkannten Fundstücken aus bem Norden wie ein Ei dem andern ahneln, fo wäre es ein Wahn, der Wahrheit und dem Aufgeben des bisherigen Frr= tums sich länger verschließen zu wollen.

Die Anthropologie und prähistorische Ethnologie fann dem Auffinden biefes neuen Gebietes prähiftorifder Stämme nur fehr bankbar fein. Denn wenn bie bisherigen Resultate der Untersuchung sich bahin aussprechen, daß in grauer Borzeit Stämme mit primitiver Kultur und negerähnlichem Thous aus dem Süden nach Spanien und Italien, vielleicht auch nach Griechenland eingewandert fein muffen, gu einer Zeit, wo noch Länderbrücken diefe Halbinfeln mit Afrika verbanden*), an= dererseits Forscher ersten Ranges, wie Fraas und Zittel, für die frühere Bewohntheit der libyschen Bufte eintreten, und Delamotte auf die "Fluffe ohne Waffer", die früheren Befruchter bes egyptischen Wüstenlandes hinweist, fo liegt die Berbindung dieser Thatsachen, die Auswanderung der libyschen Urstämme in fruchtbarere Nordländer nach eingetrete= nen klimatischen Veränderungen, sehr nahe. In der Borzeit Egyptenlandes ruht der Schlüffel so gut für die Borzeit Curopas, wie die Rultur Europas zum gro-Ben Teile dem Kulturhistoriker nur als ein Ableger der hohen Entwicklung des Nilstromlandes erscheint.

Dürfheim. Dr. C. Mehlis.

Fische, Fischerei und Fischzucht in Oft- und Westpreußen, von Dr. Berthold Benede, Prof. an der Universität Königsberg. Mit zahlreichen Abbildungen von H. Braune. Erste Lieferung. Königsberg in Br. Hartungsche Berlagsdruckerei, 1880. 160 S. in gr. 8.

^{*)} Bergl. die Berhandlungen des Berl. Rongreffes, S.147—149. (Kosmos, Bd. VIII, S.59.)

^{*)} Bergl. die Forschungen von Dr. C. Fligier in den Mitteilungen der Wiener Ansthropologischen Gesellschaft.

Die vorliegende Lieferung beginnt mit einer ausführlichen Schilderung des Baues und der Berrichtungen des Fischförpers, wobei auch die Fortpflanzung und Ent= widlungsgeschichte eingehend berücksichtigt werden, giebt sodam eine systematische Überficht der Fische von Dft= und Beft= preußen und beginnt mit der Ginzelbeschrei= bung, welche die Knochenfische mit Ausnahme einiger weniger Familien zu Ende führt. Jeder einzelne beschriebene Fisch ist auch in naturgetreuer Abbildung bar= gestellt, wobei zugleich Querschnitt, Schuppe und andere als Erkennungsmittel dienende Details besonders wiederaegeben find. Go finden wir bei den Seitenschwimmern eine Darftellung des wandernden Auges in fei= nen verschiedenen Stationen. Alle biefe Schilderungen bes längst als Autorität auf diesem Gebiete bekannten Berfaffers find von einer folden Anschaulichkeit, daß wir von dem Werke einen fehr gunftigen Einfluß auf die Sebung und Würdigung ber Fischkunde an fich, als besonders der Fischerei und Fischzucht erwarten dürfen, denen der größte Teil der folgenden Lie= ferungen gewidmet sein wird. Übrigens verdient das Werk nicht blos die Auf= merkfamkeit ber beiden Provinzen, fondern vielmehr der weitesten Kreise, denn abge= sehen davon, daß die Mehrzahl der in dem Werke eingehender behandelten Fische auch in den Gewäffern des übrigen Deutsch= land vorkommt, werden die allgemeinen Rapitel, welche den Hauptteil des Werkes ausmachen, überall mit bem größten Rugen und Interesse studirt werden. Die Ausstattung des Werkes verdient alle Un= erfennung.

Rompendium der Naturwissenschaften an der Schule zu Fulda im IX. Jahrhundert, von Stefan Fellner. Berlin. Theobald Grieben. 1879. 241 S. in 8.

Das vorliegende Buch stellt einen Auszug dar aus dem enchklopädischen Werke De Universo, welches der Mönd und fpätere Abt des Klosters zu Fulda, Hraba= nus Maurus († 856), auf Grund ber naturhistorischen Schriftsteller bes Altertum's und namentlich der zwei Sahrhunberte älteren Encyflopadie bes Ifibor von Sevilla verfaßt hat. Obwohl größ= tenteils nur die älteren Meinungen wieder= holend, ist diese Übersicht, welche die fos= mische Bhusik, Anatomie, Medizin, Geographie, Zoologie, Botanif und Minera= logie umfaßt, doch nicht ohne ein bedeutendes historisches Interesse, sowohl für ben Forscher auf naturhistorischem wie auf fulturgeschichtlichem Boden, indem fie uns getreulich überliefert, in welcher Beife damals die Naturgeschichte in den Klöstern gelehrt und mit der Theologie verquickt wurde, denn die (hier nicht mitgeteilten) Eingangsfapitel handelten von der Trini= tät und von den Engeln, von den Batriarchen, Propheten und Märthrern, von Rirde und Glauben, Dogmen und Saframenten, Barefie und Schisma. In ber Naturgeschichte zeigt sich ber Verfasser als ein verhältnismäßig aufgeklärter Lehrer, und die Fabeln, die er mitteilt, sind fast ohne Ausnahme Erbichaften aus einer weniger aufgeklärten Zeit, fo daß ein, wenn auch nur geringer, Fortschritt bemerkbar wird, wenn man seine Naturgeschichte mit der des Plinius vergleicht.

Über das Verhältnis des idealistischen Naturalismus zur modernen Naturwissenschaft.

Bon

Prof. Dr. Frig Schulke.



II. Der Spinozismus.

as Ferment in ber Weiters
gestaltung bes idealistischen
Naturalismusbildete der von
Descartes zurückgelassene
Dualismus. Wo der Dualissuus beginnt, endet die Bes

greiflichkeit, da nicht einzusehen ist, wie zwei in schlechthin gar keiner Identität ftehende Substangen bennoch in Berbin= bung und Wechselwirfung treten fonnen. Der große Dualismus zwischen dem im= materiellen Gott und der materiellen Welt findet fein verjungtes Spiegelbild an dem dualistischen Berhältnis zwischen der unstofflichen Seele und dem stofflichen Rörper. Wie der immaterielle Gott auf die materielle Welt, wie die ftofflose Seele auf den stofflichen Rörper einwirken könne, ober umgekehrt, ift nicht zu begreifen. Schon Descartes fühlt das Unzuträg= liche dieses Widerspruchs in feinen Bringipien und fucht ihn in feinen Spezial= untersuchungen über die Bewegung des menschlichen Rörpers, über die Erregung der Leidenschaften u. f. w. möglichst zu verwischen. Cbenfo ist die cartesianische Schule bestrebt, die Unmöglichkeit dieses Dualismus durch verschiedene Hypothesen erklärlich zu machen. Descartes batte sich mit der Ausflucht begnügt, daß troß der prinzipiellen Verschiedenheit von Seele und Körper ihre Wechselwirkung eine wenn auch unfaßbare, so doch natürliche Thatsache sei. Dem Rätsel dieses uner= flärten, influxus physicus" sucht Geuling durch die Theorie des Occasionalis= mus beigufommen. Die Thatfache fteht fest, daß eine Bewegung im Rörper eine Borftellung in der Seele, und umgekehrt, hervorruft. Aber wegen der Berichiedenheit der nun einmal entgegengesetzten Grund= fubstanzen ift eine unmittelbare Ginwirkung ber einen auf die andere unmöglich. Es bleibt alfo nur anzunehmen, daß Gott in wunderbarer Beise irgendwie das commercium animae et corporis bewerfstellige, und zwar so, daß er jedesmal, wo in der

Seele sich eine Vorstellung regt, den ihr analogen Borgang im Körper bervorruft, und jedesmal, wo eine Bewegung im Rör= per eintritt. Die ihr entsprechende Bor= ftellung in ber Seele erwecht. Gott ver= fährt also wie ein Uhrmacher, ber zwei nicht übereinstimmenden Uhren dadurch nachhilft, daß er in jedem Augenblick ihre Beiger in die gleichen Stellungen rückt. Annahme des Occasionalismus mutet uns offenbar zu dem unbegreif= lichen Bunder ber Wechselwirfung ent= gegengesetter Substanzen noch das neue Bunder des unbegreiflichen Eingreifens Gottes in diefelben gu. Leibnig, beffen esoterische Auffassung des Broblems aller= bings eine viel tiefere ift, sucht in fei= ner eroterischen Lehre diese unendliche Reihe von Bundern wenigstens auf ein einmaliges Wunder zurückzuführen. Nicht in jedem Augenblicke bewirft Gott von neuem die Übereinstimmung von Seele und Körper, fondern bei der Erschaffung eines jeden einzelnen Menschen fett Gott beide von vornherein in eine folche "vorher= bestimmte Harmonie" (harmonia praestabilita). daß nun die entsprechenden Vorgänge in ihnen mit vollster Exaftheit verlaufen; eine wirkliche Einheit ober ein natürlicher Einfluß bes einen auf das an= dere ist jedoch auch hier völlig ausgeschlos= fen; in übernatürlicher, durch Gottes Macht bewirkter Weise allein geschieht es, daß, was in der Seele als psychischer Vorgang ftattfindet, im Körper feine Barallele an einem leiblichen Vorgange hat, und um= gefehrt, ohne daß indeffen die beiden Linien fich jemals schnitten. Sier verhalten Scele und Körper sich wie zwei verschiedene Uhren, die ein geschickter Rünstler so treff= lich gearbeitet hat, daß sie stets die gleichen

Zeitenzeigen. Die Schöpferthätigkeit Gottes bleibt auch hier ein unverstehbares
Geheimnis; der denkende Verstand verlangt aber Begreiflichkeit und natürliche Kausalität, und dieser Forderung kann nur genügt werden durch eine Einheitsauffassung von Denken und Ausdehnung, von Seele und Körper, von Gott und Welt.

Che wir die Fortbewegung zu diesem Biele darstellen möge noch ein anderwei= tiger, wichtiger Widerspruch in der carte= sianischen Lehre hervorgehoben werden: ber Dualismus zwischen Mensch und Tier. Seele und Körper sind ihrer Substang nach völlig verschieden. Allein bem Menschen spricht Descartes eine Seele zu, bem Tiere ab. Go ift mithin das Tier nichts als ein materieller Körper. Aber das Tier zeigt Bewegung. Diese Bewegung ift Eigenschaft bes Stoffes. Das Tier wird bewegt, es bewegt sich nicht felbst. "Ich finde nicht die Spur von ei= nem Geift, und alles ift Dreffur." Das Tier ist eine Maschine, ein Automat. Nur die Seele empfindet und denkt; das Tier hat also weder Empfindungen, noch Ge= banken. In diesem schlechten "guten Glauben" stellte die cartesianische Physiologen= schule ihre Bivisektionen an. Ungeheuer= licher als in dieser Konsequenz, in welcher dem Tiere felbst jede Empfindung abge= fprochen wird, konnte die dualistische Theo= rie nicht erscheinen; zu hart wurde hier ben Thatsachen ins Gesicht geschlagen; ohne jede Möglichkeit einer Bermittlung schieden sich hier Theorie und Erfahrung. So drängte fich denn eine Reufassung der Bringipien unabweisbar auf, welche die Zweiheit zur Ginheit, die dualistische Fassung von Gott und Welt, Scele und

Körper, Mensch und Tier zur monisti= schen umgestaltete.

Drei Formen diefes Monismus find möglich. Es handelt sich in höchster Inftang um die einheitliche Fassung des Ber= hältniffes zwischen dem immateriellen Gott und der materiellen Welt. Entweder fann die Welt gänglich in Gott, ober Gott gänzlich in die Welt verflüchtigt werden, oder Gott und Welt als die beiden sich gegenseitig burchdringenden Sälften des einheitlichen Ganzen begriffen werden. Die erfte Fassung fagt: Gott ift allesdie Welt aus nichts und im Grunde nichts, wie Augustin wollte. Das einzig wahr= haft Existirende ist nur die immaterielle Gottheit, die Welterscheinungen nur deren wechselnde Ideen. So entsteht jener re= ligivs=mystische, rein spiritualisti= fce Monismus, wie ihn auf cartefiani= schem Untergrunde der Religionsphilosoph Nicole Malebranche entwickelte. Da hier die Natur gleich nichts ist, so läßt fich denken, daß diese Lehre auf die Ent= wicklung der Naturphilosophic keinen Einfluß geübt hat; wir gehen daher rasch über fie hinweg. Die zweite Auffassung fett gerade das Gegenteil. Die Welt ift alles, mithin kein Plat für eine Gottheit außer ihr; es giebt nichts Immaterielles, son= dern nur die Materie und ihre Kräfte. So kommt man zum rein materialisti= ichen Monismus, wie ihn fpater die französischen Materialisten des 18. Jahr= hunderts, und zum Teil ebenfalls auf cartefianischem Untergrunde, entwickelt haben. Offenbar find diese beiden Fassungen des= halb fo wenig befriedigend, weil in ihnen einer der beiden Hauptfaktoren des Ber= hältnisses allemal zu furz kommt. Die richtigere Ausgleichung scheint die dritte

Fassung zu geben, mit der wir an Spi= noza herantreten. Gott und Welt, Im= materielles und Materielles, Denken und Ausdehnung existiren beide, aber sie exi= stiren nicht als entgegengesetzte Substangen, sondern als eine einzige Substang, fo daß Denken und Ausdehnung zwar verschieden, aber nicht entgegengesett, vielmehr zwei verschiedene Erscheinungs= weisen dieser selben einen Grundsubstanz find. Deseartes hatte Gott und Welt für zwei entgegengesetzte Substanzen er= flärt, Spinoza erflärt fie für zwei ver= schiedene Grundfräfte oder Attri= bute derfelben einen, ihnen zu Grunde liegenden Substanz. So etwa wie Rundung und Schwere zwei verschiedene Erscheinungsformen der doch einheitlichen Elfenbeinkugel find, so find auch Denken und Ausdehnung, Geift und Körper, Gott und Welt nur die beiden verschiedenen und doch grundverwandten Formen, in der das eine Grundwesen zu Tage tritt. Das ist der Gedanke des eigentlichen spinozisti= ichen Monismus, den wir genauer cha= rafterifiren müffen.

Man nennt Spinozas Lehre gewöhnlich schlechthin Pantheismus; indessen
damit ist sie keineswegs spezisisch bezeichnet, denn auch Malebranches Allgottlehre ist Pantheismus. Der Spinozismus
ist zunächst Rationalismus, denn Spinoza geht aus von der Grundvoraussetung, daß das Wesen der Welt durch
klares und deutliches Denken erkannt werden könne und müsse. Offenbar ist das
Wesen der Welt klar und deutlich nicht
blos in einem Teile, vielmehr nur in
dem Zusammenhang aller Teile zu erfennen. Die klare und deutliche Erkennbarkeit des gesammten Alls bildet also

Spinozas Grundglauben, und eben barin besteht der rationalistische Beist seines Systems. Wenn aber der Nationalismus die volle Erkennbarkeit des Gangen vor= aussett, so sind Rationalismus und Dualismus unvereinbare Gegenfäße, ba im Dualismus der Faden des Zusammen= hanges und also der Erkenntnismöglichkeit abreißt. Die Aufhebung bes Dualismus und das Setzen des Monismus ist also mit dem Rationalismus ohne weiteres ge= geben. Aber dieser Monismus ist weit da= von entfernt, ein einseitig spiritualistischer oder ein einseitig materialistischer zu fein: Denken und Ausdehnung find beides berechtigte Eriftengformen, aber ber einen Grundsubstang; - eben in dieser Ginheit Berschiedener liegt das spezifische Wesen bes spinozistischen Pantheismus; nur in biesem Sinne ist Spinozismus gleich Bantheismus. Dieser Pantheismus hebt die Natur nicht auf, sondern setzt sie nur als eine andere Formel für Gott, wie Gott als einen andern Ausbruck für Natur: Deus sive Natura. So ift Spinozas Pantheismus nicht Afosmismus wie bei Malebranche, vielmehr voller Ra= turalismus. Und eben hierin liegt erst die eigentliche Tragweite und Bedeutung bes Spinozismus für die Beiftesentwick= lung der neueren Zeit. Gott ift die Ratur. In der Natur herrschen nur Natur fräfte, nur natürliche Raufalitäten; fomit find alle über =, außer = und wider= natürliche Potenzen und ihre Einwirfungen ein für allemal ausgeschloffen. Sott ift die unendliche Natur; mithin fon= nen dieser Gottheit nicht die beschränkten Eigenschaften endlicher Teilwesen zuge= schrieben werden, also auch nicht mensch= Liche Besonderheiten, wie Berftand und

Wille. Es hieße die Gottnatur in arger Weise anthropomorphisiren, wollte man diefelben auf fie übertragen. Go ift alfo die Gottnatur feine Personlichkeit, begabt mit Bewußtsein, Berftand und Willen, fondern das unbewußte, nach ewigen Natur= gesetzen sich bewegende All. Nur wo Bewußtsein, Berftand und Wille, wie beim Menschen, walten, fann man von 3 weden und Begriffen reben. Go ift jede teleo= logische Naturbetrachtung nach Spinoza eine inadäquate; alles geschieht nach blin= ber, und zwar mechanischer Notwendia= keit; die Freiheit des Willens ist ein bloßes Fantom der menschlichen Einbil= dungsfraft; der Mensch, der fich frei wähnt, gleicht bem Steine, ber ju fliegen meint, wenn er geworfen wird. Die Eigenschaften Gottes, feine Attribute, find nicht Leiden= schaften, wie Born und Rachsucht, ober Moralbeschaffenheiten, wie Liebe und Sag, oder äfthetische, wie Schönheit, - es beißt die Natur und ihr Thun nach menschlichem Maße meffen, wenn man ihr diese mensch= lichen subjektiven Anschauungen unterschiebt, sie als gut ober bose, schon ober häßlich bezeichnet - die Eigenschaften Gottes find die Naturfrafte. Sie find ewig und unendlich, wie die ewige und unendliche Substang felbst. Aus diesen Raturfräften, zu benen, neben zahllosen anderen, Denken und Ausdehnung gehören, geht das einzelne natürliche Ding, das Individuum, nach Spinozas Ausdruck der Modus, hervor, welcher endlich und beschränkt, schattenhaft und flüchtig, im end= losen Strome des einig schaffenden Natur= prozesses erzeugt und wieder vernichtet wird. Der Mensch macht keine Ausnahme; auch er ift ein bloker Modus, der sich auf= löft in die Kräfte und Stoffe, aus benen

er entstand; vergeblich ist die Hoffnung auf die Fortdauer des Individuums, auf die Unsterblichkeit der Verson.

Das ift in furzen Zügen der idealifti= sche Naturalismus Spinozas. Ibea= listisch ift er, weil er nicht auf Grund induktiver Erfahrung aufsteigend vom Einzelnen zum Allgemeinen sich aufbaut, vielmehr beduktiv vermittelst des reinen Den= kens aus allgemeinen Begriffen seine Schlüffe bildet. Aber es ift berfelbe Drang des Zeitgeistes, der hier den idealistischen Naturalismus Spinozas, bort ben realistischen Naturalismus Bacos erzeugt. Das Gleiche in ihnen ist eben der Natu= ralismus, und daraus erklärt es sich, warum diese idealistische Richtung doch gu denfelben erkenntnistheoretischen Refultaten gelangt, wie jene realistische: beide wollen Monismus — Einheit bes Weltganzen fordert Spinoza; Einheit der Natur Baco. Beide wollen nur natürliche Raufalität, beide nur medanische Naturgefeglichkeit; gleichmäßig verwerfen beide die teleo= logische Weltbetrachtung. Es ift derfelbe Bug gur Natur, ber auf beiden Stragen basselbe verfündigt, "nur mit ein bischen anderen Worten".

Es würde eine ausführliche Darstellung des Spinozismus voraussetzen,
wollten wir alle inneren Widersprüche desselben ausdecken. Wir können hier nur
die Hauptpunkte kritisch erörtern. Sowohl
Baco als Descartes haben als Mittel
zur Erforschung der Bahrheit Erfahrung,
Induktion, Experiment und widerspruchsloses Denken hingestellt. Hat Spinoza
in der Entwicklung der Sätze seines Shstems diesen methodologischen Forderungen der Wahrheitsforschung entsprochen?

Ist er zu seinen allgemeinen Weltprinzipien gekommen durch exakte Induktion, durch genaue Abwägung der positiven und neag= tiven Instanzen, durch die Anwendung des Experiments? Reineswegs! Vielmehr aus dem dualistischen Gegensatz heraus, den er bei Descartes vorfand, der auch bei diesem nicht auf methodisch gesichertem Wege, sondern durch das Verlassen dessel= ben gewonnen war, hat er burch eine lo= gische Weiterbildung deffelben ohne Rud= sicht auf erfahrungsmäßige Erkenntnis sein System aufgebaut. So sehr dieses Shitem also auch durch seinen Naturalismus, durch die Betonung der mechani= schen Rausalität, durch die fritische Berneinung des früheren Dogmatismus beftechen mag - gegenüber den scharfen Un= forderungen wissenschaftlicher Methode hält es doch nicht Stand. Es ist ein Glaubens= system, in dem angenommen wird, die Welt sei so beschaffen, wie sie dem Geiste Spinozas sich darstellte. Es giebt nicht blos religiösen, sondern auch philosophi= schen Dogmatismus. Spinozas Philo= sophie ist philosophischer Dogmatismus. Rein durch begriffliche Folgerungen will er das Wesen der Welt begreifen: so, wie er sie widerspruchslos denkt, foll die Belt fein. Wiederum einmal ift Denfen gleich Sein gesett, wiederum einmal die ontologische Gleichung aufgestellt, die in allen ihren Formen falsch ift.

Wir haben Spinozas Philosophie als Nationalismus bezeichnet. Der Rationalismus bestand in der Annahme der absoluten Erkennbarkeit des Weltganzen. Es ist offenbar eine der allerwichtigsten Fragen: Wie weit reicht die Erkennbarkeit der Welt? Drei verschiedene Beantwortungen sind möglich. Die erste lautet: Es ist alles erkennbar. Auf diesem rationalistischen Standpunkte befinden fich Descartes, Spinoza, Leibnig. Es wird zweitens das Wegenteil be= hauptet: Es ift überhaupt nichts erkenn= bar. Diese Lösung wählen Rihilismus und Mufticismus. Aber es giebt noch eine dritte vermittelnde Antwort. Wegen= über den beiden Extremen der absoluten Er= fennbarkeit und Nichterkennbarkeit wird nämlich eine relative Erfennbarfeit bejaht, b. h. es wird gesagt: das Welt= gange ist durchaus nicht in allen seinen Teilen für den Menschen absolut erkenn= bar, ebenso wenig aber auch nichts von allem unferer Erkenntnis zugänglich; aber es giebt ein besonderes, fest begrenztes Gebiet, auf welchem dem Menschen eine, jedoch nur relative Erkenntnis möglich ift. Es ist die Tendenz des Rantischen Rriti= zismus, genau die Grenzen dieses relativen Erkenntnisgebiets abzusteden. Spinoga fteht auf dem Standpunkte der absoluten Erfennbarkeit des Weltganzen. Aber wie will denn dieser Rationalismus seine These beweisen? Rennt er alles? Es wäre offenbar nicht so viel Streit über das All und seine letten Pringipien, wenn es eine vollständige Erkennbarkeit derselben gebe. Die Annahme derselben ift also auch ein unbewiesener Glaube, und auch von dieser Seite aus betrachtet, Spinogas Lehre ein unkritischer Dogmatismus.

Gerade in dieser Voraussetzung der abssoluten Erkenntnismöglichkeit gerät Spisnoza aber in hestigen Widerspruch mit einer seiner sundamentalen Lehren. Der Mensch ist nach ihm Ding unter Dingen, ein bloßer beschränkter, endlicher Modus. Als solcher ist er nichts als ein unendlich kleines Glied in der unendlich großen Kette,

ein fleinster Teil bes größten Gangen. Wie fann aber biefes von allen Seiten burch die ihn umgebenden Glieder einge= engte Teilwesen sich jum Überblick über das Weltgange, also gur Erfenntnis erheben, ja es nur wollen? Ist der Mensch wirklich Modus, fo kann er, der im Bann seiner nächsten Umgebung kaum diese über= schaut, unmöglich eine Erfenntnis des Gan= gen haben. Die Erkennbarkeit des Alls von Seiten des Menschen und sein Charakter als Modus sind in keiner Weise vereinbar. Entweder jenerationalistische Unnahme gilt, dann kann der Mensch nicht Modus fein, ober ber Mensch ift Modus, dann gilt jene Annahme, damit aber auch die ganze Philosophie Spino= zas, nicht.

Was trottdem die spinozistische Philo= sophie auch für den Empirifer so anziehend macht, ift ihr monistischer Raturbegriff, in dem fo viel Berwandtes mit der heuti= gen Naturauffassung zu Tage tritt. Und doch stehen der spinozistische und der mo= derne Naturbegriff, weit davon entfernt, fich zu beden, fogar im Gegenfat zu einan= der. Aus dem Urgrunde der Gottnatur entspringt notwendig und ewig die Fülle der Naturfräfte, aus ihnen die Gingel= binge. Aber wie dieser Entstehungsgang von Ewigkeit her war, so ist er noch heut, fo wird er in alle Ewigkeit fein. Gine Beränderung und Entwicklung diefes Welt= prozesses giebt es nicht. Spinozas Natur ist also ein durch und durch unveränder= liches, starres Sein, starr im Sinne ber Cleaten. Der heutige Naturbegriff zeigt im Gegenteil als fein darakteristisches Merkmal die Beränderlichkeit und Ent= widlungsfähigkeit der Naturwefen. Gine Rant=Laplace'sche Theorie des Planeten=

fustems, eine darwinistische Theorie der Tier= und Pflanzenarten ift mit dem fpino= gistischen Sustem unverträglich. Und trot= bem fteht Spinogas Naturbegriff in all den oben bezeichneten Bunkten dem heuti= gen wieder fehr nahe, ja kann als unmittel= bare Borftufe zu diesem letteren betrachtet werden. Überhaupt foll mit diesen friti= schen Auseinandersetzungen in keiner Weise die wunderbare Anziehungsfraft geleugnet ober geringgeschätt werden, welche dieses Shiftem immer wieder auf den bentenden Beist ausübt. Der Zauber liegt aber nicht so sehr in dem objektiven Wahrheitsgehalt der Lehre, als in einem anderen Umstande begründet. Spinoza will der Hauptsache nach fein Welt= oder Naturshitem geben, der Titel seines Hauptwerkes heißt vielmehr: Ethica. Seine Naturanschauung bildet nur den Untergrund zu einer groß= artigen Morallehre, und in dieser liegt für ihn Rern und Ziel feines Denkens. Der wirksame Mittelpunkt seines Systems ist der erhabene sittlich=religiöse Geist, der felbst die starre Form seiner mathematischen Darstellung erwärmend durchweht, wozu eine ber ebelften und bewunderungswürdigsten Persönlichkeiten mit ihrem groß= artigen sittlichen Bathos die überzeugenofte Exemplififation bilbet. Gerade weil ber Spinozismus im Sinne feines Urhebers vielmehr ein Religionssystem als ein Natursustem ist, gerade weil er diesen eminent religiösen Geift atmet, so wirft er auf den, ber von religiösen Zweifeln bedrängt ist und auf philosophischem Wege dieselben zu überwinden ftrebt, wie ein läuterndes Bab. Gerade die spinozistische Kritik des religiösen Dogmatismus ist eine durch= bringende, erhebende und befreiende. Denn wie die meisten Menschen, so kam auch Spinoza durch religiöse Sfrupel zur Philosophie. Damit hängen auch seine in der "Theologisch=politischen Abhandlung" niedergelegten bibelfritischen Unschauun= gen zusammen, welche in ähnlichem Berhältnis zu dem durch die neuere Bibel= fritik herausgebildeten Bibelbegriff stehen, wie seine Naturanschauungen zu dem heutigen Naturbegriff.

(Shluß folgt.)

Die Entstehung der geschlechtlichen Fortpflanzung.

Eine phylogenetische Stubie

nou

Dr. Milhelm Breitenbach.

tie größte geistige Errungenschaft dieses Jahrhunderts ist
nach meinem Dafürhalten die
zu immer allgemeinerer Ausdehnung gelangende Anerkennung und Würdigung der
Idee einer Entwicklung. Ge-

rade der Gedanke einer Entwicklung des Vollkommneren aus dem weniger Vollkommenen ift es, der dem ganzen Sahr= hundert, vornehmlich aber der zweiten Sälfte besselben, ein aang eigenartiges Gepräge aufdrudt. Es ift jest die schönste und höchste-Aufgabe des Forschers, nicht allein des Naturforschers, die Entwicklung jeder Erscheinung zu verfolgen, um so erst zum richtigen Verständnis ber Erscheinung zu gelangen. Und welche Erfolge find nicht schon jett, besonders in den organi= schen Naturwissenschaften, durch dieses Streben erzielt worden! Seit dem refor= matorifchen Auftreten von Charles Dar= win ift, wie wir alle wiffen, die Ratur= wiffenschaft eine andere geworden. Seit= bem durch die Selektionstheorie die Des= zendenztheorie unumftößlich fest begründet erscheint, finden wir in der Entwicklungs= geschichte wohl immer am besten die Lösung der unendlich gablreichen Rätsel, welche uns die organische Natur in Sulle und Fülle darbietet. Ein solches Rätsel, zusgleich eins der interessantesten, ist die Entsstehung der geschlechtlichen Fortpflanzung; mit diesem Problem sollen sich die nachsfolgenden Zeilen beschäftigen.

Da die geschlechtliche Fortpflanzung im allgemeinen erst bei höher organisirten Wesen, bei echten Tieren und Pflanzen, auftritt, während sie den auf niederer Stuse der Ausbildung stehenden Wesen, also namentlich den Protisten, fast durcheweg sehlt, so kann sie kein ursprüngliches Berhalten sein, sondern muß sich, gerade so wie die höheren Lebewesen aus niederen entstanden sind, im Laufe der Zeit aus einer einfachern Form der Fortpflanzung entwickelt haben. Diese einfachere Form der Fortpflanzung ist die ungeschlechtliche.

Die Deszendenztheorie verlangt, daß zwischen der geschlechtlichen und ungeschlechtlichen der geschlechtlichen und ungeschlechtlichen Fortpflanzung verbindende Mittelglieder vorhanden seien. Das ist auch in der That der Fall, so daß uns die Stappen des Weges, den die Entwicklung durchlaufen hat, um von der einsachen ungeschlechtlichen Fortpflanzung zu der vollkommensten Form, der geschlechtlichen, zu gelangen, noch heute in genügender Bollständigkeit vorliegen. Es wird im folgenden aber nicht meine Aufgabe sein,

alle diese Verbindungsglieder ausführlich zu beschreiben und zu einer kontinuirlichen Entwicklungsreihe zusammenzustellen, sondern ich will vielmehr zu zeigen versuchen, wie diese einzelnen Formen aus einander entstanden sind, aus einander entstehen mußten.

Die ungeschlechtliche Fortpflanzung besteht im wesentlichen barin, daß irgend ein Teil des mütterlichen Organismus, fei es ein Teil einer Belle, eine einzelne Zelle oder ein Zellenkomplex, sich ablöst und durch Wachstum zu einem dem mütter= lichen gleichen Organismus fich entwickelt. Bei der geschlechtlichen Fortpflanzung sind zwei solcher sich ablösender Elemente er= forderlich, und ein neuer Organismus kann sich erst bann entwickeln, wenn biese beiden Teile mit einander verschmolzen find. Nach diesen Definitionen scheint zwi= schen den beiden hauptformen der Fortpflanzung ein scharfer Gegensat zu be= stehen. Bersuchen wir uns a priori eine Bwischenstufe zu konstruiren, so würde man diefelbe wohl am einfachsten fo charaf= terifiren können: Ein neuer Organismus entsteht in der Regel aus dem Berschmelzungsprodukt zweier Reimelemente, er kann aber auch aus einem derfelben felbständig, ohne vorherige Ropulation, sich bilden. In der That giebt es, wie wir bald er= fahren werden, in der jetigen Lebewelt noch eine folche Urt der Fortpflanzung. Die im folgenden zu beantwortende Frage würde nun die fein: Wie entstand aus ei= ner Form der ungefchlechtlichen Fortpflan= zung die erste Andeutung einer geschlecht= lichen Differenzirung, und weshalb trat dies ein?

Um diese Frage beantworten zu können, mussen wir und zunächst die ungeschlechtliche Fortpflanzung etwas näher ansehen. Wir unterscheiden am einfachsten drei Formen derselben, die Teilung, Knospung und Sporenbildung. Bon der Parthenogenesis sehen wir hier völlig ab, da dieselbe ohne allen Zweisel kein ursprüngliches Berhältnis ist, sondern vielmehr ein abgeleitetes, sekundäres. Die primitivste Art der ungeschlechtlichen Fortpflanzung ist die Teilung; aus dieser ist nach einer Richtung hin die Knospung, nach einer andern Richtung die Sporenbildung herpvorgegangen.

Die Bermehrung burch Teilung ist dadurch charakterisirt, daß das betreffende Individuum als foldes durch den Prozeß der Teilung felbst zu Grunde geht, indem es in eine Anzahl völlig gleichwertiger Stude zerfällt, die jedes mit der Fähigkeit begabt sind, durch Wachstum das ur= sprüngliche Individuum zu regeneriren. Bei der Knospung wächst ein beschränkter Teil des Organismus stärker als alle an= dern, erhebt sich dadurch von der Ober= fläche des Mutterorganismus, entwickelt sich zu einem diesem ähnlichen Wesen und kann eventuell erst frei werden, wenn schon die Organisationshöhe der Mutter erreicht ist. Bei der Sporenbildung lösen sich einzelne Zellen aus dem gemeinsamen Zellen= verband des vielzelligen Organismus los, ohne daß sie irgendwie schon die Draanisation der Mutter erkennen ließen. Diese einzelnen Zellen, die Sporen, entwickeln sich durch Wachstum, gefolgt von Zellen= vermehrung und Differenzirung, zu einem neuen Individuum.

Die Beziehungen dieser drei Arten der ungeschlechtlichen Bermehrung zu einander lassen sich in präziser Weise so ausdrücken:

I. Bei der Teilung sind die Teilpro=

dufte gleichwertig und gleichalterig, koordinirt. Sin Verhältnis von Mutter und Kind existirt nicht.

II. Bei der Knospung und Sporenbildung besteht das Verhältnis von Mutter und Kind. Spore und Knospe sind mit dem Mutterorganismus nicht gleichwertig und gleichalterig, sie sind demselben subordinirt.

1) Die Knospe wird erst in einem weit vorgeschrittenen Stadium der Ent-wicklung selbständig.

2) Die Spore ist als solche selbständig. Die geschlechtliche Fortpflanzung ift aus der Sporenbildung entstanden. Bei einer einfachen Fabenalge wollen wir uns ben Borgang etwas näher ansehen. Gin folder Algenfaden besteht aus einer gro-Ben Angabl in einer Reihe hinter einander gelegener Zellen von bekannter Beschaffen= beit. Bur Zeit ber Fortpflanzung teilt fich ber Inhalt einer Zelle in mehrere Stücke. Bald darauf platt die Zellwandung an einer Stelle auf, und die fleinen Tochter= zellen gelangen in das umgebende Waffer. Sier schwimmen fie mit Silfe von zwei langen, lebhaft schwingenden Gilien eine Beit lang frei als fogenannte Schwärm= fporen umber. Später kommen fie gur Ruhe, finken zu Boden, feten fich mit dem die Cilien tragenden Rörperende an irgend einen Wegenstand an, wachsen schnell und bilden durch wiederholte Zweiteilungen eine neue Alge.

Eine andere Fadenalge, die von Dode l= Bort genau untersuchte Ulothrix zonata*) führt uns die erste Andeutung einer geschlechtlichen Differenzirung vor Augen. Zunächst pflanzt sich Ulothrix in der eben geschilderten Weise auf ungeschlechtlichem Wege durch Schwärmsporen

fort. Der Inhalt einer Zelle zerfällt durch boppelte Zweiteilung in vier Zellen. Diefe vier Tochterzellen verlaffen, mit Gilien versehen, als Schwärmsporen die Mutter= zelle, schwimmen eine Zeit lang frei im Waffer umber, feten fich fest und bilden eine neue Alge.") So ift die Fortpflanzung dieser Algen im Winter. Im Frühjahr und Sommer hingegen zerfällt ber Inhalt einer Zelle in eine große Angabl von Studen, die dann natürlich auch fleiner find, als die vorhin genannten Schwärmsporen. Aber aus jeder biefer fleinen Schwärmsporen entwickelt sich nicht direkt wieder eine neue Pflanze, vielmehr fann man unter dem Mifroffop beobachten, bak zwei folder fleiner Sporen aufeinan= der zueilen, sich mit dem die Cilien tragen= den Ende ihres Körpers aneinanderlegen und nach und nach vollständig fich vereinigen. Aus dem Berschmelzungsprodukt biefer beiden fleinen Schwärmer geht erft wieder eine neue Generation hervor.**)

Wenn nun aber einmal eine diefer Schwärmsporen aus irgend einem Grunde nicht mit einer andern zur Kopulation fommt, was wird dann aus derfelben? Sie fest fich nach einiger Zeit fest und beginnt - zu keimen. Aber die fo ent= stehenden jungen Reimpflanzen find fo fdwach, daß sie meistens fehr frühzeitig gu Grunde geben. In feltenen Fällen fönnen fie fich indes auch normal ent= wideln. Aus diefen Beobachtungen an Ulothrix lernen wir im wefentlichen fol= gendes: Außer der ungeschlechtlichen Fort= pflanzung durch große Schwärmsporen findet sich auch geschlechtliche durch Ropulation zweier fleiner Schwärmsporen. All-

^{*)} Bergl. Rosmos, Bb. I, S. 219 ff.

^{*)} A. a. D., S. 221, Fig. 1.

^{**)} A. a. D., S. 226, Fig. 2.

ein es ist nicht absolut notwendig, daß dieselben mit einander kopuliren, um eine neue Pflanze zu erzeugen, wohl aber ist es besser, wenn sie es thun, denn unterlassen sie es, so ist Gefahr vorhanden, daß die neue Pflanze zu Grunde geht, ehe sie Nachkommen hat hinterlassen können.

Einen Schritt weiter führen uns die Afgen aus der Familie der Konjugaten. Hier findet nicht mehr Vermehrung durch ungeschlechtliche Schwärmsporen statt, sondern zwei ganze Zellen konjugiren. Zwei Zellen benachbarter Fäden legen sich aneinander, die Wandungen der Zellen brechen an dieser Stelle auf, so daß zwischen den Zellen eine freie Kommunikation besteht. Dann wandert der Inhalt der einen Zelle in die andere über, die Protoplasmamassen verschmelzen mit einander; das Produkt ist eine Keimspore, welche nach einiger Zeit der Ruhe einer neuen Pflanze das Leben giebt.

Zwischen den beiden betrachteten fo= pulirenden Elementen, sowohl bei Ulothrix als in dem letten Falle, ift fein morpho= logischer Unterschied wahrzunehmen; wir fönnen morphologisch nicht entscheiden. welches Element männlich, welches weib= Lich ist. Physiologisch ließe sich das allen= falls feststellen; man würde dann diejenige Belle, deren Inhalt in die andere über= geht, männlich, die zweite weiblich nennen. Indessen wir finden auch schon bei Algen einen morphologischen Unterschied zwischen ben Geschlechtselementen, fo bei Vaucheria. Diese Alge ftellt einen schlauchförmigen Körper bar, ber nur aus einer einzigen, langen Belle besteht. Bur Beit der Fort= pflanzung bilden fich befondere Brutzellen. Un einzelnen Stellen des Schlauches nämlich entstehen seitliche Vorsprünge, welche sich durch eine Scheidewand von der Matter= zelle trennen. Das gesammte Protoplasma des einen dieser Behälter wird zum weib= lichen Geschlechtselement, zum Gi. Das Protoplasma eines benachbarten Behäl= ters zerfällt in zahlreiche fehr kleine, je mit zwei Cilien verfebene Stude, mann= liche Geschlechtselemente ober Sperma= zellen. Wenn die Geschlechtselemente reif sind, öffnen sich die Brutzellen an ihrer Spite, die Spermazellen treten hervor und gelangen in die weibliche Zelle. Sie dringen in das Innere des Cies ein und das Protoplasma beider verschmilzt mit einander. Das Produkt ist eine Reimspore. welche nach einiger Zeit der Rube ein neues Individuum erzeugt.

Mit diesen Beispielen können wir es genug sein lassen. Zusammengefaßt, ergiebt sich folgende Entwicklungsreihe:

- 1) Ungeschlechtliche Vermehrung durch Schwärmsporen.
- 2) Ungeschlechtliche Vermehrung durch große Schwärmsporen und geschlechtliche Vermehrung durch kopulirende, kleine Schwärmsporen. Die Kopulation ist nicht absolut notwendig.
- 3) Geschlechtliche Vermehrung durch Konjugation. Die konjugirenden Elemente sind morphologisch nicht verschieden.
- 4) Geschlechtliche Vermehrung durch morphologisch differente Elemente, Spermazelle und Eizelle.

Welche ursächlichen Elemente find thätig gewesen, um diese vier Modisitationen der Fortpflanzung auseinander entstehenzu lassen? Diese nun präzise gestellte Frage wollen wir zu beantworten suchen, und zu diesem Iwecke betreten wir vorläusig ein scheinbarweitentlegenes Gebiet, um uns hier mit den nötigen Werkzeugen auszurüsten.

Eine der schönsten, weil schwierigsten,

aber auch am genauesten burchgeführten Arbeiten von Charles Darwin ift für mich unstreitig das Buch "Über die Wirfungen der Kreuz= und Selbstbefruchtung im Uflanzenreich". Da wir die Saupt= ergebnisse dieser sehr bedeutsamen Arbeit Darwins als Grundlage für unfere Außeinandersetzung notwendig gebrauchen. so muffen wir uns mit denfelben furg be= fannt machen. Zunächst ist aber zu be= merken, daß sich die Darwinschen Versuche nur auf böhere Blumenpflanzen beziehen. Unter Selbstbefruchtung verstehen wir die Befruchtung einer Blüte mit eigenem Blütenstaub. Unter Fremdbefruchtung ober Rreuzbefruchtung verstehen wir die Befruchtung einer Blüte mit Pollen einer andern Blüte (derfelben Art natürlich), fei es derfelben Pflanze, fei es einer an= bern Pflanze.

Das Hauptergebnis ber gesammten Versuche ift nach Darwin ber Sat: "Kreuzung ift im allgemeinen vorteilhaft und Selbstbefruchtung schädlich." Ginige andere für uns wichtige Sate find die folgenden: 1) Pflanzen, welche viele Ge= nerationen hindurch durch Selbstbefruch= tung fortgepflangt sind, werden durch Rreugung mit einem frifden Stod frafti= ger und fruchtbarer. 2) "Werden Pflanzen derselben Art viele Generationen hindurch unter möglichft gleichen Lebensbedingungen erhalten und von Generation zu Genera= tion burch Selbstbefruchtung fortgepflangt. fo gewährt eine darauf folgende Kreuzuna zwischen denselben wenig oder gar keinen Borteil." *) 3) Pflanzen, welche viele Ge= nerationen hindurch sich nur durch Selbst= befruchtung fortgepflanzt haben, erleiden durch fernere Selbstbefruchtung vielleicht

feine erhebliche Abnahme der Fruchtbarkeit und Kräftigkeit mehr.

Weshalb ist Kreuzung im allgemeinen vorteilhaft, Selbstbefruchtung schädlich? Mit positiver Gewißheit läßt sich diese Frage zwar nicht beantworten, wohl aber mit großer Wahrscheinlichkeit. Bei ber Selbstbefruchtung stammen die beiden Beschlechtselemente aus einer Blüte; sie find also denfelben Lebensbedingungen ausgesetzt gewesen. Bei der Fremdbefruch= tung hingegen sind die Geschlechtselemente verschiedenen Blüten angehörig; sie haben alfo unter dem Einfluß verschiedener Lebens= umstände gestanden. Demnach ist auch die physiologische Differenz zwischen den Elementen der letteren Art unftreitig eine grö-Bere, als die zwischen den Elementen ersterer Art. Darwin felbft fagt: "Die Borteile einer Kreuzung sind nicht Folge irgend einer musteriösen Kraft bei ber bloßen Ber= einigung zweier verschiedener Individuen, sondern davon, daß derartige Individuen während der früheren Generationen ver= schiedenen Bedingungen ausgesett worden find, oder daß sie in einer gewöhnlich spontan genannten Art und Weise so va= riirt haben, daß in beiden Fällen ihre fexuellen Elemente in einem gewiffen Grade differenzirt worden sind." Damit eine vorteilhafte Einwirfung der Geschlechts= elemente auf einander statthabe, ift es notwendig, daß ein gewiffer Grad von Berschiedenheit zwischen denselben bestehe. Diese Differenz hat sowohl nach unten wie nach oben ihre Grenzen; werden diefe überschritten, so findet entweder gar keine Einwirkung oder eine geradezu schädliche statt. Je größer aber zwischen biefen bei= den Extremen die physiologische Differenz der Geschlechtselemente ift, um so vorteil-

^{*)} Kosmos, Bd. I, S. 62.

hafter können sie auf einander einwirken, um so günstigere Resultate liesert daher auch die Kreuzung. Je weniger groß die Differenz ist, um so weniger stark ist die gegenseitige Einwirkung, um so schädlicher ist Selbstbefruchtung.

Alle die unendlich mannigfachen, oft kaum wahrnehmbaren Differenzen in den Geschlechtselementen, die wir selbstver= ständig an den Elementen selbst nicht er= kennen können, sondern nur an den aus ihrer Bereinigung fich ergebenden Folgen, find, soviel wir wiffen, wefentlich bedingt durch die Berschiedenartigkeit der Lebens= umstände, welche auf dieselben eingewirft haben. Worin aber diese feinen Differen= gen felbst bestehen und wie fie sich im Gin= zelnen herausgebildet haben, das ift uns zur Zeit noch völlig rätselhaft und wird und auch schwerlich so bald bekannt wer= den. Aber wenn wir auch die Urfachen ber Differenzen in den Geschlechtselemen= ten nicht kennen, so kennen wir doch ibre Wirkungen und diese dürfen wir dann ja wohl ungescheut zu weiteren Schlußfolgerungen benuten.

Wenden wir also die von Darwin bei höheren Pflanzen gewonnenen Resultate auf unsere Frage nach der ersten Entsstehung der geschlechtlichen Differenzirung an. She dies mit Erfolg geschehen kann, bedarf es einer kleinen Erläutezung, auf deren Anerkennung viel Gewicht zu legen ist. Die Selbstbefruchtung hat eine fortwährende Regeneration dessselben Individuums zur Folge. Das neue Individuum kann man also gewissermaßen als einen Teil des alten ansehen. Die Selbstbefruchtung ist demnach (bei Überstragung auf die ungeschlechtlichen Algen) der Fortpflanzung durch einzelne Schwärms

sporen zu vergleichen. Bei der Fremdbefruchtung dagegen entsteht das neue Institudum aus der Bereinigung von Teislen zweier verschiedener Individuen. Die Fremdbefruchtung würde also der Kopuslation, zweier Schwärmsporen verschiedener Algenfäden entsprechen, während die Bereinigung zweier Schwärmsporen eines Fadens ebenfalls als Selbstbefruchtung aufgefaßt werden müßte.

Ursprünglich, d. h. wenn wir nur so weitzurückgreifen, bestand also ungeschlecht= liche Fortpflanzung durch Schwärmsporen. alfo beständige Regeneration desselben In= bividuums, entsprechend der Selbstbefruch= tung. Da diese Art der Fortpflanzung schon viele Generationen hindurch thätig gewesen war, so hatte sie nach einem der oben angeführten Sätze feinen direkten Rachteil mehr. Rehmen wir nun an, daß gelegentlich zwei folder Schwärmsporen aufeinander stießen und sich vereinigten. Daß sie aufeinander stießen, ift bei der großen Zahl durcheinander wirbelnder Schwärmsporen selbstverständlich, daß sie gelegentlich mit einander verschmolzen find, ist ebenfalls keine gewagte Annahme. Die Sporen haben ja keine besondere feste Sulle, sondern nur eine etwas konsistentere Ober= flächenschicht, und esgiebt ja auch amöboide Schwärmer, z. B. bei den Schleimpilzen.

Werden Pflanzen derselben Art viele Generationen hindurch denselben Lebensbedingungen ausgesetzt und von Generation zu Generation durch Selbstbefruchtung fortgepflanzt, so gewährt eine darauf folgende Kreuzung zwischen denselben wenig oder gar keinen Borteil. Wenn daher demselben Individuum (Algensaden) entstammende Schwärmsporen mit einander kopulirten, so würde das nur von ganz untergeordneter Bedeutung sein; die aus dieser Kopulation hervorgehenden Nachstommen würden sich gar nicht oder doch nur höchst unbedeutend von den auf unsgeschlechtlichem Wege erzeugten unterscheiben. Diese Art der Fortpslanzung bot demnach der natürlichen Auslese keinen genügenden Angriffspunkt.

Gang anders aber wurde die Sache, wenn zwei Schwärmsporen mit einander fopulirten, welche ihren Ursprung in verichiedenen Individuen hatten. Pflanzen, welche viele Generationen hindurch fortwährend durch Selbstbefruchtung sich fort= gevilanzt haben, werden durch Kreuzung mit einem frischen Stod fräftiger und fruchtbarer. Bei ber eben angenommenen Ropulation fand nun aber eine folche Rreuzung ftatt; die aus derfelben fich ent= wickelnden Nachkommen waren also fräf= tiger und fruchtbarer als ihre ungeschlecht= lich entstandenen Genossen; sie werden also, wenn sie mit den letteren in Kon= furreng treten, benfelben überlegen fein. Hat sich aber einmal die Ropulation von Schwärmsboren verschiedener Individuen als vorteilhaftere Fortpflanzungsart er= wiesen, so wird fie auch sehr bald durch natürliche Zuchtwahl fixirt werden. aber diese neue Forthflanzungsart zur Er= haltung der Spezies nicht absolut notwen= dig war, so konnte sie die ältere auch nicht gänzlich verdrängen, fondern beide blieben unter Umständen neben einander besteben. Einen solchen Fall haben wir in Ulothrix zonata.

Auf die angedeutete Weise können wir uns, wie ich meine, die Entstehung der geschlechtlichen Fortpflanzung überhaupt mit Benutzung allgemeiner, an höheren, geschlechtlich differenzirten Pflanzen exschlosfener Säte in gang ungezwungener Beife verständlich machen. Gleich beim erften Aufdämmern seben wir aber icon einige Begleiterscheinungen der fexuellen Diffe= renzirung auftreten, welche einer besonde= ren Erflärung bedürfen. Wir erinnern uns, daß die kopulirenden Schwärmsporen von Ulothrix kleiner find als die nicht topulirenden. Wie ift diese Erscheinung zu verstehen? Man darf wohl unbedenklich annehmen, daß die Fortpflanzungs= elemente eines Organismus eine gewisse, für jede Art oder jedes Individuum aber gang bestimmte Größe haben muffen. bei verschiedener qualitativer Beschaffenheit. Diefe Größe darf bei fich gleichbleiben= ber Qualität. d. h. bei benfelben physiologischen Eigenschaften ber Substanz nach unten nicht überschritten werden; nach oben braucht sie nicht überschritten zu wer= ben. Nehmen wir einmal an, die nicht kopulirenden großen Schwärmer hätten für Ulothrix gerade das richtige Maß. Wä= ren dann die kopulirenden Schwärmer ebenso groß, so wurde durch die Robulation die Masse der Sporen verdoppelt werden; auf der anderen Seite aber ware die Sälfte des Zeugungsmaterials unnüt verschwendet worden. Wenn allerdings auch die aus Ropulation entstehenden Pflanzen ftarter waren, wie die ungeschlechtlich erzeugten, so ist doch anderer= feits zu bedenken, daß fie nur halb fo zahlreich find wie die letteren, und ob die aus der Kopulation resultirenden Vorteile so bedeutend sind, daß fie die Sälfte der Individuen überflüssig machen, möchte nicht fo leicht zu fagen fein. Überdies treten diese Vorteile ja auch nur ein, wenn die Schwärmer verschiedener Individuen kopulirten. War dies nicht der

Fall, so war die Ropulation in diesem Falle sicherlich ein Nachteil, eben weil sie die Hälfte der Schwärmer unnüt vernichtete.

Bang anders aber stellen sich die Chancen, wenn wir annehmen, daß sich der Inhalt einer Belle, statt in vier, etwa in acht Stude teilte. Ropulirten diese Schwärmsporen, so war unter übrigens gleichen Bedingungen die Anzahl der ent= stehenden Pflanzen dieselbe wie bei der ungeschlechtlichen Fortpflanzung, und diese Pflanzen genoffen außerdem noch die bedeutsamen Borteile der Kreuzung. Diejenigen Bflanzen, welche kleinere und in Folge beffen zahlreichere Schwärmsporen erzeugten, hatten also bei sich gleich blei= benden Zahlenverhältniffen, bei richtiger Ropulation, die fräftigsten und fruchtbar= sten Nachkommen; sie waren also ihren Ronfurrenten im Rampfe ums Dafein entschieden überlegen. Natürliche Zuchtwahl wird demgemäß diese Abanderungen fixiren und weiterbilden. Bon diefem Gesichtspunkte aus wird es leicht verständ= lich, weshalb die kopulirenden Schwärm= sporen fleiner sind und fleiner sein musfen, wie die nicht kopulirenden. Gelbftverständlich hat die Kleinheit der kopuli= renden Schwärmer eine bestimmte untere Grenze. Das Produkt zweier kopulirender Schwärmer darf fleiner fein, als ein ein= zelner nicht kopulirender Schwärmer; benn wir feben, daß fogar unter Umständen ein einzelner fleiner, gewöhnlich fopulirender Schwärmer ungeschlechtlich eine, wenn auch meistens nicht normale, Pflanze hervor= bringen fann. Allerdings find die fo er= zeugten Bflanzen meistens febr schwach und entwickeln fich nur in Ausnahmefäl= len normal, so daß wir doch auch wieder erkennen, daß die Größe eines fleinen

Schwärmers überschritten werden muß, wenn die Art den Kampf ums Dasein er= folgreich durchfechten foll. Natürliche Zuchtwahl bestimmte also mit eiserner Notwendigkeit die untere und obere Grenze der Größe der fopulirenden Elemente. Diejenigen Organismen, welche zu fleine Schwärmsporen erzeugten, gingen gu Grunde, da diese zu kleinen Elemente die Fortpflanzung nicht beforgen konnten. Die= jenigen Organismen, welche übermäßig große Schwärmsporen produzirten, fonn= ten entsprechend viel weniger Nachkommen hinterlaffen, also hatten sie im Rampfe ums Dasein mit einem zwar gleich ftarfen, aber dabei weit zahlreicheren Feinde zu thun und mußten daher im Laufe der Beit gleichfalls unterliegen.

Wenn so die geschlechtliche Fortpflanzung entstanden war und wenn sich heraus= gestellt hatte, daß sie bedeutende Borteile vor der ungeschlechtlichen voraus hatte, weshalb ist nicht die lettere bei denjenigen Organismen, welche wie Ulothrix schon geschlechtlich differenzirt sind, geschwunden? Ich brauche nur an einen der oben genannten Darwinschen Säte zu erinnern, und das Problem ist gelöst. Diefer Sat lautet: "Pflanzen, welche viele Generationen hindurch durch Selbstbefruchtung sich fortgepflanzt haben, erleiden durch fernere Selbstbefruchtung wahrscheinlich feine erhebliche Abnahme ihrer Fruchtbar= feit mehr." Da also die weitere Fort= pflanzung auf ungeschlechtlichem Wege nicht gerade schädlich war, so konnte sie auch nur ganz allmählich verdrängt iver= den. Übrigens möchte ich hier noch ein anderes Moment geltend machen. Ulothrix findet geschlechtliche Vermehrung durch kleine kopulirende Schwärmer im

Frühling und Sommer, ungeschlechtliche Bermehrung durch große, nicht fopuli= rende Schwärmsporen im Winter ftatt. Im Winter mag vielleicht die Energie der Lebensprozesse nicht so groß fein, daß die Teilung des Inhaltes einer Zelle zur Bil= bung fleiner gablreicher Schwärmer führt, während das im Sommer leicht der Fall ift. Fände nun aber mit den großen, we= niger gablreichen Schwärmsporen auch im Winter Robulation statt, so würde ersicht= licher Weise die Bahl der entstehenden Individuen bedeutend vermindert fein gegenüber der Vermehrung im Sommer oder bei nicht stattfindender Ropulation. Chen weil die Ropulation großer Schwär= mer feine merklichen Vorteile, wohl aber große Rachteile im Gefolge bat, ift fie durch natürliche Zuchtwahl nicht figirt wor= den, und so sehen wir Ulothrix im Winter fich ungeschlechtlich fortpflanzen. Die trot= dem noch etwa entstehenden Nachteile werden dann im Frühling durch eintretende Kreuzung leicht beseitigt oder gar über= fompenfirt.

Wir wenden uns nun zu der schwierigen Frage, ob die ersten geschlechtlich differenzirten Organismen hermabbrodi= ten oder Gonochoristen waren, d. h. ob ursprünglich die beiden fopulirenden Ele= mente von einem Individuum oder von getrennten produzirt worden find. fanntlich nehmen die Zoolvaen fast aans allgemein das erstere an, während man auf botanischer Seite fast ebenso allgemein der zweiten Anficht huldigt. Seben wir einmal zu, ob wir nicht auch hier viel= leicht auf Grund der von Darwin erveri= mentell gefundenen Sate über die Wirfungen der Kreuz= und Selbstbefruchtung bestimmte Anhaltspunkte gewinnen können!

Gang ursprünglich können selbstverftand= lich die ersten geschlechtlich differenzirten Organismen sowohl Hermaphroditen als auch Gonochoriften gewesen sein; benn es ist gar fein triftiger Grund vorhanden, anzunehmen, daß nur Ropulation zwischen Schwärmsporen stattfand, welche demsel= ben Individuum entstammten, oder nur zwischen solchen, welche in verschiedenen Individuen entstanden waren. Man könnte höchstens auf den Gedanken kommen, daß die aus getrennten Individuen herrühren= den Schwärmsporen wegen ihrer größeren physiologischen Differenz ein bedeutendere Anziehungsfraft auf einander ausgeübt hätten und infolge deffen leichter zur Ro= pulation gekommen wären wie die Schwär= mer eines Individuums. Allein diefe fast psychischen Verhältnisse dürfen hier doch wohl nicht fo ohne weiteres geltend ge= macht werden, da sie zu dunkel sind; und mit einer solchen Anziehungskraft hat es auch feine eigene, nämlich zunächst unverständliche Bewandtnis. Wir wollen da= ber diefen Bunkt gang fallen laffen und lieber annehmen, daß fowohl einem Individuum als auch mehreren entstammende Schwärmsporen mit einander kopulirten. Was dann aber die unausbleibliche Folge fein mußte, wissen wir schon, so daß wir uns furz faffen dürfen. Gine Ropulation von Schwärmern beffelben Individuums hatte kaum Vorteile vor der gewöhnlichen unacidlechtlichen Fortpflanzung voraus. Wenn dagegen mit der Kopulation eine Rreuzung getrennter Individuen verbun= den war, so war das allerdings von gro-Ber Bedeutung, denn die Nachkommen wurden fräftiger und fruchtbarer. Die erste Art der Ropulation, ohne Kreuzung getrennter Individuen, hatte feine Bor= teile, stand also auch nicht unter dem förbernden Einfluß der Naturauslese, während die zweite Art der Kopulation, mit Kreuzung getrennter Individuen, diesem Einfluß in hohem Maße ausgesetzt war. Demgemäß erlangte sie über erstere sehr bald das Übergewicht und konnte sie sast wöllig verdrängen, so daß sie gewissermasken, wie auch Fritz Müller meint, nur noch als Notbehelf geblieben ist.

Endlich wollen wir und noch die Entstehung der bedeutenden morphologischen Unterschiede zwischen Ei und Spermazelle klar zu machen suchen. Die drei wichtig= sten dieser Unterschiede sind im allgemei= nen folgende: die Eizellen find bedeutend größer, aber weniger zahlreich als die Spermazellen und nicht beweglich. Die Spermazellen find fehr viel kleiner, aber weit zahlreicher als die Eizellen und frei beweglich. Da zur Zeit des ersten Auf= tretens der geschlechtlichen Differenzirung beide Sexualelemente frei beweglich waren, fo muß die Eizelle ihre freie Beweglichkeit später aufgegeben haben, und dies ist dann das urfächliche Moment für das Bustandekommen der beiden anderen Un= terschiede gewefen. Gine bochst einfache Betrachtung macht das fofort flar. Wenn die Cizelle fich nicht mehr bewegte, fo mußten die Spermazellen dieselbe gewiffermaßen aufsuchen. Bei dieser Gelegenheit wird aber eine noch weit größere Anzahl von Spermazellen (früheren Schwärmsporen) ihr Ziel nicht erreichen, als früher, wo auch die Eizellen (ebenfalls Schwärmsporen) frei im Waffer sich herumtummelten. Demgemäß hatten diejenigen Individuen, welche die meisten Spermazellen erzeugten, die meisten Chancen für eine Rreuzung mit einem anderen Individuum auf ihrer Seite. Dieses Kleinerwerden der Spermazellen im Zusammenhange mit ihrem Zunehmen an Zahl konnte bis zu einem beträchtlichen Grade weitergehen, wie wir das ja in der That sehen.

Wollte ich nun meinen Gegenstand in der einmal begonnenen Weise zu Ende führen, d. h. wollte ich zu zeigen versuchen, wie alle die mannigfachen Arten der ge= schlechtlichen Fortpflanzung aus der ersten primitiven Art entstanden sind, so dürfte ich nicht mehr allgemein verfahren, sondern mußte Tierreich und Pflanzenreich geson= bert vornehmen. Ich hätte dann zu erklä= ren, wie der Monozismus, Diözismus und Triözismus, der Dimorphismus und Trimorphismus, ferner die Proterandrie und Proterogynie u. f. w. sich allmählich her= ausbildeten. In der Pflanzenwelt, na= mentlich in der höheren Blumenwelt, ift diese Aufgabe eine verhältnismäßig leichte. Dank den ausgezeichneten Arbeiten von Ch. Darwin, Frit und Hermann Mül= ler und Anderen sind wir mit den wunderbaren Wechfelbeziehungen zwischen Blu= men und Insekten ziemlich genau befannt geworden, und eben von diesem Gesichtspunkte aus laffen sich mit Zugrunde= legung ber Darwinschen Sätze von ben Wirkungen der Rreuz= und Selbstbefruch= tung die genannten Fragen in befriedigen= der Weise lösen. Ich verweise dieserhalb namentlich auf die neueren Arbeiten S. Müllers im "Kosmos". Im Tierreich bürften diese Berhältnisse schwieriger fein, boch glaube ich, daß auch hier vor allen Dingen die Darwinschen Sätze in den Bordergrund gestellt werden müßten. Da= von vielleicht später einmal.

Ch. und Fr. Darwins Beobachtungen über das Bewegungsvermögen der Pflanzen.*)

Von

Dr. Bermann Muffer.

n seiner vor 15 Jahren zum erstenmal erschienenen Arbeit über Kletterpslanzen**) machte uns Ch. Darwin mit bem merkwürdigen Berhalten der Ranken und windenden Stengel

bieser Pflanzen bekannt, die, so lange sie jung und im Wachstum begriffen sind, sich nach einander nach allen Bunkten der Winderose hindiegen und so gleichsam tastend rings um sich herum suchen, die sie irgendewo eine Stütze sinden, die sie dann sest umfassen, um den schwanken Stengel ohne Bergeudung von Zeit und Kraft sicher zum Lichte emporzuheben. Schon in den Schlußebemerkungen jener Arbeit sprach Darwin die bestimmte Ansicht aus, daß die Kletterspslanzen nur eine im Pslanzenreiche weit verbreitete Bewegungsfähigkeit, in Anspassung an einen besondern Lebensdienst,

weiter entwickelt und vervollkommnet haben, und fügte die denkwürdige, damals den meisten Botanisern wohl etwas gewagt erscheinende Bemerkung hinzu: "Es ist oft in unbestimmter Allgemeinheit behauptet worden, daß sich die Pflanzen vor den Tieren durch den Mangel des Bewegungsvermögens unterscheiden. Man sollte vielmehr sagen, daß sie dieses Bermögen nur dann erlangen und ausüben, wenn es von irgend welchem Borteil für sie ist; das sindet aber verhältnismäßig selten statt, da sie an den Boden geheftet sind und die Nahrung durch Wind und Negen zugeführt erhalten."

Eine folde allgemeine Bewegungssfähigkeit der Pflanzen, wie sie damals nur als logische Konsequenz von einer klaren Gefammtauffassung der organischen Natur aus gefolgert und mit der bedeutenden

^{*)} The power of movement in plants. By Charles Darwin, assisted by Francis Darwin. With illustrations, London, John Murray, 1880, X, 592 p. 8.

^{**)} The movements and habits of climb-

ing plants. Journ. of the Linn. Soc., Botany. Vol. IX. Nr. 33, 34. London, 1865. — In der deutschen Ausgabe von Ch. Darwins gesammelten Werken findet sich dasselbe Bd. IX, Erste Hälfte.

Einschränkung bes Darwinschen Schluß= fates als Axiom hingestellt werden konnte, liegt nun heute, Dank dem oben genann= ten Werke, als festbegründete Thatsache vor uns, und zwar in so ausnahmsloser Allgemeingiltigkeit, wie sie Darwin, nach dem Wortlaut der foeben gitirten Sähe zu schließen, ursprünglich wohl selbst nicht geahnt hat. Alle darauf untersuchten höheren Pflanzen (die Untersuchungen erftreden sich bis zu ben Gefäßfryptogamen abwärts) befigen in ihren Wurzeln, Reimblättern, hypokotylen und epikotylen Sten= geln, in ihren Blättern und Zweigen, fur; in allen ihren Teilen, die noch jung und im Wachstum begriffen sind, jene bei den Kletterpflanzen nur in ungewöhnlich hohem Grade gesteigerte Fähigkeit, sich nach ein= ander nach allen Richtungen ringsum bin= gubiegen, die Fähigkeit der Birkum= nutation. Sie zirkumnutiren, fobald und folange es die Umftände geftatten, und die mannigfachsten, ganz verschiedenen Lebens= biensten angepaßten Bewegungen, die man bei verschiedenen Pflanzen beobachtet und als getrennte Erscheinungen zu erforschen versucht hat, zeigen sich mit der ursprüng= lichen und allgemeinen Grunderscheinung der Zirkumnutation durch die feinsten Zwischenstufen so untrennbar verbunden, daß fie als aus derfelben hervorgegangen betrachtet werden müssen und als durch Naturauslese zur Ausprägung gelangt er= flärt werden können. Das gilt von den umhertastenden Bewegungen der Kletter= pflanzen, von der bestimmten Stellung, die viele Blätter beim Eintritt der Nacht einnehmen (nyktitropische Bewegungen Darwins), von der Stellung vieler Pflanzenteile zum Lichte hin (Heliotropis= mus) ober vom Lichte weg (Apheliotropis= mus Darwins), ober senkrecht gegen bie Richtung der Lichtstrahlen (Diaheliotro= pismus Darwins), von der Stellung anderer Bflanzenteile nach dem Mittel= punkte der Erde hin (Geotropismus), oder von demselben hinweg (Apogeotropismus Darwins), ober fenkrecht zur Richtung ber Schwerkraft (Diageotropismus Dar= wins); es gilt aber auch außerdem von manchen anderen, zum Teile von Darwin im vorliegenden Werke zum erstenmale nachgewiesenen Bewegungen.

Die ursprüngliche und allgemein ver= breitete Erscheinung des beständigen Birkumnutirens ist nun allerdings niemals auch nur annähernd fo in die Augen fallend, wie sie sich uns, kolossal gesteigert, bei den Kletterpflanzen darstellt, aber der unerreichte Scharffinn Darwins im Ausfinnen entscheidender physiologischer Experimente hat auch die Schwierigkeit, selbst kleinste oder durch andere Bewegungen verdeckte Nutationen zur Anschauung zu bringen, zu bemeistern gewußt, und seine ebenso uner= reichte Ausbauer im geduldigen Durchfüh= ren entscheidender Versuche hat die That= fache der Zirkumnutation der verschiedensten wachsenden Pflanzenteile in so umfassender Weise festgestellt, daß an ihrer Allgemein= heit kaum gezweifelt werden kann.

Die am häufigsten von den beiden Dartvin angewandte Methode, Zirkum= nutationen von kleinem Betrage deutlich sichtbar zu machen, besteht barin, bem zu beobachtenden Pflanzenteile einen haar= bünnen Glasfaden von 1/4 bis 3/4 Zoll Länge mittelst steifer, rasch erhärtender Schellacklöfung als Zeiger anzuheften, an das Ende desfelben ein winziges schwarzes Siegellackfnöpfchen zu fitten, unter ober hinter dasselbe ein mit einem schwarzen

Aleck bezeichnetes Papierstücken an einem in die Erde getriebenen Stabe gu befesti= gen und sodann Knöpfchen und Fleck durch eine Glasplatte hindurch zu visiren, die, je nachdem fich ber Verlauf ber Bewegung auf die eine oder andere Weise besser er= fennen läßt, senfrecht vor ober wagerecht über ber Pflanze aufgestellt ift. Derjenige Bunkt der Glasplatte, der mit Knöpfchen und Fleck in gerader Linie liegt, also beim Bisiren sich bedt, wird dann bei jeder Beobachtung auf der Außenfläche der Glas= platte mit einem fein zugespitten Stifte bezeichnet, der in diche Tuschelösung ge= taucht ift. In gewiffen zeitlichen Zwischen= räumen folgen nun die einzelnen Beobach= tungen und in entsprechenden räumlichen Abständen die Tuschepunkte der Glasplatte auf einander. Werden bann die letteren in ihrer natürlichen Reihenfolge durch gerade Linien mit einander verbunden und die Richtung der Bewegung durch kleine Pfeile angedeutet, so ergiebt sich eine un= unterbrochene Figur, die zwar die that= fächlich frummlinige Bewegung winkelig und in mehr ober weniger schiefer Unsicht, bald stärker, bald schwächer vergrößert, darstellt, aber doch auf die wirkliche Be= wegung des zirkumnutirenden Teils einen sichern Rückschluß gestattet. Gine febr brauchbare Abänderung dieser Methode bestand darin, an die beiden Enden bes Glasfadens zwei winzige Dreiecke von dünnem Papier zu befestigen und in ber eben beschriebenen Weise gum Bifiren durch die Glasplatte und zum Auftragen von Tuschepunkten auf dieselbe zu benuten.

Weit über hundert der auf die eine oder andere Beise auf den Glasplatten erhaltenen winkeligen Figuren sind in dem vorliegenden Werke wiedergegeben und verschaffen uns nicht nur in unmittelbar= ster und übersichtlichster Beise ein anschauliches Bild von der Art der beobach= teten Bewegungen, sondern find auch bin= reichend zahlreich und mannigfaltig, um bei genauer Durchficht von der Allgemein= beit ber girkumnutirenden Bewegung einen überwältigenden Eindruck zu hinterlaffen. Trotdem bilden fie von der Gesammtzahl ber mit äußerster Sorgfalt und Umsicht durchgeführten Beobachtungen nur eine beschränkte Auswahl. Die zirkumnutiren= den Bewegungen der Keimpflanzen allein find 3. B. in fo umfaffender Beife feft= gestellt, daß die beobachteten Arten sich auf 21 Familien und 16 Ordnungen der Dikotylen, 4 Familien der Monokotylen, 2 Kamilien der Symnospermen und 2 Ka= milien der Gefäßtryptogamen verteilen. Bier muffen wir uns, ber Knappheit bes Raumes wegen, auf eine Hervorhebung der wichtigsten allgemeinen Ergebnisse beschränken und können nur hier und da ein= mal auf eines der ebenso eleganten als durchschlagenden Experimente einen flüch= tigen Blick werfen.

Sobald die Wurzel aus der Samenshülle hervortritt, biegt fie sich unmittelbar durch Geotropismus abwärts und sucht in den Boden einzudringen. Gleichzeitig zirkunnutirt sie aber von Anfang an und fährt zu zirkunnutiren fort, wahrscheinlich so lange ihr Wachstum dauert. Man kann dies mit Silse des Glassadenzeigers sehen, wenn man den keimenden Samen in seuchster Luft so befestigt, daß die Wurzel senkerecht nach oben gerichtet und dadurch der Wirkung des Geotropismus zunächst rein zirkunnutirende Bewegungen ein, die aber alsbald durch die Wirkung des Geotropisse

mus mehr und mehr abwärts gerichtet und auseinandergezogen werden, so daß man auf der senkrechten Glasplatte abwärts gehende Zickzacklinien erhält. Läßt man die Burzelngrößerer Samen, wie z. B. die der Noßkastanie oder Busstohne, in seuchtem Naume an einer geneigt gestellten, berußeten Glasplatte hinabwachsen, so zeichnet die Burzelspiße selbst auf derselben eine geschlängelte, abwechselnd stärfer und schlängelte, abwechselnd stärfer und schwächer aufgedrückte, auch wohl stellenweise sich ganz abhebende und dadurch unterbrochene Linie, und giebt so von ihrer Nutationsbewegung eine unmittelsbare Anschauung.

Wenn die abwärts wachsende Wurzel bei ihrem Wachstum in den Boden ein= bringen und nicht den Samen heben foll, fo muß letterer einen gewissen Salt haben, und dieser wird ihm in der Regel durch überliegende Erde, Blätter und bgl., ober durch die zuerst entwickelten Wurzelhaare, die den sie berührenden Bodenteilen sich dicht ankitten, gewährt. Es mag zweifel= haft sein, ob die Wurzel, wenn sie diesen Salt gefunden hat, ichon durch ihre girfum= nutirende Bewegung im Eindringen in den Boden unterstütt wird; ohne Zweifel aber ist ihr diese Bewegung dadurch von höch= ster Wichtigkeit, daß sie durch dieselbe in offene Spalten, in die Gänge von Larven oder Regenwürmern, überhaupt längs einer Linie geringsten Widerstandes hinab= geführt wird.

Um in den Boden selbst einzudringen, genügt weder Zirkumnutation noch Geostropismus. Denn selbst eine so große Keimlingswurzel, wie die der Buffbohne (Vicia Fada), vermag, nach Sachs, durch ihre vom Geotropismus bewirkte Umbiegung aus wagerechter in senkrechte Lage

nur ein Gewicht von 1g zu heben. Eine vielmal größere Kraft auf den umgeben= den Boden üben die Wurzeln durch ihr Längen= und · Dickenwachstum aus, und nur durch diese sind sie im stande, in den Boden einzudringen. Gine eben aus ber Samenhülle hervorgetretene Buffbohnen= wurzel, die man in eine enge, nur 2/10 bis 3/10 Boll tiefe Höhlung eines Holzstückes hineinwachsen läßt, während die Bohne selbst zwischen zwei wagerechten Metall= platten liegt, vermag burch ihr Längen= wachstum in 24 Stunden ein auf die obere Platte gelegtes Gewicht von 1/4 Pfund zu heben. Eine Buffbohnenwurzel, die durch eine eng umschließende Höhle zwi= schen zwei durch Federkraft aneinander= gedrückten Solzstücken hindurchwächst, zwängt dieselben in vier Tagen ebensoweit auseinander, wie ein Gewicht von acht Pfund.

Der wachsende Teil der Burzel wirkt also nicht wie ein Nagel, den man in ein Brett schlägt, sondern wie ein Holzkeil, der sich, während man ihn langsam in einen Spalt treibt, gleichzeitig durch Wasseraufnahme ausdehnt, und ein so wirkender Keil vermag selbst einen Felsblock zu zersprengen.

Nachdem die Wurzel in den Boden eingedrungen ist und den Samen besestigt hat, bricht bei allen denjenigen Disothlen, die ihre Reimblätter über den Boden ersheben, das unter den Reimblättern besindliche Stammstück (das Hyposothl Darwins) in Form eines Bogens durch den Boden und zieht dann, sich streckend, auch die Reimblätter an die Oberstäche. Aus wagerechter oder schräger Lage biegt sich der Bogen durch Apogeotropismus stets in senkrechte Lage auswarts. Sehenso durch

bricht bei benjenigen Dikothlen, beren Reim= blätter unter der Erde bleiben, das über ben Reimblättern befindliche Stammstück (bas Epifotul Darwins) den Boden in Form eines fenkrechten Bogens; und die= selbe senkrechte Bogenform wird auch von ben Stielen der Kotnledonen oder der er= sten Blätter und von anderen Teilen an= genommen, wenn ihnen die Aufgabe, den Boden zu burchbrechen, zufällt. Es muß also ein gang besonderer Borteil mit dieser Form des Hervorbrechens aus dem Boden verbunden sein. Offenbar werden dadurch nicht nur die zarten Endteile, welche über den Boden zu heben find, vor Berletung geschützt, sondern es wird auch durch das gleichzeitige Längenwachstum beider senfrechter Bogenschenkel die den Boden durchbrechende Kraft verdoppelt. Auch alle diese den Boden durchbrechenden Bogen find in beständiger Zirkumnutation beariffen, und diese vermag, wie der Versuch zeigte, wenigstens lofen Boben an ber Dberfläche nach allen Seiten hin etwas auseinanderzuschieben. Sobald ber hupokotyle oder epikotyle Bogen den Boden durchbrochen hat, beginnt er durch gestei= gertes Wachstum seiner Sohlseite sich zu= rückzubiegen und zu strecken, und auch dieser Streckungsvorgang ergiebt sich durch Aufzeichnung der beschriebenen Bahnen als eine bloße Abanderung der Birfum= nutation. Radi dem Hervortauchen aus dem Boden streden sich die Sypototyle oder Epikotyle rasch vollständig gerade, fahren aber beständig fort zu zirkumnuti= ren, indem sie, je nach der Pflanzenart, in fürzeren oder längeren Berioden lang= gezogene oder breitere, unregelmäßig el= liptische Bahnen mit wechselnder Richtung der Hauptachse durchlaufen.

Das Sichemporarbeiten ber Reimpflanze aus dem Boden veranschaulicht Darwin fehr hübsch durch folgendes Gleichnis: "Wir mogen uns einen Mann vorstellen, der an Sänden und Knien nie= bergezogen und gleichzeitig durch eine auf ihn fallende Ladung Beu auf eine Seite geworfen ift. Er würde zuerst versuchen, seinen krummen Rücken aufrecht zu bekom= men, indem er gleichzeitig nach allen Rich= tungen etwas hin und her rückte, um sich ein wenig von dem umgebenden Drucke zu befreien; und dies fann die fombinirten Wirkungen des Apogeotropismus und der Birkumnutation veranschaulichen, wenn ein Samen fo in der Erde liegt, daß das gebogene Hypofotyl oder Epifotyl zuerst in einer wagerechten ober geneigten Cbene hervorbricht. Der Mann würde dann, in= dem er sich noch hin und her drehte, sei= nen gebogenen Rücken, so hoch er könnte, erheben; und dies kann das Wachstum und die fortgesetzte Zirkumnutation eines gebogenen Hypokotyls oder Epikotyls veranschaulichen, bevor es die Oberfläche des Bodens erreicht hat. Sobald der Mann fich gang frei fühlte, würde er den obern Teil seines Rörpers aufrichten, während er noch auf den Knien läge und sich noch hin und her böge, und dies mag das Zu= rückbiegen des Bafalschenkels des Bogens und das darauffolgende Sichstrecken des aanzen Sppokotolis oder Epikotolis unter noch fortaesetter Zirkumnutation veran= fdauliden."

Auch die Keimblätter sind in beständiger Zirkumnutation begriffen. Ihre Bewegung erfolgt zwar bei den Dikothlen in der Negel nahezu in einer senkrechten Ebene, und zwar meist in der Art, daß sie des Vormittags etwas sinken, des Nach-

mittags oder Abends etwas steigen, in wechselndem Betrag, bis zu vollständiger Schlafbewegung, d. h. bis zu einem Auf= steigen in fast senkrechte Lage oder wenig= ftens bis über 600. Aber mit dem Auf= und Niedersteigen ist immer zugleich eine Bewegung nach rechts und links verbun= den, so daß eine schmalere oder breitere, unregelmäßig länglich runde Bahn beschrieben wird: und von dem einfachsten Falle einmaligen täglichen Auf= und Nic= dersteigens finden sich mannigfache Ab= stufungen bis zu den Nutationsbewegun= gen der Keimblätter von Ipomoea, die in 16 Stunden fast 13mal auf= und nieder= steigen.

Nur bei Keimblättern, die mit Blatt= fiffen versehen find, wie 3. B. bei Oxalis-Arten, dauert die Zirkummutation mehrere Wochen lang fort, während sie bei blatt= fissenlosen Reimblättern niemals auch nur eine einzige Woche lang andauert. Im übrigen zeigt sich zwischen ber Birkum= nutation der mit Blattfissen versehenen und der blattfiffenlosen Reimblätter fein wesentlicher Unterschied; und das ist begreiflich, da in allen Fällen die Birfum= nutation durch eine ringsum abwechselnde Turgeszenz der Bellen bedingt erscheint. Rur ift bei den blattfiffenlosen Reimblät= tern diese Turgeszenz von Wachstum begleitet, in den Blattfiffen nicht. Die Blattfissen bestehen vielmehr aus zahlreichen fleinen, blaffen, dlorophyllofen Bellen, die, auf früher Wachstumsstufe gurudgeblieben, die Fähigkeit zum Weiterwach= sen verloren, die Fähigkeit andauernd abwechselnder Turgeszenz und Wieder= erschlaffung aber behalten haben. Das gilt ebensowohl von den Blattfissen der Blätter wie von denen der Kotyledonen.

Hiermit sind zwar die Nutationserscheinungen der Keimpflanze überblickt; ihre merkwürdigste Eigenschaft aber, die in der wunderbaren, erst von Darwin entdeckten Empfindlichkeit ihrer Wurzelspitze liegt, bleibt noch zu betrachten übrig.

Werden nämlich die letten 1-11/2 mm der Burgel, die das kegelförmig zugespitte Ende derfelben bilden, durch andauernde Berührung mit irgend einem Gegenstande oder durch Utung (schwaches Bestreichen mit trockenem Höllenstein) ober durch Wegschneiben eines bunnen Streifens gereizt, fo biegt fich, durch Reizüber= tragung, der unmittelbar darüberlie= gende, 6-7 oder selbst bis 12mm lange Wurzelteil, derfelbe, der in lebhaftem Wachstum begriffen und am starrsten ift, von dem störenden Einfluffe hinweg. Stedt man 3. B. feimende Buffbohnen mit Nadeln an den Korkbeckel eines mit Wasser halbgefüllten Gefäßes derart fest, daß die Wurzel senkrecht nach unten gerichtet ist, und fittet an eine Seite ihrer fegel= förmigen Spitze ein winziges Stückhen Sandpapier, Kartenblatt oder fehr dün= nes Glas, so krümmt sich das Wurzelende aufwärts, in der Richtung vom berühren= den Gegenstande weg, bisweilen fo weit, daß die Spite einen halben oder selbst ganzen Umlauf macht oder fogar eine Spirale bildet. Schließlich aber gewöhnt sich die Wurzelspitze an den Reiz und das Wurzelende wird dann durch Geotropis= mus wieder senkrecht abwärts gezogen. Volle Gesundheit der Keimpflanze und Innehalten der ihr zusagenden Tempera= tur sind wesentliche Bedingungen für das Welingen dieses Versuchs. Diese Empfind= lichkeit der Wurzelspitze gegen andauernde Berührung geht so weit, daß sie fogar

zwischen bünnerem und dickerem Papier zu unterscheiden vermag. Wird an die fegelförmige Spitze der Buffbohnenwurzel auf der einen Seite sein Stückhen Sandpapier, an der entgegengesetzten ein gleich großes Stückhen sehr dünnes Papier angesittet, so biegt sie sich von dem Sandpapier weg. Man begreift, wie sehr diese Feinfühligkeit ihrer Spitze der Burzel behilflich sein muß, längs einer Linie geringsten Widerstandes im Boden abwärts zu dringen.

Der unmittelbar über der Spite be= findliche Wurzelteil ift merkwürdigerweise in bezug auf Berührung entgegengefett reizbar, als die Burzelfpite felbst. Wird er andauernd berührt, so biegt er sich nach dem berührenden Gegenstande hin, und zwar in plöglicher Umbiegung, im Gegen= fat zu dem allmählichen Bogen, in bem er sich durch Reizübertragung von dem die Burgelfpige berührenden Gegenftande wegbiegt. Sobald daher ein Bürzelchen, bas burd einen Stein ober ein anderes Hindernis von seiner abwärts gerichteten Bahn abgelenkt worden ist, die Rante des Sindernisses erreicht hat, wächst es, um die Kante sich plötlich umbiegend, wieder fentrecht nach unten und wird natürlich durch den Geotropismus in dieser Wieder= aufnahme feines ursprünglichen Laufes unterftützt. Auch die verschiedene Feuchtig= feit des Bodens ist auf die Richtung der Burgel von bestimmendem Einfluß, und awar ift es, wie Darwin nachweift, wieberum die Burgelfpite, in der die Empfindlichkeit gegen Luftfeuchtigkeit ihren Sit hat, und erft bon der Spite aus wird ein Bewegung bewirkender Reig auf das darüberliegende Burgelende übertragen. Während aber von mechanischen Reizmitteln das Wurzelende fich wegbiegt, biegt es nach feuchterer Luft fich bin.

Das Vorwärtsbringen der Wurzel im Boden wird also burch außerordentlich mannigfaltige und hochdifferenzirte Einwirkungen geregelt - burch den Geotropismus, der die primären Wurzeln fenfrecht nach unten, die fekundaren (als Diageotropismus) wagerecht nach ben Seiten treibt, während die tertiären sich frei nach allen Seiten ausbreiten, fo daß der Boden möglichst vollständig ausgebeutet wird - durch Empfindlichkeit gegen Berührung, die der Art nach verschieden ift in der Spite und in dem Wurzelteil unmittelbar über der Spite -, endlich durch Empfindlichkeit gegen verschiedene Reuchtigkeit in verschiedenen Teilen bes Bodens. Da die Richtung, welche die Wurzelspite nimmt, schließlich ben gangen Lauf der Wurzel bestimmt, so ist es vor allem von entscheidender Wichtigkeit, daß die Wurzelspite von Anfang an die vorteilhafteste Richtung einschlägt, und man begreift, warum die Empfindlichkeit gegen Geotropismus (wie später gezeigt wird), gegen Berührung und gegen Feuchtigkeit ber Luft alle in der Wurzelspite ihren Sit haben, und warum die Burgelfpite ben darüber liegenden wachsenden Teil bestimmt, sich entweder von der Reiz er= regenden Ursache weg oder nach derselben bin zu frümmen.

"Ein Würzelchen läßt sich einem wihlenden Tiere, wie dem Maulwurf, vergleichen, das senkrecht abwärts in den Boden einzudringen wünscht. Indem es beständig seinen Kopf hin und her bewegt oder zirkumnutirt, wird es jeden Stein, jedes Hindernis, jede Berschiedenheit in der Härte des Bodens fühlen und sich von dieser Seite wegtwenden; wenn der Boden an der einen Seite feuchter ist als an der anderen, wird es sich dahin als nach einem bessern Jagdgebiet wenden. Trotzem wird es nach jeder Unterbrechung, durch das Gefühl der Schwere geleitet, im stande sein, seine Nichtung nach unten wieder aufzunehmen und in größere Tiefe zu wühlen."

Nachdem wir uns überzeugt haben, daß alle Sypototyle und Epitotyle, ebenfo wie alle Reimblätter, so lange sie jung find, beständig zirkumnutiren, wird es uns faum in Berwunderung verfeten, wenn alle beim weiteren Aufbau der Pflanze neu hinzutretenden Stengel- und Blattgebilde fich ebenso verhalten. Wir übergeben daber hier, wo wir uns auf furze Andeutung der hervorstechenosten Ergebniffe beschränken muffen, den für Stengel, Ausläufer, Blütenftiele und Blätter älterer Pflanzen in umfassender Weise beigebrachten Nachweis diefer allgemeinen Thatfache und heben aus demfelben als besonders bemerkenswert nur Folgendes bervor:

Bei Ausläufern ist die seitliche Bewegung der Zirkumnutationen nicht selten viel beträchtlicher als gewöhnlich, und man sieht leicht ein, daß sie dadurch befähigt werden, zwischen Stämmen und sonstigen Hindernissen, benen sie auf ihrem Wege begegnen, sich hindurchzuwinden und sich vom Mutterstocke aus nach allen Seiten zu verbreiten, wogegen sie ohne ihre ausgiedige Zirkumnutation Gesahr laufen würden, überall anzustoßen und sich umbiegen zu müssen.

Bei Dionaea museipula geht die zir= fumnutirende Bewegung des Blattes, wie

bie Betrachtung unter bem Mifrosfop mit Ofular-Mifrometer ergiebt, Tag und Nacht unter höchst merkwürdigen Oszillationen vor sich, die aus einem plöglichen Ruck vorwärts und einer langsamen Bewegung rückwärts zusammengesett sind und biseweilen durch kürzere oder längere Rucheperioden unterbrochen werden. Dieselbe Oszillationsbewegung wurde auch bei der Zirkumnutation des Hyposotyls von Brassica oleracea und bei mehreren Gräsern bevbachtet, so daß sie weiter verbreitet zu sein scheint.

Außer bei gahlreichen Phanerogamen der verschiedensten Familien und einigen Gefäßfryptogamen wurde die Zirfumnutation bes Laubes von den beiden Darwin auch bei einem Lebermoos (Lunularia vulgaris) fonstatirt. Außerdem sind aber auch bei niedersten Algen (Oscillaria) Birkumnutations-Bewegungen bekannt. läßt sich daher wohl mit ziemlicher Sicher= heit annehmen, daß die wachsenden Teile aller Pflanzen girfumnutiren. Birfum= nutation ift daher ficher nicht erft zu einem besonderen Lebensdienste erworben, sonbern scheint vielmehr auf noch unbekannte Weife aus der Art des Wachstums der vegetabilischen Zellen und Gewebe zu folgern. Aus der gemeinsamen Grundlage der Zirkumnutation haben fich aber in gabl= reichen Fällen besonders differenzirte Bewegungen bervorgebildet, die beftimmte Lebensdienste leiften.

Die einfachste Abänderung der Zirfumnutation bieten die Aletterpflanzen dar; denn bei ihnen hat sich, unabhängig von äußeren Einslüssen, nur die Weite der Zirfumnutation gesteigert, wahrscheinlich dadurch, daß in beträchtlicher Länge des sich bewegenden Organs das von Turgeszenz eingeleitet und der Reihe nach an allen Seiten wirkende Wachstum etwas stärker geworden ift.

Auch das Abwärtsbiegen gewisser Blätter und anderer Pflanzenteile durch überwiegendes Längenwachstum der Oberseite (Spinastie de Bries') und ihr Aufswärtsbiegen durch überwiegendes Längenwachstum der Unterseite (Hyponastie de Bries') sind, wie aus den aufgezeichneten Bahnen deutlich erhellt, nur Abänderungen der immer im Gange befindlichen Zirkumputation.

Andere modifizirte Zirkummutations= bewegungen find in hohem Grade von äußeren Einflüffen abhängig; for die nun zu betrachtenden nuftitropen Bewegungen von Licht und Dunkelheit. Bei ben Roth= ledonen und Blättern zahlreicher Pflanzen hat sich nämlich das gewöhnliche, täglich einmalige Sinken und Steigen zu einer ausgeprägten fogenannten Schlafbewegung gesteigert, die diesen Teilen eine Stellung giebt, durch welche sie vor zu starker Ab= fühlung ihrer oberen Flächen durch nächt= liche Ausstrahlung geschützt werden. Daß dies in der That der Borteil der soge= nannten Schlafbewegungen ift, zeigt sich unzweideutig in der Thatsache, daß Blät= ter, die man des Nachts gewaltsam in wagerecht ausgebreiteter Lage hält, be= deutend mehr durch Ausstrahlung leiden, als folde, die ihre nächtliche Stellung einnebmen.

Die Schlafbewegungen der Kothledonen, die zugleich dem Knöspchen Schutz zu gewähren scheinen, sind, oft wenigstens, ganz unabhängig von denen der Blätter erworben worden und bisweilen sogar ganz anderer Art als diese. Bei jungen

Bflänzchen von Oxalis Valdiviana mit erst zwei bis drei wohlentwickelten Blättern ist es z. B. ein merkwürdiges Schauspiel, bei Nacht jedes Blättchen einwärts gefaltet und senkrecht herabhängen zu sehen, wäherend gleichzeitig an derselben Bflanze die Kotyledonen senkrecht auswärts stehen.

Bei den Blättern find die nuktitropen Bewegungen sehr mannigfaltig und bis= weilen, namentlich bei breigähligen und gefiederten Blättern, ziemlich komplizirt, indem sich die Stiele der Blätter, die Blättchen und die Blattflächen selbst an der Bewegung beteiligen und indem Auf= ivärts= und Abivärtsbewegungen der Blätt= den. Drehung berfelben um ihre Adfe (fo daß ihre Unterseite nach außen zu liegen fommt) und Einfaltungen sich in der verschiedensten Weise kombiniren und oft fo= gar bei ben Blättchen deffelben Blattes wesentlich verschieden oder selbst entgegen= gesett find. Bei Cassia 3. B. biegen sich die bei Tage wagerecht ausgebreiteten Blättchen des Nachts nicht nur senkrecht abivärts, wobei sich das Endpaar beträcht= lich nach rückwärts richtet, sondern drehen fich auch um ihre Achsen, so daß ihre un= teren Flächen nach außen zu liegen kom= men. Bei Arachis dagegen bilden alle vier Blättchen zusammen des Nachts ein einziges senkrechtes Packet, welches her= gestellt wird, indem die beiden vorderen Blättchen sich aufwärts, die beiden hinteren sich vorwärts bewegen und außerdem alle sich um ihre Achsen drehen. Selbst Arten derfelben Gattung nehmen nicht fel= ten gang verschiedene Rachtstellungen an; bei einigen Lupinus=Arten z. B. bewegen sich die Blättchen abwärts, bei anderen aufwärts, bei Lupinus luteus die an der einen Seite des einen wagerechten Stern

bildenden Blattes abwärts, die an der anderen aufwärts, während die dazwischen liegenden sich so um ihre Achsen drehen, daß nun alle zusammen einen senkrechten Stern bilben.

Diese Verschiedenheit der Bewegung bei Blättchen desselben Blattes, die in gleicher Weise dem Lichte ausgesetzt ge= wesen sind, beweist gewiß schlagend, daß das Licht nicht, wie man bisber meist an= nahm, die unmittelbare Ursache der Bewegung sein fann, daß diese vielmehr durch innere, auf Unpassung beruhende Urfachen bedingt sein muß. Der Wechsel des Lichtes und der Dunkelheit macht blos ben Blättern bemerflich, daß jest ber Zeit= punkt zu einer bestimmten Bewegung für fie gekommen ift. Die Beriodizität ihrer Bewegungen ift indes in gewiffem, für verschiedene Arten verschiedenem Grade er= erbt; denn bei den meisten Pflanzen neh= men die Blätter in der Morgenzeit ihre Tagesstellung auch bei Ausschluß des Lichtes an, und bei manchen Uflanzen fett fich die normale Bewegungsart in der Dunkelheit wenigstens einen ganzen Tag hindurch fort.

Daß die nyktitropen Bewegungen von Pflanzen der verschiedensten Familien und Gattungen und bisweilen, wie z. B. bei Lupinus, sogar von verschiedenen Arten derselben Gattung unabhängig von einander erworben sind, läßt sich leicht erklären aus der allen Pflanzen gemeinsamen Birkunnutationsbewegung, die für irgend welche vorteilhafte Entwicklung und Absänderung überall bereit steht. Und in der That ist nicht nur das einsachste täglich einmalige Sinken und Hehen vieler Blätter mit der einsachsten Form nyktitroper Bewegung, die in senkrechtem Ausrichten des

Abends und Wiederherabsinken des Morgens besteht, durch alle Zwischenstufen verbunden; sondern auch für die fompli= zirtesten nuftitropen Bewegungen, bei de= nen Sebungen und Senfungen mit Rotationen fombinirt sind, lassen sich in den Zirkummutationsbewegungen nichtschlafen= der Blätter die Ausgangspunfte und An= fänge deutlich nachweisen. Blätter, die täglich nicht eine, sondern zwei, drei oder mehr Zirkumnutationen ausführen, sind offenbar dadurch zu nyktitropen Bewegungen übergegangen, daß sich des Abends die eine, des Morgens die andere Seite einer beschriebenen Ellipse bedeutend ver= längert hat.

Bie zahlreiche Pflanzen durch die nyftitropischen Bewegungen ihre Blätter gegen nächtliche Ausstrahlung schützen, so nehmen einige bei zu spärlicher Bodenseichtigkeit oder bei direktem Sonnenslicht — ebenfalls durch eine Abänderung der Zirkunnutation — eine ähnliche Stelslung der Blätter gegen die Lichtstrahlen an und beschränken dadurch die Berdunsstung (Paraheliotropismus Darwins).

Ob auch die Bewegungen der Blumenblätter, durch welche viele Blumen des Nachts und bei faltem Winde oder Regen sich schließen, modisizirte Zirkumnutationsbewegungen sind, wie man von vornherein vermuten muß, ist noch nicht festgestellt. Wohl aber geht aus den mitgeteilten Beobachtungen und Abbildungen der heliotropischen, ap'-, dia- und paraheliotropischen Bewegungen unzweideutig hervor, daß sie nur Abänderungen der gewöhnlichen Zirtumnutation sind, und durch alsmähliche Berminderung des Lichtes lassen sich bie heliotropischen Bewegungen Schritt sür Schritt wieder in gewöhnliche Zirkumnutationsbewegungen verwandeln. Auch ist unschwer zu erkennen, welcher Vorteil diese Abanderungen bedingt hat. Wer nur die an einem Wallabhange wachsen= ben Pflanzen ins Auge faßt, dem kann es kaum entgeben, daß die Pflanzen sich so stellen, daß ihre Blätter gut beleuchtet und zur Zersetzung von Kohlenfäure befähigt werden. Den scheibenartigen Reim= blättern mancher Gräfer dagegen, die noch nicht grün sind, dient ihr hochgradiger Heliotropismus als Führer, um aus dem unter der Erde begrabenen Samen durch Klüfte des Bodens und durch überliegende Massen von Pflanzenteilen hindurch sich zu Licht und Luft emporzuarbeiten; Apo= geotropismus allein würde fie blindlings aufwärts führen gegen irgend welches darüberliegende Hindernis.

Auch der mangelnde Heliotropismus vieler Uflanzen erklärt sich einfach aus ihrer Lebenstveise. Drosera rotundifolia und Dionaea g. B. zeigen feine Spur von Heliotropismus, weil fie als Insektenfres= fer nicht vorzugsweise von Kohlenfäure leben, und es weit wichtiger für fie ift, ihre Blätter in der für das Fangen von Infekten günstigsten Stellung als völlig dem Lichte ausgesetzt zu halten. Auch Ranken und windende Stengel von Rlet= terpflanzen wenden sich nicht dem Lichte zu, weil fie fich dadurch von ihren Stüten entfernen würden. Dagegen find einige Ranken (3. B. bie von Smilax aspera) und Kletterwurzeln (3. B. die des Ephen) aphe= liotropisch geworden, weil fie dadurch leich= ter ihre Stütze finden. Daß die Stamm= eltern der Kletterpflanzen heliotropisch waren, läßt fich nicht blos daraus schlie= Ben, daß sie den verschiedensten Familien angehören, die sonst heliotropische Stengel besitzen, sondern es sind auch die jungen Stämmchen bei Epheu, Ipomoea und wahrscheinlich bei allen windenden Pflanzen, bevor sie zu winden beginnen, noch jest heliotropisch.

Söchst bemerkenswerte Gigentümlich= keiten bietet vor allem der Heliotropismus der Reimpflanzen dar. In manchen Fäl= len erreicht die Lichtempfindlichkeit derfel= ben einen erstaunlichen Grad von Teinheit. Reimpflanzen von Phalaris canariensis 3. B. neigen sich noch, langsam aber febr deutlich, dem Lichte zu, wenn in einem völlig dunkeln Raume 12 oder selbst 20 Fuß von ihnen entfernt, eine fehr kleine Lampe aufgestellt wird. Bei diefer Beleuchtung konnten die Augen des Beobach= ters weder die Reimpflanzen felbst, noch einen runden Tuschfleck von 2,29 mm auf weißem Papier, noch ben Schatten eines aufgerichteten Stabes auf weißem Lavier wahrnehmen. Die Reimblätter berselben Phalaris biegen sich nach zer= streutem Tageslichte bin, bas durch einen nur 0,1 mm breiten und 0,4 mm langen Spalt zu ihnen gelangt. Die Genauig= feit, mit der sie sich nach einer Lichtquelle auch von kleinstem Umfange hinbiegen, springt in überraschender Weise in die Augen, wenn man vor die Mitte eines mehrere Kuß langen, schmalen Raftens mit Reimpflanzen von Phalaris in einem dunkeln Raume eine Lampe mit kleinem zylindri= schen Dochte aufstellt und, nachdem sich alle Reimblätter rechtwinkelig umgebogen haben, dicht über benfelben und mit ihnen aleichlaufend einen Faden ausspannt; diefer schneidet fast ausnahmslos den nun aus= gelöschten kleinen ablindrischen Docht und craicht höchstens eine Abweichung von 1 bis 2 Grad.

Werden Töpfe mit Keimpflanzen der Phalaris in einem bunkeln Raume 2, 4, 8, 12, 16, 20 Fuß weit von einer fehr flei= nen Lampe entfernt aufgestellt, so daß also die Lichtmengen, die sie empfangen, im Verhältnis von 1, 1/4, 1/16, 1/32, 1/64, 1/100 abnehmen, fo frümmen sich zwar im ganzen die enfernteren weniger zum Lichte hin, als die näheren, aber durchaus nicht im Verhältnis zur empfangenen Licht= menge; vielmehr ift zwischen den Reim= pflanzen zweier aufeinander folgenden Blumentöpfe ein Unterschied oft nicht er= fennbar. Cbenfo bemerkenstwert ift die Thatsache, daß die Krümmung der Reim= blätter von dem Grade, bis zu welchem fie vorher beleuchtet worden find, beein= flußt wird, und daß der ihre Krümmung verursachende Lichteinfluß noch kurze Zeit (1/4 — 1/9 Stunde) nach dem Erlöschen des Lichtes fortdauert. Alle diese Thatsachen beweisen, daß das Licht hier in ähnlicher Weise wie auf das Nervensustem eines Tieres als Reizmittel wirft, feineswegs aber in direkter Beife auf die Zellen ober Bellwände, die durch ihre Zusammenzie= hung oder Ausdehnung die Krümmung verursachen. Noch überraschender wird diese Ahnlichkeit durch die Übertragung ber Lichtwirkung von einem Teile auf ei= nen anderen. Bei den Keimblättern von Phalaris wenigstens ift nur der obere Teil lichtempfindlich und erst von ihm aus wird ber untere zur heliotropischen Krümmung veranlaßt. Wird vom oberen Teile bes Reimblattes das Licht ausgeschlossen, so frümmt sich auch der untere nicht, selbst wenn er volle feitliche Beleuchtung em= pfängt. Läßt man auf den oberen Teil von einer Seite ber nur durch einen win= zigen Spalt etwas Licht fallen, während

ber untere von einer anderen Seite ber voll beleuchtet wird, fo frümmt fich ber lettere tropdem mit nach der Lichtseite des ersteren. Selbst wenn man den beleuchte= ten oberen Teil mechanisch verhindert, sich selbst zu frümmen, so überträgt er doch den frümmungbewirkenden Lichteinfluß auf den unteren. Ähnliches wurde am Keim= blatte des Hafers und an den Hypokoty= len mehrerer zweikeimblättrigen Pflanzen festgestellt. Es läßt sich daher vermuten. daß Lichtempfindlichkeit des oberen Teils und Übertragung einer Lichtwirkung von ihm aus auf den unteren Teil bei Keim= vflanzen allgemein ist, und man beareift leicht, daß sie ihnen in ähnlicher Weise behülflich sein muß, den fürzesten Weg von dem in der Erde begrabenen Samen zum Lichte zu finden, wie einem niederen Tiere die Augen am vorderen Ende feines Leibes.

Daß dem Lichte zugebogene Keimpflanzen sich im Dunkeln wieder gerade richten, wird lediglich durch Apogeotropismus bewirkt, wie folgender Versuch bewiest. Legt man, nachdem sich die Keimpflänzchen nach der seitlichen Lichtquelle hin rechtwinklig umgebogen haben, den Blumentopf, in dem sie sich besinden, im Dunkeln auf eine Seite, so daß die Keimpflänzchen senkrecht nach oben gerichtet und dadurch dem Einflusse des Apogeotropismus entzogen sind, so zirkumnutiren sie einfach, ohne aus ihrer heliotropischen Stellung in gleichförmiger Weise abgelenkt zu werden.

Wenn man die Wirkung des Apogeo= tropismus auf irgend welche Weise bedeu= tend abschwächt, z. B. dadurch, daß man die von ihr betroffenen Pflanzenteile nur ein wenig von der senkrechten Lage ab= weichen läßt, so daß Apogeotropismus nur unter fehr spitem Winkel auf fie einwir= fen fann, oder dadurch, daß man ältere oder fonst schwach avogeotropische Pflan= zenteile auswählt, so kann man deutlich verfolgen, wie der Apogeotropismus zu= nächst nur die überall gegenwärtige gir= fummutirende Beivegung in der der Schiver= fraft entgegengesetten Richtung steigert. Te energischer dann der Apogeotropismus wirft, um so mehr schwinden die anfangs befdriebenen Ellipfen und Schleifen und werden in erst stärker, dann schwächer zickzackförmige und schließlich in gerade Linien Auch die gerad= auseinandergezogen. liniae apogeotropische Bewegung giebt sich badurch als bloke Abanderung der Bir= fumnutation zu erkennen.

Weit rascher als in älteren Pflanzen geht die apogeotropische Bewegung in Keimpstanzen vor sich, und hier, wenigstens in den Keimblättern von Phalaris und Avena, schreitet sie stets von der Spitze nach unten fort; die Empsindlichkeit gegen die Schwerkraft, welche die apogeotropische Bewegung bewirkt, hat indes nicht nur im oberen, sondern, wie entscheidende Berssuche gezeigt haben, auch im unteren Teile des Keimblattes ihren Sig.

Anders verhält es sich mit dem Geotropismus der Burzel. Bon dieser ist ausschließlich die Spitze empfindlich gegen die
Schwerfraft, und nur durch Übertragung
eines Einflusses von der Burzelspitze aus
wird der darüberliegende Burzelteil zu
geotropischer Krümmung veranlaßt. Tötet
oder entsernt man die Burzelspitze, ehe
Geotropismus auf sie gewirft hat, so erfolgt keine Krümmung des darüberliegenden Burzelteils, wenn man ihn auch
wagerecht legt, so daß die Schwerfraft,

wenn sie überhaubt empfunden würde. unter rechtem Winkel, also mit voller Rraft wirken müßte. Tötet ober entfernt man dagegen die Wurzelspite einer wage= recht gelegten Wurzel, nachdem sie der Wirfung bes Geotropismus einige Zeit ausgesetzt gewesen ift und Zeit gehabt hat, deffen Einfluß etwas weiter aufwärts zu übertragen, so frümmt sich stundenlang nachher das darüberliegende Wurzelftück felbst dann in der von der Spite aus ihm poracidriebenen Richtung, wenn man es in senfrechte Lage bringt. Erst mit der Wiederherstellung der Spite macht sich der direfte Einfluß des Geotropismus auf diese und seine Übertragung auf das darüberliegende Wurzelstück von neuem aeltend.

Sähen wir etwas Ühnliches im Tierreiche, so würden wir anzunehmen haben,
daß ein Tier, während es sich in liegender Stellung befände, sich entschlösse, in
bestimmter Richtung sich zu erheben, und
daß nach Abschneidung seines Ropfes ein
Impuls fortsühre, sehr langsam längs der
Nerven zu den betreffenden Muskeln weiter zu wandern, so daß nach einigen Stunden das kopflose Tier in der vorher bestimmten Richtung sich erhöbe.

"Wir glauben," so schließt Darwin sein Werk, "daß es bei den Pflanzen keinen in Bezug auf seine Funktionen wunderbareren Bau giebt, als die Wurzelsspie. Wird die Spitze schwach gedrückt oder geätzt oder geschnitten, so überträgt sie einen Einsluß auf den unmittelbar darüber liegenden Teil und veranlaßt ihn, sich von der betroffenen Seite wegzuwenden; und was noch überraschender ist, die Spitze kann zwischen einem etwas härteren und weicheren Gegenstand, von denen

fie gleichzeitig an entgegengesetzten Seiten gedrückt wird, unterscheiden. Wenn jedoch die Wurzel durch einen ähnlichen Gegen= stand etwas oberhalb der Spite gedrückt wird, so überträgt der gedrückte Teil kei= nerlei Einfluß auf entferntere Teile, son= dern biegt sich plötlich nach dem Gegen= stande hin. Nimmt die Spite wahr, daß die Luft an einer Seite feuchter ift, als an der andern, so überträgt sie gleichfalls einen Einfluß auf den oberen angrenzen= den Teil und dieser biegt sich nach der Quelle der Feuchtigkeit hin. Wird die Spite durch Licht gereizt (obgleich bei Wurzeln dies nur an einem einzigen Bei= spiele festgestellt wurde), so frümmt sich der angrenzende Teil vom Lichte weg; wird sie aber von der Schwerkraft ge= reizt, so biegt sich derfelbe Teil nach bem Mittelpunkte ber Schwerkraft hin. In fast jedem Falle können wir den End= zwed oder Borteil der verschiedenen Bewegungen deutlich erkennen. Zwei oder vielleicht mehrere der Reiz erregenden Ur= sachen wirken oft gleichzeitig auf die Spike, und die eine besiegt die andere, ohne Zwei= fel in Übereinstimmung mit ihrer Wichtig= keit für das Leben der Pflanze. Der von ber Wurzel bei ihrem Eindringen in den Boden verfolgte Weg muß von der Spike bestimmt werden; daher hat sie so verschie= dene Arten vom Empfindlichkeit erworben.

Es ist kaum eine Übertreibung, zu sagen, daß die Burzelspiße, in dieser Beise begabt und mit dem Vermögen, die Bewegungen der angrenzenden Teile zu lenken, wie das Gehirn eines niederen Tieres wirkt, das Gehirn, welches im vorderen Ende des Leibes seinen Sit hat, Eindrückt von den Sinnesorganen empfängt und die verschiedenen Bewegungen lenkt."

Unser Bericht ist hiermit an seinem Ende. Bon dem Reichtum des vorliegen= den Werkes an neuen und zum Teil höchst wunderbaren Thatsachen und an neuen lichtbringenden Gedanken haben wir, der Knappheit des Raumes wegen, leider nur sehr unzureichende Andeutungen geben können. Das eine aber dürfte trotbem, wie wir hoffen, dem aufmerksamen Leser klar geworden sein: Umfassende Gruppen bon Erscheinungen, die man bisher, ohne ihren Zusammenhang auch nur zu ahnen. von einander getrennt zu erforschen suchte, find durch das vorliegende Werk auf ihre einheitliche Quelle zurückgeführt; die bis= her übliche Voraussehung einer unmittel= baren Bedingtheit dieser Erscheinungen durch physikalische Wirkung des Lichts und der Schwerkraft ist als unhaltbar nach= gewiesen; für die Erforschung der Bewegungserscheinungen des ganzen Pflan= zenreichs ist ein sicherer Leitstern ge= ivonnen.

Darwinismus und Äfthetik.

Von

J. v. Jeldegg.

s ist zweifellos "gar wenig Wit und viel Behagen" da= bei, wie man gemeiniglich vom "Zeitgeist" redet, denn es fehlt an jenem in dem berühmten Vergleiche zwi= schen Staat und Organis=

mus, und es mangelt nicht an diesem in bem poetischen Glauben an einen Genius der Geschichte; dagegen aber geschieht es mit dem vollen Rechte der Wahrheit, wenn man von einem folden Zeitgeift redet. Gewiffe Erkenntniffe, scheint es da= ber, entkeimen bem nicht immer lauteren Bodenfake der öffentlichen Meinung, weshalb man fie denn auch, wohl oder übel, wenigstens ihrem allgemeinen Ausbrucke nach, mit der großen Majorität der Gefell= schaft gemein hat und also gewissermaßen teilen muß; dieses aber ist nicht wenig zu bedauern, wenn man bedenkt, was schon Schopenhauer erfannte und fo ichon ausdrückte, ingleichen auch ein jeder durch zahlreiche Beispiele aus seinem eigenen Leben zu belegen vermöchte, nämlich, daß die Erkenntnis und der Schmerz eine starke gegenseitige Verwandtschaft aufweisen und daher, wie ich wohl hinzuseten darf, jene, wenn geteilt, gleich diesem nur halb wird.

Inzwischen freilich und zum großen Danke der ernsten Wissenschaft, hat die neueste Geschichtsschreibung sich der Sache ernstlich angenommen und also — mutatis mutandis — den "Zeitgeist" gewisser-

maßen wissenschaftlich beglaubigt. — Das nächste und unmittelbarste Korollarium aber,welches sich aus dieser Anerkemung eines intellektuellen Brinzips in der Geschichte ergiebt, ist das Zugeständnis einer historischen Entwicklung, welche daher dem Leben der Bölker (gleich dem des Individuums) zuzugestehen man sich sogleich genötigt sah.

Und so stimme ich benn vorerst wenig= ftens in der Saubtfache mit unseren Ge= lehrten und Sistorifern überein, wenn ich, worauf ich von allem Anfang an abziele, in der Geschichte gewisse Phafen zu er= fennen glaube, als welche in der histori= schen, wie in einer jeden Entwicklung, schon ihrer phoronomisch=kausalen Natur gemäß, schlechterdings enthalten sein müffen. — Allein ich sehe mich von der modernen Geschichtsforschung sogleich wieder verlaffen, fobald ich mich verfucht fühle, ernft= lich nach dem Grunde diefer Erscheinung zu fragen, und doch ift, wie schon Aristo= teles erkannte, es durchaus nicht einerlei, ob man von einer Sache wiffe und be= weise, daß fie fei, oder aber warum fie fei. Die moderne Geschichtsschreibung indessen, felbst Bu &lenicht ausgenommen, frägt blos nach jenem, also dem Erkenntnisgrund, nicht aber nach diefem, das ift dem Raufalgrund, weshalb ich, bei der Wichtigkeit der Sache für mein Thema, es an ihrer Statt thun werde.

Alfo zunächst: Was ist unter ben Begriffen Zeitgeist, historische Entwicklung 2c. zu benken, welcher Gegenstand, Vorgang,

Zustand, welches Sachverhältnis allgemein entspricht ihnen in der Wirklichkeit des Bölkerlebens? — eine Frage, deren Berechtigung ich mir weder durch das blinde Bertrauen, mit welchem der größte Teil unserer heutigen gebildeten Gesellschaft an der ausgemachten Giltigkeit jener Begriffe hängt, noch aber durch den, vorerst wenigstens mir drobenden, Borwurf, matt und langiveilig, weil gewöhnlich, zu fein, streitig machen lasse, benn mit den Begriffen pflegt es zu fein, wie mit dem Papiergeld: ihr Wert beruht auf getroffener Übereinkunft, weshalb Jemand diese blos ein wenig zu ftoren braucht, um jenen gänzlich zu vernichten.

Die Geschichte, rein äußerlich betrachtet und in ihren Thatsachen sensu communi genommen, weist überdies feines= wegs auf, was man als das eigentliche Rriterium aller und jeder Entwicklung ein für alle Mal aufzufaffen habe: näm= lich einen durchgängigen urfächlichen Zufammenhang; - vielmehr ift fie auf den ersten Blick nichts weiter als das Ergebnis und gleichsam die Resultante einer Unzahl neben einander dahinlaufender, oder fich wechselfeitig durchfreuzender Einzelfchickfale und Beftrebungen, deren einziges Band der blinde Zufall ift, ein gar autokratischer und unzuverlässiger Geselle, noch dazu, wie meift, beeinflußt, auf der einen Seite durch eine große Anzahl ele= mentarer Ereignisse, die sich nun gar vol= lends einer geschichtlichen Gesetmäßigkeit ju entziehen icheinen, auf ber andern Seite durch das in jedes Menschen Bruft unaus= rottbar wurzelnde Gefühl individueller Freiheit. Wo also ist hier "Notwendig= keit", wo der allumfassende "Geist", der in dieses Chaos Ordnung und Geset, Ziel und Zweck, Entwicklung und Fortschritt brächte?

Dazu kommt noch, daß, wenngleich auch alle Wissenschaften das Kausalitätsgesetz als das oberste Prinzip der Erscheinungswelt mit der Zeit anerkannt haben,
gerade die Geschichtswissenschaft selbst
hierbei eine Ausnahme machte und, indem
sie mit den Handlungen der Menschen zu
thun zu haben vorgab, sich der gleichen
Freiheit teilhaftig glaubte, welche das
Individuum, seinem natürlichen Gesühle
folgend und unterstützt durch die Lehren
einer falschen Philosophie, sich unbedenklich
beizulegen jederzeit bereit war.

Also noch einmal deshalb: Wo ist der wohldurchdachte, fünstlich angelegte Plan zu diesem Bangen, wo der geheime, gielbewußte Lenker diefer großen Romödie; in wessen Diensten streben, leiden und sterben diese zahllosen Individuen? aber - vor allem! - in welcher Weise ift je= ner innere Zusammenhang in der Geschichte. welchen ich den historischen Fatalismus nennen möchte, zu denken; wie die Vereini= gung aller jener Taufende von Individual= Eriftenzen, ben Ginzelftimmen einer Sarmonie vergleichbar, in der einen unge= heuern, welterfüllenden Symphonie, Ge= schichte genannt; wie die Zusammensekung der gleichen Anzahl Tausende einzelner Willensbewegungen und Geistesrichtungen zu einer allgemeinen, durchschnittlichen Gefammtbewegung? — und endlich, alles dieses als gegeben und durch die Erfah= rung als de facto bewiesen angenommen, - welches ist das Kriterium dieser Ge= sammtbewegung, welches der gemeinsame Nenner, auf welchen alle jene Bestrebun= gen und Bünfche, Leidenschaften und Sandlungen, Ginsichten und Frrtumer, Tugen=

ben und Laster, kurz jener ganze und große Borrat seelischer Objektivationen zuletzt sich bringen ließe, daß man an ihn, als an den gemeinschaftlichen Faktoraller menschslichen Handlungen anknüpfend, auf jenen "Willen in der Geschichte" zu schließen versmöchte, von dessen Existenz diese ganze Frage nach einer geschichtlichen Entwicklung, und somit auch die Möglichkeit der Geschichte als einer Wissenschaft, überhaupt abhängt?*)

Darauf nun vermag allein die Phi= losophie zu antworten, und sie antwor= tet — mit dem Worte: Empfindung.

Und in der That muffen wir in die= fem Worte ben Schlüffel zur Erklärung aller jener scheinbaren und feltsamen Widersprüche in der Geschichte erblicken, vermöge welcher uns ihr Verlauf als etwas zu= aleich Notwendiges und Freies, Gewolltes und Zufälliges erschienen ift, - mit anderen Worten, wir muffen in der Empfindung jene gemeinsame und lette nachweisbare Wurzel erkennen, von welcher ich bis= her blos ex hypothesi zu sprechen hatte. Denn von der Empfindung in gleicher Weise ausgehend, sind Wille und Vor= stellung ihrem ganzen Inhalte nach durch fie völlig bestimmt, und, da außer Em= pfindung, Wille und Vorstellung im Bewußtsein nichts weiter anzutreffen ist, auch dieses felbst. - Die höchste Steigerung aller unferer Bewußtfeinsregungen, wel= der Art sie auch sein mogen, und also

völlig einerlei, ob sie unsern Willen oder unfern Intellekt betreffen, vollzieht fich deshalb im Gefühle, in der Empfindung, und alle niederen Grade jener Erregungen find es nur insofern, als fie zu einem höheren und höchsten hindrängen und in ibm gleichsam einmunden; dieser höchste aber ist und im Gefühle ge= geben, welches deshalb für alle jene Affektionen gleichsam die Quintessenz ist, nach welcher es überhaupt nichts mehr giebt, das in unserem Bewußtsein irgendwie noch nachweisbar wäre; und barin fpricht fich mit allergrößter Deutlichkeit und unwiderstehlicher Entschieden= heit aus, daß die Empfindung den allerinnersten und eigentlichsten Kern unseres gesammten Bewußtseins und somit auch Lebens ausmacht, bei welchem einmal angelangt, die lette, äußerste Grenze und Schwelle dieses Bewußtseins erreicht ist.

In diesem Sinne ist auch das Gefühl der eigentliche Sitz und Träger der drei Weltideen, also der ethischen, der künstlerisschen und der erkenntnis etheoretischen. Zunächst die Moralität gelangt allererst in Mitleid—also einer Gefühlsthatsache—zum Ausdruck, denn was vorhergeht, sind Erwägungen und Erkenntnisse, also etwas an sich ethisch bedeutungsloses; imgleichen aber auch die ganze große Stala mensche licher Leidenschaften "vom Flüstern der Neigung bis zum Grollen des Wahn-

^{*)} Hier angelangt aber haben wir das selfsame Schauspiel vor uns, daß eine große und
alte Wissenschen, nachdem sie die ihr vor Jahrhunderten schon und für einen abgemessenn Jdeenkreis vorgezeichnete Bahn durchlausen hat, mit einem Male mit den Thatsachen, mit den bessern Einsichten, ja mit sich selbst in Widerspruch gerät; es ist das gleiche Schauspiel, welches uns die Naturwissenschaft bot, als sie, am

Ende des vorigen Jahrhunderts, den ihr innerhalb der biblisch-theistischen Weltanschauung gestatteten Gedankenkreislauf beendet hatte und, überwältigt durch die ursprüngliche Kraft einer neuen, bahnbrechenden Philosophie, sich, gleich Barus, in ihr eigenes Schwert stürzte: denn das ist das Ende aller Theorie, daß sich zuletzt gegen sie selbst seindlich kehrt, womit sie dis dahin alles siegreich bekämpste: die Macht des Gedankens.

finns", hat im Gefühle, diesem inner= ften Rern felbft ber menfchlichen Indivi= dualität, ihren Ursprung. Daß in den Rünften dasjenige, welches man das kon= templative Vermögen nennt und als das Kriterium der wahren Künftlerschaft be= zeichnet, die Empfindung ist, wird mir kein Eingeweihter abstreiten. Aber felbst die philosophische Erkenntnis, wenn fie echt und tief ift, entspringt dem Gefühle, wie schon Schopenhauer erfannte, und worauf imgleichen die innerliche Befriedigung und ethische Läuterung, welche die Befanntschaft mit einer folden Philoso= phie in uns hervorruft, deutlich hinweist, nämlich darauf hin, daß das Gefühl die lette und höchste Inftang ift, über welche binaus es weder Zweifel und Fragen, noch Rätfel und Geheimniffe giebt.

Alle die mannigfaltigen Bewußtseinsbethätigungen also, wie weit entfernt sie auch auf der Obersläche des Bewußtseins auseinanderliegen mögen, sind im tiessten Innersten mit einander verwachsen und Sins, sind alle Gefühl, Empfindung. Diese ist daher der eigentliche "Weltknoten", das "Munder" Schopenhauers, dasselbe, welches dieser Philosoph für das schlechthin unlösdare Rätsel der Welt erstärte, der reale Gegenstand jener in abstracto postulirten Möglichseit einer Verbindung der Welt als Wille mit der Welt als Vorstellung, der nexus realis der mystischen Philosophie.*)

Auf allem diesem zusammengenomme= nen aber beruht zulett die Möglichkeit ei= ner Entwicklung der Menschheit, und also auch die der Geschichte als einer Wissenschaft; denn diese beiden sind abhängig von der Möglichkeit einer Synthesis aller der zahllosen Individualbestrebungen zu einer Gesammtbestrebung, wenn man will, aller Individualentwicklungsprozesse zu einem Gesammtprozesse.

Gleiches mit Gleichem aber wird immer, es möge sich ausheben oder ergänzen, vollenden oder vernichten, im Resultate eine Gesammtheit geben; jenes im Mannigfaltigen Gleiche, im Verschiedenen Gemeinsame ist nun die Empfindung, diese Gesammtheit aber?*)

Die Geschichte der Menschheit also ist die Geschichte der Empfindung, der Entwicklungsgang beider nur ein und derselbe.

Aus dem gleichen Grunde auch ist es möglich, angesichts der Leistungen einer Generation von einem ihnen allen gemeinsam zu grunde liegenden "Zeitgeiste" und dergleichen mehr zu reden, und wären es selbst die entferntesten Wissensgediete, auf die man sich dabei bezöge: denn da alle Einsichten und Absichten zuletzt auf die Empfindung zurückzuführen sind, so wird auch diese ihnen allen eine bestimmte Lokalfärbung, eine gewisse Grundstimmung geben, weshalb sie denn als einer Wurzel entsprossen zu erkennen sein werden, — gleich wie die Früchte eines Stammes, die Blüten eines Baumes.

^{*)} Bergl. damit E. Noires monistische Philosophie, für deren Kenner ich hier ein für allemal bemerke, daß ich mit diesem Philosophen zwar manchen Gedanken gemein, allem keinen einzigen von ihm entlehnt habe.

^{*)} Gleichmie die Lebensläufe der Individuen nichts anderes find als die Entwicklungsgeschichten ihrer Empfindungsvermögen, so ist die Geschichte nichts anderes als das Gesammtresultat jener Lebensläufe, wobei die Bererbungsfähigkeit der Empfindung einerseits und ihre Bilbsamkeit andererseits das Organon ihrer Entwicklung ist; in beiden Fällen aber hat man mit der gleichen Einheit zu rechnen.

Wenn ich mich nun von den bisher gepflogenen Betrachtungen abwende, fo geschieht es, um zu der mir eigentlich ge= ftellten Aufaabe überzugeben, - meiner Aufgabe im engeren Sinne des Wortes: denn auch im bisherigen habe ich ja voll= auf in ihrem Beiste gearbeitet, wenn= gleich freilich dies von einem allgemeine= ren, gewissermaßen höheren Standpunkte aus geschah, als der sein wird, den ich nun einzunehmen gedenke, und welcher allerdinas - sensu strictiori verbi der ihr angemessenere ift. Allein es war mir barum zu thun, gang allgemein ben Nachweis zu führen, nicht nur, daß ein inneres, geiftiges Band fammtliche Dis= giplinen der menschlichen Bernunft mit einander verknüpft, sondern auch, und hauptfächlich, daß sich diefes Band allmählich und im Bilde des Berlaufs ber Sahrhunderte vor unferen Bliden entrollt. Und bazu war jene, wenn man will, ge= fchichtsphilosophische Betrachtung deshalb von Nöten, weil, wie fich gezeigt hat, jener Zusammenhang, als welcher uns in dem einzeln aus der Geschichte heraus= gegriffenen Falle fo lebhaft überrascht, in feiner Genesis völlig an diese gebunden und nur aus ihr zu erklären ift. In die= fem Sinne aber glaube ich einiges zum Berständnis eines fonft - und entgegen aller Scheinbarkeit - ziemlich rätselhaf= ten Phänomens beigetragen, imgleichen auch mir eine goldene Brücke zu dem nun folgenden geschlagen zu haben, welches zu dem vorhergehenden sich dieserhalb wie der spezielle Fall zur allgemeinen Wahr= heit verhalten und also keines eigentlichen Beweises mehr, vielmehr einer blogen Ausführung, bedürfen wird. -- Allein es ware eine Verwegenheit, wollte ich zu= gleich behaupten, mit meinen Untersuchungen über ein so schwieriges Thema etwas auch nur halbwegs Erschöpfendes geleistet zu haben, trot aller verhältnismäßigen Breite der Anlage und gewissenhaften Sorgfalt der Durchführung; vielmehr muß ich mich diesbezüglich damit trösten, wenigstens etwas Neues gesagt und nichts Altes abgeschrieben zu haben, sowie freislich auch mit dem Spruche: Sapienti sat!

Auf der gangen, langen Stufenleiter erkenntnistheoretischer Enuntiationen lie= gen wohl feine derselben so weit von ein= ander ab, als die Wiffenschaft ber Natur von der der Kunst, also: die Natur= geschichte von der Afthetik. Ohne die vorausgeschickten Betrachtungen wäre es daher einigermaßen schwierig, für diese beiden einen "nexus spiritualis" nach= zuweisen, zumal wenn man bedenkt, worauf es bei allem Beweisen ankommt, nämlich, daß mit dem blogen "Wie" der Sache durchaus nicht genügt ift. Ich fnüpfe daher ausdrücklich an das Bor= ausgeschickte an, wenn ich bemerke, daß das der heutigen Naturforschung und der neuesten Afthetik - wir werden sogleich seben, welche Lehre ich damit meine bei aller Verschiedenheit des Stoffes durch= aus Gemeinsame, nämlich ber Drang nach faufaler, monistischer Auffassung, gleich= fam Durchgeistigung ihres Gegenstandes, eben keinestwegs das Resultat einer ober= ften und letten, allererft aus dem fertig aufgebauten Gedankensisteme genommenen Abstraktion, sondern vielmehr das einer ein= zigen Empfindung und gewissermaßen ge= meinsamen Gemütsftimmung ift, von welder ausgehend, diefen beiden Wiffen= schaften jene Auffassung zu teil ward, als deren Resultat wir die moderne monistische Durchbildung berfelben bezeichnen müffen. Denn große Wahrheiten und Empfindungen find niemals an ber hand bes wohl ficher, aber langsam zum Ziele führen= den logischen Kalfüls zu Tage getreten, vielmehr ihre Entdedungen gleichsam inmit= ten noch allgemeiner Nacht und wie durch eine meteorartige Effulguration des Ge= bankens 'herbeigeführt worden, weshalb denn auch die Form, in welcher derlei Entdeckungen zu Tage treten, weit eber die der furzen, schlagenden Aperque, als die der langwierigen und mühfeligen fullogistischen Konstruktion ist. Imgleichen muß man stets im Auge behalten, daß, wie ichon Schopenhauer aussprach, ber Beweis zu einer Wahrheit stets nach die= fer entbedt worden sei, sowie, daß es höchst zutreffend ist, was das französische Sprichwort sagt, nämlich: Les bonnes pensées viennent du coeur! - also aus der Empfindung, dem Gemüte. Deshalb also ist es, wenigstens für mich, durchaus nicht unbegreiflich, wiewohl freilich höchst merkwürdig, was ich nun an der hand der Thatsachen nachzuweisen und durch Beispiele zu belegen gesonnen bin.

Es sind nur wenige Dezennien her, daß in der Naturgeschichte die große Lehre von der Transmutation der Tiersormen zum endlichen und entscheidenden Siege gelangte, und dies geschah, als der gewaltige Ch. Darwin sein Genie ihr zuwandte; seitdem erhebt sich — wenn auch nicht unbekämpst, so doch unumstößlich — der fühne, mächtige Kuppelbau der mobernen Deszendenztheorie hochragend aus den Trümmern der alten, biblisch=teleoslogischen Naturauffassung.

Und wiederum: Es ift kaum ein Dezennium verfloffen, daß ein ähnlicher

herrlicher Sieg der monistischen Weltauf= fassung auf einem zweiten großen Gebiete des menschlichen Wissens errungen wor= den ist - nämlich in der Afthetik. Aber freilich geschah dies hier nicht mit dem gleichen Lärm und ungeheuren Auffehen, wie in der Naturgeschichte, und vollends der Bulsschlag der öffentlichen Meinung wurde bisher noch gar wenig von dieser Krisis in unserem "ästhetischen Bewußt= sein" alterirt. Deshalb auch ist es eigent= lich nur fehr Wenigen aufgefallen, und diese Wenigen hatten überdies Grund zum Schweigen*), daß in der Afthetik unserer Tage sich eine ganz ähnliche Umwälzung und Neugestaltung vollzogen hat, als man sie nur einige wenige Jahrzehnte früher in der Naturgeschichte erlebte, im gleichen auch, und in Gottfried Semper ein in mehrfacher Beziehung dem Dar win konge= nialer Denker und Reformator entstanden und nur leider auch schon dahingegangen ift. Sempers Bedeutung für die afthetische Wissenschaft ist eine ganz ähnliche mit der Darwins für die Naturgeschichte; sein großes, zweibändiges Werk: "Der Stil", nicht weniger auch die kleine Schrift: "Die vier Clemente ber Baufunft", ift für die bildende Kunst das, was für die Morpho= logie Darwins Buch: "Über die Ent= ftehung der Arten." Denn Semper, die= ferhalb in mehrfachem Sinne ber Darwin der ästhetischen Formenlehre zu nennen, stellte, wie diefer für die Naturgeschichte, fo für die bildende Runft ein inneres Bilbungspringip auf, nämlich: die ge= werbliche Verarbeitung des Stof= fes im Dienste ber Zwedmäßigkeit. Un Stelle alfo ber früheren, von außen

^{*)} Denn sie sind die Zünftler und Leute vom "ästhetischen Gewerbe".

ber unternommenen und am fertigen Runst= werke angestellten ästhetisirenden Untersuchungen über Stil und Schönheit, tritt bei Semper eine ben inneren Bildungs= faktoren (Stoff und Zweck) Rechnung tra= gende, ja ihren Gesetzen direkt entlehnte, und also gleichsam analytische Betrach= tungsweise. In diesem Sinne ist ihm bes Quatremere de Quinch Arbeit über den olympischen Jupiter "von höchster Bedeutung, besonders auch wegen der prakti= ichen Tendenz, wonach und die Form nicht als fertiges nach der Schule ästhetischer Idealität gleichsam vorgeritten wird, son= dern das Verständnis der Kunstform und hoben Idee, welche in ihr lebt, uns aufgeht, während beides als unzertrennlich von dem Stoffe und von der technisch en Ausführung behandelt, und gezeigt wird, wie sich hellenischer Beift eben in der freieften Beherrschung beider, sowie in der alten geheiligten Überlieferung fundgiebt".*)

Mit diefer Ginführung des "Stoff= lichen" und "Zweckmäßigen", als ästheti= schen Bildungsfaktoren, in die Kunst ist zugleich ein ganz neuer und gleichsam immanenter Maßstab für diese gewonnen worden, und damit in der Afthetik die gleiche Wandlung eingetreten, welche die Natur= geschichte durchmachte, indem sie vom fünst= lichen zum natürlichen Spftem überging. Diesem gemäß auch fönnen wir bemerken, daß bei Semper gleichwie bei Darwin die "Arten" auseinander hervorgehen, nämlich die Arten der Runftformen, wie fie auf Grundlage des in hiftorischer Aufeinanderfolge eintretenden Materialwech= fels, und also anknüpfend an die technische Bearbeitung bes jeweiligen Stoffes, ein=

ander succediren. Jede folgende Form entlehnt dabei einiges von der ihr vorshergehenden: "Bererbung"; aber auch jede neue entfaltet sich in ihrer Weise originell und von der früheren verschieden, nach Maßgabe der Berschiedenheit des ihr zu Grunde liegenden Stoffes: "Anpassung".

Das Bedeutsame dieser Erscheinung für die Geschichte des Stils ift nun leicht erfichtlich, benn: "Jeder Stoff bedingt feine besondere Art des bildnerischen Dar = stellens durch die Eigenschaften, die ihn von andern Stoffen unterscheiden und eine ihm angehörige Technik der Behandlung erheischen. Ift nun ein Runftmotiv durch iraend eine ftoffliche Behandlung bindurch= geführt worden, so wird sein ursprüng= licher Thous durch sie modifizirt wor= den sein, gleichsam eine bestimmte Kärbung erhalten haben; der Typus steht nicht mehr auf seiner primaren Entwick= lungsftufe, fondern eine mehr oder min= der ausgesprochene Metamorphose ist mit ihm vorgegangen. Geht nun das Motiv aus dieser sekundaren oder nach Umftan= den auch mehrfach graduirten Umbildung einen Stoffwechsel ein, bann wird bas fich baraus Gestaltende ein gemischtes Re= fultat sein, das den Urthpus und alle Stufen feiner Umbildung, die ber letten Gestaltung vorangingen, in dieser ausspricht."*) Die erste Stelle in der Reihenfolge der Künste nimmt diesem ge= mäß nach Semper unftreitig die textile Runft ein; von ihr, als der ältesten, ent= lebnen alle übrigen Künfte gewiffe Typen, welche sie dann ihrem Material und ihrer Technif entsprechend verwerten. Ja, selbst die Baukunst ist von der uralten Runst der "Wandbereitung", alfo der Tertrie, ab=

^{*)} Semper, "Der Stil", 2. Aufl., I. Bd., S. 207.

^{*)} Semper, Stil, I. Bb. S. 218.

hängig, und in dieser Beziehung ist es denn nicht unwichtig, zu erfahren, "durch welche Übergänge die Baukunst und mit ihr die bildende Kunst, allgemein betrach=tet, in der Benutung der Stoffe zu bildelicher Darstellung hindurchging".

Chenfo können wir aus Sempers geiftreicher Darftellung ersehen, wie gemäß dem, im Berlaufe von Jahrhunderten sich einstellenden Materialwechsel und auf Grundlage der dem jeweiligen Material angepaßten Bearbeitung, imgleichen aber auch an der Sand des für die gesammte bildende Kunst so überaus wichtigen Befleidungs= oder Umfleidungsprinzips, die Formen, auch der Baufunft, allmählich transmutirten, und so also die Geschichte der Technik und Erfindungen mit der des Stils auf das innigste zusammenhängt.*) Allein ich kann mich im weitern nicht dar= auf einlassen, die langwierigen und oft äußerst subtilen Betrachtungen, welche . Semper über diefen Gegenstand anftellt, felbst nur auszugsweise anzuführen, zumal hier weder der Ort, noch es im allgemeinen auch meine Sache ist, was andere sagten, nadzuerzählen, weshalb ich hier schon auf Sempers Werk felbst verweisen muß.

Aus dem bisher Gesagten wird sich inzwischen leicht entnehmen lassen, wie sehr Sempers Theorien mit allem Hergesbrachten und Gewohnten in ein feindschaftsliches Verhältnis und einen scharfen Gegensatzteten mußten, und in der That ersinnert uns Sempers polemisches Versinnert uns Sempers polemisches Vers

halten gegenüber der zünftigen, gespreizten und auf Stelzen einherschreitenden älteren Runftlehre und Professorenästhetik gar lebhaft an die Rämpfe, welche die Un= hänger der Darwinistischen Theorie mit ihren Gegnern allenthalben zu bestehen haben; mit der gleichen Bucht, mit welder Darwins flare, scharffinnige und einleuchtende Auslegung der "Zwedmäßig= keit der Natur" die alte Lehrmeinung der Teleologen zerschmetterte, traf deshalb auch Sempers Nachweisung der Abhängigkeit aller Kunstformengestaltung von ben beiden Elementen des "Stofflich= Zweckmäßigen" und "Symbolisch=Tradi= tionellen"*) die absolute Asthetif. Was aber Semper damit geleistet, das werben wir mit innigem Danke für seine That erft recht verstanden haben, wenn wir früher einmal dem nur um weniges älteren und in seiner Art gewiß auch geistvollen R. Böttiger auf seinem feltsamen und vielverschlungenen Frrwege gefolgt sind, auf welchen er uns in seinem berühmten Buche "Die Tektonik ber Hellenen" geleitete, welches Werk sich verhält zu Sempers "Stil", wie etwa die bekannte, spitfindige Cuviersche Auslegung des biblischen Mär= chens vom Berge Ararat zu Haeckels "natürlicher Schöpfungsgeschichte", bas heißt also ungefähr, wie das fünstliche Rädergetriebe menschlicher Spekulation zu dem einfachen und großen Walten der Natur; diese aber freilich wird zulett stets Recht behalten, und wenn auch Jahrhunbis zum Urtypus verfolgen." (Stil, I.B., S.221.)

*) Ein Clement in der Entwicklung der Kunstsormen, dessen Betrachtung außerhalb des Rahmens einer Abhandlung fällt, welche sich, wie die vorliegende, blos mit der Nachweisung der Roessenz der Bestrebungen in der heutigen Naturund Kunstlehre befaßt.

^{*) &}quot;Auch das Marmorbild der Hellenen, sowie die Steinstulptur der Egypter trägt noch Büge von der alten Hohlförper- und Bekleidungs- technik, und durch diese Stilverwandtschaft erklärt sich manches Eigentümliche, was der antiken Steinbildnerei angehört. Wir verstehen sie erst, wenn wir ihre Deszendenz durch alle Grade

berte über bieser Einsicht schon verflossen sind und noch verfließen sollten.

Der Wichtigkeit der Lehre von der allmäblichen Entwicklung der Runftformen für eine ernste und vor allem fünstlerisch befruchtende Afthetik fich vollauf bewußt, legte Semper fein geringes Bewicht auf beren Begründung. In diefem Sinne bemerkt er benn auch (I.B., S. 408) ausbrücklich: "Es liegt mir fehr daran, als Thatfache festzustellen, daß das unmittelbare Bor= bild ober Motiv des hellenischen Säulen= baues nicht der hölzerne Nütlichkeitsbau ist, daß dieser Säulenstil auch nicht, wie Athene aus dem Haupte des Zeus, voll= ständig fertig und gerüstet aus ber Steinkonstruktion hervorging (wie R. Böttiger will), sondern, daß er lange vorbereitet wurde durch das uralte, afiatische inkrustirte Vegma, oder noch richtiger durch das Pegma mit tubulären Elementen."

Mit aller Entschiedenheit also wendet sich hierin Semper gegen die Auffassung, als wäre das Endresultat und befrönende Werk der hellenischen Kunft, der Tempelbau, als die That eines einzigen, denkwürzbigen Augenblicks höchster künstlerischer Kontemplation, und also gleichsam als eine generatio aequivoca des antiken Kunstschaffens anzusehen.

Wer aber erinnert sich hier nicht an ben analogen Gegensatzwischen ber alten Schöpfungstheorie, wonach alle Tiersspezies als "Urformen" mit einem Schlage und auch "gewappnet und gerüstet" zum Kampfe ums Dasein geschaffen waren, und der Lehren der Deszendenztheorie?

Und an anderem Orte fagt Semper: "Der Tempel bleibt immer ein Begma, ein Gezimmer, sei er aus Holz oder aus Stein erbaut, aber ihre Kunstformen haben

beide, der hölzerne wie der steinerne Tem= pel, weder aus sich "erbildet", noch von einander entlehnt, sondern mit Begmen gemein, die als Hausgeräte bereits viel früher mit ihren eigentümlichen Runftformen bekleidet worden find. Diese Typen erfahren in dem monumen= talen Gerüfte allerdings große Umwand= lungen, aber diefe nur, insoweit ber neue Zwed, der neue Stoff, bornehm= lich aber der neu entstandene Gegensat zwischen dem beweglichen hausrat und dem unbeweglichen Baue fie berbeiführen und notwendig machen. Aber die Runft= formen, mit denen man den Sausrat um= fleidete, ebe die monumentale Runft sie nahm, find ihrerseits ebenfalls nicht bri= mitib, sondern zusammengesett und in gewiffem Sinne entlehnt, insofern näm= lich sich in ihnen eine bekannte Runstsprache vernehmen läßt, die (um das grammatika= lische Gleichnis fortzuseten) ihre Wortbil= dung größtenteils der ältesten textilen Runft abborgte, beren Syntag hier die gleiche ist, wie in der Reramik." (II. Bb., S. 200.)

Es fann felbitveritändlich nicht fehlen. daß eine zugleich fünftlerisch und wissen= schaftlich so bedeutende Erscheinung, wie bie Sempers, von dem allergrößten und nachhaltiaften Einfluffe auf die Bestrebun= gen seiner Zeit ift; allein freilich werden wir fcon, um diefen Ginfluß in feiner gangen Größe fennen zu lernen, auf die nächste, die erst emporblühende Generation warten muffen. Denn zunächft gilt noch zu fehr die Autorität zweier, in ihren Richtungen wohl diametral entgegenge= fetter, in ihrer bornehmen und anspruchs= vollen Tendenz aber völlig ebenbürtiger, älterer Schulen. Sie beide haben eben für sich, ohne welchen es in unserer theo=

retisch aufgelegten Zeit nun einmal nicht, selbst in der Kunst, nicht abgeht, nämlich etliche gelehrte Expektorationen und allerlei historische Berufungen, welchen gemäß denn die Anhänger der einen die höchste Aufgabe der heutigen Kunst in dem Er= bauen griechischer Tempel, die der andern hingegen in der pietätvollen Renovirung gothischer Dome gefunden zu haben glauben. Wer aber bei diesen archäologischen Späßen am schlechtesten wegkommt, ift natürlich unsere Zeit mit ihren hochgestei= gerten Bedürfnissen und höchsteigenen Un= sprücken, als welche zu befriedigen und fünstlerisch zu bewältigen, inzwischen die eigentliche und höchste Aufgabe unserer Architektur wäre. Zudem ist es ja ein ganz vergeblicher Berfuch und einvöllig ungereimtes Vorhaben, in unserer Zeit, in unserm Klima und unter unsern Menschen antife Kunstformen in ihrer Ursprünglich= feit verwerten, und also eine gleichsam "ausgestorbene Art" wiederbeleben zu wollen, ein Bersuch, den die Natur in ihrem Entwicklungsgange niemals macht und welchen der in seinem Streben irrende Mensch mit dem schließlichen Mißerfolg bezahlen muß. Aber keine mindere Berkehrtheit ist es, wenn man auf der andern Seite baran geht, die alte, ehrwürdige Gothif aus ihrem Sarge zu heben und die bereits Mumifigirte unter großem Lärm und Glodengeläute öffentlich zur Schau zu ftellen; - man laffe boch einer jeden Beit ihr Recht und bedenke, daß die Menschheit unferer Tage feine Dome mehr erbauen wird.

All diese Experimente gleichen deshalb weit mehr archäologischen Spielereien als architektonischen Problemen, entspringen weit mehr einem kunsthistorischen, als einem künstlerischen Bedürfnis. Zudem aber

find fie alle ein gar schlechtes Zeichen ber kunftlerischen Selbständigkeit unsere Zeit.*)

Ich komme nun zu der dritten Gruppe der heutigen Architekten, nämlich den Anhängern der Renaissance, und ich komme zulett und gern zu ihnen, denn fie werden sich mit Semper am leichtesten ber= ständigen, einfach deshalb, weil sie ber Wahrheit am nächsten sind. Die Archi= tektur der Renaissance ist die Architektur auch unserer Zeit; denn sie ist der bau= fünstlerische Ausdruck einer Rultur, aus deren Machtsphäre wir heutigen Tages im großen und ganzen noch immer nicht herausgetreten sind, wenngleich freilich wir uns von der Mitte und dem Glang= punfte derfelben bereits fehr weit entfernt haben, — einer Kultur zudem, als welche unstreitig der lette, und uns also nächst= liegende, große Versuch einer allumfaf= senden Lösung der humanen Aufgabe ift.

Beiläufig sei hiebei, die Tendenz dieser Rultur betreffend, bemerkt, daß dieselbe bei weitem nicht so fehr, wie unsere honorirte Rathederweisheit gern und breit ausmalt, die einer Vereinigung hellenisch=römischer mit driftlich=germanischer Bildung, als vielmehr die einer möglichst innigen Berbindung, ja Berschmelzung selbst der dis= paratesten Interessen ihrer Zeit in der einen großen und durch das vollendetste Feingefühl geläuterten Idee der Wohl= lebigkeit war; alles, felbst das an sich Berwerfliche und Unvollkommene, versteht diesemgemäß die Renaissancezeit in den Zauberfreis ihrer glänzenden Rultur zu bannen, und Kirche und Staat, Kunft und Wiffenschaft weiß sie von ihrem gemein=

^{*)} Die moderne Maserei macht hierin eine rühmliche Ausnahme; sie hat, man möge darüber urteilen, wie man wolle, ihren eigenen "Stil".

samen Mittelpunkte, dem hochzivilisirten Bildungsmenschen aus, siegreich zu beherrschen: Und das ist ihr Glanz, ihre Größe.*) So ist diese Kultur durchaus edel und bedeutend gedacht, machtvoll und glänzend begonnen; aber der Keim des Todes saß ihr seit ihrer Geburt im Herzen; denn, gleich Semiramis, war sie die Tochter eines ungeheuren Widerspruchs. Und so endete sie auch wie diese: durch Verrat im eigenen Lande.

Inzwischen hat unsere Zeit längst jene Naivetät und Unmittelbarkeit der Auffas= fung, von welcher der Dichter lobt, daß fie von den Dingen nicht frägt, warum und wozu sie da wären, sondern einfach daran fich genügen läßt, daß sie überhaupt da find, verloren; dieferwegen auch giebt fich unfere Zeit nicht mit dem blogen Gefühlsbewußtsein, daß fie in ihrer gesamm= ten Rultur, gleichwie der Enkel dem Ur= vater, in allerdirektester Linie der Renais= fance entstammt, zufrieden, möge dieses Bewußtsein noch so laut und deutlich in ihrem Bufen schlagen; benn unsere Zeit ist nun einmal ebenso arm an intuitivem Bermögen, als reich an abstrakter Gelehr= famkeit, wofür fie ja fcon den Spott Goethes verdiente, in den Worten: "Der Philosoph, der tritt herein und beweist Euch, es muffe fo fein."- Aber wahrlich, es muß auch so sein: den architektonischen Gedanken der Renaissance muß auch unsere Beit sich zu eigen machen. Wie dies aber anzufangen sei? Auf diese Frage eben hat Semper geantwortet, und daß er es that, macht seine Größe auß; er hat hiermit die Zeit und ihre Generation erfaßt und gesaßt, wo allein sie zu fassen war: bei ihrer theoretischen Bedenklickeit. —

Nach diefer kurzen Abschweifung in das fo nabe gelegene Gebiet rein funft= theoretischer Erörterungen fann ich füg= lich meine Betrachtungen beschließen; sie haben, wie ich hoffe, hinlängliche Belege für meine in diefer Schrift darzulegende Behauptung einer höchst merkwürdigen und auffallenden, imgleichen aber auch nicht wenig erfreulichen, geistigen Verwandtschaft zwischen den heutigen Bestrebungen in den Wissenschaften der Natur und der Kunft enthalten. Aber nicht als vor einem Unikum stehen wir vor diesem Phänomen der Kultur= und Litteratur= geschichte: vielmehr haben wir in dem= felben nur einen einzelnen, willfürlich her= ausgegriffenen Beleg für jene große Thatsache, deren allgemeine Möglichkeit, ja Giltigkeit ich in dem ersten Teile dieser Abhandlung so nachdrücklich urgirte, deren Nachweis an einem fonkreten Beispiele aber ich im zweiten Teile berselben unter= nommen habe: nämlich für die Thatfache der Koeffenz aller Ideen innerhalb ein und derselben Geschichtsepoche als innerhalb einer gang bestimmten Entwicklungsphase im Geiftesleben der Bölfer.

Freilich aber stehen wir in dieser Beziehung heutigen Tages an einem Anfang alles Anfangs; allein der erste Gedanke ist ausgesprochen, und sein allgemeinster Ausdruck ist der moderne Monismus.

^{*)} Als der reinste Ansdruck dieser Idee tritt mir immer die Erscheinung Goethes ents gegen; er ist für mich der eigentliche Renaissances mensch mit all seinen Vollkommenheiten und

Schwächen, freilich wohl in jener Beziehung oft bis ins gigantische gesteigert und vom Glorienschein des Genies umlenchtet.

Staatliche Einrichtungen.

Bon

Serbert Spencer.

III.

Staatliche Integration.



ie staatliche Integration wird durch äußere und innere Bestingungen bald gefördert, bald gehindert. Es kommen hiebei namentlich die Bershältnisse der Umgebung und die Natur der die Gesellschaft

zusammensetzenden Menschen in Betracht. Wir wollen dieselben in dieser Reihenfolge ins Auge fassen.

Inwiefern staatliche Integration durch Ungunst des Klimas oder Unfruchtbarkeit des Bodens, welche keine Bevölkerungszunahme gestatten, verhindert wird, haben wir bereits früher gesehen.*) Den dort angeführten Beispielen können wir noch die Seminolen beisügen, von denen Schoolzcraft sagt: "Da sie so weit über eine unfruchtbare Büste zerstreut sind, so versammeln sie sich nur selten, um ihr schwarzes Getränk zu trinken (?) oder über öffentliche Angelegenheiten zu beraten"; so auch gewisse Schlangenindianer, hinsichtlich de

*) Pringipien der Soziologie, §§ 14-21.

ren er bemerkt: "Der große Mangel an Jagdwild in diesen Gegenden ift, wie ich faum bezweifle, die Urfache des fast gang= lichen Tehlens einer fozialen Organifation." Wir feben ferner, daß auch große Gleich= förmigfeit des Bodens, der Mineralpro= dukte, der Flora und der Fauna Sinder= nisse bilden und daß vom eigentümlichen Charafter der Flora und Fauna, je nach= dem dieselbe Arten enthält, die für die Wohlfahrt der Menschen günstig oder un= gunftig find, teilweise bas Gebeihen bes Einzelnen abhängt, welches das erfte Erfordernis fozialen Wachstums ift. Cbenfo wurde hervorgehoben, daß die Beschaffen= heit des Wohngebietes, je nachdem es den Verkehr erleichtert oder erschwert und ein Entkommen aus demfelben begunftigt ober schwieriger macht, wefentlichem Einfluß auf die Größe bes entstehendenAggregates ift. Aus den früher erwähnten Thatsachen ging hervor, daß bergbewohnende und ebenso in Wüsten und Sümpfen lebende Bölfer nur schwer zur

Ronfolidirung gelangen, während folde, die von natürlichen Grenzen umgeben find, fich mit Leichtigkeit zu größeren Gruppen vereinigen. Ich möchte hier noch zwei an= dere bemerkenswerte Beispiele anführen. Das eine bieten uns die polynesischen In= feln — Tahiti, Hawai, Tonga, Samoa u. f. w. -, beren Bewohner, burch die See in bestimmte Grenzen gebannt, fich mehr oder weniger innig zu Aggregaten von ansehnlichem Umfang verschmolzen haben. Das andere finden wir im alten Peru, wo sich vor den Zeiten der Inkas halbzivilifirte Gemeinschaften in den ein= zelnen Thälern gebildet hatten, die an der Ruste durch heiße und fast unpassir= bare Wüsten und im Innern durch hohe Gebirge ober falte und unwegsame Pu= nas von einander getrennt waren. Und während die dadurch bedingte Unmöglich= feit für diese Bölker, dem Regierungs= zwang zu entgehen, von Squier als ein wesentlicher Umstand in ihrer Zivilisation hervorgehoben wird, hatte schon der alte spanische Schriftsteller Cieza auf dieselbe Thatsache den Unterschied zwischen ihnen und den benachbarten Indianern von Bo= pohan zurückgeführt, welche sich, "so oft fie angegriffen wurden, nach andern frucht= baren Gegenden zurüdziehen konnten". Wie fehr anderseits die Anhäufung der Men= schen innerhalb eines bestimmten Gebietes burch Erleichterungen des innern Verkehrs gefördert wird, leuchtet von felbst ein. Die hohe Bedeutung derfelben ist in der Bemerfung von Grant über das ägua= toriale Ufrifa ausgedrückt, daß "feine Gerichtsbarkeit möglich ist in einem Ge= biete, bas nicht in brei bis vier Tagen durchmessen werden kann". Diese und ähnliche Thatsachen, welche beweisen, daß

die staatliche Integration nur in demselben Maße fortzuschreiten vermag, als die Mittel zur Beförderung von einem Orte zum anbern vollkommener werden, erinnern uns daran, wie in der That von den Zeiten der Nömer an bis heute der Bau von Straßen erst größere soziale Aggregate möglich gemacht hat.

Daß auch ein gewisser Ihpus der physischen Beschaffenheit nötig ist, wurde gleichfalls früher nachgewiesen.*) Wir faben, daß alle die Raffen, die fich zur Bildung größerer Gesellschaften befähigt gezeigt haben, vorher lange Zeiten bin= durch bestimmten Verhältnissen ausgesetzt waren, die eine fräftige Konstitution för= berten. Sier fei nur beigefügt, daß die fonstitutionelle Energie, beren es für die angestrengte Arbeit bedarf, ohne welche fein zivilisirtes Leben, noch die damit ver= bundene Ansammlung der Menschen mög= lich wäre, feine Eigenschaft ift, die sich rasch unter gewissen Bedingungen ober burch eine bestimmte Schulung erwerben ließe, sondern die nur durch Vererbung von langsam sich häufenden Abanderungen zu ftande fommt. Gin gutes Beifpiel für das physische Unvermögen niederer Menschenrassen zu anhaltender Arbeit liefern die Resultate der Jesuitenherrschaft unter den Indianern von Paraguah. Diefelben waren zu industrieller Thätigkeit und ei= nem geregelten Leben gebracht worden, was viele Schriftsteller für einen staunens= werten Erfolg hielten; allein schließlich zeigte sich der fatale Übelstand, daß fie unfruchtbar wurden. Es ist überhaupt nicht unwahrscheinlich, daß die Unfrucht= barkeit, die man in der Regel bei den wilden Bölfern bevbachtet, welche zivilisirte

^{*)} Pringipien der Soziologie, § 16.

Getwohnheiten angenommen haben, eine direkte Folge davon ist, daß ihre physisschen Kräfte stärker angespannt wurden, als sie vermöge ihrer Konstitution auszushalten im stande waren.

Gewiffe moralische Gigenschaften, welde die Bereinigung der Menschen zu grö-Beren Gruppen begünstigen, und andere, welche ihr hinderlich sind, wurden in dem Rapitel "Der primitive Mensch — emotionell"*) besprochen. hier will ich nur diejenigen näher berühren, welche barauf Bezug haben, ob der betreffende Thous zur Unterordnung geneigt ist oder nicht. "Die Abors find, wie fie felber fagen, wie Tiger; es können nicht zwei in einer hütte wohnen," schreibt Mr. Dalton; "ihre Säufer find einzeln oder in Gruppen von zweien und dreien zerstreut." Einige afrikanische Bölker dagegen geben nicht nur jedem Drucke nach, fondern bewundern noch ihre Unterdrücker; so die Damaras, die, wie Galton berichtet, "die Sklaverei bevorzugen und einem herrn wie hunde nachlaufen". Gleiches wird von andern Südafrikanern erzählt. Giner berfelben fagte zu einem meiner Bekannten: "Ihr feid ein netter Rerl von einem Berrn - ich bin nun zwei Sahre bei euch gewesen und ihr habt mich nicht ein einzigesmal geschla= gen!" Offenbar wird die Möglichkeit oder Unmöglichkeit staatlicher Integration gang wesentlich von solchen gang verschieden= artigen Neigungen abhängen. Ferner muß von großem Ginfluß fein bas Borwalten ober Fehlen des nomadischen Instinkts. Die Barietäten der Menschen, bei denen sich die wandernde Lebensweise während gahlloser Generationen mit Jagd= oder Hirtenleben ungestört erhalten hat, ver= raten stets, auch wenn sie zum Ackerbau gezwungen werden, eine ftarke Reigung jum Berumziehen, welche einem festen Busammenschließen fehr hinderlich ift. Dies zeigt fich z. B. bei ben Bergvölfern von Indien. "Die Kufis find von Natur ein Wandervolf, das niemals länger als zwei oder höchstens drei Jahre auf dem= felben Flecke fist;" und ebenso die Misch= mis, welche "ihren Dörfern keine Namen geben", da fie nur ganz vorübergehenden Bestand haben. Bei manchen Rassen dauert diefer Wandertrieb fort und zeigt seine Wirkungen sogar noch nach Entstehung volfreicher Städte. Burchell, der 1812 die Bachaffins beschrieb, erwähnt u. a., daß Litakun, eine Stadt von 15,000 Gin= wohnern, in einem Zeitraum von zehn Jahren zweimal verlegt worden sei. Es ist flar, daß Menschen, die so wenig Un= hänglichkeit an den Ort zeigen, an dem sie geboren find, sich viel schwerer zu großen Gesellschaften vereinigen werden als sol= che, die ihre Heimat lieben.

Bas die intellektuellen Züge betrifft, welche die Verschmelzung der Menschen zu größeren Massen befördern oder hemmen, so kann ich das in dem Kapitel "Der primitive Mensch — intellektuell"") Gesagte hier durch zwei Folgerungen von großer Bedeutung ergänzen. Das soziale Leben ist ein zusammenwirkendes Leben, setzt also nicht blos eine für das Zusammenwirken geeignete emotionelle Beschaffenheit, sondern auch so viel Verstand voraus, daß die Vorteile des Zusammenwirkens erkannt und die Handlungen entsprechend geregelt werden können, um jene zu erreichen. Die

^{*)} Prinzipien der Soziologie, I. Teil, VI. Kapitel.

^{*)} Prinzipien der Soziologie, I. Teil, VII. Kapitel.

Unüberlegtheit, das mangelhafte Raufali= tätsbewußtsein und das vollständige Fehlen der konstruktiven Einbildungskraft, die wir bei den Wilden beobachten, verhindern das Busammenwirken in einem Grade, von bem man fich kaum einen Begriff macht, ehe man die Beweise felbst gesehen. So= aar Halbzivilifirte verraten in den ein= fachsten Dingen einen gang erstaunlichen Mangel an Cinverständnis.*) Diese Un= fähigkeit beweift, daß im Anfang nur da ein erfolgreiches Zusammenwirken möglich ist, wo Gehorsam auf bestimmten Befehl erzwungen wird, und dazu bedarf es offen= bar nicht allein einer emotionellen Anlage, die Unterordnung begünstigt, sondern auch einer intelleftuellen Anlage, die das Ber= trauen gegen die Befehlshaber hervorruft. Jene Leichtgläubigkeit, welche den über= legenen Menschen als Besitzer von über= natürlichen Kräften mit ehrfurchtsvoller Schen betrachtet und welche nachher durch die Furcht vor feinem Geifte zur Erfüllung feiner binterlassenen Gebote antreibt jene Leichtgläubigkeit, aus der schließlich die religiöse Macht eines vergötterten Häuptlings entspringt, welche so wesent= lich diejenige feiner göttlichen Rachkommen stützt — jene Leichtgläubigkeit ist auf den ersten Stufen der Integration geradezu unentbehrlich. So lange der moralische und intellektuelle Charakter eines Bolkes noch derart ist, daß er zwangsweises Zusammenwirken nötig macht, würde Skeptizismus nur verderbliche Folgen haben.

Ift also die staatliche Integration an vielen Orten durch die Berhältnisse der Umgebung verhindert worden, so war bei vielen Menschenrassen auch ungeeigneter Charakter ihres physischen, moralischen und intellektuellen Wesens die Ursache, warum sie darin nicht weiter vorgeschritten sind.

Die soziale Vereinigung setzt aber nicht allein eine allgemein günftige Beschaffensheit der sich vereinigenden Individuen, sondern auch eine gehörige Ühnlichkeit dersselben unter einander voraus. Im Ansang ist dieselbe durch mehr oder weniger innige Blutsverwandtschaft gegeben. Überall unter den Unzivilisierten sinden wir Beweise hiefür. Von den Buschmännern erzählt Lichtenstein: "Nur die Familien bilden Gesellschaften in vereinzelten kleinen Horzen; der Geschlechtstrieb, die instinktive

wirksamen vereinten Stöße hervorzubringen, die freilich auch entsprechende Ruhepansen vorausssetzen. Noch auffallender zeigt sich dieser Mangel an Sinverständnis, wenn man die hunder oder mehr Nubier und Araber beobachtet, die nötig sind, nun das Fahrzeng über die Stromschnellen hinauszuziehen. Da giebt's lantes Geschrei, Gestikulationen, vereinzelte Anstrengungen, furz eine schreckliche Verwirrung, bis dann schließlich ganz zufällig eine genügende Summe von Kräften in demselben Angenblicke zusammenwirkt. Mit Recht sagte unser arabischer Dragoman, ein vielgereisster Mann, zu mir: "Zehn Engländer oder Franzosen würden ohne weiteres damit fertig werden."

^{*)} Das Benehmen der arabischen Bootsführer auf dem Nil läßt die Unfähigkeit, in einfachen Dingen zusammenzuwirken, aufs schlagendste erkennen. Wenn sie mit einander an eisnem Tau ziehen und wie gewöhnlich zu singen beginnen, so wird natürlich jeder glanden, daß sie nun auch im Takt und gleichzeitig anziehen werden. Statt dessen bemerkt man aber, daß sie ihre Anstrengungen nicht in bestimmten Intervallen einsetzen, sondern ohne jeden Rhythmus verzetteln. Oder wenn sie ihre Staugen zur Hand nehmen, um die Dahabiah von einer Sandbank abzubringen, so solgen die Ruse, die jeder Einzelne ausstößt, so rasch auf einander, daß es ihnen offenbar unmöglich wird, jene

Liebe zu den Kindern oder der gewohnte Busammenhang der Nächstberwandten bilben die einzigen Bande, welche fie über= haupt in einer Art von Berband zusammen= halten." Chenfo find "die Bergveddahs in kleine, durch Verwandtschaft verbundene Klans oder Familien zerfallen, welche mit einander übereinkommen, den Wald als Jagdgrund unter sich zu teilen" 2c. Und biefer Ursprung ber Gefellichaft aus ber Familie, der in den niedrigstorganisirten Gruppen zu Tage tritt, kommt auch noch bei den fomplizirten Gruppen höherstehen= ber Wilden zum Borschein. Go bei den Neufeelandern, von denen wir lefen, daß "achtzehn hiftorische Bölker bas Land inne haben, die ein jedes wieder in zahlreiche Stämme, urfprüngliche Familien, zerfallen, wie das Präfix Ngati, das Nachkommen= schaft bezeichnet (gleichbedeutend mit D oder Mac), offenbar andeutet". Sehr flar ist diefer Zusammenhang zwischen Blutsverwandtschaft und fozialer Bereini= gung in den Bemerkungen Sumboldts über die südamerikanischen Indianer auß= gesprochen. "Die Wilden," fagt er, "ten= nen nur ihre eigene Familie und ein Stamm kommt ihnen nur wie eine gahl= reichere Gruppe von Verwandten vor." Wenn Indianer, welche die Missionen bewohnen, solche aus dem Walde antreffen, die ihnen unbekannt find, so sagen fie: "Es find ohne Zweifel meine Berwandten; ich verstehe fie, wenn sie mit mir sprechen." Dieselben Wilden aber verachten alle, die nicht ihrer Familie oder ihres Stammes find: "Sie kennen wohl die Pflichten der Familienbande und der Berwandtschaft, nicht aber die der Menschlichkeit."

In dem Abschnitt über die häuslichen Berhältniffe wurden die Gründe ange-

geben, die uns zu dem Schlusse führten, daß die fozialen Berhältniffe um fo ftabiler werden, je bestimmter und ausgedehnter die Berwandtschaften find, da eine Ent= widlung des verwandtschaftlichen Gefühls, während sie mit Ahnlichkeit der Natur verbunden ift, die dem Zusammenwirken so günstig ist, zugleich eine Stärkung und Bermehrung jener Familienbande bedingt, welche ein Auseinanderfallen der Gruppe verhüten. Wo Geschlechtsfreiheit herrscht oder die Ehen nur zeitweilig bestehen, da sind nur wenige Verwandtschaftsgrade bekannt und diese sind ziemlich lockerer Natur; der soziale Zusammenhang inner= halb derselben ist kaum größer als über= haupt zwischen Angehörigen desfelben Bolkes. Die Polhandrie, befonders in ihren höheren Formen, erzeugt schon etwas bestimmtere Berwandtschaftsverhältnisse, die sich weiter zurückverfolgen lassen und dadurch viel beffer geeignet find, die fozi= ale Gruppe zusammenzuhalten. Und ein noch größerer Fortschritt in der Innigkeit und der Zahl der Familienverbindungen wird durch die Polygynie herbeigeführt. Allein, wie gezeigt wurde, kommt es erst durch die Monogamie zu jenen Familien= verhältnissen, die zugleich möglichst bestimmt und bis auf ferne Verzweigungen ausgedehnt find, und aus monogamen Familien haben fich in der That die größ= ten und festgeschlossensten Gesellschaften entwickelt. Auf zweierlei Weisen, die zwar nah verwandt, aber doch unterscheidbar find, vermag Monogamie den gesellschaft= lichen Zusammenhang zu kräftigen.

Sind die Kinder der polygamen Familien noch weniger nahe verwandt als Stiefbrüder und -fchwestern*), und die

^{*)} Bringipien der Soziologie, § 300, Anm.

Kinder der polygamen Familien zumeist nur Stiefgeschwifter, fo find bagegen die Rinder ber monogamen Familien in der großen Mehrzahl der Fälle von Seiten beider Eltern gleichen Blutes. Und da fie demnach inniger mit einander verwandt find, fo folgt dar= aus, daß auch ihre Nachkommen in näherer verwandtschaftlicher Beziehung stehen wer= den: wenn nun, wie dies bei einfachen Buftanden vorkommt, diefe Nachkommen= schaft auch im späteren Leben fortfährt, eine Gemeinschaft zu bilden und gemein= schaftlich zu arbeiten, so fühlen fie sich bald nicht blos durch Verwandtschaft, son= bern auch durch industrielle Interessen verbunden. Zwar zersplittern sich mit der Erweiterung der Familiengruppe zu einer Sippschaft, die fich ausdehnt, diese Intereffen immer mehr, aber doch verhindern die Verwandtschaftsverhältnisse, daß die Bersplitterung sich so stark ausprägt, wie dies fonst der Fall fein würde. Und ähn= liches findet ftatt, wenn die Sippschaft im Laufe ber Zeit sich zu einem Stamm ent= wickelt. Dabei ist aber noch folgendes zu berücksichtigen: Wenn die lokalen Berhält= niffe mehrere folde Stämme mit einander in Berührung bringen, die, obgleich nur in entferntem Grade, doch noch blutsber= wandt find, so pflegen sie infolge ihrer nachbarlichen Beziehungen allmählich zu verschmelzen, teils durch Vermischung, teils durch Zwischenheiraten, und die so ent= zusammengesette Gesellschaft, standene durch zahlreiche und verwickelte Verwandt= schaftsbande sowohl als durch staatliche Intereffen zusammengehalten, zeigt bann einen viel festeren inneren Bau, als dies unter andern Umständen möglich wäre. Die wichtigsten Gefellschaften des Alter= tums bestätigen diese Wahrheit. Go fagt Grote: "Alles, was wir von den ältesten atheniensischen Gesetzen wissen, gründet sich auf die Einteilung in Sippichaften und Geschlechter, welche durchweg wie Erweiterungen der Familie behandelt wer= den." Ebenso war nach Mommsen "der römische Staat auf die römische Saus= haltung aufgebaut, sowohl was feine Bestandteile als was seine Form betraf. Das Gemeinwesen des römischen Bolkes ging aus der (auf welche Weise immer bewirkten) Vereinigung solcher alter Geschlechter wie der Romilier, Boltinier, Fabier u. f. w. berbor". Und Sir Senrh Maine bat genau die Wege nachgewiesen, auf welden die einfache Familie in die Saus= genoffenschaft und schließlich in die Dorfgemeinde übergeht. Obgleich wir nun angefichts der Erscheinungen bei Bölkern mit ungeregelten Geschlechtsverhältniffen nicht behaupten können, daß Blutsverwandt= schaft die primäre Urfache staatlichen Bufammenwirkens fei, und obgleich bei zahl= reichen Stämmen, die fich nicht bis jum Sirtenzustand entwickelt haben, eine Bereinigung zu Angriff und Berteidigung auch zwischen folden besteht, deren Namen anerkanntermaßen eine verschiedene Abstammung bezeichnen, so hat doch überall da, wo sich die Erbfolge nach dem Bater befestigte und besonders wo Monogamie vorherrscht, die Blutsverwandtschaft einen bedeutenden, wenn nicht den hauptfächlich= ften Faktor gebildet, der zu staatlichem Bufammenwirken führte. Das kommt aber, von einer Seite betrachtet, fo ziemlich auf ben oben ausgesprochenen Sat hinaus, daß vereinte Thätigkeit eine gewiffe Wefens= ähnlichkeit der Teilnehmer erfordert und daher auf den frühesten Stufen am erfolg= reichsten da vor sich geht, wo die Genossen,

eben weil sie Nachkommen desselben Borfahren find, die größte Uhnlichkeit besitzen.

Eine hochwichtige, obgleich weniger unmittelbare Folge der Blutsverwandt= schaft und insbesondere jener engeren Form derfelben, die aus monogamer Che ent= fpringt, bleibt noch zu erörtern. Ich meine bie Gemeinsamkeit der Religion - eine Übereinstimmung der Ideen und Gefühle, die sich in der Verehrung einer gemein= famen Gottheit verforpert. Da diefelbe mit der Verehrung des verftorbenen Grunders der Familie beginnt und sodann, je mehr fich die Familie ausbreitet, von im= mer gablreicheren Gruppen von Nachkom= men geteilt wird, so wird sie natürlich zu einem ferneren Mittel des Zusammenhal= tens innerhalb des allmählich entstandenen großen Gemeinwesens, brangt die Gegenfate zwischen feinen einzelnen Abteilungen zurück und befördert so die Integration. Diefen Ginfluß bes burch einen gemein= famen Rultus gegebenen Bandes beobach= ten wir überall in der alten Geschichte. Im alten Egypten bildete jede Stadt ben Mittelpunkt für die Berehrung einer befondern Gottheit, und niemand, der ohne Voreingenommenheit durch hergebrachte Annahmen die außerordentliche Entwicklung der Vorfahrenverehrung in jeder möglichen Form in Egypten betrachtet, fann über den Urfprung diefer Gottheiten im Zweifel fein. Bon den Griechen lefen wir, daß

"jede Familie ihre eigenen heiligen Gebräuche und Gedächtnisfeierlichkeiten für den verstorbenen Ahnen hatte, die vom Herrn des Hauses geleitet wurden und zu denen niemand als nur Mitglieder der Familie zugelassen werden durften; so galt auch das Aussterben einer Familie, was

das Aufhören dieser religiösen Gebräuche gur Folge hatte, ben Griechen für ein Unglud, nicht etwa blos wegen der dadurch bedingten Berminderung der Zahl der Bürger, fondern namentlich auch, weil die Familiengötter und die Manen der Berîtorbenen auf diese Weise der ihnen ge= bührenden Ehren beraubt wurden und unzufrieden im Lande herumschweifen mochten. Die größeren Gemeinschaften, bie man Geschlechter, Phratrien, Stämme nannte, beruhten auf einer Ausdehnung desselben Pringips, wonach die Familie als eine religiöse Brüderschaft betrachtet wurde, die irgend einen gemeinsamen Gott ober Selden mit entsprechendem Bei= namen verehrte und ihn als ihren gemein= schaftlichen Vorfahren anerkannte."

Ein gleiches Band bildete fich auf gleiche Beife im römischen Gemeinwesen aus. Jede Kurie, welche der Phratrie ent= fprach, hatte ein Oberhaupt, "beffen Saupt= aufgabe darin lag, den Opfern vorzustehen." Und dasselbe galt in größerem Maßstabe für die ganze Gesellschaft. Der ursprüng= liche König von Rom war ein Priester der allen gemeinsamen Gottheit: "er pflegte ben Berkehr mit den Göttern der Stadt, die er um Rat fragte und begütigte." Die ersten Anfänge dieses religiösen Ber= bandes, der uns hier in entwickelter Form entgegentritt, laffen sich noch in Indien verfolgen. Gir Benry Maine bemerkt: "Die Familienvereinigung der Hindus ift jene Versammlung von Versonen, die sich ju den Opfern bei ber Leichenfeier eines gemeinfamen Borfahren eingefunden haben würde, wenn er zu ihren Lebzeiten geftor= ben wäre." Somit erhält die staatliche Integration, während sie durch jene. We= fensähnlichkeit gefördert wird, die auf gleicher Abstammung beruht, eine fernere Stütze in dieser Übereinstimmung der Resligion, welche ihrerseits ebenfalls aus der gleichen Abstammung entspringt.

Diefelbe Bedeutung hat auch auf spä= teren Stadien jene weniger scharf hervor= tretende Ahnlichkeit, welche die Angehöri= gen einer und derselben Raffe charafteri= firt, die sich vermehrt und dergestalt aus= gebreitet hat, daß sie mehrere benachbarte fleine Gefellschaften darstellt. Ihr Bufammenwirken wird, wenn auch in minder wichtigem Grade, immer noch unterstütt durch die Gemeinsamkeit ihrer Natur, ihrer Überlieferungen, Ideen und Gefühle, fo= wie ihrer Sprache. Gin Zusammenwirfen von Menschen aus verschiedenen Bölkern wird notwendigerweise bedeutend gehemmt nicht blos durch die Unmöglichkeit einer gegenseitigen Berftändigung, weil sie ihre Sprache nicht kennen, sondern auch durch den Gegensatz in ihrer Art, zu denken und zu fühlen. Man braucht sich blos zu er= innern, wie oft felbst unter solchen, die dieselbe Sprache sprechen, durch Migber= ftändniffe Streitigkeiten entstehen, um ein= zusehen, welch reiche Quelle von Berwir= rung und Sader die teilweise oder voll= ständig verschiedene Sprache fein muß, die in der Regel die Raffenunterschiede be= gleitet. Chenfo pflegen solche, die in emo= tioneller oder intelleftueller Hinsicht sehr von einander abweichen, sich gegenseitig burch unerwartetes Betragen zu ärgern - eine Thatsache, auf die häufig von den Reifenden aufmerksam gemacht wird. Darin liegt ein ferneres hindernis für ber= einte Thätigkeit. Auch Ungleichheit ber Sitten erscheint als Urfache von Zwietracht. Wo die von einem Bolfe verzehrte Speise von einem andern mit Abscheu be=

trachtet, wo ein von diesem für heilig gehaltenes Tier von jenem mit Robeit be= handelt, wo eine Begrüßung, die der eine erwartet, von dem andern nie erwiedert wird, da wächst die gegenseitige Abneigung beständig an und verhindert gemeinsames Streben. Unter sonst gleichen Umständen ist überhaupt die Leichtigkeit bes Zusam= menwirkens proportional der Größe des Mitgefühls und dieses wird durch alles beeinträchtigt, was die Menschen verhin= bert, unter gleichen Berhältnissen gleich zu handeln. Die Wirksamkeit der oben aufgezählten ursprünglichen und abgelei= teten Faktoren ist sehr klar in der folgen= den Stelle bei Grote ausgedrückt:

"Die Hellenen waren alle von gleischem Blute, waren alle Abkömmlinge des gemeinsamen Patriarchen Hellen. Bei der Betrachtung der historischen Griechen haben wir dies als eine gegebene Thatsache hinzunehmen: dieselbe repräsentirt das Sefühl, unter dessen Einsluß sie lebten und handelten. Herd die ftellt sie in die erste Linie, als das wesentlichste unter den vier Banden, welche das hellenische Aggregat zusammenhalten: 1) Gemeinsamseit des Blutes, 2) Gemeinsamseit der Sprache, 3) feste Wohnsie der Götter und allen gemeinsame Opfer, 4) gleiche Gebräuche und Reigungen."

Erfehen wir aus diesem Falle die hohe Bedeutung der Wesensähnlichkeit, welche durch gemeinsame Abstammung gesichert ist, so ergiebt sich von selbst, daß, wo diesselbe fehlt, jedes etwa entstehende größere staatliche Aggregat unbeständig sein muß und nur mit Hilfe von Zwangsmaßregeln zusammengehalten werden kann, die sicherslich über kurz oder lang unzureichend sein werden. Wenn auch noch andere Arsachen

mitgewirkt haben, so war dies doch gewiß mit schuld an der Auflösung vieler großer Reiche in der Bergangenheit. Gegenwärtig läßt sich der Zerfall des türkischen Reiches teilweise, wenn nicht hauptsächlich, dieser Ursache zuschreiben. Sbenso droht unser eigenes indisches Reich, das nur durch Gewalt in einem Zustande fünstlichen Gleichgewichts erhalten wird, eines Tages durch seinen Zusammensturz ein Beispiel der Haltlosigkeit zu geben, welche der Mangel an Übereinstimmung zwischen seinen Bestandteilen nach sich zieht.

Eines der allgemeinsten Entwicklungsgesetze besagt, daß Integration erfolgt,
wenn gleiche Einheiten einer oder mehreren gleichen Kräften ausgesetzt sind*), und
diese Gesetze sinden wir in der That von den
ersten bis zu den letzten Stufen der staatlichen Integration bestätigt. Gemeinsame Beeinflussung durch gleichsörmige äußere Wirkungen und gemeinsame Rückwirkungen
gegen dieselben sind von jeher die wichtigsten Ursachen der Vereinigung für die
Glieder einer Gesellschaft gewesen.

Schon an einer andern Stelle**) fans den wir den Sat ausgesprochen, daß die kleinen Horden primitiver Menschen ihren ersten innern Zusammenhang während ihres vereinten Biderstandes gegen äußere Feinde gewonnen haben. Derselben Gesahr ausgesetzt und zu deren Abwehr vereint, treten sie im Verlause ihres Zusammenwirtens gegen dieselbe in ein näheres Verhältnis zu einander. Auf den ersten Stusen zeigt sich diese Beziehung zwischen Ursache und Wirkung noch ganz deutlich darin, daß eine solche während des Krieges ent-

standene Bereinigung wieder verschwindet, sobald der Krieg vorüber ist: alles zer= ftreut fich und ber schwache Anfang staat= licher Unterordnung, der sich auszubilden begonnen hatte, geht wieder verloren. Die besten Beispiele biefes Prozesses finden wir aber in der Integration einfacher zu zusammengesetten Gruppen, welche bei längerer Dauer des gemeinsamen Wider= standes und der Angriffe gegen die Feinde zu stande kommt. Die früher erwähnten Fälle laffen fich noch durch andere befräf= tigen. Von den Karenen berichtet Mason: "Jedes Dorf bildet eine unabhängige Ge= meinde und hat stets fast mit jedem andern Dorfe des eigenen Volkes irgend eine alte Fehde auszufechten. Aber wenn von mäch= tigen Feinden gemeinsame Gefahr brobte und eine gemeinsame Beleidigung zu rächen war, so führte dies oft dazu, daß sich meh= rere Dörfer zu Abwehr und Angriff verbanden." Nach Kolben "treten kleinere Stämme der Hottentotten, wenn fie an einen stärkeren Stamm angrengen, oft in Offensiv- und Defensivallianz mit einander gegen jenen". Bei den Neukaledoniern in Tanna "treten sechs ober acht und mehr Dörfer zusammen und bilden einen foge= nannten Diftrift ober Bezirk und verbin= den sich alle zu gegenseitigem Schut. . . . Im Kriege vereinigen sich wieder zwei oder mehrere folche Bezirke." Auf Samoa "vereinigen sich acht bis zehn Dörfer nach ge= meinsamem Beschluß und bilden einen Bezirk ober Staat zu gegenseitigem Schute", und in Kriegszeiten verbinden fich wieder diese Bezirke unter einander zu zweien oder dreien. Gleiches fam bei historischen Böl= fern vor. Erst während der Kriege der Israeliten zu Davids Zeiten gingen die= felben aus dem Zuftand getrennter Stämme

^{*)} Grundlagen der Philosophie, § 169.

^{**)} Prinzipien der Soziologie, § 250.

in den einer geschlossenen, berrschenden Nation über. Die zerstreuten griechischen Gemeinwefen, ichon früher durch kleinere Rriege zu kleineren Konföderationen vereinigt, wurden zum panhellenischen Bund und dem darauffolgenden Zusammenwir= fen genötigt, als ihnen die Unterjochung durch Xerres drohte, und von den nachher entstandenen spartanischen und atheniensischen Bündnissen erlangte bald das der Athener die Segemonie und schließlich die Dberherrschaft während der fortgesetten Rämpfe gegen die Berfer. Dasfelbe Schau= fpiel bieten die deutschen Bölker. Die ger= manischen Stämme, ursprünglich ohne nähere Verbindung unter sich, schlossen nur gelegentlich Allianzen zu Kriegszwecken. Bom erften bis zum fünften Jahrhundert fammelten sich aber diese Stämme allmählich in größere Gruppen zum Wider= ftand oder Angriff gegen Rom. Im näch= sten Jahrhundert sind die verlängerten Rriegsbündnisse von Bölfern "desselben Blutes" ichon zu Staaten geworden, um fich später zu noch größeren Staaten zu vereinigen. Und um ein verhältnismäßig modernes Beispiel zu nennen: erst während der Kriege awischen Frankreich und Eng= land geschah es, daß jeder derselben aus dem Zustand, in welchem seine einzelnen Feudalbestandteile noch der Hauptsache nach unabhängige Herrschaften bildeten, in den Zustand eines geschlossenen Reiches überging. Um zu zeigen, wovon diefe In= tegration fleinerer zu größeren Gesell= schaften ihren Ausgang nimmt, sei noch= mals hervorgehoben, daß die Bündnisse anfänglich immer nur für friegerische Zwecke Bestand haben; jede einzelne Ge= sellschaft behauptet noch lange Zeit ihre unabhängige innere Berwaltung, und erft

wenn die vereinte Thätigkeit im Kriege zur Regel geworden ist, entsteht ein dauernder Zusammenhang durch gemeinsame staatliche Organisation.

Diese Verschmelzung kleiner zu großen Gruppen infolge friegerischen Busammen= wirkens wird noch wesentlich gefördert burch das Verschwinden jener kleineren Gruppen, die an diesem Zusammenwirken nicht teilgenommen haben. Barth bemerkt, daß "die Fulbe (Fulahs) fich fort= während ausbreiten, da sie es nicht mit einem ftarken Feinde, fondern mit gabl= reichen kleinen Stämmen ohne irgend welche Verbindung unter fich zu thun haben". Bon den Damaras fagt Galton: "Wird der eine Kraal geplündert, so erheben sich die benachbarten nur felten zu feiner Ber= teidiaung, und fo haben die Namaguas ziemlich die Hälfte der ganzen Damara= bevölkerung Schritt für Schritt vernichtet ober zu Sklaven gemacht." Dasfelbe zeigte fid nad Ondegardo bei der Eroberung der Inkas in Beru: "Ihr Vorrücken fand keinen allgemeinen Widerstand, denn jede Provinz verteidigte blos ihr eigenes Ge= biet ohne Hilfe von seiten der übrigen." Diesen so natürlichen und bekannten Brozeß erwähne ich hier besonders, weil er eine wohl zu beachtende Bedeutung hat. Denn wir feben hier, daß im Rampfe ums Dafein zwischen Gesellschaften bas "Über= leben der Baffendsten" sich auf diejenigen beschränft, bei denen die Fähigkeit friege= rischen Zusammenwirkens am größten ift; friegerisches Zusammenwirken aber ist jene ursprünglichste Form des Zusammenwir= fens, welche jeder andern Form erst den Beg bereitet. So ftellt fich uns denn diese Bildung großer Gefellschaften durch Bereinigung von kleinen im Kriege, und diese

Bernichtung oder Absorbirung der kleinen, selbständig gebliebenen Gesellschaften durch die großen vereinigten als ein unvermeidelicher Prozeß dar, vermöge dessen die dem sozialen Leben am besten angepaßten Barietäten der Menschen die weniger gut angepaßten verdrängen.

Bas die so bewirfte Integration felbst betrifft, so ist darüber blos zu bemerken, daß sie notwendig diesen Berlauf einhält, mit der Bildung einfacher Gruppen beginnend und durch fortgefette Berichmel= zung derfelben weiterschreitend. Die Wilden mit ihrem von einfachen Trieben ge= leiteten Sandeln und ihrem schwachen Bermögen bes Zusammenwirkens zeigen fo geringen Zusammenhang, daß nur kleine Gruppen berfelben ihre Integrität behaup= Erst wenn in jeder dieser ten fönnen. Gruppen die einzelnen Glieder durch eine gewiffe staatliche Organisation mit einan= der verbunden sind, wird es möglich, daß fich jene zu größeren Maffen bereinigen, weil eben der Zusammenhang der lette= ren eine größere Befähigung zu überein= stimmender Thätigkeit und eine höher ent= widelte Organisation zu beren Ausfüh= rung voraussett. Und ebenso muffen sich biefe zusammengesetten Gebilde bis zu ei= nem gewiffen Grade innerlich befestigt haben, bevor der Verschmelzungsprozeß einen Schritt weiter geben fann. Es wird wohl genügen, wenn ich die zahlreichen Beispiele von ungivilifirten Bölfern übergehe, bezüglich beren ich auf bas früher Gefagte*) verweife, und dieselben nur burch einige von hiftorischen Bölfern ge= botene Belege verstärke. Da finden wir, daß sich im alten Egypten die zahlreichen fleinen Gesellschaften (welche später die

"Nomen" bildeten) zunächst zu den beiden Hauptaggregaten Ober= und Untereaup= ten vereinigten, welche fodann zu einem verschmolzen; daß im alten Griechenland erst die Dörfer sich an die benachbarten Städte anschlossen, bevor diese sich zu Staaten verbanden, während dieser Bor= gang wieder der Bildung von größeren Bünden vorausging, und daß in der alt= englischen Geschichte viele fleine Fürsten= tümer in den die Heptarchie bildenden Staaten aufgeben mußten, bevor diese einigermaßen zu einem vereinigten Gangen wurden. In der Physik gilt das Pringip, daß die Kraft, mit welcher ein Körper ei= nem Zuge widersteht, nur proportional dem Quadrate, der Zug aber, dem er durch seine eigene Schwere unterworfen ist, pro= portional dem Cubus feiner Masse zunimmt, und daß alfo, je größer feine Maffe, defto fleiner im Berhältnis fein Bermögen wird, feine Integrität zu be= haupten. Etwas Ahnliches läßt sich auch von der Gesellschaft fagen. Nur kleine Aggregate können Bestand haben, so lange ber Zusammenhang ein geringer ist, und successiv größere Aggregate werden erft dadurch möglich, daß dem gleichzeitig entstehenden großen Gewichte jener festere Zusammenhang gegenübertritt, der aus der Anpassung der menschlichen Natur und deren Folge, der Entwicklung einer fozialen Organifation, entspringt.

Mit dem Fortschritt der sozialen Integration legt das sich vergrößernde Aggregat seinen Einheiten immer größere Beschränkungen auf — eine Wahrheit, welche nur das Gegenstück zu der eben dargelegten bildet, daß die Aufrechterhaltung der Integrität bei einem großen Aggregate

^{*)} Prinzipien ber Soziologie, § 226.

einen festeren Zusammenhang erforbert. Die zwingenden Kräfte, vermöge deren die Aggregate ihre Sinheiten zusammenshalten, sind anfangs sehr schwach; haben sie aber auf einer gewissen Stuse der sozialen Entwicklung ihr Extrem erreicht, so nehmen sie wieder ab — oder vielsmehr, sie ändern ihre Formen.

Bunächst schließt sich ber einzelne Wilbe bald biefer, bald jener Gruppe an, wobei ihn die verschiedensten Motive, hauptfäch= lich aber doch das Streben nach Schutz vor ben Feinden, bestimmen. Go lefen wir von den Patagoniern, daß feiner isolirt leben fann; "follte bies einer versuchen, fo würde er unfehlbar getötet ober in die Sklaverei geschleppt, sobald ihn die Un= bern fänden." In Nordamerika besteht bei den Chinooks "an der Kuste eine Sitte, wonach es gestattet ift, jeden Indianer zu ergreifen und zum Sklaven zu machen, wenn er nicht von seinen Freun= ben ausgelöft wird, fobald man ihn in bestimmter Entfernung von seinem Stamme antrifft, selbst wenn sie sonst im tiefsten Frieden mit einander leben". Unfangs jedoch ist es, obschon der Anschluß an ir= gend eine Gruppe geboten erscheint, doch nicht notwendig, bei derfelben Gruppe gu bleiben. In den frühesten Zuständen find Wanderungen von Stamm zu Stamm fehr gewöhnlich. Werden die Kalmuden und Mongolen fehr von ihren Säuptlingen ge= plagt, so verlaffen sie dieselben und geben zu anderen über. Bon den Abiponen er= gablt Dobrighoffer: "Ohne ihren Ra= gifen um Erlaubnis zu fragen und ohne daß diefer fich darüber ungehalten zeigte. wandern sie sammt ihren Familien, wohin es ihnen gerade gefällt, und schließen sich einem anderen Ragifen an, und find fie bes zweiten mude, so fehren fie ungestraft gur Borbe bes erfteren gurud". Cbenfo beweisen in Südafrika "die häufigen Fälle (bei ben Balonda), wo die Leute aus einem Teile des Landes in den ande= ren überfiedeln, daß die großen Säupt= linge nur eine beschränkte Gewalt besitsen". Und wie durch diesen Borgang die einen Stämme wachsen, während anbere abnehmen, geht aus ber Bemerfung von M'Culloch über die Rufis hervor, daß "ein Dorf, das einen beliebten Säupt= ling und in der Umgebung ansehnliche Streden jum Anbau geeigneten Landes befitt, ficher fein fann, bald burch Bugua von weniger begünstigten Dörfern rasch anzuwachsen".

Mit dem Bedürfnis der Individuen nach Schutz verbindet fich der Wunsch des Stammes, sich zu fräftigen, und baraus entspringt eine neue Form der Integration, der Gebrauch der Adoption. Namentlich bei den nordamerikanischen Indianerstäm= men, wo "entweder Adoption oder Folterung die einzige Aussicht eines Gefange= nen war" (erstere traf diejenigen, die um ihrer Tapferkeit willen bewundert wurden), erkennen wir recht deutlich die je= ber Gesellschaft innewohnende Tendeng, auf Rosten anderer Gesellschaften zu wach= fen. Jenes Streben, die Familie durch möglichst viele wirkliche Kinder zu frafti= gen, wie es fich in den Überlieferungen ber Juden zeigt, geht leicht in bas Streben nach scheinbaren Kindern über -: hier pflegt man sich solche durch Bluts= brüderschaft, dort durch Scheingeburten gu verschaffen. Wie schon an einer anderen Stelle angedeutet wurde *), ist es fehr wahrscheinlich, daß die in Rom so verbrei=

^{*)} Bringipien der Soziologie, § 319.

tete Sitte der Adoptirung in die Familien aus jenen alten Zeiten stammte, wo noch die wandernde patriarchalische Gruppe den gangen Stamm barftellte und in biefem bas Streben nach Vergrößerung vorwal= tete. Und wenn wir uns erinnern, daß noch lange, nachdem sich durch Berschmel= zung solcher patriarchalischer Gruppen größere Gesellschaften gebildet hatten, die einzelnen Familien und Klans fast fort= während mit einander in Fehde waren, fo ist allerdings leicht einzusehen, daß auch das ursprüngliche Motiv zu dieser Art, sid durch Vermehrung der Zahl zu fräf= tigen, nie aufhören konnte, auf solche Familien und Klans feinen Ginfluß auszuüben.

Es sei noch beigefügt, daß ähnliche Ursachen auch in neueren Gesellschaften zu ähnlichen Refultaten geführt haben, in jenen Zeiten, als ihre Bestandteile noch fo unvollkommen integrirt waren, daß man= nigfaltige Gegenfäte zwischen benfelben bestehen blieben. So finden wir im mittelalterlichen England, als die örtlichen Gewalten nur erst unvollständig dem all= gemeinen Gefetz untergeordnet waren, daß sich jeder freie Mann einem Herrn, einem Burgfleden oder einer Innung anschließen mußte, fonft galt er für einen "freund= lofen Mann" und ftand in derfelben Gefahr wie ber Wilbe, ber feinem Stamme angehört. In dem Gesetze anderseits, daß, "wenn ein Söriger ein Jahr und einen Tag innerhalb einer freien Stadt ober Gemeinde verweilt hat, fein Berr ihn gurückfordern darf", können wir eine Folge bes Strebens von Seiten industrieller Gruppen erkennen, sich den feudalen Grup= pen in ihrer Umgebung gegenüber zu fräf= tigen — eine Folge vergleichbar der Adop= tion sei es in den Stamm der Wilden, sei es in die Familie, wie sie in den alten Gesellschaften bestand. Wenn sich die ganze Nation vollständiger integrirt, so werzden natürlich diese örtlichen Integrationen immer schwächer und verschwinden endzlich; doch können sie noch sehr lange ihre Spuren hinterlassen, wie sie z. B. bei uns immer noch in dem Niederlassungsgesetz und wenigstens bis zum Jahre 1824 in den Gesetzen über das Wandern der Handewerker hervortraten.

Diese letten Beispiele leiten uns gu ber Wahrheit über, daß, während anfäng= lich nur geringer Zusammenhang und große Beweglichkeit der eine Gruppe bil= benden Einheiten besteht, jeder Fortschritt in der Integration gewöhnlich begleitet wird nicht blos von einer Abnahme des Bermögens, von einer Gruppe zur andern überzugehen, fondern auch des Vermögens, innerhalb der Gruppe seinen Ort zu ber= ändern: die Glieder der Gesellschaft haben weniger Freiheit, sich innerhalb der Ge= fellschaft zu bewegen, sowie dieselbe zu ver= laffen. Natürlich wird dies schon teilweife durch den Übergang vom nomadischen zum seßhaften Zustande bedingt, indem nun jeder Einzelne in erheblichem Mage durch seine materiellen Interessen gebunden wird. Auch die Sklaverei bewirkt auf andere Weise diese Verkettung Ginzelner an ört= lich festsitzende Glieder der Gesellschaft und damit an bestimmte Stellen in derfelben, und wo Leibeigenschaft existirt, da zeigt fich nahezu dasselbe. In folchen Ge= sellschaften aber, die höher integrirt sind, erscheinen nicht nur die Sörigen, sondern auch Andere an ihren Ort gebunden. Bon ben alten Mexikanern fagt Zurita: "Die Indianer verließen niemals ihr Dorf

ober auch nur ihr Quartier. Diefer Ge= brauch wurde so genau beobachtet wie ein Gefet". Im alten Peru "war es Niemand erlaubt, aus einer Proving oder ei= nem Dorfe ins andere überzufiedeln, und wer ohne genügende Urfache reiste, wurde als Vagabund bestraft". Anderswo wurden infolge der die Aggregation begleiten= den Entwicklung des friegerischen Typus ebenfolche Beschränkungen der freien Bewegung unter anderen Formen auferlegt. Im alten Cappten wurden strenge Listen geführt und jeder Bürger hatte fich zu bestimmten Zeiten den Ortsbeamten vorzuftellen. "Jeder Japanese ift eingetragen, und wenn er seinen Wohnort verlassen will, so giebt ihm der Nanuschi oder Vor= stand des Tempels einen Schein barüber." Und endlich finden wir in despotisch regierten europäischen Staaten mehr ober we= niger strenge Bakvorschriften, welche die freie Bewegung der Bürger von Ort zu Ort hemmen und fie in einigen Fällen ge= radezu verhindern, das Land zu verlaffen.

In diesen wie in anderen Sinsichten jedoch treten die Beschränkungen, welche das soziale Aggregat feinen Ginheiten auf= erlegt, in demfelben Maße gurud, als ber industrielle Typus den friegerischen Typus wefentlich zu verdrängen beginnt, teils weil die Gesellschaften mit ausgeprägtem Industrialismus stets reichlich bevölkert find und Glieder genug zur Verfügung haben, um die Stelle der etwa wegziehenden einzunehmen, und teils weil an Stelle bes mit dem friegerischen Regime verbundenen Druckes ein hinreichender anderweitiger Zusammenhang tritt, der aus materiellen Interessen, Familienbanden und Bater= landsliebe entspringt.

Laffen wir also zunächst jene Art der staatlichen Entwicklung, die sich in einem Steigen der Struktur äußert, beiseite und beschränken wir uns auf die in Zunahme der Masse bestehende Art, die wir hier als staatliche Integration unterschieden haben, so kennzeichnet sich dieselbe nach dem Obisgen durch solgende Merkmale.

So lange die Aggregate klein sind, findet die Einverleibung des zum Bachs= tum nötigen Materials in meift geringem Makstabe auf Rosten der Andern statt: das eine beraubt das andere seiner Beute oder seiner Weiber oder adoptirt gelegent= lich seine Männer. Sind die Aggregate arößer geworden, so vollziehen sich diese Einverleibungen mehr im großen, zunächst indem die einzelnen Angehörigen der be= fiegten Stämme zu Sklaven gemacht, balb aber indem folche Stämme einfach in den eigenen Berband aufgenommen werden. Und geben derartig zusammengesette Ag= gregate in zwei und dreifach zusammen= gesetzte Aggregate über, so zeigt sich auch ein immer lebhafteres Streben, benach= barte kleine Gesellschaften zu absorbiren und so noch größere Aggregate zu bilden.

Bedingungen der verschiedensten Art fördern und hindern soziales Wachstum und innere Kräftigung. Das Wohngebiet kann gut oder schlecht geeignet sein, eine große Bevölkerung zu erhalten; es kann durch größere oder geringere Erleichterungen des Verkehrs im Innern das Zusammenwirken begünstigen oder hemmen, oder es kann durch natürliche Schranken oder Fehlen derselben das Beisammenhalten der Individuen unter dem anfangs notwendigen Drucke leicht oder schwer machen. Und endlich, was von den früheren Schickslafen der Rasse abhängt, ihre

Individuen können in höherem oder geringerem Maße jene physischen, emotionellen und intellektuellen Eigenschaften besitzen, welche sie zu vereinter Thätigkeit geschickt machen.

Während der Grad, bis zu welchem die foziale Integration in jedem einzelnen Falle vorzuschreiten vermag, teilweise von diesen Bedingungen abhängt, fommt dabei namentlich auch der Grad der Ahnlichkeit zwischen den Ginheiten in Betracht. Buerst, wo die menschliche Natur noch so we= nig dem sozialen Leben angehaßt ift, daß bas Banze nur lose zusammenhängt, be= ruht die Aggregation hauptsächlich auf ben Banden des Blutes, welche einen er= heblichen Grad von Ahnlichkeit bedingen. Wo dannfolche Bande und die entsprechende Übereinstimmung am stärksten ausgeprägt find, wo also auch gemeinsame Familien= traditionen, ein gemeinsamer männlicher Urahne und gemeinfame Verehrung besfelben bestehen, da bilden sich in der an= gedeuteten Weise ähnliche Ideen und Gefühle aus, und dies sind dann die Gruppen, in benen ber innigfte foziale Bufam= menhang und die größte Fähigkeit des Bufammenwirkens zum Vorschein fommen. Lange Zeit hindurch wird das staatliche Einverständnis zwischen den von solchen alten patriarchalischen Gruppen abstam= menden Klans und Sippschaften im wefentlichen nur durch dies Verwandtschafts= band und die daraus entspringende Ahn= lichkeit ermöglicht. Erft wenn die Anpas= fung an das soziale Leben bedeutende Fortschritte gemacht hat, erscheint ein har= monisches Zusammenwirken zwischen fol= den, die nicht gleichen Stammes find, überhaupt ausführbar, und felbst dann dürfen ihre Berschiedenheiten nicht über

ein gewisses Maß hinausgehen. Wo biese zu groß sind, da zeigt die nur durch Ge-walt zusammengehaltene Gesellschaft das Bestreben, sich zu disintegriren, sobald jene Gewalt nachläßt.

Ift Ahnlichkeit der eine foziale Gruppe zusammensetzenden Ginheiten die eine Bedingung ihrer Integration, so liegt eine andere in ihrer vereinten Rückwirkung gegen äußere Einwirfungen; vor allem ift das Zusammenwirken im Kriege die aktive Ursache sozialer Integration. Den ersten Schritt dazu repräsentiren die vorübergehenden Bundniffe der Wilden zu Ungriff und Abwehr. Bereinigen fich gablreiche Stämme gegen einen gemeinsamen Feind, so bringt die längere Dauer ihrer vereinten Thätigkeit unter gemeinsamer Oberleitung schon einen gewissen Zusam= menhang zwischen ihnen zu ftande. Und Uhnliches wiederholt fich bei noch größeren Aggregaten.

Fortschritt in sozialer Integration ist sowohl eine Ursache als eine Folge der abnehmenden Trennbarkeit der einzelnen Bestandteile. Einfache wandernde Sorden üben auf ihre Glieder nicht den hinläng= lichen Zwang aus, um sie am beliebigen Verlassen der einen und Anschluß an die andere Horde zu verhindern. Wo die Stammesibee mehr entwickelt ift, ba wird der Austritt aus diesem und der Eintritt in jenen schon schwieriger — die Aggre= gate besitzen nicht mehr einen so lockeren Zusammenhang. Und in der langen Beriode, während deren eine Gesellschaft sich durch friegerische Verfassung vergrößert und fräftigt, wird die Beweglichkeit ihrer Einheiten mehr und mehr eingeschränft. Erst mit der Ersetzung des gezwungenen durch freiwilliges Zusammenwirken, das

den entwickelten Industrialismus kennzeichnet, verschwinden diese Einschränzkungen: gewaltsame Vereinigung wird in solchen Gesellschaften hinlänglich durch selbstthätige Vereinigung verdrängt.

Endlich ift noch hervorzuheben, daß die staatliche Integration, je weiter sie fortschreitet, desto mehr die ursprünglichen Unterschiede awischen den vereinigten Bestandteilen zu verwischen ftrebt. Zuerst zeigt fich ein allmähliches Berichwinden jener nicht topographischen Scheidungen, welche aus verschiedener Abstammung her= vorgingen und zur Bilbung von einzelnen Geschlechtern und Stämmen führten, die fich noch lange nach ihrer Verschmelzung zu größeren Gefellschaften zu erhalten pflegen: allmähliche Vermischung hebt fie boch zulet auf. In zweiter Linie geht auch die eigentümliche Organisation, welche die zu einer großen Gruppe verschmolzenen fleineren lokalen Gesellschaften anfangs noch bewahrt hatten, mit ber Zeit burch Bufammenwirken verloren: eine gemeinfame Organisation beginnt fich durch fie hindurch auszubreiten und so wird ihre Eigenart immer undeutlicher. Und drittens erfolgt gleichzeitig ein mehr ober we= niger vollständiges Schwinden ihrer topo= graphischen Abgrenzung und eine Ersetzung berselben burch die neuen administrativen Grenzen der gemeinsamen Organisation. Hieraus ergiebt fich naturgemäß auch ber andere Sat, daß fich im Berlaufe ber sozialen Auflösung zuerst die großen und bann, wenn die Auflösung fortbauert, auch die kleineren Gruppen innerhalb der letteren von einander trennen. So in den alten Reichen des Oftens, die sich nach einander bildeten: die einzelnen König= reiche erlangten meift ihre Selbständigkeit wieder, sobald der sie einigende Zwang aufhörte. So auch im farolingischen Reiche, das anfänglich in seine Hauptabteilungen zerfiel, um sich im Laufe ber Zeit burch. abermalige Teilung der letteren noch weiter zu disinteariren. Und schreitet ber Auflösungsprozeß wie in diesem Falle sehr weit bor, fo findet ein Burudfinken beinabe bis auf den ursprünglichen Zustand ftatt und wir sehen abermals kleine Raub= gefellschaften mit ähnlichen fleinen Gefell= schaften in ihrer Umgebung in beständiger Fehde liegen.

Kleinere Mitteilungen und Ionrnalschau.

Bur Krifik der Mbsonderungstheorie.

n feiner Abhandlung "Über die Entstehung der Arten durch Absonderung" behauptet Morit Wagner*), daß "Darwin, Huglehund die meisten überzeugten Anhänger der Evolutionstheorie ausdrücklich zugeben", die Entstehung von Bariationen erfolge "in den meisten Fällen aus inneren Ursachen" und sei "von den äußeren Verhältnissen völlig unabshängig".

Es scheint angemessen, dieser Behauptung gegenüber Darwin, Huxleh und von den "überzeugten Anhängern der Evolutionstheorie" wenigstens den zu hören, der neuerdings am eingehendsten "Die letzten Ursachen der Transmutationen" erörtert hat, August Beismann.

Darwin fagt bas gerade Gegenteil von dem, was Morit Bagner ihm zuschreibt: "These considerations render it probable, that variability of every kind is directly or indirectly caused by changed conditions of life. Or, to put the case under another point of view, if it were possible to expose all the individuals of a species during many generations to

absolutely uniform conditions of life, there would be no variability."*)

Hugley hält die Frage nach den Ursfachen der Abänderung noch nicht für spruchsreif; er führt die verschiedenen Ansichten an und sagt dann: "At present it can hardly de said that such evidence as would justify the positive adoption of any one of these views exists."**)

Weismann fagt***): "Alle indivisuelle Bariabilität beruht auf ungleichen äußeren Einflüffen", und †): "Somit beruht die Verschiedenheit der Individuen gleicher Abstammung in letzter Instanzlediglich auf der Ungleichheit der äußeren Einflüffe."

Als Folge des Kampfes ums Dasein hat man bisher das Überleben des Passend=
sten betrachtet. Nicht so Morit Wagner.
Er läßt ††) den "Kampf ums Dasein im Haushalt der Natur rastlos thätig" sein,

^{*)} Rosmos, Bd. VII, S. 5.

^{*)} Variation of Animals and Plants under Domestication. Vol. II, 1868, p. 255.

^{**)} A Manual of the Anatomy of Invertebrated Animals. 1877, p. 40.

^{***)} Studien zur Deszendenztheorie. II. Die setzten Ursachen der Transmutationen. 1876, S. XXII.

⁺⁾ Cbenda, G. 306.

^{††)} A. a. D., S. 9.

... "selbst günstig abnorme Individuen durch die Verfolgung ihrer normalen Artzgenossen zu wertilgen oder zur Auswanderung zu zwingen." F. M.

Das sogenannte Sargasso-Aleer.

Bekanntlich hatte man schon im Alter= tum Kenntnis bon den großen Tang= anhäufungen bestimmter Stellen des Welt= meeres und bachte fich, daß diese Stellen Untiefen bezeichneten, auf denen diese Tange, im Boden wurzelnd, wüchsen. Es fnüpfte fich baran die punische Schifferfage von der Unschiffbarkeit des Meeres jen= feits der Säulen des Berfules, feiner Seichtigkeit und der Dichtigkeit dieses Bflanzenwuchses wegen. Der erste, wel= der die Fukusbanke des offenen Meeres mit Forscheraugen betrachtet zu haben scheint, dürfte G. E. Rumph aus Sanau gewesen sein, ber in seinem Herbarium amboinense die Pflanze unter dem Namen Sargassum litoreum abbildete und angab. daß die im Dzean frei schwimmenden Stude von am Strande wachsenden Pflanzen abstammten. Gegen biefe nüchterne Unsicht sträubten sich die wundersüchtigen Reisenden. Wie das Sugwaffer feine frei schwimmenden Wasserlinsen besitzt, benen in den Tropen der großblättrige Waffer= falat (Pistia) entspricht, so follte auch bas Meer freischwimmende Tangarten erzeu= gen, die sich vermöge ihrer blasenförmigen Auftreibungen im Laube ftets an der Ober= fläche hielten und dort Wiesen von un= geheurer Ausbehnung bildeten. Linné nannte daher die Pflanze, obwohl er da= bei von Rumphs Beschreibung ausging, Fucus natans, den fd wimmend en Tana, und hob unter Hindeutung auf die große

Ausdehnung dieser Tangwiesen hervor. daß dies vielleicht unter allen Bflanzen der Erde die in größter Individuenzahl vor= fommende sei. In neuerer Zeit hat na= mentlich Sumboldt durch feine "Anfich= ten der Natur" diese Fukusbänke, von benen zwei im Atlantischen Dzean 6 bis 7 mal fo groß wie Deutschland sein foll= ten, sehr populär gemacht. Auch ihn zog besonders der Gedanke an, daß diese ichwimmenden Wiesen das merkwürdigste Beisviel einer Bereinigung unzähliger Bflanzen derfelben Art darstellten; die amerikanischen Grasebenen, die Beideländer, der nordische Wald mit feinen ein= heitlichen Beständen müßten vor diefer Einförmigkeit die Segel ftreichen. Go all= gemein war die Existenz auf bem hoben Meere gedeihender und üppig fortwachsen= der Tangbanke angenommen, daß fie von Mohr und andern bereits als geologische Faktoren in Rechnung gezogen worden find, fofern fie Material zur Bildung von Steinkohle bergegeben haben follten.

Der Leipziger Botanifer Dr. Otto Runte hat diese fehr allgemein ange= nommenen Unsichten über die frei im Meere gedeihenden Tange feit mehreren Jahren eifrig, auch in unferer Zeitschrift*), befämpft und, von einzelnen Beobachtun= gen auf seinen wiederholten Durchfreuzungen des Atlantischen Dzeans ausgehend, behauptet, die Ansicht Rumphs fei die richtige, es handle sich in diesen Tang= anhäufungen bes offenen Meeres einzig um von Strömungen und Wind zusammengetriebene, durch Sturm und Wellen abgeriffene Fragmente der gleich allen höhe= ren Algen im feichten Ufermeere im Boden und auf Klippen wurzelnden Fukusarten.

^{*)} Rosmos IV, S. 33.

Alles, was gegen die Linné-Humboldtsche Unsicht spricht, hat er in einem größeren Aufsatz gesammelt, welcher im dritten Heft des ersten Bandes (1880) von Englers Botanischen Jahrbüchern*) erschienen ist und dessen allgemeine Schlußsolgerungen wir hier mitteilen wollen.

- 1) Die Aufstellung einer besondern, nur im freien Meere vorkommenden Spezies (Sargassum bacciferum) seitens Linné, Turner, C. und G. Agardh beruht nur auf einer Reihe von Jrrtümern, und es ist kein einziges Merkmal stichhaltig, um dieselbe von strandwüchsigem S. vulgare zu trennen.
- 2) Es sind als S. baceiserum von späteren Autoren und Reisenden sehr versschiedene Formen beschrieben und bestimmt, bez. im Atlantischen Ozean, wo nur diese vermeintliche Art freischwimmend existiren sollte, gefunden worden, die zu den extremsten Sargassum-Arten gerechnet wers den müssen.
- 3) Es sind stets nur abgebrochene, obere Verästelungen schwimmend gefunden worden, die meist stark verzweigt, blasenzeich und kleinblasig sind, während die unteren, einsacheren, blasenarmen, groß=blasigen und im älteren Zustande blatt=losen Teile im hohen Dzean immer sehlen.
- 4) Es sind nur Reste alter Pflanzen schwimmend bekannt, während doch die jüngsten Pflanzen, die bei Sargassum unsverzweigt, blasenlos und sehr dicht bes blättert sind, nicht sehlen dürsten, falls S. bacciferum eine freischwimmende, peslagische Pflanze wäre.
- 5) Die schwimmenden Sargassum-Fragmente befinden sich stets im Zustande

ber Verbleichung ober Verwefung; das Olivengrun im durchfallenden Lichte, wie man es bei den normalen Strandformen gewahrt, ist fast stets verschwunden.

- 6) Die Stellung der Zweigbuschel ift in der Regel eine verkehrte, indem die Zweigspitzen und die geraden Blätter nach unten, die durch den Bruch entstandenen, dichten unteren Stengelenden nach oben gerichtet sind.
- 7) Ein regelmäßiges Wachstum von schwimmendem Sargassum giebt es nicht; selbst das abnormale Wachstum, welches abgebrochene Pflanzen im Wasser furze Zeit manchmal noch zeigen, ist nur vermutet, nicht exakt beobachtet worden.

Hinsichtlich der bestimmten und wohl umschriebenen Ortlichkeiten, in benen Sargaffobante auf unferen Seefarten bargestellt werden, als wenn sie daselbst in unverminderter Masse fort und fort vege= tirten, äußert fich Runte auf Grund eigener Beobachtungen und mannigfacher Erfundigungen: "Daß man von einem fonstanten und bestimmten Areal des Sar= gassomeeres, welches also vom Strand abgerissene, absterbende und allmählich untersinkende Fragmente von Sargassum enthält, nicht reden darf. Diese Fragmente sind wohl in den atlantischen Windstillen etwas häufiger als in allen andern Teilen der Dzeane, aber sie fehlen auch dort oft vollständig, oder sie finden sich nur vor= übergehend, stellenweise und zeitweise vorhanden, insbefondere nachdem ein größerer Sturm an den Rüften gehaust hat. Allen= falls, wenn ein andauernder Wind aus einer Richtung mit den oberften Waffer= schichten die vereinzelten frautigen Reste des Sargassomeeres zusammenfegte und sich diefe Wafferschichten an Meeresftrö=

^{*),,}Revision von Sargassum und das Sargassum und das Sargassum und einer Karte.

mungen, ober burch konträre Winde, ober an Inseln stauen, so daß die vereinzelten Sargassoreste sich ineinander verwirren, erscheinen sie manchmal "massenhaft", z.B. an den Bermudainseln im Frühjahr nach den Üquinoktialstürmen, aber doch in restativ geringen Mengen."

Als Resultat dieser kritischen Forsschungen würde sich somit ergeben, daß jene in Reisewerken und geographischen Handbüchern unzählige Male geschilderten Fukusbänke des offenen Meeres, soweit sie als aus lebenden, schwimmend vegetirenden Algen bestehend angesehen wurden, wahrscheinlich zu den — Schiffermärchen gerechnet werden müssen.

Die Bwangsbefruchtung einiger Sistineen.

In der letten Julifitung der Gefellschaft naturforschender Freunde zu Berlin berichtete Professor Paul Afcherson über einige fehr merkwürdige 3wangs= vorrichtungen, welche die endliche Befruch= tung der Blüten verschiedener Ciftineen sichern. Wir entnehmen den Sitzungs= berichten der Gesellschaft (1880, Nr. 7), auker den uns freundlichst überlassenen Abbildungen, folgende Einzelnheiten dar= über: Die neuerdings vielbesprochene Rleiftogamie - b. h. Selbstbefruchtung in Blüten, die sich gar nicht öffnen — war auch bei mehreren Arten der Gattung Helianthemum beobachtet worden, na= mentlich an amerikanischen Arten durch Torren und Afa Gray, und es wurde auch hier die viel geringere Größe der kleistogamen Blüten gegenüber den von derfelben Urt hervorgebrachten gewöhn= lichen (chasmogamen) Blüten fonstatirt.

Bei H. canadense Mich. find die aus fleistogamen Blüten hervorgehenden Rap= feln nur stednadelkopfgroß, gegenüber ben 3" langen Rapfeln ber chasmogamen Blüten. Was die viel zahlreicheren Arten der alten Welt, befonders des Mittelmeer= gebietes betrifft, fo hatte bereits Linne im botanischen Garten von Upfala bei aus spanischem Samen gezogenen Exemplaren von H. salicifolium und H. guttatum reife Früchte bervorgeben feben, aus Blüten, die sich gar nicht geöffnet hatten. Ferner hatte Delile vor hundert Jahren an dem von ihm in der Rähe der Zitadelle von Rairo entdeckten H. kahiricum fleifto= game Blüten gefunden, ohne die Gigen= tümlichkeit derselben flar zu erkennen. Ufcherfon fand diefelbe Bflanze (Sanuar 1880) an demselben Fundorte mit fleisto= gamen Bluten, während fie Schwein= furth im April 1875 und 1880 bei Se= luan und Sues nur mit chasmogamen Blüten angetroffen hatte.

Die fleistogamen Blüten diefer Pflanze (Fig. 1 a) find, ungleich benen jener ame= rifanischen Arten, nicht erheblich kleiner als die chasmogamen, boch läßt sich eine fleistogame Knospe und Blüte von den dasmogamen schon durch ihre mehr zugefpitte Form unterscheiden. Bei genaue= rer Untersuchung ergeben sich folgende Unterschiede: Die kleistogamen Blüten haben durchicheinende, glasglänzende, ober= wärts zu einem spigen Mütchen fest ber= ivachsene Blumenblätter, 5-6 Staub= gefäße und einen fehr furgen Griffel; die gewöhnlichen (chasmogamen) Blüten da= gegen gelbe, glanzlose, unverwachsene und beträchtlich größere Blumenblätter, 10 bis 12 Staubblätter und einen Griffel, der mindestens so lang ist wie der Fruchtknoten.

Um auffälligften tritt die Rleiftogamie an der halbreifen Frucht hervor. Dieselbe ift noch, wenn fie ichon ihre volle Größe erreicht hat, von den mütenförmig zu= sammenhängenden Blumenblättern, deren gedrehte Anospenlage auch dann noch fehr schön zu erkennen ist, bedeckt (Fig. 1 b). Dieses spite Mütchen wird öfter erft beim Aufspringen der Kapsel abgeworfen oder zerriffen. Entfernt man die Korolle von der halbreifen Frucht, so bemerkt man (Fig. 1 c) die Staubblätter noch fämmt= lich oder teilweise vermittelst der aus den

Antheren hervorgewachsenen Pollenschläude auf der Narbe angeheftet, durch das Längenwachstum der Kapsel aber losge= riffen und am obern Teile derfelben her= abhängend. Ahnlich, wie es Mohl bei den kleistogamen Blüten von Beilchen= arten beobachtet hat, wechselt mit diesem Vorkommen auch dasjenige, bei welchem sich unter den Mütchen ausgestäubter Pollen befindet, und dann sind die Staub= beutel nicht durch die Pollenschläuche auf der Narbe festgeheftet, sondern haften der Innenfläche der Korolle an.

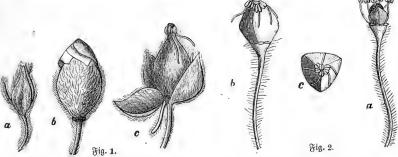


Fig. 1. Rleiftogame Blüten von Helianthemum kahiricum Delile (3/1).

Fig. 2. Helianthemum guttatum (L.) Mill. (3/1).

Einen ähnlichen Wechsel kleistogamer chasmogamer Blüten beobachtete Ascherson auch bei H. Lippii (L.) Pers. var. micranthum Boiss. an Exemplaren, die teils von ihm selbst bei Kairo, teils von Schweinfurth in der arabischen Bufte, bei Sues und in Sudperfien ge= fammelt worden find. Das Mütchen zeigt hier einen besonders starten Glasglang, besteht aber aus weniger fest verwachsenen Blumenblättern. "Es liegt auf der Hand," bemerkt Afcherson, "daß das Vorkom= men kleistogamer Blüten für eine wüsten= bewohnende Aflanze eine besonders vor= teilhafte Eigenschaft darstellt, da unter den in der Bufte vorkommenden Insekten | H. guttatum und salicifolium ist neuer=

die blumenbesuchenden nur spärlich ver= treten find. Es ist daher aufällig, daß unter den Buftenpflanzen bisher fo wenige Fälle von Kleistogamie beobachtet worden sind. Aus Egypten läßt sich außer den erwähnten Sonnenröschenarten vielleicht nur noch Salvia lanigera, welche Sch wein= furth in der Arabischen Büste mit kleisto= gamen Blüten traf, während fie in Egyp= ten nur chasmogam beobachtet wurde, an= führen, ferner Campanula dimorphanta Schwf., Lamium amplexicaule L., Ajuga Iva Schreb. und Juncus bufonius L., die aber alle in der Buste nicht vorkommen.

Die oben erwähnte Beobachtung an

bings nicht wiederholt worden, jedenfalls nähern sich diese Pflanzen durch die furze Beit, während welcher fie in den Morgenftunden sich öffnen, der Kleistogamie, und Afcherfon fah die Anospen der erfteren, im Juli 1880 bei Potsbam gefammelten und in einem Wafferglase vierzehn Tage fortfultivirten Art nur so spärlich an ber Spite fich öffnen, daß jedenfalls durch die zusammengerollten Blumenblätter hin= durch keinem Insekt die Befruchtung möglich gewesen ware. Als Afcherfon die mit Früchten versebenen Eremplare von H. guttatum untersuchte, da fand er stets innerhalb der der Kapfel dicht anschließen= den drei inneren Relchblätter die (aufge= fprungenen) Staubbeutel dicht zusammen= gedrängt auf der Spite der Frucht, und ihre Vilamente von ihrer Bafis losge= trennt, den obern Teil der Rapfel um= gebend (Fig. 2b von der Seite, c von oben). Die Staubbeutel werden hierbei durch die große, scheibenförmige, sitzende Narbe zusammengehalten, der fie fo fest anhaften, daß es leicht gelingt, die Narbe in Verbindung mit den Antheren von der halbreifen Frucht abzulöfen.

Diese Erscheinung, welche so auffällig an das Verhalten der halbreisen Früchte kleistogamer Blüten erinnert, veranlaßte zur genauern Versolgung der auseinander= folgenden Stadien der Blütenentwicklung. Während des Offenseins der Blüte, welche sich bekanntlich in den frühen Morgenstun= den öffnet und schon vor Mittag schließt, ste= hen die Staubbeutel beträchtlich höher als die große weiße Narbe, seitlich etwas von ihr entfernt (Fig. 2 a). Die Antheren, welche er in den dem Ausbrechen nahen Knospen noch geschlossen fand, springen vermutlich beim Entfalten der Blumenblätter auf.

Da die Blume eine nach der Sonne, also im ganzen nach oben gewendete Fläche barftellt, fo fann ber Pollen leicht auf die Narbe fallen; die Möglichkeit ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß ein auf der Blüte anfliegendes fleines Infekt zuerst die Narbe berührt, mithin Fremdbestäubung bewirken fann, wahrscheinlicher ist indes, daß das= felbe zuerst eine oder einige Antheren berührt, zumal die Blüten der Ciftageen, die feinen Honig enthalten, nur des Pollens wegen von Insetten besucht werden. Die Chancen der Fremdbestäubung sind hier also noch geringer als bei der bei uns ver= breitetsten Art H. Chamaecistus Mill., bei welcher, wie bei den meisten übrigen Arten, die von einem langen Griffel getragene Narbe in der offenen Blüte in gleicher Böhe mit den Antheren fteht.*) Im Laufe bes Vormittags fallen nun die Blumen= blätter, eines nach dem andern, ab, und die innern Relchblätter schließen so rasch und mit fo ftarkem Drucke wieder gufam= men, daß mitunter noch das lette Blumen= blatt an feiner Bafis festgehalten wird, welches man dann an der halbreifen Frucht vertrodnet findet. Sierbei werden die Staubbeutel selbstwerftändlich an die Narbe angedrückt, und da fie an ihren Nähten noch reichlich mit Pollen behaftet find, fo findet nunmehr, wenn die Narbe auch unbestäubt geblieben oder mit frem= dem Pollen belegt fein follte, Selbstbeftäu= bung mit Notivendigkeit ftatt; die Staub= beutel haften dabei so fest an der flebe= rigen Oberfläche der Narbe, daß fie bei der Bergrößerung der Frucht dort fleben blei-

^{*)} Bergl. über die Bestäubung dieser Art: Sermann Müller, Befruchtung der Blumen durch Insetten (1873), S. 147, und Alpenblumen (1881), S. 160.

ben, wogegen die Filamente von ihrer Insertion abgetrennt werden.

Wir haben mithin bei den chasmogamen Blüten des Helianthemum guttatum Bestäubungsverhältnisse, welche sich denen kleistogamer Blüten möglichst annähern. Es ist fast, als ob die Pslanze, nur pro forma das Gesetz der Dichogamie anerkennend, eben noch die Möglichseit der Fremdbestäubung während der wenigen Stunden des Offenseins der Blüten zusließe, obwohl auch in diesem Stadium die Chancen der Selbstbestäubung weit größer sind. Nach der Schließung des Kelches besindet sich die Blüte unter Bedingungen, die mit denen einer kleistogamen sast völlig identisch sind.

Es lag die Vermutung nahe, daß noch bei manchen andern Arten diefer Gattung und Familie ähnliche Einrichtungen sich finden würden. In der That fand ber Uffistent am Botanischen Institute zu Schöneberg bei Berlin, S. Potonie, unter ben im bortigen botanischen Garten fultivirten Ciftineen einige weitere Beispiele in H. villosum Thib. und H. ledifolium (L.) Willd. (= H. niloticum Pers.). Die Blüten dieser Arten scheinen fast noch für= zere Zeit offen zu fein, als die des H. guttatum; man findet sie schon bald nach 10 Uhr geschloffen. Bier find indeffen die Chancen der Fremdbestäubung günstiger als bei ber lettgenannten Art, da die nicht febr gablreichen Untheren in gleicher Sobe mit der auf furgem Griffel ftehenden grüngelblichen, ziemlich tief geteilten Narbe fich befinden. Die Narbe war in der geöffneten Blüte ichon mit Bollen belegt, ber ficher aus fremden Blüten stammte, ba ein verhältnismäßig reicher Insektenbesuch konstatirt werden konnte. Beim Schluß bes

Kelches werden die Blumenblätter, welche bei H. villosum viel fürzer, bei H. ledifolium höchstens ebenso lang sind, wie die Kelchblätter, in der Regel mit eingeschlosen und sinden sich mit den der Narbe angehefteten Staubblättern der Kapsel, die später weit aus dem Kelche hervortritt, angeklebt.



Fig. 3. Cistus villosus L. (5/1.)

Noch auffallender als bei irgend einer Art dieser Gattung findet sich der oben an H. guttatum geschilderte Vorgang, wie 5. Potonie beobachtete, bei mehreren Arten ber Ciftusrofen, welche oft meilenweite Streden der Mittelmeerlander in einen einzigen Garten wilder Rofen zu verwandeln scheinen. Bei Cistus hirsutus Lamarck sowohl wie bei C. villosus L., der verbreitetsten rotblühenden Art der Mittelmeerländer, findet man die halbreife Frucht, wenn man den dichtanschließenden Reld öffnet, von den zahlreichen, dicht gedrängten Antheren gefrönt, welche bei C. hirsutus ein rundliches, bei C. villosus (Fig. 3) ein längliches Röpfchen darstellen, dessen Achse der Griffel bildet. Die nach dem Abfallen der Blumenblätter zufam= menschließenden inneren Relchblätter üben auf die eingeschlossenen Geschlechtsorgane einen so starken Druck aus, daß die weischen, saftigen Filamente zu einer zusammenshängenden, den Fruchtknoten mantelförmig umgebenden Masse zusammengequetscht werden, in der nur hier und da, wie die Figur zeigt, zufällige Spalten und Lücken bleiben. Der Zusammenhang dieser sozusagen künstlichen Staminalröhre ist so sest, daß sie auch vertrocknet als Ganzes von dem sich vergrößernden Fruchtknoten emporgehoben wird und, von dem Antherensföhschen gekrönt, den Scheitel der reisenzben Frucht bedeckt:

Erwachsene Riementragende Tritonen,

wie fie früher von Schreibers, Jullien, Filippi und von Chner beobachtet wor= den find*), wurden am 10. Juni d. J. beim Ausräumen eines Brunnens zu Jena mit dem Schlamme emporgebracht, ftarben aber alsbald. Die von dem Uffiftenten am bortigen Zoologischen Institute, Otto hamann, vorgenommene Untersuchung ergab, daß die 8 cm langen Tiere zu Triton cristatus gehörten, obwohl sie nicht ben unterwärts roten, ichwarz punktirten Leib berfelben befagen, sondern auf ber Unterseite weiß erschienen, während die Dberfeite auf graubraunem Grunde ichwarz gefleckt war. Jederseits des Kopfes waren drei äußere, baumförmig entwickelte Riemenbüschel vorhanden, welche bei bem arößten der fechs Eremplare 0,6 cm lang waren. Die Blutgefäße in demfelben zeig= ten sich vollkommen gefüllt, zum Zeichen, daß die Kiemen noch in Funktion gestan= ben hatten. Gleichzeitig waren auch die Lungen normal entwickelt und mit Luft gefüllt. Befonders merkwürdig war die

Ausruftung des Mundes. Die beiden gro-Ben Gaumenplatten, wie fie fich fonft bei ben Larven der Tritonen an Stelle der erft später auftretenden bleibenden Zähne finden, waren hier mit vollkommen ent= widelten Bahnen berfeben, ebenfo Dber= und Unterkiefer, der lettere mit zwei Reiben von Bähnen. Diefelben Berhältniffe der Bezahnung, wie sie sich hier bei allen Individuen fanden, die auch fonst in ihrem gesammten Bau übereinstimmten, hatte von Ebner bei feinen ähnlichen Tritonen gefunden; während diefelben aber larven= artige Ertremitäten befagen, gleichen die Beine ber Jenaer Tritonen benjenigen normaler erwachsener Tiere. Sie waren aber noch nicht, wie die von Filippi be= obachteten, geschlechtsreif.

Diese seltsame Mischung von Larvenzuständen mit benen erwachsener Tiere ruft wieder die Frage hervor, ob wir es in diesen Fällen mit einem Rückschlag auf frühere Buftande, oder mit einer besondern Anpassung an spezielle Verhältnisse zu thun haben. Weismann hat bekanntlich ben ähnlichen, beim Arolotl beobachteten Fall als Rückschlag gebeutet, allein man fann hier wohl nur von einer zurückgehal= tenen Entwicklung reden, deren Urfacheder tiefe Brunnen, aus welchem die Tiere nicht aufs Land kommen konnten — hier besonders deutlich vor Augen liegt. Es handelt sich also um eine Anpassung an befondere Verhältniffe infofern, als nüt= liche Ausrüftungen der Larve beibehalten werden, während das Tier sich im allge= meinen über den Zuftand der Larve bin= aus entwickelt. Wird diese gemischte Dr= ganisation durch Fortbauer der erzeugen= den Umstände dauernd, so kann man wohl von der Entstehung einer neuen Barietät

^{*)} Rosmos, Bd. I, S. 78.

burch Anpassung an besondere Lebensberhältnisse sprechen, und zwar von einem Beispiel der direkten Anpassung. (Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft. Bb.XIV, N. F. VII, S. 567.)

Die verallgemeinerten Formen der sekundären und ferfiären Säugeliere.

3m American Journal of Science (Sept. 1880) beschreibt Brofessor D. C. Marsh in New-Saven eine Anzahl von Säugetierreften, die fämmtlich aus dem zur Juraformation gehörigen und wahr= scheinlich ben Purbeckschichten Englands entsprechenden Atlantosauruslager*) ent= stammen. Es befinden sich barunter eine Anzahl neuer Arten der früher von Marsh beschriebenen Gattungen Stylacodon; Tinodon, Dryolestes und Ctenacodon, die eigentümlichsten Reste aber gehören einer neuen Gattung und Art an, welche den Namen Diplocynodon victor erhielt. Die neue Art würde zu den größten bisher befannten Jurafäugetieren gehören. Der besterhaltene Rest ist eine rechte Unter= finnlade, beren Bahne größtenteils barin feftsiten (Fig. 1). Diese Rinnlade ift gang= lich verschieden von allen bisher beschrie= benen und bietet mehrere Charaftere von besonderem Interesse. Wenigstens drei nach vorn gerichtete Schneibezähne waren ehemals darin enthalten. Der Edzahn ift fehr groß und mittelst zweier Wurzeln in= serirt. Dieser wichtige Charafter hat der Gattung ihren Namen gegeben. Die Reihe ber Badenzähne besteht aus nicht weniger als zwölf im wesentlichen gleichgestalteten, fämmtlich doppelwurzeligen Zähnen. Dar= unter sind anscheinend sechs Lückenzähne.

Der zweite von letteren ist kleiner als der erfte, und die andern nehmen schrittweise an Größe zu. Der hinterfte wahre Baden= gabn war kleiner als die andern. Die Kronen dieser Bahne find aus einem äu-Bern Sauptkegel mit einem fleinen höbern Lappen nach vorn und einem niedrigeren nach hinten zusammengesett. Dasselbe wiederholt fich im verjüngten Makstabe nach der innern Seite, nur ist der hintere niedrige Vorsprung oft rudimentär ober fehlt. Die Kinnlade ist verlängert und unten zierlich ausgebuchtet. Der Kondplus ist fehr niedrig gestellt, beinahe in einer Linie mit den Bahnen. Der Winkel ber Rinnlade ift in einen beutlichen Fortfat ausgebehnt, beffen unterer Rand fich nach außen wendet, obwohl der gesammte Fort= fat mehr eine Richtung nach innen zeigt. Ein zweites Stud von anscheinend berselben Spezies ist ein linker oberer Riefer mit dem Edzahn und acht wohlerhaltenen Backenzähnen von im allgemeinen ähn= licher Bilbung. An die Beschreibung die= fer und der übrigen Gattungen fekundärer Säugetiere Amerikas*) knupft Professor Marsh einige allgemeine Bemerkungen von bedeutender Tragweite, die wir im folgenden möglichst wortgetreu wieder= geben wollen.

"Die mesozoischen Säugetiere," sagt er, "sind bisher sehr allgemein zu den Beuteltieren gerechnet worden. Eine Unstersuchung aller bisher bekannten und jetzt schon über sechzig Individuen betragenden mesozoischen Säuger hat den Schreiber überzeugt, daß sie in keiner der gegenwärtigen Ordnungen befriedigend untergebracht werden können. Das scheint sich ebenso von denjenigen europäischen

^{*)} Bergl. Rosmos, Bd. V, S. 138 ff.

^{*)} Bergl. Rosmos, Bd. VI, S. 63 u. 389.

Formen fagen zu lassen, welche Marsh Gelegenheit gehabt hat, zu untersuchen. Mit nur wenigen möglichen Ausnahmen sind die besterhaltenen mesozoischen Säuger offenbar niedere verallgemeinerte Formen, ohne irgend welche entschiedene marsupiale Charaftere. Nicht wenige von ihnen zeigen Kennzeichen, welche direkter zu den In-

sekenfressern neigen, und die borhandenen Beweise, soweit sie auf die Fundstücke an sich basirt sind, würden sie zu der letzteren Gruppe versetzen, wenn sie überhaupt in einer modernen Ordnung unterzubringen wären. Dies ist indessen bisher noch nicht systematisch versucht worden, und die bestamten Thatsachen sind dagegen.

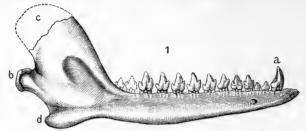


Fig. 1. Rechte Unterfinnlade von Diplocynodon victor Marsh. Außere Ansicht. (2/1.) a Echanh, b Kondylus, c Kronenfortsat, d Unterfieserwinkel.

In Anbetracht dieser Unsicherheit icheint es mit dem gegenwärtigen Zustande ber Wiffenschaft mehr im Ginklang, das Gewicht der verallgemeinerten Charaftere dieser alten Säuger mindestens als ben Wert einer besondern Ordnung einnehmend anzuerkennen, statt zu versuchen, sie durch spezialisirte Züge moderner Typen zu mes= fen, mit welchen sie wenig wirkliche Ber= wandtschaft besitzen. Mit Ausnahme we= niger abirrender Formen mögen die be= fannten mesozoischen Säuger in eine ein= zige Ordnung gestellt werden, welche pas= send Pantotheria (Alltiere) genannt wer= den fann. Einige der wichtigsten Charaftere biefer Gruppe würden die folgenden fein:

- 1) Gehirnhemisphären glatt.
- 2) Zähne in der Normalzahl 44 oder darüber.
- 3) Prämolare und Molare unvollständig differenzirt.
- 4) Edzahn mit zweispaltiger oder rinniger Burzel.

- 5) Üste der untern Kinnlade an der Fuge unverwachsen.
- 6) Mylohyvidgrube deutlich auf der Innenfeite der Unterkinnlade.
- 7) Winkel der untern Kinnlade ohne beutliche Einbiegung.
- 8) Kondylus der untern Kinnlade nahe oder unter dem Horizont der Lähne.
- 9) Kondylus senkrecht oder rund, nicht guer.

Die verallgemeinerten Formen bieser Ordnung waren zweisellos diejenigen, von denen wenigstens die modernen Insektenfresser und Beuteltiere abgeleitet werden müssen.

Eine andere Ordnung mesozvischer Sänger wird beutlich durch Plagiaulax und die verwandte Gattung Ctenacodon*) repräsentirt. Dies sind sämmtlich hoch spezialisirte Seitenformen, welche anscheinend keine Nachkommen hinterlassen haben.

^{*)} Bergl. Fig. 2 u. Kosmos, Bd. VI, S. 389.

Diese Ordnung, welche Allotheria (fremde ober anders aussehende Tiere) getauft werden mag, kann von der vorstehenden Gruppe durch die folgenden Charaktere unterschieden werden:

- 1) Zähne bedeutend unter der normalen Zahl.
 - 2) Edzähne fehlend.*)

- 3) Prämolar= und Molarzähne spezi= alisirt.
- 4) Winkel der untern Kinnlade beutlich eingebogen.
 - 5) Mylohyvidgrube fehlend.

Diese Charaktere würden thatsächlich für sich nicht hinreichen, die Plagiaulaziden von einigen der Beuteltiergattungen zu

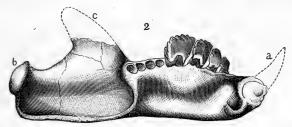


Fig. 2. Linke Unterkinnsade von Ctenacodon serratus Marsh. Innere Ansicht. (4/1.) Bedeutung der Buchstaben wie in Fig. 1.

trennen, und fünftige Entdeckungen mögen beweisen, daß sie zu dieser Gruppe gehören, worin sie dann eine wohlmarkirte Untersordnung vorstellen würden."

So weit Prof. Marsh. Um Misverständnisse zu verhüten, wird es indessen gut sein, einige Bemerkungen hieran anzusenüpsen. Die Erkenntnis, daß die mesozoischen Säuger von den Beuteltieren unserer Zeit verschieden sind, ist nicht neu, dennoch boten die fast allein erhaltenen Kieferreste so viel Übereinstimmung, daß sie die aus allgemeinen Gründen gewählte Bezeichnung der mesozoischen Säuger als Beuteltiere zuließen. Denn wir können uns nicht leicht eine andere Vorstuse der echten Säuger vorstellen, als die Beutelstiere und selbst das niedrigst organisirte Säugetier, welches wir kennen, das

Schnabeltier, besitt bereits die Beutelfnochen. Nun ist schon längst darauf hingewiesen worden, daß die mesozvischen Säuger in ber Allgemein = Organisation, von der besondern Bildung des Gebiffes abgesehen, dem Schnabeltier näher ge= standen haben mögen, als den heutigen Beuteltieren, benn natürlich fann man nicht verlangen, daß die heutigen Beutel= tiere noch den Urbeuteltieren in allen Studen gleichen follen; fie werden fich vielmehr ebenso spezialifirt haben, wie alle andern Geschlechter. Die früher häufig ausgesprochene Ansicht, daß irgend ein ausgestorbenes Tier identisch sei mit den heute lebenden, ist felbst für die Quartar= tiere vor kurzem von Forsyth=Major*) erschüttert worden. Aber für das allge= meine Verständnis des Entwicklungsganges bürfte es sich boch vielleicht empfehlen, jene Urfäugetiere als Urbeuteltiere weiter zu betrachten, so lange nicht nachgewiesen

^{*)} Anm. d. Red. Soll wahrscheinlich heis gen: bisher nicht vorgesunden, denn an der diesem Artikel beigegebenen, oben wiedergegebenen Figur ist ein solcher restaurirt.

^{*)} Bergl. Rosmos, Bd. VI, S. 359.

werden kann, daß ihnen die Beutelknochen wirklich geschlt haben. Hat man die Überbleibsel ihrer Beckeneigentümlichkeiten doch noch an heute lebenden Raubtieren*), und selbst beim Menschen nachgewiesen.

Auch hinsichtlich ber tertiären Säuge= tiere brängt freilich alles dahin, in den ältesten von ihnen ebenfalls ganz verall= gemeinerte Formen zu erkennen, welche Cope als Bunotherien **), Gaudry als Subdidelphen (!) bezeichnet hat. Zu ähn= lichen Schlüssen ist auch fürzlich Dr. Liktor Lemvine burch feine Studien über die Säuger ber eogänen Ablagerungen aus ber Nachbarschaft von Rheims gelangt, über welche derfelbe bei Gelegenheit der vorjährigen Verfammlung der Franzöfischen Naturforschergesellschaft ausführliche Mit= teilungen machte. Wir entnehmen bem Berichte über diese Versammlung ***) folgende Einzelnheiten zur Erganzung bes obengesagten. Von den ungefähr vierzig neuen Arten dort gefundener eozäner Säugetiere, die zu den Ordnungen der Raubtiere, Infektenfreffer, Nager und Didhauter gehören, bemerft Lemoine, daß ihre vorstechende Sigentümlichkeit darin besteht, daß sie "gemischte" Typen dar= stellen, und zwar derart, daß die "Kom= plexität" diefer Mischung in demfelben Berhältnis größer ift, als das Alter des Tieres, eine Auffaffung, die nur ein an= berer Ausbruck für dasjenige ist, was Marsh fachgemäßer "Berallgemeinerung des Typus" nennt. Lemvines neue eo= zäne Raubtiere sind folde komplere (oder verallgemeinerte) Typen, indem sie Ahn=

lichkeiten mit Bachnbermen, Lemuren und Beuteltieren aufweisen. Die Bezahnung der Gattung Arctocyon, von welcher Le= moine zwei neue Arten fand, bietet eine Art Kombination von derjenigen der Ur= siben mit berjenigen ber Borgiben, be= fonders mit Entelodon, während die Schäbelform, die Ginbiegung des Unterfieferwinkels und die Durchbohrung des Oberarmbeins Beuteltiercharaktere zu fein scheinen, und die Schwanzwirbel einiger= maken benen ber Lemuren analog find. In die Gruppe der eigentlichen Raubtiere stellt Lemvine die Gattung Hyaenodictis, während Proviverra die weni= ger ausgesprochen farnivoren Caniden und Biberren repräsentirt. Ginige fleine Säuger, die anscheinend jum Klettern or= ganisirt waren, mögen den Lemuren Mabagaskars geglichen haben, wie es nach ber Rahnbildung einiger derselben icheinen will. Die lettere ift indessen verschieden= gestaltig, so daß, während gewisse Arten Insettenfresser gewesen zu fein scheinen, andere wahrscheinlich fruchtfressend und noch andere einer gemischten Diät ange= pakt waren. Lon diefer Form, welche er geneigt ift, in Copes Klaffe der Mefodonten*) zu ftellen, zählt Lemoine zahl= reiche Arten auf, welche er den Gattungen Protoadapis Lem., Plesiadapis Gerv. und Miacis, Diacodon und Opisthotomus Cope beigählt. Gin einzelner Badengahn glich bemfelben Bahn von Phenacodus Cope. Wenn diese Bestimmungen sich bestätigen, werden sie eine interessante Analogie zwi= iden den eozänen Kaunen von Kranfreich und Neumeriko andeuten, und eine ähn=

^{*)} Bergl. Rosmos, Bd. VII, S. 152.

^{**)} Bergl. Rosmos, Bd. II, ©. 502. ***) Comptes rendus de l'Assoc. franç. 1879. p. 585.

^{*)} Über die hier erwähnten Klassen der Mesodonten, Täniodonten vergl. Kosmos, Bd. II, S. 508 ff.

liche Analogie ist bereits in den Floren burch Saporta nachgewiesen worden. Zwei andere Formen scheinen zu der ame= rikanischen Gruppe der Täniodonten zu gehören, und bieten Übereinstimmungen mit den eben erwähnten Mesodonten und ben noch lebenden Ragern und Zahn= armen. Ühnliche Analogien scheinen in ben Typen vorzuwalten, welche Lemvine als Vertreter der Pachhdermen betrachtet. Die paarzehigen Bachbermen find durch zwei Spezies von Dichobune, und andere, die eine neue Gattung (Lophiodochoerus) ausmachen, vertreten. Die Beriffodaktyla sind zahlreicher und schließen Arten von Hyracotherium, Lophiodon, Coryphodon und andere Formen ein, welche fehr fonder= bare und verschiedenartige Ahnlichkeiten barbieten.

Dieser neue Zuwachs ber eozänen Sängerfauna Frankreichs ist also doppelt wichtig, einmal durch seine Ühnlichkeit mit der gleichzeitigen amerikanischen Säugerfauna, und dann, indem er nach allen Seiten die Beobachtungen der amerikanischen Paläontologen über den allseitigen Zusammenhang der ältesten Säugerformen bestätigt, welcher auf einen gemeinsamen Ursprung von weniger differenzirten Ahnen hindeutet, die wir in den Pantotherien vermuten dürfen.

Übersicht der mitteleuropäischen Wirbestierfauna aus der Quartärzeit.

In der Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft (Jahrg. 1880, S. 468 bis 509) giebt der um die Kenntnis der Quartärfauna Deutschlands hoch verdiente Oberlehrer Dr. Alfred Nehring in Wolfenbüttel eine Übersicht der fossilen Wirbeltierreste von vierundzwanzig mittel= europäischen Fundstätten, als Vorläufer einer monographischen Bearbeitung biefes Gegenstandes. Die betreffenden Fundorte erstrecken sich nördlich bis Magdeburg und Wolfenbüttel, füdlich bis zur Schweizer= grenze, westlich bis zum Rhein und nach Belgien und öftlich bis Wien und Ruffisch= Polen. Sie ergeben bekanntlich, daß auf die Fauna der Eiszeit in Mitteleuropa eine Steppenfauna*) gefolgt ist, wie dies zuerst durch Nehrings Untersuchungen der Funde bei Thiede und Westeregeln erfannt und an andern Orten durch den Reich= tum an Steppennagern bestätigt wurde. Bur Übersicht möge das nachstehende Ber= zeichnis der höhern Wirbeltiere dienen, in welchem diejenigen Tiere, welche ganz ausgestorben find, ein Kreuz (+), diejenigen, welche jett gar nicht oder nur vereinzelt in dem betreffenden Gebiete borkommen. ein Sternchen (*) erhalten haben:

- 1) Vespertilio murinus, gem. Fledermaus.
- 2) Sonftige Fledermausarten.
- 3) Vesperugo-Arten.
- 4) Plecotus auritus, langöhrige Flederm.
- 5) Sorex vulgaris, Spinmaus.
- 6) ,, pygmaeus, Zwergspitmaus.
- 7) Crossopus fodiens, Wasserspitmaus.
- 8) Crocidura (araneus ober leucodon?).
- 9) Talpa europaeus, Maulwurf.
- 10) Erinaceus europaeus, Igel.
- 11) †Felis spelaeus (leo), Löwe.
- 12) " lynx, Luchs.
- 13) " catus fera (und domestica).
- 14) †Hyaena spelaea, Höhlenhyäne.
- 15) *Canis lupus, Wolf.
- 16) ,, familiaris, Haushund.
 - *) Bergl. Rosmos, Bb. I, G. 74.

- 17) *Canis vulpes, Juchs.
- 18) " fulvus, Rotfuchs,
- 19) * " lagopus, Eisfuchs.
- 20) †Ursus spelaeus, Söhlenbar.
- 21) * " arctos, brauner Bär.
- 22) Meles taxus, Dachs.
- 23) *Gulo borealis, Bielfraß.
- 24) Mustela (foina u. martes), Marder.
- 25) Foetorius putorius, Iltis.
- 26) ,. erminea, Hermelin.
- 27) " vulgaris, Biefel.
- 28) Lutra vulgaris, Fischotter.
- 29) *Arctomys marmotta-bobac, Mur= meltier.
- 30) *Spermophilus altaicus, Altaiziefel.
- 31) * ,, guttatus und andere Arten.
- 32) Sciurus vulgaris, Eichhörnchen.
- 33) Myoxus glis, Siebenschläfer.
- 34) Muscardinus avellanarius, fl. Haselmaus.
- 35) Sminthus vagus, Streifenmaus.
- 36) *Alactaja jaculus, Pferdespringer.
- 37) Cricetus frumentarius, Hamster.
- 38) Mus silvaticus und ähnliche Mäuse.
- 39) Arvicola glareolus, Waldwühlmaus.
- 40) " amphibius, Wafferratte.
- 41) * " nivalis, Schneemaus.
- 42) * " ratticeps, nordische Wühlratte.
- 43) * " gregalis, Zwiebelmaus.
- 44) ,, arvalis und ähnliche Arten.
- 45) ,, agrestis, Adermaus.
- 46) *Myodes torquatus, Halsbandlem: ming.
- 47) * ,, lemmus (v. obensis), Lemmus (v. obensis),
- 48) *Lagomys pusillus (vb.hyperboreus?)

- 49) Lepus variabilis und timidus.
- 50) Castor fiber, Biber.
- 51) *Hystrix sp. (hirsutirostris?).
- 52) *Cervus tarandus, Rentier.
- 53) * ,, alces, E(d).
- 54) † " euryceros, Niesenhirsch.
- 55) " dama, Damhirsch.
- 56) " elaphus resp. canadensis.
- 57) ,, capreolus, Reh.
- 58) *Antilopen (Gemfe und Saiga).
- 59) *Capra ibex, Steinbod.
- 60) ,, hircus, Ziege.
- 61) Ovis aries, Schaf.
- 62) *Ovibos moschatus, Moschusochs.
- 63) †Bos primigenius, Ur.
- 64) Bos taurus, Hausrind.
- 65) *, priscus (Bison), Wifent.
- 66) Sus scrofa, Schwein.
- 67) Equus caballus, Pferd.
- 68) * " sp. minor (hemionus?).
- 69) †Rhinoceros tichorhinus.
- 70) † "; Merkii.
- 71) †Elephas primigenius. Einige harafteristische Bogesarten:
- 72) *Lagopus albus, Moorschnechuhn.
- 73) * " mutus, Gebirgsschnechuhn.
- 74) Tetrao tetrix, Birthuhn.
- 75) Anas-Arten, Enten.
- 76) Otis tarda (brevipes?), Trappe.
- 77) Stryx nyctea, Schneecule.
- 78) Sonstige Eulenarten.

Reptile und Batrachier.

- 79) Schlangenreste.
- 80) Rana.
- 81) Bufo und Pelobates.

Litteratur und Kritik.

er tierische Wille. Shstematische Darstellung und Erklärung der tierischen Triebe und deren Entstehung, Entwicklung und Verbreitung im Tiersreiche als Grundlage zu einer versgleichenden Willenslehre, von G. H. Schneider. Leipzig. Ambr. Abel. 1880. XX u. 447 S.

Die psychologische Ursache ber hppnotischen Erscheinungen, von G. H. Schneider. Leipzig. Ambr. Abel. 1880. 8.

Aus der Borrede des ersteren Buches erfahren wir, daß der Berfasser, ein spezieller Schüler Haeckels, dem das Werf gewidmet ist, sich vor etwa neun Jahren unter dessen unmittelbarem Einflusse das Ziel gesteckt hat, die Entwicklungstheorie auf die psychologischen Borgänge anzuwenden und dieselben auf Grund ihrer Gesetz zu untersuchen. Er ist auf den Nat Haeckels zunächst an eine Bearbeitung der Willensäußerungen gegangen, und seine Arbeit hat, wie wir hier gleich bemerken wollen, den besten Erfolg gehabt.

Schneider hat richtig erkannt, daß es, um die Willensäußerungen der verschiedenen Tiere vergleichen und unterssuchen zu können. Vor allem einer Überssicht über dieselben, einer systematischen

Bufammenftellung ber mannigfachen Tiergewohnheiten bedurfte, welche bisher noch gänzlich fehlte. Die hauptfächlich Brehms Tierleben entnommenen, aber auch durch jahrelange eigene Beobachtungen (im Aquarium der Zoologischen Station in Neapel und in einem Brivataguarium) vielfach vermehrten und ergänzten Tier= gewohnheiten gliedert Schneider zunächst nach dem Zivecke derselben. Von den Ur= tieren bis zu den höchstentwickelten Säuge= tieren fortschreitend, stellt er die Gewohn= heiten, welche 1) den Nahrungserwerb, 2) den Selbstschutz, 3) die Begattung und 4) die Pflege der Nachkommen bezwecken, zusammen und giebt auf diese Weise einen Überblick über das Tierleben, welcher demfelben ein viel höheres Interesse ver= leiht, als es bisher bieten konnte; denn man erfieht baraus nicht nur, welche Ber= breitung eine bestimmte Gewohnheit, wie etwa das Berfolgen, Beschleichen ber Beute, das Erlauern und Überfallen, das Abjagen, Stehlen 2c. zum Nahrungs= erwerb, ober bas Duden, Berfteden, Flüchten, Bergraben, Berteidigen, Berstellen, Abschrecken 2c. zum Schutze, im Tierreiche hat, in welcher Tierklasse sie zuerft und in welchen verschiedenen Formen fie auftritt, sondern man erkennt auch aus

dieser systematischen Darstellung der tierischen Willensäußerungen den allmählichen Forschritt in der Entwicklung derselben, die sich steigernde Komplikation und Mannigfaltigkeit der Gewohnheiten, welche von den so einfachen wenigen Bewegungen der Urtiere bis zu den zahlreichen und raffinirten Handlungen der höchsten Tiere fortschreitet.

Bei dieser shstematischen Zusammensstellung, einem der Hauptzwecke des Buches, ist indessen der Verfasser nicht stehen geblieben, sondern er unterwirft auch die Gewohnheiten einer Kritik in bezug auf deren psychologische Wertigkeit.

Sierzu bestimmt er zunächst die Begriffe "Wille", "Inftinkt" und "Refler". Ms "willfürliche Bewegungen im engern Sinne" betrachtet er diejenigen, benen eine Zweckvorstellung zu Grunde liegt, während er alle anderen, welche durch Sinneswahrnehmungen verurfacht werden, ohne daß ein Zweckbewußtsein mitwirkt, als instinktive Sandlungen bezeichnet. Abweichend von der bisberigen Auffassung, will er unter reinen Reflegen nur die= jenigen Bewegungen verstanden wissen, welche ohne jedwede Bewußtseinserschei= nung, und fei diefelbe auch nur eine ein= fache Bergeption, zu Stande fommen. Der Berfasser gieht eine scharfe Grenze gwi= ichen physiologischen und psychologischen Erscheinungen und verweist hierbei den Reflexbegriff ganz in die Physiologie. Alle Bewegungen, welche durch irgendwelche Erkenntniserscheinungen, einerlei, ob Sinneswahrnehmungen oder Erinnerungsbilder, hervorgerufen werden und sich da= durch von den rein physiologischen Bor= gängen unterscheiben, betrachtet er als "Willensäußerungen im weiteren Sinne".

Gegenüber der bisberigen Unterscheidung von "Wille" und "Refler" teilt er alle burch eine Bewußtseinserscheinung beding= ten Bewegungen in vier Gruppen ein. Jede Erkenntniserscheinung verursacht bei ben höheren Tieren und beim Menichen ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl und damit einen attraktiven oder re= pulsiven Trieb, und hat dieser eine ge= wisse Intensität, so erfolgt die entsprechende Bewegung. Diese Gefühle und Tricbe haben nach Schneiber eine verschiedene psychologische Wertigkeit, je nachdem sie durch Erkenntniserscheinungen niederen oder höheren Grades hervorgerufen wer= Die bisberige Unterscheidung der Gefühle in "finnliche" und "psychische" genügt ihm nicht, weil es Gefühle giebt, die sowohl finnlicher als auch psychischer Natur sein können. Als Beispiel führt ber Berfasser u. a. das Gefühl des Efels an. Dieses Gefühl wird hervorgerufen 1) durch unmittelbare Einwirkung auf die Geichmackenerven (Empfindungsekel), 2) durch die Wahrnehmung ekelhafter Dinge, etwa den Anblick von Rot ober Schleim (Wahr= nehmungsekel), 3) dadurch, daß man sich einen ekelhaften Geschmad, Geruch ober Anblick ins Gedächtnis zurückruft (Bor= stellungsefel), und 4) durch Beurteilung eines Menschen, deffen Sandlungsweisen uns widerwärtig find (Gedankenekel). In gleicher Weise teilt der Berfasser die andern Gefühle, welche spezielle und "direfte Erhaltungsbewegungen" hervorrufen, ein in Empfindungs=, Wahrnehmungs=, Vor= stellungs= und Gedankengefühle; und in gleicher Weise unterscheibet er auch die verschiedenen Triebe. Empfindungstriebe sind folde, welche auf Grund subjektiver Empfindungen oder unmittelbarer Berührungen entstehen; Wahrnehmungstriebe solche, die durch Wahrnehmungen
der Dinge aus der Entsernung hervorgerusen werden; und als Borstellungsund Gedankentriebe bezeichnet der Berfasser diejenigen, welche durch einzelne Einbildungsvorstellungen und Borstellungsverbindungen verursacht werden. Die Empsindungs- und Wahrnehmungstriebe
veranlassen instinktive Handlungen, die Borstellungs- und Gedankentriebe dagegen
willkürliche im engeren Sinne.

Welche Bedeutung diefe Einteilung der Gefühle und Triebe hat, zeigt Schnei= der durch den Nachweis, daß die angegebene Reihenfolge zugleich die hiftorische ist. Die Bewegungen der niedersten Tiere werden außer durch subjette Gefühle nur noch durch unmittelbare Berührung mit den Außendingen bestimmt. Bei den nächst= höheren, insbesondere den Gliedertieren, treten die Wahrnehmungstriebe in den Vordergrund; und bei den Wirbeltieren haben auch Borftellungs= und Gedanken= triebe, die erft beim Menschen zur vollen Entwicklung gelangen, ichon eine gewisse Bedeutung. Denselben Gang nimmt auch die individuelle Entwicklung. Die Be= wegungen Neugeborner entspringen meist oder allein Empfindungstrieben; erst nach und nach kommen Wahrnehmungstriebe und später Borftellungs= und Gedanken= triebe zur Entwicklung. Daburch, daß nun Schneider die verschiedenen Tiergewohn= heiten auf ihre psychologische Wertigkeit prüft und zu bestimmen fucht, welchen Trieben die einen und die andern ent= springen, giebt er zum erstenmale eine bessere Kritik der tierischen Bewegungen.

Die beiden Einteilungsgründe der psychologischen Wertigkeit und des Zweckes mit einander verbindend, ftellt Schneiber ein vollständiges psychologisches Syftem ber tierischen Willensäußerungen auf, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß durch ein solches Sustem die erste und notwendigste Grundlage zu einer verglei= denden Psychologie gegeben ift. Sierin lieat wohl der Haubtwert der Arbeit. Die in jeder Beziehung geeignet ift, zu weite= ren Arbeiten auf diesem Gebiete neue An= regung zu geben. Schneider hat im vor= liegenden Buche die Aufgabe der verglei= denden Psychologie nach allen Seiten hin fixirt und angedeutet, nach welcher Richtung durch Spezialuntersuchungen weiter zu arbeiten ist, und das ist ein wohl zu beachtender Fortschritt.

Wie kommt es nun, fragt er sich, daß Empfindungen und Wahrnehmungen auch ohne Mitivirfung von Zweckvorstellungen direkt zweckmäßige Triebe hervorrufen fönnen; wie kommt es, daß, mit andern Worten, die instinktiven Sandlungen mög= lich find, deren Zwedmäßigkeit fo vielfach bewundert worden ist? Das beruht, sagt er, auf der allmählichen Ausbildung zweckmäßiger Beziehungen zwischen den Er= fenntnisakten und den entsprechenden Trie= ben. Der Zweck der Instinkte, überhaupt aller Willensäußerungen, ist derselbe wie berjenige ber Organformen, nämlich bie Erhaltung der Art, der einzige Zweck, der sich in den Naturerscheinungen nachweisen läßt. Arterhaltung und arterhaltende Ei= genschaft bedingen sich aber gegenseitig; und Triebe, die der Arterhaltung entgegen= stehen, die also zur Vernichtung des betreffenden Individuums führen, konnen auch nicht auf die späteren Generationen übertragen werden.

Reflege sowohl wie die Instinkthand=

lungen und die Willfürbewegungen im engeren Sinne beruhen auf den Beziehun= aen zwischen gewissen sensitiven und motorischen Nervenzentren; die Erregungen ber ersteren wirken erregend auf die letteren; und diefe Beziehungen find bei den jest lebenden Tieren mit wenig Ausnahmen zwedmäßige, weil nur die Tiere mit zwedmäßigen, d. h. zur Arterhaltung führen= ben Beziehungen erhalten bleiben fonnten. Es zeigt sich auch in diesen Erscheinungen wieder die Macht der Selektion, sowie der Anpassung und Vererbung. Auf Grund dieser Gesetze haben sich 3. B. allmählich gang zwedmäßige Beziehungen zwifden den Wahrnehmungen gang bestimmter Nährstoffe und den Trieben ausgebildet, welche die verschiedenen Handlungen zum Nahrungserwerb verurfachen; ebenfo fteht die Wahrnehmung der Feinde und schäd= licher Stoffe (Gifte) in intimer Beziehung zu den Schuttrieben. Die Tiere haben nach und nach eine so zweckmäßige Orga= nisation erhalten, daß die Wahrnehmung des Nütlichen ein Begehren, die Wahr= nehmung des ihnen Schädlichen ein Wider= ftreben erwect; fie nehmen die ihnen gu= sagenden Nahrungsstoffe, nicht, weil sie aus Erfahrung beren Nütlichkeit fennen, sondern weil deren Wahrnehmung Lust= gefühle in ihnen erwedt; und sie meiden schädliche Stoffe, nicht, weil ihnen beren Wirfung bekannt ist, sondern weil ihnen beren Wahrnehmung ihrer Dragnisation nach Gefühle des Widerstrebens verursacht. Die zwedmäßigen Instinkthandlungen sind also ganz und gar auf die individuelle Organisation gurudzuführen, und diese Organisation ist auf Grund der Entwicklungsgesetze stets eine die Arterhaltung bedingende, also eine zwedmäßige.

Wurden z. B. Tiere geboren, bei denen die Beziehungen unzweckmäßige waren, bei denen etwa Beziehungen zwischen der Wahrnehmung der Feinde und dem Trieb zum Annähern, oder zwischen der Wahrenehmung der geeigneten Nahrungsstoffe und dem Efel= oder Furchtgefühl, resp. dem Triebe zum Fliehen von denselben, existiren, so mußten diese Tiere notwendig bald zugrunde gehen; und diese der Arterhaltung entgegenstehenden Beziehungen konnten somit auch nicht auf spätere Generationen übertragen werden.

Mit Hilfe dieser Beziehungshypothese erklärt num Schneider die verschiedenen Instinkte, die Thatsache, daß auch neugeborne Tiere die passende Nahrung herzausssinden und ihre Feinde meiden, daß die Insekten in zweckmäßiger Weise ihre Gier nur auf denjenigen Pflanzen oder Tieren ablegen, auf denen die später auskriechenden Larven ihre Nahrung sinden; daß die Barasiten die für sie geeigeneten Wirte und die betreffenden Stellen zweckmäßig auszuwählen wissen 2c. 2c.

Von der Geschlechtsliebe und Mutterliebe giebt Schneider ebenfalls eine vorläufig befriedigende Erklärung. Wir können auf dieses hoch interessante Kapitel aber hier nicht weiter eingehen, sondern müssen auf das Original verweisen.

Wie denkt sich nun Schneider die erste Entstehung der verschiedenen Triebe? Diese Frage führt auf die Entstehung der Fühlfähigkeit zurück, welche nach ihm bei den niedersten Tieren noch nicht von dem Empfindungsvermögen zu trennen ist. Die Fühlfähigkeit ist eine Eigenschaft des lebens den animalischen Protoplasmas, und mit diesem entstanden; die Frage nach der Entstehung der ersten zweckmäßigen Empfins

dungen, bezüglich Gefühle, ist ihm identisch mit der Frage nach der Entstehung der ersten animalischen Wesen durch Urzeugung; das erste fühlfähige Protoplasma ist ein Spezialfall von allen möglichen Verbindungen; die Fühlfähigkeit ist eine Eigenschaft des Tierkörpers, wie die Ernährungszund Fortpslanzungsfähigkeit nur eine besondere Eigenschaft desselben ist.

Schneiber ergeht sich in keinen weiteren Spekulationen über die Entstehung dieser Fähigkeit, sondern weist die Forschung nach diesen letten Ursachen als ganz fruchtloß zurück und stellt sich in bezug auf alle derartige Fragen ganz auf den Standpunkt des Positivismus, der nicht die letten Ursachen zu ergründen sucht, sondern nur dahin strebt, die gegebenen Erscheinungen zu vergleichen und auf mögslichst wenige gemeinsame Prinzipien zurückzusühren.

Die erste primitive Fühlfähigkeit aber als gegeben angenommen, hält es nun nach Schneider nicht schwer, das ganze geistige Leben auch der höchsten Tiere, und besonders des Menschen, auf Grund der Entwicklungsgesetze abzuleiten. Zunächstentwickeln sich die Empfindungstriebe, denen das primitive Empfindungsvermögen zu grunde liegt. Die Aufnahme der Naherung und die Berührung eines zur Begattung geeigneten Tieres hat ein Lustgefühl, die Berührung schädlicher Dinge und ein gewaltsamer Eingriff von außen ein Schmerzgefühl zur Folge.

Mit der Entwicklung anderer Sinneswerkzeuge, besonders des Sehorganes, bildet sich auch allmählich die Fähigkeit aus, die Dinge aus der Entfernung wahrzunehmen; diese Wahrnehmung wird aber dann mit dem angenehmen oder unangeneh-

men Gefühle, welches bei der Berührung der Außendinge entsteht, assoziirt, und es findet diese Association häufig genug statt; bann verursacht schon, wenn auch in schwäderem Grade, die Wahrnehmung der Dinge aus der Ferne dasselbe Gefühl und den= felben Trieb, wie die Taft= oder Gefchmacks= empfindung, mit welcher die Gesichtswahr= nehmung immer affoziirt gewesen ist, und auf diese Weise entwickeln sich aus den Empfindungstrieben allmählich die Wahr= nehmungstriebe. Zu diesen letteren aber stehen die Vorstellungs= und Gedanken= triebe in demselben Berhältnis, wie die Erfenntnisafte, Erinnerungsbild ober Borftellung und Vorstellungsverbindung zur Wahrnehmung (Anschauungsvorstellung).

Wenn eine Vorstellungsverbindung eine Handlung verursacht, so ist es nicht die Verbindung an sich, sondern es sind die einzelnen Vorftellungen, und besonders die Endvorstellung, welche den Willens= impuls verursachen; das ist aber nach dem Verfasser nur auf Grund der Beziehungen möglich, welche zwischen den Borftellungen und dem entsprechenden Triebe besteben: diese Vorstellungsbeziehungen sind aber wiederum nur deshalb vorhanden, weil zwischen den entsprechenden Wahrnehmun= gen und demselben Triebe solche eristiren. Wenn die Wahrnehmung eines bestimmten Objektes keinen Trieb zur Annäherung oder Flucht erweckt, dann vermag auch die Reproduktion dieser Wahrnehmung keinen solchen Trieb zu verursachen. Die Beziehungen, welche die instinktiven Sand= lungen ermöglichen, bilden also auch die Grundlage ber Willensäußerungen im engeren Sinne.

"Gedankentriebe kann es da nicht ge= ben, wo keine Borstellungstriebe entstehen; denn wenn auch ein bestimmter Trieb, resp. ein Wille im engeren Sinne aus einer noch so komplizirten Vorstellungsversbindung hervorgeht, so sind es doch immer die einzelnen Vorstellungen, welche die Cefühls und Triebswirkungen verurssachen, nicht die Verbindungen als solche.

"Borstellungen verursachen aber nur deshalb Gefühle und Triebe, weil die betreffenden Wahrnehmungen und Empfindungen solche erzeugen, d. h. existirt keine engere Beziehung zwischen einer Wahrenehmung oder einer Empfindung und einem Gefühle und Triebe, dann giebt es auch keine solche Beziehung zwischen der entsprechenden Vorstellung und dem Triebe.

"Wahrnehmungstriebe entstehen ends lich zumeist oder allein aus Empfindungstrieben, d.h. die Gefühlswirkung einer Wahrnehmung beruht auf der Gefühlswirkung einer wirkung der betreffenden Empfindung, mit welcher die Wahrnehmung öfter assoziert gewesen ist.

"Die Empfindungstriebe find also die Bedingung zur Entstehung von Wahrnehmungstrieben, diese sind meist die Bedingungen zur Entstehung der Vorstelslungstriebe; und diese letzteren endlich ermöglichen allein die Entstehung der Gedankentriebe.

"Betrachten wir die Vorstellungs- und Gedankentriebe als Willen im engeren Sinne und die Empfindungs- und Wahrenehmungstriebe als Instinkte, so sind demenach die Instinkte die Bedingungen zur Entstehung des Willens im engeren Sinne."

Dieser Zusammenhang, welchen Schneiber zwischen den Bewegungen, die durch Sinneseinwirkungen hervorgezusen werden, und zwischen solchen nachzweist, denen eine Borstellung oder Borz

stellungsverbindung zu Grunde liegt, macht es nun auch verständlich, warum er erstere nicht als Reslege betrachten und nicht mit solchen Bewegungen unter einem Begriffe vereinigt wissen will, mit denen gar keine Bewußtseinserscheinung, auch keine Perzeption verbunden ist, wie z. B. die Bewegung der Jris.

Ein besonderes Interesse bietet auch das Kapitel über "die Kombinationen der tierischen Triebe", wir müssen aber ein weiteres Eingehen auf den höchst interessanten Stoff, den das Buch bietet, hier leider unterlassen und können dasselbe wegen seines bahnbrechenden Charakters den Lesern des "Kosmos" nur aufs Wärmste empfehlen.

In innigem Zusammenhange mit diefem wertvollen Werke steht eine neuerbings erschienene Schrift beffelben Berfassers: "Die psychologische Ursache ber hupnotischen Erscheinungen." Ambr. Abel 1880. Der Berfasser, dem es nach längeren Verfuchen ebenfalls ge= glückt ift, andere Personen zu hypnotisi= ren, führt wie Brof. Berger die hupno= tischen Erscheinungen im Wesentlichen auf psychologische Ursachen zurück und giebt im Zusammenhange mit seiner Instinkt= und Willenstheorie eine wohl befriedi= gende Erflärung diefer intereffanten Er= scheinungen, welche Erklärung ihrerseits wiederum ein sehr günstiges Licht auf den Inhalt des vorher besprochenen Buches Wir deuten diese Erklärung mit ben eigenen Worten des Berfaffers an.

"Die Erscheinungen des Hypnotissmus zerfallen in drei Gruppen, erstens in solche, welche durch Haut- und Muskelsempfindungen hervorgerusen werden, zweitens in solche, welche auf Grund der Gins

wirfung auf den Gesichtsssinn entstehen, und drittens in folde, welche durch Gehörseindrücke erzeugt werden.

"Streichen der Haut veranlaßt anhaltende Muskelkontraktionen, Steifigkeit der Glieder und Unempfindlichkeit; die Eindrücke auf die Nethaut verursachen Nachahmungsbewegungen; und durch Einwirkungen auf das Gehörorgan kann man
teils ebenkalls Nachahmungsbewegungen,
teils traumartige Vorstellungen und denselben entsprechende Bewegungen erzeugen

"Die genannten Erscheinungsgruppen entsprechen ganz und gar den verschiedenen Bewegungsklassen, in welche ich alle psychischen Bewegungen des gesammten Tierreiches eingeteilt habe (Bewegungen, welche 1) durch Empfindungstriebe, 2) durch Wahrnehmungstriebe, 3) durch Vorstellungs und Gedankentriebe veranlaßt werden), und denen im Gehirn der höheren animalischen Wesen, besondere in dem des Menschen, auch gesonderte Innervationsherde zukommen....

"Der Hypnotismus besteht in einer fünstlich erzeugten abnormen Einseitigkeit des Bewußtseins, resp. in einer abnorm einseitigen Konzentration des Bewußtseinsprozesses....

"Die abnorme Einseitigkeit des Bewußtseins wird bei dem Hypnotisiren aber
dadurch hervorgerusen, daß die Ausmerksamkeit in außergewöhnlicher Weise längere Zeit auf eine bestimmte Einwirkung gelenkt wird, auf den glänzenden Glasknopf, den man längere Zeit siziren läßt, auf das Streichen und den Experimentator, den bei manchen Experimenten der Hypnotisirte scharf ausehen muß. Ganz besondere Bedeutung hat aber der Gebanke, resp. Glaube, baß etwas Außersgewöhnliches vorgenommen werde, wosdurch die Wirkung des Fixirens und Streischens, sowie der Blicke seitens des Experimentators bedeutend erhöht wird.....

"Das normale Bewußtsein gleicht ben eleftrischen Vorgängen in einem Ronduf= tor, dem man sich gleichzeitig oder rasch hintereinander an verschiedenen Bunkten nähert, so daß die Konzentration der Elektrizität eine mehrfache und wechselnde ift. Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorftellungen und die daraus resultirenden Triebe kombiniren, ergänzen und modifi= ziren fich gegenseitig, so daß fich die Au-Berungen der Borftellungstriebe mit den= jenigen der Empfindungs= und Wahrneh= mungstriebe in Übereinstimmung befinden und umgekehrt. Wenn nun trottem auch im normalen Zustande eine gewisse Gin= seitigkeit zu Tage tritt, indem in dem ei= nen Falle Vorftellungstriebe, im anderen Falle Empfindungs= oder Wahrnehmungs= triebe überwiegen, so ist das eine normale Einseitigkeit, die im hypnotischen Zustande so abnorm gesteigert ift, daß in einem bestimmten Zeitraume überhaupt nur eine bestimmte Bewußtseinskonzentration und nur ein bestimmter Trieb zu Stande kommt. Das Bewußtsein in der Hupnose gleicht den elektrischen Vorgängen in einem Konduktor, an dem man eine Metallspite an= gebracht hat, an welcher dann immer= während die Elektrizität ausströmt. Der Bewußtseinsprozeß ift in der Sppnose ent= weder nur auf bestimmte Vorstellungen ober auf gewiffe Wahrnehmungen ober Empfindungen konzentrirt, und alle Ner= venfraft wird durch den einen Bewußt= seinsprozeß verbraucht.....

"Das vollkommen vernünftige Han-

beln kommt nur dadurch zu Stande, daß die Bewußtseinskonzentration eine mögelichst vielkache und allseitige ist, so daß sich Empfindungse, Wahrnehmungse und Borstellungstriebe in zweckentsprechender Weise kombiniren und sich gegenseitig ergänzen und modifiziren, während die weniger vernünftigen Aktionen sich darin charakterisiren, daß eine bestimmte Triebsegattung einseitig zur Geltung kommt....

"Im hypnotischen Zustande fällt aber die Kombination der Triebe vollständig hinweg, und es sind in den Bewegungen Hypnotisirter die Außerungen der einzelnen Triebe für sich zu beobachten, eine Thatsache, welche diesen Beobachtungen eine außerordentlich hohe Bedeutung giebt."

In dem zuerst besprochenen Werke fündigt der Verfasser noch zwei größere Werke an, die er bald veröffentlichen zu können hofft, nämlich 1) "Die spezielle Entwicklung und Differenzirung der Tierzgewohnheiten" und 2) "Der menschliche Wille". Man darf sehr auf die weiteren Produktionen auf diesem Gediete gespannt sein, das der Verfasser mit großem Erzfolge zu bearbeiten begonnen hat. J. R.

Der Verstand, von Hippolyt Taine. Autorisirte deutsche Ausgabe. Rach der dritten französischen Auflage übersetzt von Dr. L. Siegfried. Bonn. Emil Strauß. 1880. 2 Bde. 692 S. in 8.

Als vor einer Reihe von Jahren dem Referenten die erste Ausgabe dieses Buches zur Berichterstattung vorlag, da äußerte er den nunmehr erfüllten Bunsch, daß sich ein Übersetzer und ein Berleger sinden möchten, welche die ausgezeichnete Arbeit

bem deutschen Leser zugänglicher machen möchten. Denn sie wollte ihm, den meist von philosophischen Reflexionen durchtränf= ten Konkurrenzwerken Deutschlands gegen= über, recht wie eine Pfnchologie auf exafter, naturwiffenschaftlicher Grundlage erscheinen, und auch beute noch muß er deshalb diese Übersekung für ein höchst verdienstliches Werk anerkennen. Bier ftort und fein Segelianismus, fein Berbartismus, fein Schellingicher Muftizismus, sondern auf der guten Ginsicht des Aristoteles, daß nichts im Intellekte sei, was nicht vorher durch das Thor der Sinne eingezogen ware, und auf ben physiologischen Experimenten der letten Jahrzehnte wird ein folides Gebäude aufgeführt, in welchem der Kritizismus zu feinem Rechte kommt, aber keineswegs mit jenem Übereifer, welcher die Nichterkenn= barkeit der Dinge als den Triumph der Forschung proklamiren möchte. In einer ebenso originellen als durchsichtigen Me= thode führt der Berfasser den Lefer in seine Ideen ein, und namentlich bieten ihm die Entwicklungsvorgänge und Alte= rationen des Intellekts, wie sie fich bei Rindern, im Traumleben, Delirium, Wahn= finn u. f. w. zeigen, ergiebige Anknupfungs= punkte für seine immer anregenden-Ideen. Dabei ist die Darstellung, ohne der Tiefe zu ermangeln, so geistvoll, lebendig und anregend, daß wir das Buch allen benen, die sich über die Ausdehnung, den Mechanismus und die Grenzen unseres Erfennt= nisvermögens bei einem flaren, von phi= losophischen Subtilitäten freien Psycho= logen belehren wollen, auf das Wärmfte empfehlen möchten. K.

Unconscious Memory by Samuel Butler. Opus 5. London, David Bogue. 1880. 208 €. in 8.

Bon diefem foeben erfchienenen Buche, welches im Wefentlichen mit Übersetzungen vor langen Sahren erschienener deutscher Schriften erfüllt ift, würden wir hier feine Notig zu nehmen haben, wenn dieselbe nicht, anknüpfend an einen im "Kosmos" (Februar 1879) erschienenen Artifel über Dr. Erasmus Darwin, eine Reihe bos= williger Beschuldigungen und Berdächti= gungen gegen herrn Charles Darwin schleuberte. Es erscheint mir um so mehr Pflicht, hier die gänzliche Haltlofigkeit dieser Angriffe nachzuweisen, als mir Herr Darwin auf meine Anfrage geschrieben hat, daß er das Butlersche Opus 5 gar nicht zu lesen gedenke.

Unmittelbar nach Empfang des betref= fenden Rosmosheftes drudte mir Berr Darwin in einem vom 12. Februar 1879 datirten Briefe seine Freude über den Ar= tifel aus und teilte mir einige Tage barauf zugleich im Namen feines Bruders Erasmus feine Absicht mit, ben Auffat ins Englische übersetzen zu laffen. Ich au-Berte nun den Bunsch, die Stigge vorher zu rebidiren und erhielt von herrn Dar= win hierzu unter anderem den mir bis da= hin unbekannten Vortrag von Dr. Dow = fon über seinen Großvater zugefandt. Als meine Arbeit zur Übersetzung bereit war, las ich in englischen Journalen die Un= fündigung von Butlers Opus 4, dessen Titel auch ben Namen Erasmus Dar= wins trug. Ich wartete nun bis dieses Buch erschienen war (Mai 1879), aber meine hoffnung, barin eine Forderung meiner Arbeit zu finden, war vergeblich, denn die wissenschaftliche Erörterung fnüpfte

beinahe nur an eine von mir bereits ein= gehender analyfirte Stelle der Zoonomie an, während ber "botanische Garten" nur in einer ganz unwesentlichen Stelle, ber hochinteressante "Tempel der Natur" und die Physiologie gar nicht benützt wa= ren. Somit konnte ich diesem Buche beim besten Willen nichts neues über Erasmus Darwins wiffenschaftliche Bedeutung entnehmen und hätte es gang ignoriren fönnen, wenn es nicht ebenso wie über Buffons und Goethes Ansichten, fo auch über die Tragweite derjenigen Eras= mus Darwins gänzlich unhaltbare Phan= tafien enthielte. herr Darwin riet mir sofort gang entschieden davon ab, von Butlers Buch irgend welche Notiz zu nehmen, aber ich konnte mir unmöglich versagen, in einem Schlußsate und ohne Namensnennung wenigstens darauf hin= zudeuten, daß es noch heute Leute gabe, welche Erasmus Darwins Auffassung der lebenden Welt für die allein felig machende anfähen. Die Übersetzung meines Effans ift alsbann in dem von Herrn Dar= win mit einer Bräliminar=Notiz versehe= nen englischen Buche ohne jeden Zusat feinerfeits zum Abdruckgekommen; herr Darwin hat nur einige Stellen, die zum Teil durch seine Präliminar=Notiz über= flüffig geworden waren, geftrichen.

Dieser ausführliche Bericht wird genügen, Herrn Butlers an den verschiedensten Orten wiederholte Unterstellungen zu widerlegen, als hätte Herr Darwin selbst von seinem Opus 4 irgendwelche Notiz genommen und meinen Aufsatz nur darum übersetzen lassen, um ihn anzugreisen und sein Buch diskreditiren zu können. Die Neubearbeitung wurde mindestens zwei Monate vor dem Erscheinen seines Buches begonnen! Der fernere, auf Leser, welche keine Vergleichungen anstellen, berechnete hochtonende Vorwurf, daß ich meine Ar= beit "by the light" der seinigen revidirt hätte, wird von ihm einzig darauf bafirt, daß ich - man staune! - ein einzelnes Wort, welches auch im Opus 4 vorkommt (und deffen Quelle von mir genauer als dort zitirt wird!) und außerdem gleich ihm ein Citat aus Buffon gemacht habe! Daß ich von feinen eigenen Wedanken etwas hätte brauchen fönnen, behauptet Serr Butler felber nicht; er hätte, was C. Darwins wiffenschaftliche Leiftungen betrifft, sehr viel aus meinem Auffat, ich bagegen feine Zeile aus bem feinigen entnehmen fönnen.

Durch einen unglücklichen Zufall, wahr= scheinlich weil die Vorrede zuletzt und eilig hinzugefügt wurde, hat herr Darwin vergeffen, in berfelben zu erwähnen, daß mein Auffat vor dem Wiederabdruck ei= nige Underungen erfahren hatte, und ob= wohl er dieses Versehen in einem freund= lichen Privatbriefe an Herrn Butler bedauert und Abhilfe versprochen hat, er= hebt der lettere nun mit einem schauder= haften Pathos allerorten die Unklage einer absichtlichen Fälschung, einer förmlichen, gegen ihn gerichteten Berschwörung 2c. 2c. Diese Unterlassung des besonderen Sin= weises auf die beinahe selbstverständliche und wohl von jedem Schriftsteller vor ei= nem Wiederabdruck feiner Arbeiten geübte Revision als eine absichtliche, zu sei= nem Schaden ersonnene, Fälschung zu be= zeichnen, würde kindisch klingen, wenn nicht bei dem Unkläger die Absicht vorhanden ware, damit feinerfeits zu tau fchen und das Urteil des Publikums zu verwirren. Im Grundefönnte nämlich doch jenes Berfehen Herrn Butler nur im höchsten Grade angenehm gewesen sein, denn wenn irgend jemand in Folge jenes Berfehens irrege= führt und zu dem Glauben, den unverän= derten Artikel vom Februar 1879 vor sich zu haben, verleitet werdenkönnte, fo würde er die Schlußsentenz bes Buches nicht auf das drei Monate später erschienene Buch Butlers beziehen können, und thut er dies mit richtigem Blide bennoch, fo kann er wieder keinen Augenblick darüber im Zweifel fein, daß fich die Bemerkung über die Genauigkeit der Übersetzung nur auf ein interpolirtes Manuffript beziehen konnte, eine "Fälschung" oder "Frrtumserregung" fonnte also in keinem Falle beabsichtigt fein. Als Fälschung wird fein gesunder Mensch eine Angabe bezeichnen, deren Falschheit sofort in die Augen springt und wir fürchten, Berr Butler wird mit feinen fürchterlichen Unklagen sich höchstens der allgemeinen Lächerlichkeit überliefern. K.

Theogonie und Aftronomie. Ihr Zusfammenhang nachgewiesen an den Götstern der Griechen, Egypter, Babylonier und Arier von Anton Krichenbauer. Wien, bei Karl Konegen, 1881. 461 S. in 8.

Die großartigste unter den scheinsbaren Beränderungen am Firsternhimmel ist die Präzession der Nachtgleichen. Sie rückt die Aquinoktials und Solstitialpunkte kontinuirlich weiter, treibt die Weltenpole in einem großen Areise um die Pole der Ekliptik, schiebt Gestirne aus einer Hemisphäre in die andere und ist für unsere Beitrechnung darum besonders wichtig, weil sie die Länge des tropischen Jahres bestimmt. Die ganze Beriode läuft in

nahezu 26,000 Jahren ab, so daß ber Frühlingspunkt nach etwa 2000 Jahren immer wieder in ein neues Sternbild tritt.

Wissenschaftlich erkannt ist diese Erscheinung seit Hipparchos, erklärt wurde sie erst nach der Entdeckung des Gravitationsgesehes. — Kann sie aber nicht schon viel früher bemerkt worden sein, und wenn sie es war, welche Dokumente klären uns darüber auf? Diese Frage liegt dem hier angezeigten Werk zu Grunde, selksamerweise aber noch die andere: Woher hat der Mensch seine Götter genommen? Der Verkasser hat nun eine Frage durch die andere beantwortet, indem er sagt, daß die Götter vom Sternenhimmel stammen und von sämmtlichen Veränderungen desselben beeinssust wurden.

Schon vor mehreren Jahren hat er fich baran gemacht, die homerischen Götter als Naturobjekte, als Gestirne, die dies= bezüglichen Beschreibungen ber Ilias als Simmelsbeschreibungen zu erklären, und hat nachgewiesen, daß die älteren Partien ber Ilias Refte einer andern Dichtung find, die nicht die Menschen und ihr Thun, fondern die Götter und den himmel zum Gegenstand hatten, daß fie alfo Refte einer alten Uranologie find. Die Ilias ist fomit in ihren Götterhandlungen ein aftronomisches Evangelium der Griechen; da uns nun der himmel burch bie Dichter entstellt wurde, so ist es unsere Aufgabe, die Dokumente ihres poetischen Gewandes zu entfleiden, um die Götter und ihre gegenseitigen Beziehungen als Gestirne in ihren verschiedenen Bewegungen zu erken= nen und alfo gleichsam den Untergrund eines uralten Palimpfestes wieder herzu= stellen. Rrichenbauer hat diefen Ge= danken weiter ausgeführt und das Werden der Götter nicht nur bei den Griechen. sondern auch bei deren Lehrmeistern, den Egyptern und Babyloniern, dargethan, und zeigt uns ferner aus den von ber Bräzeffion herrührenden Veränderungen am himmel, wie es fam, daß man fich im Laufe der Zeit neue Götter schaffen und den älteren zum Teil andere Attribute verleihen mußte. Damit foll aber nicht behauptet werden, daß die Präzeffion von ben Alten richtig erkannt ober gar wissen= schaftlich berechnet worden wäre, nein, fondern erft nachträglich wurde die Underung wahrgenommen; man fah, daß die Rardinalpunkte der Ekliptik ihre Lage gegen die Figsterne geändert hatten, und mußte nun einen Grund bafür suchen. Warum es bei den Capptern 2c. gerade die Briefter waren, die den Himmel überwachten, wird uns aus dieser Untersuchung besonders flar, ebenso, daß nicht phantasievolle My= then und Anbetung irdischer Tiere, son= bern der gestirnte Himmel der Ausgang ber Religionen war. Der ftrenge Zusam= menhang der Theogonie mit der Aftrono= mie wird und während eines Zeitraumes von dritthalb Jahrtausenden (3200 bis 600 v. Chr.) nachgewiesen.

Da der Verfasser Philologe ist und vom gestirnten Himmel nur jene Kenntnisse besitzt, die man von jedem gebildeten Manne erwartet, so war es mir besonders interessant, diesen Untersuchungen vom astronomischen Standpunkte aus zu folgen, und es hat mich thatsächlich überrascht, wie die gewaltige Fülle des mythologischen Details fortwährend mit dem Himmel in Sinklang gebracht wird. So oft ein Aquinostium oder Solstitium in ein neues Sternbild tritt, sinden wir einen großen Umschwung unter den Götter-

gestalten. Nur ein einziges Beispiel sei in aller Kürze angebeutet. Um das Jahr 2110 a. Chr. (die Zeit der Götterhand= lung in der Ilias) find acht Götter an der Efliptif: Thetis (Widder); Bere (Stier) als Frühlingsgöttin; Artemis (Zwillinge), Aphrodite (Krebs), Ares (Löwe) als Sommergott; Athene (Jungfrau), Apollo (Schüte) als Serbstaott und Poseidon (Waffermann) als Wintergott; Zeus ift ftets die Sonne. Damals drohte der Früh= lingspunkt aus dem Stier nach dem Wid= ber zu rücken, baber die Gifersucht ber Bere gegen Thetis. die demnächst Frühlings= göttin werden foll, ebenfo ihre Gewalt gegen Zeus, ihre Lift und schlieflich ihre Beftrafung. In gleicher Weise folgen wir mit großer Spannung den einzelnen Simmelsereignissen und den gleichzeitigen Underungen in der Götterwelt durch drei lange Perioden bis zum Jahre 800 a. Chr., wo der Berbftgleichepunkt aus dem Stern= bild der Wage in die Jungfrau tritt. "Nun bricht auch die Menschheit mit der alten Tradition und der gefammten Götterwelt, teilt den Himmel in zwölf gleiche Teile, führt die Thierfreiszeichen ein. Die Grieden hat dies nur wenig mehr berührt; diefe Himmelseinrichtung war ihrem Götter= himmel, wie er inzwischen geworden war, fremd; fie wenden sich vom Simmel ab. Nicht der Mensch hat seine Götter verlaffen, fondern die Götter haben den Men= schen verlassen und ihn zur Erkenntnis

gezwungen, nicht sichtbare Körper anzubeten, sondern die Gottheit im Geiste sich vorzustellen und zu bilden. Das alte Wessen der Götter war in Vergessenheit gestaten."

Das Buch ist in allen Teilen mit aro= Bem Fleiße und besonderer Vorliebe bearbeitet; nur ein paarmal hat der Berfasser des Guten zu viel gethan, indem er den Alten außerordentlich scharfe Augen zutraute. So legt er großes Gewicht auf die Veränderlichkeit des Sternes Alphard (a Sydra), obwohl die Amplitude des Lichtwechsels nicht bedeutend ist; ebenso bringt er den taufendäugigen Argos in Berbindung mit y Leonis, den wir nur durch ein besseres Fernrohr als "pracht= volles Sternenvaar" erkennen. Freilich kann man darauf wieder entgeanen, daß die Alten manche Erscheinungen am him= mel mit einer für uns unbegreiflichen Benauigkeit beobachtet haben, wie 3. B. die Bewegung des Merkur. Wie fich die spe= ziellen Kollegen des Herrn Verfaffers, die Philologen, zu dem Buche verhalten werben, fümmert uns hier nicht; vom natur= wissenschaftlichen und fulturhistorischen Gesichtspunkt ift es aller Beachtung würdig, da es uns für das Studium der älte= ften Geschichte ein ganz neues Gebiet eröffnet, indem es eine Erforschungsmethode einschlägt, die bisher unbekannt oder doch nahezu verpönt war.

Wien. Dr. J. Soletschef.

Über das Verhältnis des idealistischen Naturalismus zur modernen Naturwissenschaft.

Von

Prof. Dr. Frit Schulke.



Reibniz und die Monadenlehre.



ie Fortsetzung und solgerich= tige Vollendung des cartesia= nischen Systems ist Spino= zas Lehre. Der bei Des= cartes angelegteidealistische Naturalismus wird in ihrum

einen wichtigen Schritt weitergeführt. Seinen Gipfelpunkt erreicht derselbe aber erst in Leibniz, dessen Monadenlehre in einem noch mannigfaltigeren, teils positiven, teils negativen Verhältnis zu der modernen Naturanschauung steht, als der Spinozismus. Die Entwicklung, welche der idealistische Naturalismus in Leibniz über Descartes und Spinoza hinaus erfährt, sindet ihr Analogon in einer Entwicklungsphase der griechischen Naturphilosophie, an die wir zur Anbahnung des Verständnisses hier erinnern wollen. Die Eleaten hatten unter jenen Natur

philosophen die Welt als absolute Einheit, als ftarres, jede Beränderung ausschließen= bes Sein gefaßt. Wo feine Beränderung, da giebt es kein Entstehen und Vergeben, feine Entwicklung. Gerade ber von Se= raklit vor allem betonte Werdeprozek in der Welt kam hier nicht zu seinem Rechte. Das ewige Sein ber Cleaten und das wechselnde Werden Beraflits zu verbin= ben, war damals die Aufgabe, zu beren Lösung Empedokles vier an sich unver= änderliche, aber durch ihre verschieden= artige Mischungen die Veränderungen im Entstehen und Vergeben ermöglichende Grundsubstanzen (Elemente) annahm. Statt ber vier Elemente fette barauf Anaxagoras unendlich viele Ursubstan= zen (qualitative Homöomerien), und diefe bildeten die Voraussehung zu dem letten in diefer Sinficht zu thuenden Schritte, gu ber Annahme Demofrits, daß die Welt aus unendlich vielen, nur quantitativen Urelementen oder Atomen bestehe. Die einheitliche Grundfubstang ber Eleaten

wurde also damals aufgelöst in unende lich viele Grundsubstanzen oder Atome. Leibniz nun verhält sich zu Spinoza ganz ähnlich wie Demokrit zu den Eleaten: er vollzieht die Zerlegung der einheitlichen Grundsubstanz Spinozas in unendlich viele Grundsubstanzen.

Die Gottnatur Spinozas war die volle Einheit von Gott und Welt, von Geift und Materic, von Denken und Aus= behnung. Diese einheitliche Grundsubstanz wird nun in unendlich viele aufgelöst; jede derselben ist also im kleinen, was jene im großen war: Ginheit von Geift und Stoff. Als Cinheiten find die Grund= substanzen unteilbar, d. h. Atome (atoua, individua). Aber es fann hier unmöglich der demokriteische, materialistische Begriff der Atome gemeint sein; jene Atome De= mofrits waren nur materiell, sie hatten nichts von Geist und Denken in sich. Hier aber erscheinen diese Atome als einheit= liche Verbindungen von Materie und Beift. Diese materiell=geiftigen Utome sind daher beffer nicht Atome zu nennen: fie heißen Monaden. Diese Monaden sind die Urelemente alles Weltgeschehens und Welterscheinens; ihre Summe ift die Welt; fie find stoffliche und boch zugleich em= pfindende, vorstellende und in höherer Po= tenz denkende Wefen. Der Dualismus von Denkendem und Stofflichem ift also von vornberein in ihnen aufgehoben. Alles in der Welt besteht aus Monaden, denn außer ihnen giebt es nichts. So giebt es nichts, das nicht gleichmäßig Stoff und Geift wäre; es giebt weder einen unbefeelten Stoff, noch eine ftofflose Seele. Jede Monade ist eine solche Grundseele oder Grund der Seele, und zugleich Grund= stoff oder Grund des Stoffes. In den Begriff des Atoms ist hier also das Moment aufgenommen, wodurch die geistigen Dualitäten sich erklären, die eben, wie Empfinden und Denken, unter dem Gessichtspunkte des materialistischen Atoms ein Kätsel blieben. Monaden sind besteelte Atome.

Sier begegnen wir bei Leibnig bereits einer Theorie, die sich bei vielen Naturforschern unserer Zeit wieder großer Beliebtheit erfreut. Die Borftellung, daß ichon im kleinsten Stoffteil das Psychische, wenn auch nur in minimalem Grade, an= gelegt fei, hat etwas außerordentlich Ginschmeichelndes. Die einheitliche Berbin= dung des Seelischen und Körperlichen er= scheint so als eine natürliche Thatsache. Rein Wunder, wenn daher in neuerer Zeit die Monadentheorie nicht blos in Her= bart, Loge u. a. wieder aufgenommen ist, sondern daß auch Physiker, wie 3 öll= ner, den letten Bestandteil des Alls gern als beseeltes Atom benken. Ja, haeckels Bellfeele und Seelenzelle ift im Grunde auch nichts anderes als eine empirische Übersetung und Umbeutung bes metaphysischen Monadenbegriffs. Die Zelle überhaupt könnte man gewissermaßen als die empirische Bewahrheitung des Monaden= begriffs und diesen als die metaphysische Prophezeiung der Zelle ansehen. Doch hüte man sich hier vor jeder migverständ= lichen Verwechselung! Monade und Zelle find dennoch weit davon entfernt, identisch au fein. Die Belle ift ber fleinfte und ein= fachste Organismus, schon zusammengesett aus vielen Teilen, wahrnehmbar, erfahr= bar, räumlich. Die Monade ist - wir nehmen das hier vorweg - ein absolut Einfaches, Unteilbares, Unwahrnehm=

bares, Unräumliches, also insofern in allem bas Gegenteil. Die Monade Schließt sich gegen jede andere Monade völlig ab, ein Beraustvachsen einer Monade aus einer andern ist unmöglich. Die eine Zelle bas gegen entsteht burch Teilung aus einer andern Zelle. Und doch drängt fich der Bergleich und die Ahnlichfeit zwischen dem einfachsten Organismus Zelle und bem einfachsten Individuum Monade gang un= willfürlich auf, 3. B. auch in dem Punkte, daß nach Leibnig jeder pflangliche, tieri= fche und menschliche Organismus ein Mo= nabenstaat, wie er nach ber heutigen naturwiffenschaftlichen Anschauung ein Bellenstaat ift.

Als absolute Einheiten find die Monaden unteilbar wie die Atome. Das Unteilbare fann nicht zerlegt, nicht getrennt, also auch nicht zerftört werden. Als un= teilbar find mithin die Monaden unver= gänglich und ewig. Das abfolut Gin= heitliche als stets dasselbe Eine ist nie ein anderes; es schließt also jede Beränderung aus. Weder von innen noch von außen her können die Monaden verändert werden, noch auf andere verändernd einwirken. So ift jede Monade rein für fich und vollkommen in sich abgeschloffen. Gine Wechselwirkung zwischen den Monaben giebt es bemnach nicht. Die Monade hat keine Fenster, durch welche das Licht anderer Monaden zu ihr herein, oder ihr Licht zu andern hinausscheinen könnte, eine Bestimmung, aus der wir große Wider= fprüche werden hervorwachsen feben. Die Monade ift Grundfubstanz des Alls; aus ben Monaden besteht das Weltsuftem. Belde Beltanschauung entwickelt nun Leibniz im befondern auf Grund der Monadologie? Wir verschieben die Be=

antwortung dieser Frage für einen Augenblick, um uns zuerst noch die Motive zu vergegenwärtigen, aus denen heraus Leibniz dazu kam, an Stelle der einheitlichen Grundsubstanz Spinozas die unendlich vielen Monaden zu setzen.

Spinozas Naturbegriff fchloß jedes Andersfein und Anderswerden völlig aus. So wie heute eine Klasse von Dingen ift, fo war sie von aller Ewigkeit her. Run find aber die einzelnen Wefen, 3. B. die Menschen, individuell fehr verschieden; bei aller Ühnlichkeit ift doch jedes, 3. B. mensch= liche, Individuum ein anderes. Diefe Thatfache der individuellen Verschiedenheit ber Wefen kann Spinoza aus feinen Grundbegriffen heraus in Wahrheit nicht erklären. Die Naturkräfte oder göttlichen Attribute, aus benen die Dinge bervor= geben, find nach Spinogas Begriffs= bestimmung ewig unveränderlich. kommt es denn aber, daß z. B. aus den die Menschen produzirenden, ewig iden= tisch en Naturfräften so viele, unendlich verschieden geartete Menschen hervor= geben? Wenn die Naturfräfte absolut identisch und unveränderlich sind, also ihrem Begriff nach gar keine Bariation zulassen, wie ist es möglich, daß wesent= lich verschiedene Individualitäten entstehen? Das wichtige Problem der Individualiät tritt uns hier entgegen. In Spinozas Shstem fehlt es an einem Erklärungsprinzip für die Individualität, an einem principium individuationis. Im Grunde müßte jeder Modus genau gleich dem andern sein, und doch sind die Modi lauter verschiedene Individualitäten. Leibnig fieht gur Erklärung biefes un= endlich wichtigen Problems keinen andern Ausweg als die Annahme, daß diese in=

dividuelle Verschiedenheit der Dinge schon in den letten Urgründen der Dinge felbst angelegt sei; jede Monade ist schon ihrer Natur nach eine durchaus verschiedene, eine von allen übrigen Monaden besondere In= dividualität. Wenn aber jede Monade schon eine individuell verschiedene ist, jedes Wefen aber aus folden individuell verschie= denen Monaden fich zusammensetzt-benn der Mensch und so jedes Naturwesen ist nach Leibniz eine einheitliche Berbindung von zahllosen Monaden - so ist dann die individuelle Verschiedenheit der Wesen eine felbstverständliche Folge im Weltprozesse. Dieses erkenntnistheoretische Bedenken ift der eine Grund, warum Leibniz über den Substanzbegriff Spinozas hinaus zu den Monaden übergeht; und gerade darin, daß Leibnig Individualist ift, liegt eine der Verwandtschaften seines idealisti= fchen Naturalismus zur barwinistischen Naturauffassung. Das Einzelne ist bas Wirkliche, fo fagt Leibnig, gang nominalistisch gefinnt. Das Gingelne ift auch das wahrhaft Wirkende und Wirksame, fagt Leibnig und spricht damit die Grundvoraussetzung der heutigen Entwicklungslehre aus, nach der ja eben= falls alle organische Veränderung und Entwicklung durch die individuelle Bariation und Vererbung u. f. w. bewirft wird. Der Unterschied ift nur ber: ber Individualismus Leibnizens ist metaphhiifder, der Darwing rein empi= rischer Natur.

Bei Leibniz ist in seinem Fortschritt zur Monadologie aber noch ein anderes, und zwar religiöses Motiv von nicht geringer Wirksamkeit gewesen. Bei Spi= noza ist der Mensch Modus, vergänglich, schattenhaft, nichtig. Das Individuum als soldes gilt nichts. Zahllos neue Indivi= duen gebiert die Natur fortgesett aus ihrem ewig fruchtbaren Mutterschoße; ge= rade darum aber fümmert sie der einzelne Mensch so wenig, wie das Blatt, das am Baume wächst und welft. Wo bleibt diefem Modusbegriff gegenüber eine Un= sterblichkeitslehre, die alles Gewicht gerade auf die Erhaltung der Individua= lität legt? Leibniz will im Interesse ber Religion den Begriff der individuellen Unsterblichkeit festhalten; freilich bildet er ihn in philosophischer Weise um. Die Monaden find Individualitäten, ewig, unvergänglich, unsterblich. Der Mensch ist ein Kompler folder Monaden, alfo fei= nen Grundsubstanzen nach einig und un= fterblich. - Seinen einzelnen Grundfub= stanzen nach? Ist aber auch der gerade so entstandene Kompler von Monaden, den ich Leibnig nenne, in diefer feiner Ge= fammtheit, die ich die Berfon Leibnig nenne, ewig und unfterblich? Auf die Un= fterblichkeit dieser Gefammtindividu= alität kommt es den religiösen Hoffnun= gen boch einzig und allein an. Und hier fann in Wahrheit die Monadologie dem Glauben nur ein scheinbares Zugeständnis machen: wenn auch die Einzelmonade ewig bleibt, so löst sich die Monadenverbin= dung doch im Tode auf; - wo bleibt da aber der ewige Bestand der Perfonlich= feit? wo die religiöse Unsterblichkeits= lehre?

Die Weltanschauung, welche Leibniz von seinem Grundbegriff der Monade aus gestaltet, ist eine großartige und in vielen Stücken der heutigen verwandte. Das Universum besteht aus unendlich vielen Monaden, d. h. also aus unendlich vielen Einheiten von Geist und Materie. So ist

denn die ganze bestehende Welt in allen ihren Teilen feelisch und stofflich zugleich, und insofern Leibnizens Lehre als Hylv= zoismus zu bezeichnen. Die Wesen in der Welt zeigen aber sowohl ihrer äußeren stofflichen Form als auch ihrer Beseelung nach unendlich viele graduelle Verschieden= heiten, und mit Recht unterscheiden wir daher in beiderlei Beziehung höhere und niedere Formen. Im Menschen leuchtet helles Bewußtfein und flares Denken deutlich auf; in geringerem Maße zeigen sich diese Cigenschaften bei den Tieren, und steigen wir binab zu den Pflanzen, so schwindet die Empfindung bis auf den niedersten Gradeiner einfachen Bewegungs= reaktion auf äußere Reizeinwirkungen. Ist aber die ganze Natur befeelt, fo hört auch bei den Pflanzen die Beseelung nicht auf. Auch das sogenannte Anorganische muß noch einen niedrigsten Grad von Beseelung haben. Die Einheit der Natur foll auch bei Leibnig an feiner Stelle durch= brochen sein. Alles besteht aus beseelten Monaden, aber diese beseelenden thätigen Kräfte in denselben treten in unendlich vielen Graden auf. Was wir Stoff nennen, ift nicht ein Unbeseeltes, sondern nur bas im geringsten Maße Beseelte. Es ift ein Unbewußtes, nicht in dem Sinne, als ob es an der Grundlage des Bewußtseins, dem Seelischen, überhaupt nicht Teil hätte, sondern nur fo, daß es dieses Seelische in unendlich kleinem Grade besitt.

Das Universum besteht also in unsendlich vielen Stufenformen vom scheinbar Unbewußten bis zum Höchste bewußten auswärts. Die Natur bildet eine Stufenreihe von Wesen. Bom Stein durch die Pflanzen und Tiere zum Menschen bis hinauf zurhöchsten Monadens

form, der Gottheit, stellt sich das All als ein einziges und einheitliches, kon= tinuirlich zusammenhängendes Stufenreich von verschiedenen, doch verwandten Gliedern dar. Alle find Monaden, niedere, höhere, höchste. Die höchste Monade ift die Gottheit selbst. Vom unbewußten Stoff bis hinauf zur Gottheit eine einheitliche Stufenleiter von unendlich vielen Gradformen, nirgends eine Kluft, eine Lücke, weder zwischen Gott und Mensch, noch Mensch und Tier, noch Tier und Pflanze, noch Organischem und Anorganischem, und immer zwischen zwei Formen noch wieder eine vermittelnde Übergangsform! Natura non facit saltum. Es liegt auf der Hand, wie nahe Leibnigens Weltauffaffung ichon ber modernen kommt. Um so mehr ift fogleich der trennende Unterschied hervorzuheben. Es läßt sich durch zwei Schlagwörter bezeichnen: Leibnigens Weltsuftem bilbet nur eine Stufenleiter, nicht eine Entwidlungsreihe. Wie unterscheiden sich beibe? In den modernen Theorien werden die höheren Daseinsformen als aus den niederen allmählich entstanden aufgefaßt. Der Grundbegriff ist also hier die allmähliche zeitliche Auseinanderent= wicklung. Ursprünglich waren nur wenig niedere Formen, erst nach und nach bilde= ten aus ihnen hervor sich die höheren; einzelne Formen, ja ganze Formenreiben können aussterben und verschwinden; die ganze Entwicklungsreihe ist nicht in voller Ununterbrochenheit heute noch lebend vor= handen; die gange Reihe fann nicht in lebendiger Geftalt, sondern nur im histo= rischen Bilde erfaßt und erwiesen werben. Leibnig fennt nicht eine folche Aus= einanderfolge, fondern nur eine Auf=

einanderfolge, die von Ewigkeit fo war, wie beute, und ewig fein wird, in der alle Glieder unvergänglich find, also auch alle, beute wie immer, lebendig eristiren, in der kein Glied aussterben und verschwinden, aber auch keines neu hinzuentsteben fann. Das Universum ift eine Stufenleiter, beren Sproffen über und unter einander fteben, aber diese Sproffen fowohl als ihre Abstände find ewig un= veränderlich. Alle Sproffen find aus dem= felben Monadenholze geschnitt und inso= fern alle verwandt und eines Wefens, aber diese Verwandtschaft ist keine Ab= stammung von und aus einander, vielmehr nur eine Wesensgleichheit neben einander. Hier ift also nur Stufenleiter, nicht Ent= widlung; nur Aufeinanderfolge dem Grade nach, doch keine Nacheinanderfolge der Zeit nach, nur Gradation, nicht Evolution. Die Unmöglichkeit der Annahme einer Auseinanderentwicklung liegt in Leibniz' Monadenbegriff. Die Monade ist ein in fich abgeschlossenes, weder Wirkungen aus= strahlendes noch empfangendes Wesen. Bei dieser starren Unveränderlichkeit kann eine Entivicklung zu höheren Formen, d. h. zu folden, die im innern Leben der Monade nicht schon angelegt liegen, natürlich nicht angeregt werden; allein was in der Mo= nade als solcher angelegt ift, kann sie nach Leibniz in ihrem Innern zu immer grö-Berer Klarheit und Deutlichkeit entwickeln. und insofern ift eine rein innerliche Ent= faltung, die aber ftets in dem Rahmen ihres eigenen, fest abgesteckten Wesens bleibt, nicht ausgeschlossen; jede Monade ftrebt vielmehr in ihrem Innern, ihr We= sen klarer und beutlicher zu entfalten, alles, was ihr Wefen ausmacht, fich zu deutlicherem Bewußtsein zu bringen, ihre

innere seclische oder Vorstellungswelt von den niederen Graden des Vorstellens (den "kleinen Vorstellungen, petites perceptions") emporzuarbeiten, und zwar gehen alle diese Entwicklungsvorgänge nach rein mechanischer Kausalität vor sich.

Bo, wie hier bei Leibnig, der Ge= banke ber Stufenfolge einmal erfaßt ift, ist es offenbar nur noch ein Schritt, um die Gradation nicht blos als seiende. sondern als gewordene und fortgesett werdende aufzufassen und das Reich der ewigen Entelechien als Reihe von wechselnden Evolutionen zu begreifen. Wie follte dem geniglen Auge Leibnigens diefer Ausblick entgangen fein! Sypothetisch stellt er den Gedanken der Evolution wirklich einmal hin. In den "Nouveaux Essais" liv. III, cap. VI be= handelt er den Begriff der Gattungen und Arten. Am Schluß des § 23 dafelbst, in bem sich starke Anklänge an heutige Mei= nungen finden, heißt es endlich: "Encore les mélanges des espèces, et même les changemens dans une même espèce réussissent souvent avec beaucoup de succès dans les plantes. Peut-être que dans quelque tems ou dans quelque lieu de l'univers, les espèces des animaux sont ou étoient ou seront plus sujets à changer, qu'elles ne sont présentement parmi nous, et plusieurs animaux qui ont quelque chose du chat, comme le lion, le tigre et le lynx pourroient avoir été d'une même race et pourront être maintenant comme des sousdivisions nouvelles de l'ancienne espèce des chats. Ainsi je reviens toujours à ce que j'ai dit plus d'une fois que nos déterminations des espèces Physiques sont provisionelles et proportionelles à nos connoissances."*) Ift es doch, als ob man hier Lamarck reden hörte!

So bezaubernd auch der Gedanke eines einheitlichen Stufenreiches ber Natur wirft - in ber Leibnizischen, monadolo= gifchen Auffassung zeigen sich eine Fülle von Widersprüchen, die den rein dogmati= schen Charafter bes Sustems enthüllen und über dasselbe binauszuschreiten zwingen. Wenn die Monaden einander gang= lich ausschließen, wenn zwischen ihnen eine Wechselwirfung nicht stattfindet, so existirt offenbar zwischen je zwei Monaden alle= mal eine nicht zu überbrückende Kluft. Je zwei Monaden stehen sich immer dualistisch gegenüber, b. h. aber zwischen allen Monaden bestehen ebenso viele dualistische Gegenfäte, als folde Monaden borhan= den find. Alle Monaden stehen in Wahr= heit in einem Berhältnis egviftischer Abschließung zu einander, bas wir mit bem Wort Pluralismus, und zwar, um auszudrücken, daß berfelbe das Gegenteil der Einheitlichkeit ist, antimonistischer Pluralismus bezeichnen können. Sier liegt ein Grundwiderspruch zu Tage: statt ber Ginheitsnatur, auf welche bie Tendenz der Monadologie geht, haben wir eine unendliche Vielheit von Natu= ren, beren Zusammenhang völlig auseinanderfällt. So ftimmt benn in Wahr= heit Leibnigens Naturbegriff weniger als der Spinozas mit der Forderung der unitas naturae überein.

Und doch will Leibniz die Einheit festhalten, doch so, daß auch die Indivisualität darüber volle Selbständigkeit beshält. Eben hierin liegt aber die Unmögslichkeit seines Strebens: Wenn das Eins

zelne ein Glied einer einheitlichen Rette bildet, so fann dieses Glied fein absolut selbständiges Wesen fein, ober foll jedes Glied ein absolut felbständiges Wefen fein, so isolirt sich jedes, und die Rette hört auf. Unter dem Gefichtspunkte natürlicher Kaufalität läßt fich diefer Widerspruch offen= bar nicht beseitigen. Go greift denn Leib = nig gur letten Aushilfe: ber Ginführung der übernatürlichen Kaufalität. Die fämt= lichen Monaden, obgleich fie extlusiv zu einander stehen, bilden bennoch eine har= monische Einheit ober einheitliche Sarmonie. Gott ift es, ber die Sarmonie von Ewigkeit her eingerichtet oder prästabilirt hat: in diesem Berhältnis der praftabi= lirten harmonie befindet fich also die ganze Welt, und so bezieht fich demnach der Begriff der harmonia praestabilita bei Leibniz gar nicht blos auf das Ber= hältnis von Seele und Körper, fondern auf das Verhältnis fämmtlicher Monaden im Universum. Die Harmonie folgt nicht aus der Natur der Monaden als folcher, also nicht aus Natur und Welt, als welche ja die Monaden sind, also auch nicht aus weltlich=natürlichen Urfachen, sie stammt vielmehr von Gott und ist somit außer= weltlich und übernatürlich. hier ergiebt fich ein neuer Widerspruch: Leibnizens Lehre foll Naturalismus sein; die Methodik des Naturalismus fordert überall die natür= liche Kausalität, und hier bricht der Begriff ber übernatürlichen Urfächlichkeit wieder durch.

Gott verbindet alle Monaden zu einem wunderbar harmonischen Universum, in welchem die höchste Schönheit, Vollkommensheit und Zweckmäßigkeit überall waltet. Im Interesse der rein mechanischen Kaussalität hatte der Naturalismus Spinos

^{*)} Opera philosophica, ed. Erdmann, p. 316.

3as die teleologische Weltanschauung ver= worfen; mit jener theologischen Wieder= einführung der übernatürlichen Raufalität stellt sich bei Leibnig auch sogleich wieder die Teleologie mit den causae finales ein, wenn auch infofern Leibnig den mechani= ichen Ursachen Genugthuung widerfahren läßt, als er, wie in den inneren Ent= widlungsprozessen der Monaden, fo auch in ihren äußerlichen Berbindun= gen und Trennungen die Berrichaft der causae efficientes gnerkennt. Indessen die Stufenleiter ber Monaden hat Gott in zwedmäßiger Über= und Unterordnung aufgebaut, und so entpuppt sich denn die= fes Stufenreich der Monaden, das im Un= fang bes Suftems durch fein scheinbar fo naturalistisches Ansehen gefiel, plötlich als nächster Verwandter der Ideen= und Entelechienwelt von Platon und Ari= stoteles. Wie bei dem letteren, fo bricht auch bei Leibnig ber Dualismus, ber überwunden werden follte und auch über= wunden fchien, im Berlaufe bes Shftems auf allen Punkten wieder hervor. Auch den cartesianischen Widerspruch zwischen Seele und Körper wollte Leibnig durch die Unnahme aufheben, daß das Wefen jeder Monade die Einheit von Denken und Ausdehnung fei. Was folgt nun in Wahr= heit aus dieser Annahme für das Ber= hältnis von Leib und Seele im Menfchen?

Der Mensch ist ein Komplex von Monaden, die einheitliche Verbindung dieser beseelten Utome. Wodurch werden aber diese Monaden, die sich doch im Grunde ausschließen, gleichwohl zur Sinheit Mensch zweckmäßig harmonisch verbunden? Die Zentralmonade ist es, welche eine Unzahl anderer Monaden zu der Sinheit zusammenschließt, die wir Organismus

nennen. Die Zentralmonade ift die eigent= liche Seele im Dragnismus. Da fpringt von neuem der alte Widerspruch bervor. Wenn schon ihrem Begriff nach die einzelnen Monaden sich überhaupt nicht zum Organismus verbinden fönnen, wie ift es fogar möglich, daß eine Monade, die Zentralmonade, die sich doch auch allen andern gegenüber ausschließend verhalten muß, aleichwohl über diese eine solche Macht gewinnt, daß sie sich ihrem Ginfluß willenlos unterwerfen muffen? Der Beariff der Monade verlangt vollkommenes Ausschließen jeder Wechselwirkung, und der Begriff des Organismus fordert doch diese Wechselwirfung. Aus natürlicher Raufalität ift unter diefen Vorausfetzungen die Wechselwirfung von Seele und Leib offenbar nicht einzusehen. So wird benn auch hier wieder der Geist der übernatür= lichen Kaufalität zitirt. Gott schafft die einheitliche Übereinstimmung zwischen ber Bentralmonade und den ihr untergeord= neten Monaden, fo daß infolge davon Seele und Körper fich in voller Harmonie befinden. Das ist die tiefere, esoterische Entwidlung und Begründung ber prästabilirten Harmonie von Leib und Seele bei Leibnig.

Sowie hinsichtlich des Verhältnisses von Körper und Geist die Kluft des Dualismus sich wieder öffnet, so erscheint nun aber endlich auch Gott selbst, der doch sonst überall den Einklang herstellt, in unvereinbarem Gegensatze zur Welt, so daß nun sogar gänzlich unbegreislich wird, wie er denn überhaupt auf die Welt und ihre Teile in der Weise der prästabilirten Harmonie habe einwirken können. Die Monaden bilden in ihrer von Gott gesetzten Stusensolge die Welt. Gott ist die höchste Monade. In ihm ist bas Geistige zur möglich höchsten Klarheit gekommen, aber immerhin ift er Monade. Er steht also auch in der Reihe der Monaden und ver= hält sich bemnach genau wie diese, bas heißt aber — ausschließend. Also auch Gott fteht in voller Abgeschloffenheit, gänglich transzendent, der Welt gegenüber. Wie fann unter diesem Gottesbeariff eine Wechselwirfung zwischen Gott und Welt stattfinden? Wie fann Gott, der als Monade doch auch feine Fenfter hat, in der Welt auch nur das kleinste bewirken oder von der Welt auch nur die geringste Einwirkung empfangen? Nicht tiefer und schroffer kann die Kluft gedacht werden, und aus dem Monadenreich ersteht hier kein philosophischer Curtius, der sie zu schließen vermöchte.

Allerdings fucht Leibnig den Wider= spruch zwischen der Exflusivität der Mo= naden einerseits und ihrer notwendigen Wechselwirkung andererseits durch eine Lehre auszugleichen, die und aber erft recht von jeder natürlichen Kausalerkenntnis ab und in mustische Abgrunde bineinführt. Jede Monade ift ein, die eine im ftarke= ren, die andere im schwächeren Grade, be= feeltes und alfo vorftellendes Wefen. Was ftellt die Monade vor? Ihr eigenes Wesen und das gesammte Weltall, je nach dem Grade ihrer Beseelung in deutlicherer oder dunklerer Weise. Denn jede Monade steht zu dem Universum in dem Berhält= nis des Mikrokosmos zum Makrokos= mos. Als Mifrofosmos ift fie gewiffer= maßen ein Extrakt des Makrokosmos; im fleinen enthält sie das Wesen der Welt im großen, fie stellt daffelbe vor und richtet also auch ihr Handeln nach dieser ihrer Vorstellung von der Welt ein, d. h. aber sie handelt zweckentsprechend gegen= über allen anderen Monaden. Denn troß ihrer Abgeschlossenheit weiß so die Mo= nade vom Ganzen und richtet fich nach bem Ganzen und harmonisirt mit bem Ganzen, fo daß also eben in diesem ihren inneren Vorstellen des Ganzen und ihrem dadurch geleiteten Handeln die gegenseitige Wechselwirkung und der einheitliche Zu= sammenhang der Monaden begründet liegt. Die Vorstellung des ganzen Alls ist also jeder Monade in minderem oder höherem Grade angeboren. Nicht alle fommen zum vollen Bewußtsein diefer ihrer an= geborenen Ideen. Bei den höheren Monaden entwickelt sich das Bewußtsein derselben flarer (Mensch), dunkel dämmert es bei den niedrigeren (Thier); im unbewußten bleiben diese Ideen bei den niedrig= sten (Stoff), trotidem aber sind sie auch hier innées, wenn auch nicht connues. Von neuem treten uns hier die angeborenen Ibeen, und zwar in weitester Form, als das Angeborenfein des gesammten Alls und in entschiedenem Anklang an Blatons Ideenlehre entgegen. Aber auch die Widersprüche sind hier sogleich zu bemerken. Denn erstens ift das ideelle Angeboren= sein des gesammten Weltalls offenbar ein unbegreifliches Wunder. Wie kann in die fensterlose Monade gleichwohl die Bor= stellung des ganzen Universums hinein= dringen? Gott hat es so geschaffen, aber Gott ift felbst Monade, und nun treten wieder alle bereits bekannten Widersprüche im Begriffe Gottes und der prästabilirten Harmonie und entgegen. Zweitens eine wahre Einwirkung der einen Monade auf die andere findet hier doch nicht statt; denn die Monade wirkt nicht etwa wie die platonische Idee durch ihr reines Denken

auf ein anderes ein, oder wie ein ftoff= licher Körper auf einen anderen durch den medanischen Stoß, sondern nur weil sich in ihnen allen ein und diefelbe angebo= rene Weltallsvorftellung, wenn auch in verschiedenen Graden, gleichzeitig ent= wickelt, wirken fie in gleicher Weise mit und neben einander zu gleichen Zwecken; eine wahrhafte Wechselwirfung auf ein= ander ist gleichwol ausgeschlossen, denn iede Monade bleibt trot dieses Zusam= menwirkens ganz innerlich für sich, und daß fie trothem in dieser ihrer Blindheit biefelben Bahnen finden, ift eben nur Folge eines unbegreiflichen Bunders, nämlich ihrer von Gott von vornherein harmonisch eingerichteten Natur. Drit= tens: ein wahres geistiges Erfassen eines äußeren Eindrucks ift der verschloffenen Monade natürlich nicht möglich. Jedes empirische Forschen und Lernen, jedes Gewinnen einer wirklich neuen, in ber Monade nicht schon angelegten Borftellung ift undenkbar. Somit ift hier jede Empiric und jede empirische Wiffenschaft im Grunde aufgehoben: der Monade bleibt nur die Möglichkeit, sich das immer klarer zum Bewußtsein zu bringen, was bereits in ihr liegt, sich ihres ursprünglichen Befites nad und nad nur wiederzuerin= nern. Rurg die alte Lehre der platoni= ichen Wiedererinnerung (avauvnois) und der angeborenen Ideen steht in neuer Form wieder vor uns. Und hier erscheint dann viertens endlich der Punkt, wo es deutlich einleuchtet, daß, wenn wirflich das Weltall aus Monaden mit den bier entwickelten Gigenschaften bestünde, eine Erkenntnis biefer Monaden, alfo die Monadologie und das Leibniz'sche Suftem nicht existiren fonnte. Leibnig fett

denn doch die Erkennbarkeit des Welt= gangen voraus, fonft würde er fein Syftem weder aufgestellt noch für wahr gehalten baben. Wie fann aber, wenn jede Monade in sich geschlossen ist und sich also auch zu anderen nicht erkennend verhalten fann, der Monadenstaat Mensch sich zu bem Weltall erkennend verhalten? Die Monaden als wirkliche Existenzen voraus= gesett, fo wäre ein Wissen von ihnen, eine Monadenphilosophie immöglich, oder man müßte jene übernatürliche Offenbarungs= erkenntnis der Monaden in ihrem Innern burch die angeborenen Ideen als thatfach= lich annehmen, was Sache feines Wiffens und der Erfahrung, fondern lediglich des Glaubens und der Phantasie wäre.

Auf allen Stationen erweist fich fo= mit die Lehre Leibnizens als widerspruchs= voller Dogmatismus, und daß wir es hier mit einer von der Empirie im Grunde ab= gewendeten philosophischen Dogmatik zu thun haben, zeigt vor allem der Umstand, daß die Monade niemals Gegenstand der Erfahrung, fondern nur eine hopo= thetifch gesette Substang, alfo im Grunde ein bloges Gedankengebilde ist. Die Monaden sind Atome, nur nicht rein materielle, fonder phyfifche Atome. Wir haben bereits gelegentlich der griechi= schen Atomistik eine genauere Kritik bes Atombeariffes gegeben. Die Kritik bes Atoms ist aber auch die Kritif ber Mo= nade, denn diese ift nur eine besondere Form bes Atoms. Das Atom ift, zeigten wir damals, das Unendlich=fleine der. Materie, aus dem die ganze Materie sich zusammensetzt. In dem Atome liegen daber auch alle die Widersprüche, welche den Beariff des Unendlich-kleinen umlagern. Huch die Monade ist also das Unteilbare,

das Unendlich-fleine, aus dem das ganze MI fich zusammensett; wir werden also auch hier diefelben Widerfpruche finden muffen. Befonders drei Widersprüche übertragen wir von dorther auf die Monade hier. Der erfte Widerspruch: Die Monade ift unteilbar; das Unteilbare ift Nichtgröße, denn jede Größe ift teilbar. Wie fann aber aus Nichtgröße Größe werden? Wie fann aus den nichtgroßen Atomen, seien es nun die materiellen Demokrits ober die psychischen Leibnizens, das Weltall sich zusammenseten, welches Größe ift? Der zweite Widerspruch: Die Monade ift Nichtgröße, denn sie ist unteilbar. Wahr= nehmbar und erfahrbar find nur Größen. Als Nichtgröße ist also die Monade kein Gegenstand der Wahrnehmung und Er= fahrung. Daffelbe lehrt uns der dritte Widerspruch: Als Nichtgröße ift die Monade nicht im Raume, benn alles Räumliche ift Größe. Wahrnehmbar und erfahrbar ift aber nur das Räumliche. Mithin ist die Monade als nichträumlich auch nicht wahrnehmbar und erfahrbar.

Das Leibniz'sche Monadensustem hat fich und als ein fehr widerspruchsvoller Dogmatismus erwiesen, ber mit den That= fachen der Erfahrung nicht übereinstimmt, ja fogar die natürlich-kaufale Erkennbar= feit der Dinge überhaupt aufhebt. will idealistischer Naturalismus fein, aber wenn es auch feststeht, daß dem Natura= lismus das Ideal nicht fehlen darf, fo ist doch nicht zu verkennen, daß der hier ge= botene Idealismus mit wahrem Natura= lismus nicht zusammenpaßt, da dieser Idealismus den Naturalismus aufhebt und mustischen Sphernaturalismus dafür an die Stelle fest. Trot alledem liegen aber in dem Spftem eine Fulle der an=

regendsten und bedeutsamsten Ideen, die nicht blos auf das 18. Jahrhundert ge= wirft haben, sondern auch dem 19. Sahr= hundert Fleisch und Blut haben bilden Leibniz war ein universaler helfen. Genius, der alle Wiffensgebiete feiner Zeit nicht blos in gelehrter Beise kannte, sondern sie schöpferisch beherrschte. Er ist Mathematiker, Physiker, Naturforscher, Philosoph, Theolog, Jurift, Historifer und Politifer. Wie in dem Universalis= mus feiner Berfonlichkeit und feines Bei= stes alle noch so verschiedenen Wissensgebiete einheitlich verbunden lagen, so sucht er auch auf Grund dieser seiner persönlichen Beschaffenheit alle noch so verschiedenen Weltanschauungen gegen einander aus= zugleichen und einheitlich zu verbinden. Er ist selbst der Mikrokosmos, in dem das Heterogenste der verschiedensten Monaden fich friedlich verträgt. Nach diefem fei= nem eigenen mikrokosmischen We= sen konstruirt er das makrokosmische Welt= wefen. Wie der Mifrofosmos Leibnig, so muß der Makrokosmos Welt sein; auch im Universum wie in dem Philosophen müssen alle Verschiedenheiten bestehen, aber wie in diesem ausgeglichen be= stehen. Denn es ist eine bei allem Dog= matismus zutreffende psychologische That= sache, daß derselbe die Welt ex analogia hominis betrachtet, d. h. aber in dem kon= freten Kalle eines besonderen dogmatischen Spstems: jeder Dogmatiker betrachtet die Welt ex analogia sui, und fo Leibniz ex analogia Leibnitii. Wie Bacos Per= son war — ehrgeizig, streberisch, erobe= rungsfüchtig, weltlich, praftisch - so feine Philosophie; wie Descartes' Person war — geteilt zwischen freierer Anschauung und katholisch = jesuitischer Beklem=

mung - fo feine Philosophie; wie Gpi= nozas Person war — uneigennütig und allliebend sein Ich verleugnend - fo feine Philosophie: wie Leibnizens Person mar - vielseitig und überall diplomatisch ver= mittelnd - fo feine Philosophie. Und fo follen denn in ihr alle Gegenfätze aus= geglichen fein und scheinen es auch. In diesem System verschlingt nicht das All bas Einzelne, nicht bas Ganze ben Teil, nicht das Universum das Individuum, nicht der Makrokosmos den Mikrokosmos, nicht der Monismus die Monade; auch die Bielheit kommt zu ihrem Rechte, aber die Bielheit ift verbunden gur Ginheit, die Berfchiedenheit der einzelnen Glieder geeinigt in der Gleichartigkeit aller Glieder. Das Übernatürliche scheint hier zum Na= türlichen zu werden: Gott wird Monade, die Kluft zwischen Gott und Welt über= brudt fich. Geift und Stoff, Seele und Rörper schmiegen sich harmonisch zusam= In dem Stufenreich der Wesen scheint eine und dieselbe Gradreihe vom Stofflichen bis jum Göttlichen ju führen, und damit aufgehoben zu fein jeder Dua= lismus zwischen Gott und Welt, Mensch und Tier, Tier und Pflanze, Organischem und Unvrganischem. Gin ewiges Sein ift dieses Ill und boch fein starres Ginförmi= ges, fondern in feinen Teilen unendlich Mannigfaltiges. Alles geschieht mit me= chanischer Notwendigkeit und doch ist alles geordnet und bestimmt nach höchsten Zwedurfachen, denn alles ift befeelt und durchgeistigt. Der Unterschied zwischen Lebendigem und Leblosem, zwischen Be= feeltem und Unbefeeltem ift nur der graduelle Unterschied von Bewußtem und Un= bewußtem. Die Metaphysik mit ihren geistigen Ideen und die Empirie mit ihren

simnlichen Wahrnehmungen scheinen sich hier die Hand zu reichen, Glauben und Wissen den Einheitspunkt gefunden zu haben, ist doch das Göttliche scheindar zum Natürlichen geworden. "Wer vieles bringt wird allen etwas bringen." Es kann nicht Wunder nehmen, daß ein so großartiger Universalismus, der die versichiedensten Interessen und Bestrebungen in sich vereinigt zu haben schien, einen überwältigenden Einfluß auf den geistigen Charakter seines Jahrhunderts ausübte.

Leibnizens bedeutsamstes philosophi= sches Werk, in welchem er seine sonft nur gelegentlich und bruchftückweise gegebenen Gedanken am meiften in sustematischem Zusammenhange entwickelte, sind die "Neuen Berfuche über den menfch= lich en Verftand"; diefelben waren bereits 1704 als Streitschrift gegen Locke ver= faßt, traten aber erft im Jahre 1765, also fast fünfzig Jahre nach dem Tode ihres Urhebers, in die Öffentlichkeit. So fam es benn, daß ber tiefere Sinn und Zusammenhang der Monadenlehre erst verhältnismäßig spät erkannt wurde. Viel weniger wurden deshalb die Gedanken Leibnizens anfänglich im Sinne der uni= versalen Einigung und Ausgleichung ber Gegenfäte, als vielmehr nur im Sinne einer tieferen philosophischen Durchfüh= rung der bestehenden religiösen dualisti= iden Anschauungen über Gott, Welt und Seele gefaßt und ausgebildet. In diesem Sinne verband Chriftian Wolf (1679 bis 1754, der, wegen seiner Philosophie den Bietisten verhaßt, auf deren Unklage von Friedrich Wilhelm I. feiner Professur in Salle verluftig erklärt und verurteilt, bei Strafe des Stranges die Stadt bin= nen 24 Stunden zu verlaffen, durch Fried=

rich den Großen aber nach seinem Regie= rungsantritt fogleich zurückberufen und mit Ehren überhäuft wurde) die in Wahr= heit mehr exoterischen Gedanken Leibnizens zu einem Shitem und ward beren fchul= mäßiger Bearbeiter und Berbreiter. Die fogen. Leibnig=Wolf'iche Philosophie enthält also nicht eigentlich die vertiefte efoterische Lehre des Philosophen — ge= rade deshalb wurde sie aber die bald all= gemein anerkannte und populäre Philoso= phie, welche das Zeitalter der Auf= flarung in feinen erften, mehr in bie Breite als in die Tiefe gehenden Entwick= lungsstadien aufbauen half. Denn der Gedanke und die Tendenz der Aufklärung ist in dem Monadenbegriffe gerade in emi= nenter Beise enthalten. Die Monade ift ein vorstellendes Wefen. So niedrig bem Grade nach diese vorstellende thätige Rraft in ihr sein mag, mit "inquiétude poussante" brängt sie banach, alles, was in ihrem Wefen liegt, beutlich zu entwickeln. Jede Monade drängt nach Klarstellung ihres feelischen Inhaltes. So hat also die ganze aus Monaden bestehende Welt biefen Drang nach Aufklärung in sich, und gerade in dem nach diefem Begriffe benannten Zeitalter tritt nun diefer Drang mächtig hervor und stellt sich in den ver= schiedensten Formen dar.

Die Aufklärung ist Berstandesauf= flärung. Alles Mystische und Frratio= nale wird bei Seite gestoßen. Reima= rus, ber Strauß bes vorigen Jahrhun= berts, giebt unter biefem Gefühlspunkt die Kritik der driftlichen Religion, und setzt der übernatürlichen Offenbarungs= religion die natürliche Religion als die allein giltige entgegen. In Mofes Men= belsfohn und feinen Jüngern wird bas

Beitbestreben gur Gemütsaufflarung ober wenn man will, zu einer gemütlichen Aufflärung, die über den sehr beschränk= ten "gefunden Menschenverftand" und seine Plattheiten wenig hinauskommt und in ihrem, wenn auch spärlichen, so doch "philantropischen" Erleuchtetsein ben wahrhaften Maßstab findet, mit dem fie bas höchste wie bas Tiefste auf ihr eige= nes flaches Niveau zurudzuführen fein Bedenken trägt, wofür bekanntlich der Buchhändler Nikolai das abschreckende Beispiel bildet. Schon die Jugend muß gründlich aufgeklärt werden, und Bafe= bow und seine Nachfolger fangen an, in diesem Sinne die Menschenbildung in ihren Philanthropinen fast fabritmäßig und en gros zu betreiben. Diefe trot ihrer Seicht= heit doch ihrer großen propädeutischen Berdienste nicht ermangelnde Aufklärung, mit der die Wolf'sche Philosophie im Sande verläuft, muß erft vorüber fein, ehe ber tiefere Cfoterismus der Leibnig'ichen Lehre recht zu wirken beginnen fann.

Das Monadensuftem bildet vor allen Dingen ein kontinuirliches Stufenreich, in welchem stets die niederen Grade die not= wendigen Voraussehungen der höheren bilden, und die einzelne Stufe stets erst in und aus dem Zusammenhange aller übrigen erflärt und verstanden werden fann. Daraus erfolgt aber für die Me= thodif des Forschens und Erfennens, daß jedes Problem stets als ein Entwicklungs= problem zu behandeln ift, b. h. daß es als die Stufe einer ganzen Reihe und nur in Beziehung besonders auf alle ihr voran= gegangenen niedrigen Stufen betrachtet werden muß und fo allein richtig ge= löst werden kann. Wer also z. B. das Wesen der Kunst verstehen will, darf nicht

einen äußerlichen Maßstab, etwa die Un= schauungen nur seines Zeitalters, Bolfes oder Individuums darüber anlegen, er muß die Runft auf allen ihren Stufen betrachten und aus ihrem allmählichen Fort= schritt ihr Wefen erkennen. In diesem Sinne leibnizisch angeregt, ift es Windel= mann, der das Berftandnis für die antike Runft und damit für die Runft über= haupt wiedereröffnet. Und wie mit der Runft, so verhält es sich auch mit der Re= ligion. Auch ihr Wesen ist nicht vom Standpunkt einer bestimmten Ronfession ober Rirche aus, fondern nur in der Stufenfolge ihrer verschiedenen Entwicklungs= phasen zu verstehen und zu würdigen. Es ift Leffing, der in diesem Sinne den Begriff ber Stufenfolge auf bas religiöse Problem überträgt, und in feiner, ihres wahrhaft reformatorischen Inhaltes noch lange nicht entbundenen Schrift: "Die Er= giehung des Menschengeschlechts" ein Beispiel wahrhaft padagogischer Aufklärung giebt. Jede Stufenleiter führt aber von den höchsten Stufen abwärts gu den allerniedriasten bin. Wenn nun jede höhere Stufe nur auf Grund der ihr vorangehenden verstanden werden kann, so ist es offenbar von allem das richtigste, zuerst die untersten und ersten Stufen richtig erfaßt zu haben. Go ift es die foaen. Driginalitätsphilosophie. welche unter diesem Gesichtspunkte ihr Augenmerk vorzugsweise auf die origines, die Anfänge und Ursprünge, die einfach= ften Reimformen richtet, um daraus das Höhere und Komplizirtere abzuleiten. Hier ergiebt sich klar und deutlich schon überall die Tendenz, den Übergang von der bloßen Stufenfolge zur wirklichen Entwicklungstheorie zu vollziehen,

und es ift Herber in seinen "Ibeen zur Philosophie der Menschheit", wor allem aber Kant, die diesen Fortschritt nicht blos anbahnen, sondern ihn selbst begründen.*)

Aber auch der Individualitäts= darakter ift in der Monade noch beson= ders zu betonen. Jedes Individuum ift Mo= nade, ift also ein ursprüngliches, elviges, unvergängliches und deshalb in allen fei= nen befonderen Eigentümlichkeiten durchaus berechtigtes Sein. Diese seine angeborene Natur nach jeder Richtung frei und un= gebemmt zu entfalten, ift alfo bas Recht des Individuums. Unnatürliche Satungen oder pedantische Gewohnheiten irgend ei= ner Gesammtheit, die sich autoritativ über bas Individuum und fein Thun und Laffen ftellen will, bemmen die freie Beweaung deffelben ohne Recht. Nieder darum mit allem, was die individuelle Freiheit bedroht! Das Individuum allein giebt fich feine Gefete. Sturm gegen alle Beschränkungen des individuellen Dranges! Aus diesem Motiv heraus entsteht jene Sturm= und Drangperiode, welche alle unfere großen Geifter des vorigen Jahrhunderts fürzere oder längere Zeit bewegte und unserer nationalen Literatur ihr Gepräge aufdrückte.

Die Pflege der Individualität wird Herzenssache. Man kann nicht genug Austobiographien, Physiognomien und Silshouetten studiren, in denen die "schönen Seelen" ihr Wesen enthüllen. Gerade das aber, was der einzelnen Person ihren individuellen Charafter verleiht, was sie von allen übrigen unterscheidet, ist nicht das klare Verstandesleben, in welchem alle

^{*)} Bergl. mein Budy "Kant und Darwin". Jena, 1875.

übereinstimmen ober wenigstens überein= ftimmen können, fondern ihr dunkles Triebund Gefühlsleben. "Was ich weiß, kann jeder wiffen; mein Berg habe ich für mich allein," fchreibt Werther. Der Begriff der Monade erklärt diesen dunklen Untergrund ber Seele. Denn die Monade zerfällt in zwei leise in einander übergehende Gebiete des Unbewußten und des Bewußten. In der Tiefe des Unbewußten schlummern die an= geborenen Borftellungen, aber fieringen da= nach, in die Helle des bewußten Lebens hinein= zutreten. Nicht daß die Vorstellungen im Bewußtsein erft geboren würden-aus dem Unbewußten treten sie vielmehr nur in das Bewußtsein ein. So ift diese dunkle Welt der Triebe und Gefühle der schöpferische Urgrund für alle bewußte Gedankenwelt, die wahre Quelle alles produktiven und genialen Schaffens. hier also liegt das wahre Geheimnis und Beiligtum ber Seele, von hier ftammen alle die großen, damo= nischen Leiftungen des Geistes. Es ist im Menschen das eigentlich Göttliche, deffen Beugungen die wahrhaft inspirirten Offen= barungen find, die man gläubig hinzuneh= men hat, die in ihrer wenn auch dunklen Form doch mehr wert sind, als die fla= ren Gebilde des kalten Verstandes. So entwickelt fich jene Richtung, die man als Gefühls= und Genie= oder Glau= bensphilosphie bezeichnet hat, deren rhapsodisch-enthusiastische Vertretung in der Hand eines Lavater und vor allem eines Samann, jenes muftifden "Magus bes Nordens" lag, deren philosophisch flarften Ausbruck aber Friedrich Sein= rich Sakobis Glaubensphilosophie gab. Auch hier reichten die Wurzeln in die Monadenlehre zurück.

Die Monade ift Individuum; die Mo-

nade ift Grund der Dinge, bas Individuum alfo bas eigentliche, wahrhaft Wirkliche. So muß in allen Beziehungen vor= zugsweise bas Individuum geachtet und anerkannt werden; es darf nicht sklavisch gefnechtet und gertreten werden; es ist der Berr, dem die Freiheit gehört des Gedanfens, des Glaubens, des Staates. Bier eröffnet uns die Monadologie den Ausblick in all die Freiheitsbestrebungen, die stürmisch bis heute auf allen Gebieten die Geister bewegen, und vor allem in der gesuchten Anerkennung und Würdigung des Individuums ihren Grund haben. Im Mittelalter hat das Individuum weber Geltung noch Macht. Alle Autorität und Burde liegen bei den großen Gesammt= heiten: Rirche, Stand, Bunft, die das unfreie Individuum geistig wie materiell be= herrschen. Es ist aber gerade ein wesent= licher Charafterzug der Neuzeit gegenüber bem Mittelalter, daß das Individuum gegen jede Unterdrückung sich auflehnt. So entsteht der Kampf des Individuellen gegen alles Korporative, infofern diefes der Freiheit jenes Eintrag thun will. Wir stehen alle noch mitten in diesem Rampfe, deffen Phasen die Geschichte der letten hundert Jahre bilden, denn zwei Rämpfe sind es zumal, die wir immer noch gegen ben mittelalterlichen Geist auszufechten haben, der eine der soeben angeführte für das Recht und die Freiheit des Individuums gegen alle absolutistischen Allge= meinmächte; der andere, nicht weniger wich= tige, der für die Natur und ihre Wiffen= schaft gegen alle dieselben bedrohenden mustisch = transfzendenten Übersetzungen. Auch Leibniz hat für beide Kämpfe seine Beerkräfte ins Feld gestellt.

Wir haben in der Betrachtung der

Shiteme von Descartes, Spinoza und Leibnig die positiven wie negativen Be= ziehungen ihrer einzelnen Lehren zu ent= sprechenden Lehren des heutigen Natura= lismus bereits genügend hervorgehoben, und es läßt fich nun bas Gefammtergeb= nis hinsichtlich des Verhältnisses des idea= Listischen Naturalismus zur modernen Na= turwissenschaft in furzen Worten gufam= menfassen: Der idealistische Naturalismus hat intuitiv, begrifflich, metaphy= fifch bereits eine Reihe von fundamenta= len Gedanken entwickelt, welche der heutige Naturalismus wieder aufgenommen hat und feinerseits nunmehr - und darin liegt ber Unterschied - empirisch, in= duftiv, experimentell zu bewahrheiten und auszubilden strebt. Descartes lieferte besonders die Methodit des Forschens; Spinoga hat vorzugsweise den Gedan= fen eines rein immanenten Naturalis= mus gegenüber jedem transfzendenten Supranaturalismus, eine rein monisti= fche Fassung des natürlichen Alls und die Berrschaft ausschließlich natürlich = me= danisch er Raufalität vertreten; Leib= niz endlich die Aufmerksamkeit wieder auf das Einzelne und Unendlichkleine als erklärenden Grundbestandteil des gro-Ben Ganzen gelenkt, dieses Einzelne aber

nicht in atomistischer Zersplitterung, vielmehr in dem einheitlich en Bufammen= bange einer kontinuirlichen Stufenleiter vorzustellen gelehrt, woraus in Kant und Berder die ersten Grund= legungen der eigentlichen Entwicklungs= theorie hervorgingen. Man nehme dem modernen Naturalismus eines der genannten Elemente und er verliert feinen eigentümlichen Charakter. Somit ist kein Grund borhanden, bon seiten der heuti= gen Naturwiffenschaft hochmutig auf diese Metaphufiker herabzusehen. Sie haben prophetisch Ideen verfündigt, welche ber späteren Empirie zu Leitsternen geworben find. Seinen ibealen Gehalt in der Bedeutung des Gehalts an Ideen hat also der heutige, sonst so realistische Naturalismus auch jenen Idealisten gu verdanken; er hat viel weniger neue Ideen den Thatsachen, als neue Thatsachen den alten Ideen bingugefügt. Thatfachen fann jeder finden, der ftrebfame Augen und Ohren hat. Ideen finden ift feltener und schwerer. Wenn unter einem idealistischen Natura= listen ein Forscher verstanden wird, welcher der Naturwiffenschaft Ideen geliefert hat, so ist es wahrlich ruhm = und ehrenvoll, ein idealistischer Naturalist wie Descartes, Spinoga und Leibnig gu beißen.

Die mythologische Periode der Entwicklungsgeschichte.

Von

Dr. Ernft Graufe.

1. Die Lehre von der freiwilligen Entstehung.

ine der beliebtesten jener Fragender alten Philosophen, die sie bei jeder passenden Gelegenheit auswarfen, um ihren durchdringenden Scharfsinn daran zu erproben und zu erweisen, daß man durch

bloke Dialeftif auch das verborgenste an das Licht bringen könne, war die Frage: "Db die Benne oder das Ei früher dagewesen sei?" Plutard, der Eflet= -tiker des ersten Jahrhunderts unserer Zeit= rechnung, hat uns in seinen Tischgesprächen eine folche Unterhaltung gang, wie fie stattgefunden haben könnte, aufbewahrt. Kirmus, fein erster Hauptredner, führt an, stets muffe zuerst das einfachere, dann das zusammengesettere entstanden sein; als jenes einfachere aber muffe das Ei be= trachtet werden, benn es repräsentire ben Bildungsstoff ober die Materie, aus der sich zuerst Blutgefäße und bann allmählich die übrigen Teile des Tieres hervorbilden, ganz wie der Schmetterling aus der Raupe,

und wie die Holzwürmer und Maden aus verwesender oder faulender Materie entstünden. Alle lebenden Tiere ohne Ausenahme entständen aus Siern, setzt er mit Antizipation des dem großen Harveh zugeschriebenen Ausspruches hinzu, und deschalb ließen die Philosophen sogar das Weltall aus einem großen Si hervorgehen.

Ihm antwortet Senefio: das Ei oder der Same sei erst ein Teil und Produkt bes ausgewachsenen und zur Fortpflanzung reifen Organismus, immer muffe das voll= kommene vor dem unvollkommenen, das vollständige vor dem mangelhaften, das Ganze vor dem Teile dagewesen sein, sonst fönne man am Ende verlangen, daß noch vor dem Gie das Neft, vor dem Weibe die Gebärmutter, vor dem ersten Menschen die Windeln dagewesen fein müßten. Zum Hauptbeweise diene aber die "Erfahrung". Roch heute bringe die Erde, zwar keine Gier, wohl aber vollständige Tiere hervor, wie 3. B. in Egypten Mäufe, an vielen andern Orten Schlangen, Frosche und Grillen; auf Sigilien seien gur Zeit des Sklavenfrieges aus der blutgetränften Erde und aus den zahllosen, unbeerdigt

gebliebenen Leichnamen ungeheure Beuschreckenschwärme bervorgegangen, welche die Infel verwüftet hätten. Go viele Male man auch schon gefangen habe, nie sei einer darunter gewesen, der Milch oder Rogen gehabt hätte, und wenn man bas Wasser aus einem Teiche gänzlich beraus= schöpfe und benselben troden lege, immer erzeugten sich, sobald wieder Wasser hin= einfame, neue Male. Dieses Argument ist aus der Tiergeschichte des Aristoteles (6, 15) entlehnt, woselbst noch hinzugesett wird, die Aale entstünden aus Regen= würmern, welche fich von felbst aus Schlamm und feuchter Erbe erzeugten, und man habe deutlich beobachtet, wie fich Male von Regenivürmern losgelöst hätten. Das Weib, fagte Platon im Menerenos, ahme im Gebären ber Erde, nicht aber die Erde dem Weibe nach. Dies der Schluß des Gespräches, und niemand hat darauf etwas zu erwiedern, alfo: die henne war vor dem Ei.

Die gesamte Kontroverse ist bezeich= nend für den Stand der alten, und man möchte fagen, jeder dialektischen Philofopbie naturwiffenschaftlichen Fragen ge= genüber. Es wird nicht untersucht, ob die Frage etwa falsch gestellt, ob sie über= haupt zu den "wohlaufwerfbaren" gehöre, mit grundfalschen Gründen wird fie im allgemeinen richtig beantwortet. Die Poefie, der Platon den Unftrich einer Wiffenschaft gegeben hatte, antivortet an Stelle ber Logif und Erfahrung; die höchststehenden Tiere konnten unmittelbar aus dem roben Schlamm hervorgeben, wenn man annahm, dieselben seien als förperlose "Ideen" schon vorher in ihrer ganzen Bollendung vorhanden gewesen, und brauchten sich eben nur, sei es unter den Händen eines Demiurgos, oder durch die Macht eines in die Materie gelegten Vermögens, unmittelbar zu verförpern und einen sichtbaren Leib anzuziehen. Das Endprodukt wurde eben als vor dem Unfange, seit aller Ewigkeit existirend angenommen. Dieselbe Phantasie ist von Religionslehrern und Philosophen vielsach ausgesponnen worden, um die Bevölkerung der Erde nach ihrer Erschaffung, oder nach der alles höhere Leben ausetilgenden Sintslut zu erklären. Nehmen wir als Beispiel die plastische Schilderung des Ovid:

"Sowie, wenn sich verliert von den naffen Gefilden des Milus

Siebenmündiger Strom und zum früheren Bette zurückhert

Und von dem Athergestirne der frifde Moraft sich erhitzet,

Trifft zahlreiches Getier in gewendeten Schollen der Landmann

Und sieht manche davon erst eben begonnen, gerade

Während der Zeit der Geburt, und andre in der Entwicklung

Noch nicht fertig gediehn; oft ist an demselbigen Körper

Lebend bereits ein Teil, der andere klumpige Erde.

Denn wo Fenchte gewinnt und Barme die richtige Mischung,

Wird empfangen die Frucht und alles entsteht von den beiden.

Wie nur von der gewaltigen Flut noch schlammig, die Erde

Bon dem ätherischen Strahl und den Gluten der Sohe gewärmt war,

Bradhte fie Arten hervor, unzählige, und fie erneute

Alte Gebilde zum Teil, teils zeugte fie neue Geschöpfe."*)

Man möchte glauben, daß diefe Geschichten aus dem alten Egypten her=

^{*)} Metamorphofen, I, 422-437.

stammten, benn immer beziehen sich bie Autoren auf den fruchtbaren Nilschlamm, aus welchem Bomponius Mela — an die Erzählung humboldts von den im erhärteten Schlamme ihren Sommerschlaf haltenden Alligatoren erinnernd — un= geheure Krokodile und Flußpferde hervor= fommen läßt, und Diodor Mäufe, deren Sinterteil noch ungeformter Schlamm war. Bon dem größten Interesse in dieser Frage ist jedoch das Verhalten des Aristoteles, d. h. desjenigen Mannes, deffen Ansichten die Naturwissenschaft bis weit über das Mittelalter hinaus beherrscht haben. Na= türlich fonnte er sich nicht völlig und mit einem Male den poetisch=philosophischen Fiftionen feiner Zeit und feines Lehr= meisters Platon entziehen, aber wie tief er den betreffenden Problemen nachgefon= nen hat, zeigen uns feine beiben Schriften über "Entstehen und Vergehen" und "Von der Zeugung und Entwicklung der Tiere". Was die Entwicklung der sogenannten "vollfommnen" Tiere, d. h. der Wirbel= tiere im allgemeinen betrifft, so schließen seine Ansichten unmittelbar an die ber Neuzeit an; die "Bluttiere" entstehen schon bei ihm ausschließlich aus Zeugung und burch eine aufeinanderfolgende Entwick= lung ihrer Teile im Embryo (Epigenefis). Rur einige wenige Fische, 3. B. den Mal, bessen Fortpflanzungsgeschichte ja bis auf unsere Tage rätselhaft geblieben ift*), nahm er, wie wir sahen, davon aus, aber die Fabel, die er uns hier erzählt, legt, wie ich vermute, nur felber von feinen weitgehenden Beobachtungen Renntnis ab, benn jene Entstehung der Male aus Erd= würmern bezieht fich offenbar auf die uns erft feit einigen Dezennien bekannte Ent=

*) Bergl. die Rl. Mitteilungen diefes Heftes.

wicklung der Neunaugen aus wurmartigen, im Schlamme lebenden, winzigen Larven, den sogenannten Sand= oder Lein=Aalen, die er mithin gekannt zu haben scheint.

Dagegen meinte er, die "unbollfomm= nen" oder "blutlosen" niedern Tiere, d. h. die Beichtiere, Burmer und Infekten, fönnten insgesamt durch eine sogenannte "freiwillige" oder Selbstzeugung (Generatio aequivoca), ebenso wie die Bflanzen. entstehen. Zwar war ihm wohl bekannt, daß bei den Insekten männliche und weib= liche Individuen vorkommen und sich be= gatten, aber er meinte, diefe ganze Be= gattung sei nur eine Zuthat, die gleichsam das Weibchen beffer befähige, lebendige Brut zu erzeugen, wie die Feige zwar von selbst Früchte ansett, aber mehr und bef= fere, wenn fie mit den Blüten des un= fruchtbaren wilden Feigenbaumes durch sogenannte Raprifikation in Berührung gebracht werde. "Bon den Infekten," fagt er, "erzeugen diejenigen, welche aus ber Baarung von Tieren derfelben Art ent= fteben, gleichfalls dieselbe Urt; diejenigen hingegen, welche nicht aus Tieren, sondern aus faulenden Stoffen hervorgehen, er= zeugen zwar Brut, aber von einer andern Art, und das so entstandene Tier ist we= der weiblich noch männlich: und so verhält sich eine Anzahl Insekten. Diese Erschei= nung hat ihren guten Grund. Denn ge= fett, es gingen aus der Baarung solcher, die nicht aus Tieren entstehen, Tiere her= vor, und zwar von derfelben Art: fo hät= ten auch die Eltern von Anfang an diese Entstehung haben muffen, ein Grundfat, beffen Richtigkeit die Erscheinungen bei den andern Tieren beweisen."*)

^{*)} Zeugung u. Entwickl., 5. Buch, 2. Abschn., Ausgabe von Aubert und Wimmer, S. 41.

Man fieht hier deutlich, wie Arifto= teles in einen Birkelichluß bineingeriet. Alle Thiere, die wirklich zeugen, zeugen ihresgleichen. Biele ober die meiften Infekten erzeugen aber nicht ihresgleichen, son= bern sie reproduziren nur jene Maden, die auch von felber bei der Berwefung und Fäul= nis entstehen, geschlechtslose Wefen, die sich nicht fortpflanzen können und nur durch Verwandlung zu andern Thieren werden. Wir fragen uns nun, wie konnte ein Uri= stoteles an das Wurmwerden (verminare) der verwesenden organischen Substanz glauben, nachdem bereits Somer fo flar den Ursprung der Maden im faulenden Fleische dargestellt hat, als er den Achilles feiner Mutter an der Leiche des Patroklos die Sorge aussprechen ließ, daß:

Fliegen, hineingeschlüpft in die erzgeschlagenen Bunden,

Drinnen Gewürm erzeugen und ichnöb entstellen ben Leichnam.

Einem Aristoteles sind wir schuldig, feinem Gedankengang genauer nachzu= gehen, um so zu erkennen, warum er diese fo einfache und wahre Erklärung der Maden= erzeugung im Fleische nicht annahm. Es waren aber die Eingeweidewürmer und Parafiten, die ihm wahrscheinlich als Hauptbeweis für die Berwandlung des Aleisches und organischer Substanzen in Würmer dienten, wie denn bekanntlich den Eingeweidewürmern gegenüber, bis vor wenige Dezennien, die Theorie der Generatio aequivoca aufrecht erhalten worden ist. Im fünfzehnten Kapitel des zweiten Buches seiner Historia animalium saat er 3. B.: "Alle Siriche haben lebende Bürmer im Saupte. . . . In der Größe glei= den sie am meisten benen, welche aus ir= gend einer Art faulenden Fleisches erzeugt werden." Daß Tierkeime mitten in bas Fleisch anderer Tiere hineingelangen konn= ten, lag in der That fern, anzunehmen. Den Eingeweidewürmern stellte er bie Läuse gleich, von denen er (V, 25) be= richtet, fie entständen aus Fleisch, in fleinen eiterlosen Busteln, und einzelne Menschen, wie der Dichter Alfmann und Pherechdes, seien von überall aus ihrem Kör= per kommenden Läusen aufgefressen worben. "Diejenigen Kerbtiere," fett er binzu, "welche zwar kein Fleisch fressen, aber boch von Säften leben, die fie aus bem Fleische ziehen, wie z. B. die Laus, der Floh, die Wanze, legen Giern ähnliche Dinge, aus benen aber nichts kommt. Die Alöbe felbst entstehen aus der Käulnis des Rehrichts oder Mistes." Diese Theorie der Erzeugung von Barasiten aus verdorbenen Säften, in Geschwüren u. f. w., wird dann von ihm auch auf die auf Pflanzen, in Gallen und Auswüchsen le= benden Insekten angewendet, und schließ= lich faßt er diesen Schluß ganz allgemein in die Worte: "Bei den Tieren, welche an andern Tieren oder an Pflanzen von felbst entstehen, unterscheidet man zwar ficher Männchen und Weibchen; fie erzeugen aber Dinger, aus benen nie ein Geschöpf ihrer Art wird. So 3. B. er= zeugen Läufe die sogenannten Nisse, Schmetterlinge legen eierähnliche Bür= mer, die sich nicht andern, sich nicht in ein eigentliches Tier, nicht in einen Schmetter= ling verwandeln; dasselbe gilt von den Fliegen. . . . "

Man erkennt leicht, wie die sprungsweise Verwand lung des einen, scheinbar fertigen, Tieres in ein anderes, nicht mehr wachsendes, neues Tier dasjenige war, was ihm so ganz abweichend von der Ents

tvidlungstveife und dem langfamen Wachs= tum der höhern Tiere erschien, daß er eben eine gang verschiedene Entstehungsweise der unvollkommenen oder blutlosen Tiere für denkbar hielt. Das einzige, was ihn in der Insektenmetamorphose an die Ent= widlungsweise der höhern Tiere erinnerte, war der ruhende Zustand der Buppe in einer oftmals, 3. B. bei den Ameisen, einer Gi= schale ähnlichen Hülle, die Puppe verglich er deshalb dem abgelegten Ei der Wirbel= tiere, die Made oder Raupe aber bem noch wachsenden, weichen Gi im Gierstocke. Aber wie verschieden war das Hervortreten eines Vogels ober Reptils aus dem Gi, als oftmals nachtes und winziges Wefen, während der Schmetterling als ganz voll= endetes, vollfommenes Wefen hervorbricht. Eine ähnliche Plötlichkeit der Ideenver= förperung, ein vergleichbares Berausfriftal= lisiren aus einem "gargekochten", von allen ungehörigen Beftandteilen gereinig= ten Bildungsfaft, wurde nun auch in der ersten Entstehung der Infekten angenom= men und eine gar fubtile Theorie dafür ersonnen. Wir wollen fie aus dem elften Kapitel des dritten Buches seines Werkes über die Zeugung und Entwicklung ber Tiere im Auszuge wiedergeben:

"Alle Organismen," fagt er, von der freiwilligen Entstehung sprechend, "welche sich auf diese Weise in Erde oder Wasser bilden, entstehen mit einer Art Fäulnis (die berühmte Butrefaktion!) und indem Regenwasser hinzutritt. Denn indem das Süße (d. h. der Bildungsstoff) zur Bildung des Prinzips sich abscheidet, nimmt das übrigbleibende eine solche (faulige) Gestalt an. Es entsteht aber nichts dadurch, daß es verwest, sondern alles durch "Kochung" (d. h. durch eine chemische Berarbeitung,

Reifung), das Faulige aber und Verweste ist Ausscheidung des "Gargekochten". Denn nichts entsteht aus dem gesamten Material, wie ja auch nicht in den durch die Runft gefertigten Werken. Denn fonft hätte diese nichts zu thun übrig, aber wie hier die Kunst, so nimmt dort die Natur einen Teil des Unbrauchbaren hintveg. Es entstehen aber die Tiere und die Pflanzen in der Erde und im Feuchten, weil in der Erde Waffer vorhanden ift und in dem Wasser Luft, in aller Luft aber Lebens= wärme, fo daß gewiffermaßen alles von Leben (Seele) erfüllt ift. Daher bilden fich rasch Körper, sobald dieselbe in einen Raum eingeschlossen wird: sie wird aber umschlossen, indem sich bei der Erwärmung ber förperhaften Flüssigkeit eine Art schaumartiger Blase (b. h. eine Art Zelle) bildet. Ob nun das, was sich bildet, eine vollkommnere oder minder vollkommene Art wird, dieser Unterschied liegt in der Einschließung des Lebenskeimes, und da= von ist die Urfache in dem Orte und dem eingeschlossenen Stoffe zu suchen. Im Meerwaffer ist eine Menge erdigen Stof= fes, daher entspringt aus einer solchen Mischung die Bildung der Schaltiere, in= dem das Erdige ringsum erhärtet. . . "

Aristoteles untersucht nun weiter, inwiesern diese Entstehungsweise mit der geschlechtlichen Zeugung verglichen werden könne, und er findet, daß auch im lebenden Körper "die Wärme aus der aufgenommenen Nahrung durch Absonderung und Durchtschung die Ausscheidung bereitet, welche der Anfang des Keimes ist". Die tierische Wärme wird nun bei der Generatio aequivoca durch die Sonnenwärme oder fünstliche Gährungswärme ersett. Sierbei knüpft sogar Aristoteles

selbst die Bermutung an, daß vielleicht auch die höheren Tiere, ebenso wie viele blutlose, aus durch freiwillige Zeugung entstandenen Würmern hervorgegangen feien, denn auch einige höhere Tiere, die, wenn auch blutarmer Natur, dennoch wirkliches Blut und ein Berg haben, wie g. B. eine Art Ceftreus und andere Flußfische und die Male, entstünden auf gleiche Beife. Die fogenannten "Erddärme", in benen der Leib der Aale entsteht, hätten die Natur eines Wurmes. Ich habe schon er= wähnt, daß man bei diefen Erddarmen vielleicht nicht, wie bisber geschehen, an Regenivürmer, fondern an die, einem flei= nen, im Schlamme lebenden Burm glei= chende Larve der Neunaugenarten zu den= fen habe. Sieran fnüpft nun der Stagirite die Frage nach der Entstehung der höheren Tiere und die Frage, ob das Ei oder die Benne, früher gewesen fei, an:

"Über die Entstehung der Menschen und Tiere, falls diefe einst aus der Erde hervorgingen, wie manche behaupten, würde man," fagt er, "anzunehmen haben, daß diese auf die eine von diesen zwei Arten geschehen sei, entweder indem sich zuerft eine Art Wurm bildete, ober aus Giern. . . . Aber die Entstehung aus dem Ei hat weniger Grund für sich, denn wir sehen kein Tier auf diese Weise entstehen, wohl aber auf die andere, sowohl unter den genannten Bluttieren als auch unter den Blutlosen. Bon letterer Art sind aber einige Insekten und die Schaltiere.... Daß alle Schaltiere aber fpontan entstehen, ersieht man daraus, daß sie sich an Fahr= zeugen bilden, wenn der schaumige Schlamm in Gährung fommt, und daß an vielen Orten, tvo es früher feine fol= den Tiere gab, wenn der Plat später

aus Wassermangel schlammig wurde, die= jenige Art Schlammmufchel entstand, welche man Limnostrea nennt, wie z. B. als bei Rhodus eine Flotte angelegt und um die hinausgeworfenen thönernen Scherben fich mit der Zeit Schlamm angehäuft hatte, Schaltiere barin gefunden wurden. Daß aber lettere keinen Zeugungsstoff von sich geben, davon fann folgender Fall als Beweis dienen. Einige Chier hatten aus Byrrha in Lesbos lebendige Austern mit= genommen und in einige ganz ähnliche Stellen des Meeres mit engen Buchten versenkt: nach längerer Zeit hatten sie zwar an Größe bedeutend zugenommen, aber ihre Zahl hatte fich nicht vermehrt. Die sogenannten Gier der Schaltiere tragen zur Zeugung nichts bei, fondern find ein Zeichen guten Nahrungszustandes, wie bei den Bluttieren das Fett. Daher find fie auch zu dieser Zeit am wohlschmeckend= ften."

Wir mußten in dieses Gewebe von richtigen und falschen Beobachtungen, von scharffinnigen und spitfindigen Schlüffen etwas näher einzudringen fuchen, denn auf diesen Ideen des Aristoteles beruht der gange Buft jenes Aberglaubens, welchen die flaffischen Autoren, die Araber und mittelalterlichen Schriftsteller, die Schola= stiker und Mystiker und Jatrochemiker bis in das vorige Jahrhundert hinein über diese Frage zusammengeschrieben haben: eine ganze Bibliothek des schauderhaftesten In diesem lebenerzeugenden Unfinns. Schlamm hat die gesamte Lehre von der Balingenesie, der Erzeugung lebender Tiere und Pflanzen aus ihrer Afche, von der Butrefaktion und Mumifikation, durch welche Paracelfus und van Helmont ihre Wunder wirkten, von der spagprischen

Runft, durch die man innerhalb einer im Pferdemist vergrabenen Phiole den Somunkulus erzeugte, ihre Wurzeln. Das Gebäude ber älteren Berfteinerungslehre rubte auf benfelben Fundamenten, die "unterirdischen" Tiere und Pflanzen follten durch Gährung und Butrefaktion in ber Erdfeuchte oder einer befondern fetti= gen Materie entstanden fein. Auch die neueren Berfuche über Gelbsterzeugung erinnern ftark an Aristotelische Borstellun= gen, und nicht ohne geheime Freude lieft man noch heute zuweilen in den "gemein= nütigen" Schriften für Landleute, wie man aus Regenwürmern Aale machen fann, um die Teiche damit zu besetzen.

Die Bäter und Lehrer der driftlichen Rirche kamen den Vorstellungen und allgemein angenommenen Lehren des Ari= stoteles über die Generatio aequivoca mit Wohlwollen entgegen. Da in der Bibel der Erde und dem Waffer durch göttliches Gebot aufgetragen wird, allerlei Pflanzen und Getier hervorzubringen, fo faben sie in eben diesem als zweifellos betrachteten Vorgange nichts anderes als die fortzeugende Kraft des göttlichen Wortes und erfanden eine eigene Theorie da= für, die Lehre von der mittelbaren Schöpfung (creatio indirecta). Augustinus fand nicht einmal etwas bagegen einzu= wenden, wenn man durch diese Lehre fo= gar den Menschen der Chre, ein unmittel= bares Werk der Sande Gottes zu fein, entziehen wollte, um mit Demofritos zu glauben, er fei in Form eines fleinen Erdwurmes entstanden und habe erst all= mählich menschliche Gestalt und Bildung angenommen, oder mit Anaximander, er sei aus einem Wassertier, gleich dem Schmetterling aus der Puppe, ausge= schlüpft. Die atheniensischen Jungfrauen trugen goldene Sikaden im Haar, und die Könige führten deren Bild im Staatsssiegel, um damit anzudeuten, daß sie für Autochthonen gehalten zu werden wünschsten, d. h. für Menschen, die gleich der Sikade aus der Erde Attikas hervorgekommen seien.

Den Bflangen gegenüber hatte diefer Glaube nicht die geringsten Schwierig= feiten, da man bei ihnen überhaupt an feine geschlechtliche Erzeugung glaubte. Noch grünt im Berliner botanischen Garten die weit über ihr natürliches Maß hinausgewachsene Zwergpalme, welche Prof. Gleditsch im Jahre 1749 mit dem Blütenstaube einer in Leipzig gezogenen Palme befruchtet hatte, welches sogenannte Experimentum berolinense erft den Glauben an die Sexualität der Pflanzen wirklich befestigte. Man nahm deshalb all= gemein an, die junge Erde habe fich als= bald mit einem grünen Flaum, wie ein junges Ganschen, bededt, und aus den einzelnen Särchen diefes Klaumes feien die einzelnen Pflanzen hervorgegangen. Niemand fand Anstand, zu glauben, daß die niedern Pflanzen auch heute noch ohne Samen entständen und daß der grüne Überzug der Wetterseite von Mauern und Bäumen im Frühjahr, mit den Arabern des Mittelalters zu sprechen, "elementar aufgrünenderStaub", ein wirkliches Mittel= . ding zwischen Mineral und Pflanze sei. Ebenso erzählte man, daß auch die Luft ihre besondere Pflanze erzeuge, den be= fannten Noftof, eine Schleimalge, von ber man glaubte, fie falle vom himmel. The o= phrastus Paracelfus belehrt uns, daß biefe Pflanze bie Kräfte bes himmels in sich schließe (id etiam in sese virtutes

coelicas et aerias continet), weil sie von der Luft erzeugt und wie ein Bogel in berselben lebe. Die Chemiker hielten sie daber für die sogenannte "erste Materie" und suchten aus ihr die "Tinktur" zu ge= winnen, um unedle Metalle in Gold zu verwandeln. Sogar ein fo scharffinniger Botanifer wie Matthiolus konnte glauben, daß unfere gemeine Wafferlinfe ober die Entenarüte, welche alle Teiche über= zieht, ein niemals blühender "Anfang" zu andern Kräutern fei. Ein älterer deut= icher Botanifer ichreibt darüber: "Die fetten und allezeit grünenden Wafferlinsen, find anders nichts als Fettigkeit der still= ftehenden Wassern, die zu Zeiten im Tag der Schatten mit der Sonnen mögen temperiret haben, und sind solche Linsen ein Anfang und Saame anderer Saamen= oder Wafferfräutern. Denn sobald diese Linsen aus den ftillen Wassergräben etwa durch eine Flut in fliegende Bache fom= men, wo fie nicht durch den schnellen Bafferfluß iveggeflößet iverden, sondern sich enthalten können, da wachsen sie breit von einander, und hengen sich an die Waffergestaden, aus welchen mit der Zeit andere Bachfräuter wachsen, dem Brunn= Rref nicht ungleich, über welches Weheimniß der Natur man sich billig verwundert."*) Baco von Berulam beschreibt **), in= dem er derselben Meinung erwähnt, eine · Reihe von Experimenten, welche beweisen follen, wie eine Menge vollkommner Pflan= zen, je nach ber gewählten Bodenart, ohne Samen bervorwachse. Festgetretener Sand

bringe Gräfer, Wiefenboden Wiefenpflanzen, harter Boden Disteln und Fichten u. s. w. bervor, selbst der zusammen= geballte Schnee erzeuge beim Schmelzen durch Butrefaktion sowohl kleine Würmer als auch bittere, Flomus genannte Pflan= gen. Dieselben Erperimente hatte bereits vor ihm der Neapolitaner Baptista Porta angestellt, indem er tief aus Bäuferfundamenten verschiedene Boden= arten hervorgrub, die er deshalb für ab= folut samenfrei bielt und an einem qe= schützten Orte ber Sonne aussetzte. In= folge der Eigentümlichkeit der Pflanzen= famen, in tieferer Erbe längere Zeit ihre Reimfraft zu bewahren, kamen dabei aus jeder Bodenart verschiedene neapolitanische Pflanzen. Auf diese trügerischen Experi= mente gestütt, wagte dann Porta die Behauptung, daß die Mannigfaltigkeit der Pflanzen lediglich daher rühre, daß die verschiedenen Bodenarten in jedem Lande andere Pflanzen hervorbrächten, weil überall die Elemente mit göttlichem Lebens= odem durchdrungen seien oder, wie er sich in driftlicher Renaissancesprache ausdrückte: ut sint Jovis omnia plena.*)

Für die Verschiedenheit der durch Selbstzeugung und Putrefaktion entstanzdenen Tiere suchte man schon im Altertum nach ähnlichen Gründen. Man glaubte dieselben zureichend in einerUmwandlungsfähigkeit des belebenden Prinzipes zu sinzden und meinte, daß bei der Verwesung jeder besondern Fleischart auch besondere Tiere entständen. Vesonders viel hat man im Altertum und dis ins siedzehnte Jahrshundert über die Erzeugung der Vienen aus Ochsensleisch gesabelt. Man wies das

^{*)} Joh. Henr. Heucherus, Novi Proventus horti medici academiae Vitembergensis. Vit., 1713, p. 60.

^{**)} Baco de Verulamio, Sylva Sylvarum. Exp. 563—573.

^{*)} Phytognomonica. Neapoli, 1588, p. 160.

bei auf den Gleichlaut des lateinischen Bienennamens mit dem egyptischen Apis hin, und Varro erzählt uns, daß ein alt= griechischer Name die Bienen bugonias, b. h. Stiererzeugte, nenne. Eine alte Mythe berichtet und über die Erfindung dieser eigentümlichen Art der Bienen= erzeugung, die eine besondere Motivirung erheischte, da ja die alten hochberühmten Bienenväter die geschlechtlichen und ungeschlechtlichen Individuen dieses Insettes erstaunlich genau kannten und auch schon vor unserer Zeitrechnung bazu gekommen wa= ren, die Bienenftode mit Glasfenftern gu versehen, um das Treiben darin genau zu beobachten. Ariftaos (= Supiter), der göttliche Bienenmann, hatte einst, so melbet die Sage, durch Hunger und Krankheit alle feine Stode eingebüßt und war darob untröstlich. Seine Mutter riet ihm, den alten überschlauen Meeresgott Proteus um Silfe zu bitten, der denn auch, nach= bem er feine üblichen Entschlüpfungs= fünste vergeblich produzirt, endlich rede= fteht und nach Ovids "Festkalender" (I, B. 375 ff.) folgende Antwort giebt:

....,Du fragst nach der Kunft, die dir die Bienen ersetzet?

Nun so bedecke mit Erde den Leib des geichlachteten Stieres;

Bas du erbittet, es sproßt dir aus der Erde herauf."

Virgil giebt in seinem Gedichte über den Landbau (IV, 294—558) eine andre Vorsschrift. Hiernach sollen die zur Erzeugung von Bienen dienenden Ninder nicht bez graben werden, sondern mit verstopsten Nüstern und Maul auf einem offenen engen Hofe im ersten Frühling mit einer Reule getötet werden und dort bei mäßigem Luftzuge in unverletzter Haut offen liegen bleiben, nur leicht mit Neisig, Thys

mian und dem um diese Zeit blühenden Zeiland (Daphne) bestreut. Sobald der Fäulnisprozeß weit genug fortgeschritten ist, geschieht das Wunder, wie Ovid es schildert:

— — — Schwärm' aus dem modernden Rinde

Braufen empor und es giebt taufenden Leben ber Tod.

Im Altertum scheint niemand an dem Erfolg gezweifelt zu haben; ungählige Schriftsteller schrieben darüber; der alte Archelaus hatte, wie Barro erzählt, ein besonderes Buch über diese Art der Bienenerzeugung unter dem Titel Bugonia verfaßt. Auch die römisch = farthaginien= fischen Schriftsteller, wie Mago, Cato, Varro und Columella bis auf Pal= Ladius, sprechen alle von dieser Bienenfabrikation wie von einer unzweifelhaften Thatfache, und gewichtige Gewährsmän= ner, die das Werk mit Erfolg versucht haben follten, wurden angeführt. Selbst Galenus glaubte daran und dachte an die im Magen und Eingeweide verschiede= ner Tiere lebenden Würmer, wie denn nach Mago der Magen hinreichen follte, um die "geflügelten Rinder des Stieres", wie Archelaus fie nennt, zu erzeugen. Aber andere berlangten das ganze Rind, denn aus dem Fleische gingen nur gewöhn= liche Bienen hervor, die Königinnen aber entständen im Rückenmark und Gehirne.*) In der That schwärmen sie bei Virgil ganz fo, wie für gewöhnlich nur Bienen mit einer Königin schwärmen:

Aus dem zerfloss'nen Geweid allwärts und den Bäuchen der Rinder

Schwirren nun Bienen hervor, den geborftenen Rippen entsummend,

*) Franciscus Redi, De generatione Insectorum. Amstel., 1686, p. 47. Biehn in unendlichen Wolfen dahin, dann hängen gefammelt

Oben am Banm als Tranbe fie nieder vom schwanken Gezweige.

Den Gläubigen famen natürlich fehr bald die driftlichen Theologen zu Silfe, welche aus dem Bienenschwarme, der fich im Aafe bes von Simson erschlagenen Löwen gebildet haben follte, flar erwiesen, daß es neben den stiererzeugten Bienen (taurigenas, wie fie Moufetus in feinem Theatrum Insectorum genannt hat) auch löwenerzeugte (leonigenas) gäbe, die natürlich noch um vieles wütender und ge= fährlicher wären, als jene. Der Bienen= mythus wurde auf diese Beise driftiani= firt, und als man im Jahre 1653 gu Tournah in Flandern bas Grab bes franfischen Königs Childerich I. entdeckte, fand man darin (als Auferstehungssymbol?) einen Stierkopf mit dem Bilde der Sonne barauf, umgeben von mehr als 300 lebens= großen goldenen Bienen. Napoleon foll, beiläufig bemerkt, darnach die Biene als faiferliches Abzeichen an Stelle ber alten Lilie der frangösischen Könige erwählt haben.*)

Natürlich mußte man sich nun auch für die andern mutterlos entstehenden Insecten nach versaulenden Uhnen umschauen. Ovid, in dessen Fach diese Metamorphosen schlugen, hat uns eine hübsche Aufzählung der einschlägigen "erwiesenen Thatsachen" im letzten Buche seiner Metamorphosen gegeben und führt sie gleichsam als Beweis auf für die Möglichkeit der vorher berichteten Bunder:

Dürfen wir Glauben jedoch beimessen erwie-

Sieheft du nicht, wie jeglicher Leib, den erweichende Wärme Auflöst oder die Zeit, in kleines Getier sich verwandelt?

Geh und geschlachteten Stier von erlesener Güte verscharre:

Wie die Erfahrung lehrt, gehn blumenbenaschende Bienen

Bald aus dem Aase hervor, die emfig nach Sitte des Zengers

Schaffen im Felde und fördern das Werk und fich mußen in Hoffnung.

Unter dem Boden erzeugt Horniffen das edle Streitroß;

Nimm strandliebendem Arebs die gebogenen Scheeren und grabe

Unter die Erde den Rumpf, so wird vom beftattetem Teile

Ausgehn ein Storpion und dräun mit gewundenem Schwanze.

Nicht ungeschickt verweist er zur Beglaubigung dieser Bunder auf den Schmetterling, der aus der Raupe, auf die fußelosen Larven der Bienen und Frösche, und "daß der Pfau trotz seines prachtvoll mit Augen gezierten Schwanzes ganz wie die anderen Bögel aus Sidotter hervorgehe."
"Büßt" er es nicht, wer glaubte alsdann, daß so sie entständen?"

Übrigens waren die Meinungen verschieden über den Ursprung verschiedener Insechten; andere Autoren lassen aus Pferdesleisch nicht Hornissen oder Wespen, sondern Käfer, aus Eseln oder Maultieren Heustchen, und noch andere wollten behaupten, die Storpione entständen nicht aus faulenden Krebsscheeren, sondern aus lebendem Basilisum = Samen. Doch das gehört in ein späteres Kapitel.

Die Jesuiten Athanasius Kircher und Kaspar Schott suchten im Verein mit Gleichgesinnten noch im siebenzehnten Jahrhundert die Sagen von dem Hervorgehen der Insesten aus faulem Fleische zu beweisen, und der erstere behauptete,

^{*)} Creuzer, Symbolit, Bd. IV., S. 418.

das Experiment der Bienenerzeugung aus Rindfleisch mit bestem Erfolge felbst an= gestellt zu haben. Aber obwohl Fortunius Licetus noch 1618 ein befonderes Bud über die Generatio aequivoca unter bem Titel De spontaneo viventium ortu herausgegeben hatte, waren die Tage diefes Aberglaubens gezählt. Der Witten= berger Professor Johannes Sperling († 1658) benutte eine in feiner Beimat eingetretene Rinderpest, um fich zu überzeugen, daß aus dem gefallenen und im Lande umberliegenden Vieh niemals Bienen entständen, und der dänische Brofessor Thomas Bartholinus versicherte, daß trot der maffenhaften Berwefung von Rrebstieren und Strandfrabben an den bänischen Rüsten, daselbst niemals ein lebender Sforpion beobachtet worden fei. Eins der ersten und thätigsten Mitglieder der eben gestifteten Leopoldinischen Karolinischen Akademie, der Naturforscher Sa= fob Sachs von Lewenhaimb in Breslau, verteidigte die Selbstzeugungstheorie mit dem hinweise darauf, daß es in Wit= tenberg und Dänemarf zu falt fei, um die burch die Butrefaktion entstehenden Reime zur Reife zu bringen! Endlich gelang es bem mit einem vorurtheilsfreien Auge begabten italienischen Naturforscher Fran= ziskus Redi aus Arezzo im Jahre 1674 burch eine Anzahl wohlausgedachter Berfuche, den Beweiß zu liefern, daß in faulenden organischen Substangen nur bann Maden und Insekten entstehen, wenn man ben weiblichen Individuen derselben den Bugang gestattet, so daß sie ihre Gier in denselben ablegen können. Indem er Fleisch aller Arten, in verschiedenen Gefäßen wohl verwahrt, fo daß feine Mas= fliegen binzukonnten, unter und über der Erbe faulen ließ, zeigte er, daß sich in bemselben feine Maden bildeten. Sbenso zeigte er, daß die Heuschrecken mit ihrer Legeröhre die Sier tief in die Erde beförberten, durch deren Gährung angeblich die jungen Heuschrecken entstehen sollten. Während der große Harben noch an eine Generatio aequivoca glaubte und den Ausspruch Omne vivum ex ovo keinesewegs in dem Sinne gethan hat, in welchem man ihm denselben zuschreibt, erwies Redi, daß alle Tiere aus Siern entständen, die von den weiblichen Individuen gelegentlich in Mist, Schlamm, Erde, fauslende Substanzen u. s. w. abgelegt werden.

Man hielt ihm die Autorität der Bibel und so vieler weiser Bienenväter ent= gegen und bezeichnete, wie das dann fo zu geschehen pflegt, seine Leugnung ber Generatio aequivoca als eine arge Reperei, obwohl er sich damit verteidigte, daß die Bibel die Entstehung der Bienen aus Löwenfleisch gar nicht behaupte. Der zeit= genöffische Naturforscher Franzius hatte ihm die Meinung unterbreitet, daß die Bienen vielleicht nur durch das Kleisch an= gelockt würden und dabei zufällig ihre Eier auf dem Fleische ablegten, so daß die Täuschung der alten Bienenväter erklärlich sei. Man könnte in demselben Sinne die Vorschrift, das tote Rind mit Thymian und blühender Daphne zu bestreuen, als Anlocungsmittel für die Bienen deuten. Auch muß hier erwähnt werden, daß Co= lumella und Plinius den Runftgriff der alten Bienenwirte erwähnt haben, den Bienen in ihre Stode, gur Beit, wenn die Nahrung mangelt, ein gerupftes rohes Suhn zu feten; Betrus Crescentius will es fogar gebraten haben. glaubt dagegen mit der Mehrzahl der

alten Autoren, daß es sich hierbei um eine Berwechselung der Bienen mit gewissen Arten fleischfressender Wespen handeln müsse, indessen will man auch noch neuerzbings beobachtet haben, daß Blumenbienen gelegentlich Fleischnahrung nicht verschmähen.*) Ob das zur Erklärung des alten Aberglaubens beitragen könnte, muß dahingestellt bleiben, wahrscheinlich ist es nicht.

Redi faßte auch die Frage nach der Entstehung der Eingeweidewürmer ins Auge und untersuchte namentlich die Tiere, welche sich (nach des Aristoteles Angabe) im Schäbel ber Biriche und Schafe finden. Daß er in biefer ichwierigen Frage gu feinen bestimmten Resultaten fam, fann uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß die verwickelten Lebensverhältniffe die= fer Tiere noch bis in unfer Jahrhundert hinein der Selbstzeugungstheorie einen gewissen Sinterhalt boten. Noch in der zweiten Sälfte des 17. Jahrhundert galt die Meinung ganz allgemein, daß fie aus bem Schleime ber erften Wege entständen und daß die Blutwärme des Wirtes die causa efficiens sei, vielleicht gebe die anima sensitiva des Wirtes auf seine Bafte über. Die ersten Autoritäten ber zoologischen und medizinischen Lehrstühle wie Fr. Soffmann, M. Alberti, Th. Schenk ichrieben barüber, aber am mei= ften bedrückte die Frage, wie man ihre, wenn auch mittelbare, Schöpfung zu ben= fen habe. Ballisnieri meinte, Abam fei gleich bei seiner ersten Erschaffung Inhaber aller überhaupt im Menschen vorkom= menden Eingeweidewürmer gewefen-man fannte damals glücklicher Weise deren beträchtliche Zahl und Gefahr noch nicht

so genau - und habe sie mit ber Rippe, die ja aus der Nähe des Bruft= limphganges entnommen wurde, auf Eva vererbt, aber im Baradiese mußten fich diese Würmer ruhig verhalten und durften die im Stande der Unschuld leben= ben Menschen nicht eber guälen, bis die= felben durch den Sündenfall zur Qual reif geworden waren. Andere Autoren, wie der berühmte J. Th. Rlein (1685 -1759), ließen fie erst nach dem Gun= benfall in den Menfchen bineingelangen. ohne nach dem Woher zu fragen. Nach= dem man mit Silfe des Mifroffops er= mittelt hatte, daß der Barafitismus eine allgemeine Plage der Tierwelt fei, daß jedes Tier seine besonderen Barafiten hat (eine ebenfalls befonders durch Redi ver= mittelte Erkenntnis), wuchs scheinbar wieber das gegenseitige Lebensband, und ber Glaube des Aristoteles, daß jedes Tier feine Beiniger aus feinen eigenen Gaften erzeuge, fand noch immer Berteidiger. Glücklicherweise sollten die Beiniger ihrer= seits auch keine Ruhe haben und sich neue Beiniger erzeugen, wie es Pope launig: geschildert hat:

Great fleas have little fleas, and lesserfleas to bite 'em And these again have other fleas, and so ad infinitum.

Schon Leeuwenhoek sette indessen voraus, daß die Eingeweidewürmer oder deren Keime stets von außen in Menschen und Tiere gelangten; aber die Wege zu verfolgen, auf denen dies geschieht, und die merkwürdigen Wandlungen, denen sie dabei unterliegen, zu ergründen, hat noch inunserm Jahrhundert den Scharfsinn eines von Siebold, Leucart, Küchenmeister, van Beneden u.a. herausgefordert.

^{*)} Bergl. Rosmos, Bd. VI, G. 225.

Gelbst ein Johannes Müller wurde burch einen dieser Falle fo in die Enge getrieben, daß er meinte, eine Solothurie fonne unter Umftanden eine Schnecke er= zeugen, um nicht glauben zu muffen, die fleinen, früh in die Solothurie einge= wanderten Wunderschnecken (Entoconcha mirabilis) feien burch Selbstzeugung ent= ftanden. "Bergleichbar bem Schilde bes Gottfried, welcher die Zaubereien der Ar= mide löfte, muß ber Schild bes Benera= tionstvechsels und ber Metamorphose jebem scheinbaren Zauber der Natur hart= nädig entgegengehalten werden, fo lange eine Spur von Hoffnung ift, ihn aufzulöfen", fo rief ber ausgezeichnete Gelehrte bei diefer Gelegenheit, und er fette bingu: "Wir fennen bis jest feine einzige Beobachtung von primitiver Zeugung in ber aktuellen Welt, weder außerhalb der or= ganischen Welt noch in ihr."

So hatte fich die Selbstzeugungstheorie in immer fleinere Wefen, beren Fortpflan= zungsart und Entwicklung man nicht kannte oder mit bloßen Augen nicht unterscheiden fonnte, geflüchtet. Zuerft wurden die Wirbeltiere, bann die Insetten, gulest die Würmer und Weichtiere ausgenommen, und endlich fand fie einen letten Sinter= halt bei den Aufgußtierchen oder Infuso= rien, von denen man anfangs als gewiß annahm, daß fie in Berührung mit der Luft un= mittelbar aus organischer Materie entstän= ben. Der bon Boltaire arg verspottete schottische Priefter Turberville Reed= ham hatte gegen 1750, an die Infusorien anknüpfend, die alten Theorien von der ursprünglichen Selbstzeugung aller organi= schen Wefen neu zu beleben gesucht. Allein schon der Abbé Spallanzani (1729-1779) wollte ihre Reime in der Luft fuchen und wies, das Werk feines Lands= mannes Redi fortsetend, nach, daß fie in Befägen, die man nach bem feimtötenden Rochen ihres Inhaltes verschloffen hat, um das hinzukommen neuer Reime zu binbern, sich auch nicht entwickelten. Noch in den letzten Dezennien find von dem Enaländer Baftian dide Bucher über die Selbstzeugung niederer Organismen ge= schrieben worden, und fein berühmter Landsmann Tyndall hat durch eine Reihe äußerst subtiler Bersuche dargethan, daß allerdings die größte Borficht erfor= berlich ist, um die überall vorhandenen mifroffopischen Reime biefer niederen Dr= ganismen abzuhalten. Aber wenn heute auch die Mehrzahl der Denker und For= fcher von diesen Annahmen zurückgekom= men ist, so glaubt boch noch heute eine ansehnliche Minorität an eine freiwillige Entstehung der allerniedersten, beträchtlich unterhalb ber Infusorien stehenden Befen, an einen Zerfall organischer Körper in lebende Partifel (Nefrobiofe) und ähnliche Borgänge.

2. Die Metamorphofe.

Bährend die Selbstzeugungslehre seit bem Tagen Redis in unaufhaltbaren Rückschritt gerathen war, erhob sich um dieselbe Zeit die Metamorphosenlehre zum höchsten Glanze. Erst damals war die Berwandlung der Insesten und Amphibien durch Swammerdam (1637—1680) und Marie Sibylle Merisan (1647—1717) genauer beobachtet worden und schien in ihren Überraschungen die unglaublichsten Phantasien der Borzeit zu rechtsertigen. Da hatte man z. B. aus Surinam eine Froschlarve bes

fommen, die viel größer war, als der aus= acivachsene Frosch, der sich nach Abiverfung des folossalen Schwanzes baraus entividelte. Da man nun annahm, daß Tiere mit den Sahren an Größe zunehmen müß= ten, aber nicht abnehmen dürften, so schloß ber Zoologe Albert Seba und auf feine Autorität bin auch Sibblle Merian. daß hier eine rudschreitende Metamor= phose stattfinde, indem nicht wie sonst aus einer fischähnlichen Larve ein Frosch, son= dern umgekehrt aus einem Frosch ein Fisch entstehe, oder mit anderen Worten, daß das Tier als Frosch geboren würde, bann einen langen Fischschwanz entwickele, schließlich die Beine einziehe und damit ein richtiger Fisch werde. Seba nannte dieses Tier den Froschfisch (Rana piscis). welchen Namen auch Linné annahm, und erft in der zehnten Ausgabe feines Natur= sustems strich, um das Tier nach seiner feltsamen Größenabnahme Rana paradoxa zu nennen.

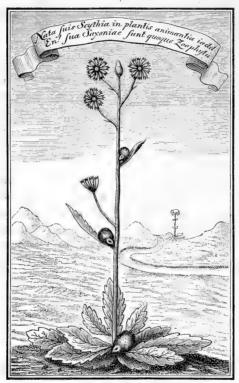
Damit fam die Periode, in welcher man alle Entwicklung im Tier= und Pflan= zenreiche als Metamorphose auffaßte und zugleich die abgeschmacktesten Erzählungen der Vorzeit über plötliche Verwandlungen von Naturwefen auflebten. Allerdings hat die mythische Periode der Metamor= phosenlehre ein höheres Alter, und eigentlich gehört hierher schon die Meinung der Alten von der Verwandlung pflanzlicher und tierischer Safte in Barasiten, wie benn 3. B. auch die Mistel für eine bloße Metamorphose der Mutterpflanze von Aristoteles gehalten wurde. Denn was fie eben von der Selbstzeugungslehre un= terscheidet, ift, daß die Frage der ursprüng= lichen Belebung nicht in Betracht gezogen wird, der lebenden Materie an sich ba= gegen eine fast unbegrenzte Wandelbar= feit zugeschrieben wird, fo daß sich selbst Bflanzen in Tiere und Tiere in Bflan= zen umwandeln follten. Insbesondere famen dabei diejenigen lebenden Wefen in Betracht, die irgend eine auffallende Ühnlichkeit mit irgend einem anderen Naturwesen barbieten, Källe, die beute, unter bem Ramen Mimicry zusammengefaßt, durch die Darwin'sche Theorie ungezwungen erklärt werden und eins der inter= essantesten Rapitel der Lehre von der na= türlichen Auslese ber Naturwesen aus= machen. Go berichtete ber Reisende Bi= gafetta, welcher die Expedition Magel= haens nach den Moluffen mitgemacht hatte, daß in Indien und auf Borneo ein Baum vorfäme, beffen Blätter langfam Leben befämen. Beine hervorfproffen ließen, endlich jum vollständigen Infett würden und nach dem Herabfallen als "wandelnde Blätter" auf dem Boden umherspazierten. Heute kennen wir eine ganze Schar nicht nur von Beuschreden, zu denen das sogenannte wandelnde Blatt (Phyllium) gehört, sondern auch von Schmetterlingen, die gang täuschend das Aussehen grüner oder verwelfter, mit Brandflecken und Bilgen befetter Blätter annehmen, aber man erklärt sich ihre Entftehung vernunftgemäßer. Ebenfo ergählt Athanafius Rircher in seinem Mundus subterraneus (lib. 12, Sect. 1, cap. 9), er habe fehr oft aus grünen Pflanzenstengeln einen sechsbeinigen Zoophyten hervorgeben feben. Es handelt sich hierbei um die feltfamen flügellofen Stabbeuschrecken, welche die Staliener Cavalluci nennen, und die mit ihrem glatten, stabförmigen, arunen oder mißfarbigen, gestreckten Rör= per und den unregelmäßigen Bewegungen ber langen Beine allerbings lebenbig gewordenen Aften gleichen. Sie sollten namentlich aus den runden, aftreichen Zweigen des Schafthalmes (Coda cavallina
der Jtaliener) oder aus den glatten Stengeln der Binsen hervorgehen. Die Geschichte erinnert lebhaft an die allmähliche
Belebung der in Gräben und Brunnentröge gefallenen Pferdehaare in den Wurm
Seta (d. h. wahrscheinlich eine sadendünne
Gordius-Art), von welcher bereits Albertus Magnus erzählt, und an welche unsere Landleute noch heute in vielen Gegenben glauben.

Der umgekehrte Glaube an das Her= vorgehen von Pflanzen aus Tieren läßt fich ebenfalls durch viele mehr oder weniger überraschende Beispiele belegen. fcon erwähnte berühmte Botanifer Mat= thioli, dem unfere Levfoie ihren wif= senschaftlichen Namen verdankt, erzählt in einem noch erhaltenen Briefe an Su= lius Moderatus, daß ein unterirdischer Bilg, die von den Landleuten als Aphrodisiacum benutte Birichbrunft (Elaphomyces granulatus), nach bem Glauben ber Jäger aus bem vergoffenen Sper= ma brünftiger Birfche entstehe, daß fie deshalb so start rieche und von den Sir= ichen aus bem Boden gescharrt werde. Bang entsprechend ift die von Rircher in dem oben gitirten Rapitel seiner "unterirdi= schen Welt" als Thatsache angeführte Ge= schichte, daß die Orchideen unferer Wiefen aus bem verloren gegangenen Sperma bes barauf weibenden Biebes entständen. Aus diesem Grunde nehme ihre Burgel die Sobengestalt an, welcher die Gattung ihren Namen verdanft. Und da nun aus diefen Beugungsstoffen feine Rinder, Pferde, Schafe u. f. w. entstehen könnten, fo näh=

men wenigstens die Blüten der Orchideen die Gestalten von Bienen, Fliegen, Spinnen, kurz aller derjenigen Insesten an, die rechtmäßig durch Butrefaktion aus dem Fleische der betreffenden Tiere hätten entstehen müssen. Sine doppelte Metamorphose also!

Man wird mit den oben erwähnten Geschichten nicht allzu ftreng ins Gericht geben, wenn man sich erinnert, daß in neuester Zeit namentlich in frangösischen Beitschriften vielfach die Geschichte einer Tierpflanze (animal-plante) des fogenann= ten Cuso diskutirt wurde. Diefer Cuso wird als eine große weiße Raupe beschrie= ben, aus deren Körper lange Wurzeln ber= vorbrechen, worauf die Cuso-Pflanze, eine Rubiazee mit weißen Blüten und unterwärts goldfarbigen Blättern, emporfproßt. Der Südamerika = Reifende G. Andre meint, die Sage fei baraus entstanden, baß aus einer toten, auf jener Bflange lebenden Raupe, die deshalb häufig neben bem Stengel am Boben liegt, oftmals in größerer Bahl lange, feulenförmige Bilge aus den Gattungen Isaria ober Sphaeria hervorwachsen, welche eben so vielen Wur= zeln gleichen, die das Infett in den Boden treibt. Für ein Naturfind ist die Ahn= lichkeit ausreichend und die Chinesen benuten eine auf demfelben nicht ungewöhn= ichen Wege entstehende "Tierpflanze" als hochgeschätztes Arzneimittel.

Bir erwähnen hier nicht bes berühmten schthischen Lammes ober Baromet, welches ja von Anfang seines Keimens her ein im Boden wurzelndes Pflanzentier sein sollte; dagegen müssen wir einer heitern Parodie desselben gedenken, einer Pflanze, welche lebendige Mäuse erzeugen sollte. An verschiedenen Arten der in unferen Wälbern und Triften reich vertretenen Habichtsfräuter, namentlich an Hieracium sabaudum und murorum, erzeugt eine Gallwespe (Aulax sabaudum) häufig rundliche, vielkammrige Gallen, die außen dicht mit grauweißem, seidenglänzenden Haarfilze bedeckt sind. Der alte deutsche Botaniker Hieronhmus Bock (Tragus) schreibt noch ganz unbefangen: "Etwans kommts darzu, daß sich am



Hieracium myophoron. Nach einem alten Rupferstiche.

Stengel, nahe bey ber Erben, eine Feuchtigkeit famlet, das wird rund, grau, mit Haaren überzogen, einer Baumnuß groß, anzusehen wie eine junge Mauß. Das habe ich offt wahrgenommen, sonderlich im Brümather Walde." Andere Naturbeobachter sahen dies eigentümliche Naturprodukt aber mit einer phantastischeren Brille an, nannten die Pflanze Mäuse tragendes Habichtskraut (Hieracium myophoron) und zweiselten nicht daran, daß bie Mäuse schließlich lebendig würden. Ich gebe hierbei die Kopie einer Abbildung dieser Pflanze, mit dem schthischen Lamm im Hintergrunde, welche als Titelblatt das obenzitirte Buch Heuchers ziert. Der Verfasser versichert, daß er die Pflanze getreu nach einem bei Meißen gefundenen Exemplar gezeichnet habe, und der geneigte Leser mag daraus entnehmen, was man noch im Jahre 1713 als Abbildung nach der Natur betrachtete.

(Schluß folgt.)

Die Aupassungen der Gattung Erodium an Insektenbestänbung.

Bon

Dr. J. Ludwig.

elche hervorragende Rolle die Zuchtwahl der Insekten beider Entwicklung unserer Blumenwelt gespielt haben muß und noch spielt, ist von H. Müller*) auß-

führlich erörtert worden. Derfelbe hat bei einer Anzahl von Pflanzen gefunden, daß durch Insekten besondere, bereits mehr oder weniger stabile Formen (Barietäten, Arten) gezüchtet worden find. Bei Iris Pseudacorus L. ift es eine ber hummel= bestäubung und eine der Bestäubung durch Rhingia angepaßte Form, während bei Viola tricolor, Euphrasia officinalis, Lysimachia vulgaris, Calamintha alpina ber Areuzung angepaßte Stöcke neben den ursprünglich allein vorhandenen, kleinblumi= gen, meift autogamischen entstanden find. Ühnliches gilt für Alectorolophus major und minor, die sich bereits zu Subspezies (Linné bezeichnet dieselben als Rhinanthus crista galli α und β), und für Malva silvestris und rotundifolia, die sich zu felb= ständigen Spezies ausgeprägt haben.**)

*) Die Insetten als unbewußte Blumenzüchter. Kosmos, Bd. III, Heft 6.

**) Hüller, Das Bariiren der Größe gefärbter Blütenhüllen und sein Einfluß auf die Naturzüchtung der Blumen. Kosmos II, S.11 ff.

Während in diesen Fällen die Zuchtwahl die Bariabilität der Gesammtgröße und Färbung oder nur (bei Iris) der gegenseitigen Stellung der Blütenteile benutt hat, hat dieselbe in der hier weiterzu besprechenden Gatung Erodium aus Arten mit aktinomorpher, gleichfarbiger Blüte Barietäten und Arten mit zygomorpher Blüte abgezweigt, in welcher sich nicht nur ein besonders aufsallendes Saftmal, sondern auch charakteristische, auf die Insektenbestäubung gerichtete Gewohnheiten ausgebildet haben.

Wir beginnen mit der Besprechung von Erodium eieutarium, bei welchem Spren=gel zuerst*) beobachtet hat, daß sich, im Gegensatz zu den völlig regelmäßigen Blumen von Geranium, ein Unterschied ausgebildet hat zwischen oberen und unteren Blumenblättern. Die zwei (seltener drei) oberen Blumenblätter tragen an ihrer Basis ein Sastmal, während sich die unteren verlängert haben und eine Anslugssläche für Insetten bilden.

Es scheint diese Form (mit Necht?) von den Systematikern**) als die von

^{*)} Das neuentdeckte Geheimnis der Natur in Ban und Befruchtung der Blüten. Berlin, 1793. S. 338—340 nebst Taf. XVIII.

^{**)} Bergl. Afcherson, Flora der Provinz Brandenburg. 1864. S. 123.

Willbenow als Art betrachtete Barietät Erodium eieutarium (L. L'Hérit. b. pimpinellifolium Willd.) unterschieden zu werden.

Noch bevor ich von Sprengels Beobachtung und der Willdenowschen Art erfuhr, war es mir aufgefallen, daß bei Schleufingen, Schmalfalden (Sand) und an einigen anderen Orten nur die geflecte (an den beiden oberen Blumenblättern mit Saftmal versehene) Form vorkam. Später fand ich bei Greiz (Thonschiefer) und Unter= rodach in Babern (Ralf) nur die Form ohne Saftmal. Ein Bergleich ber beiben Formen, den ich in diesem Jahre anstellte (ich beschaffte mir eine größere Menge ber Schleufinger geflecten Form), ergab, daß thatsächlich die gefleckte Form nur ein= geschnitten-gezähnte Fiederblättchen hatte, alfo mit der Willdenowschen überein= ftimmte, während bei der Greizer unge= fleckten Form die Fiederblättchen noch ein= mal fiedersvaltig waren, mit eingeschnitten= gezähnten Abschnitten, und die Blätter stärkere Behaarung trugen. Ich nenne da= ber, indem ich im folgenden die Beschrei= bung und meine Beobachtungen der Beftäu= bungsverhältniffe beider Formen gebe, die geflecte Form E. cicut. pimpinellifolium, die ungeflecte einfache E. cicutarium.

Bei E. cieut. pimpinellifolium liegen die drei unteren längeren Blumenblätter beim Aufblühen dicht aneinander, während die beiden oberen eine helmartige Decke bilden. Die in der Regel seitliche Blüte ist unten durch die Staubgefäße so geschlossen, daß ein Inset hier nicht eindringen kann. Daß obere Kelchblatt und die oberen, daß Saftmal tragenden Blätter sind dagegen soweit von den oberen Staubgefäßen entfernt, daß die schwarze Honige

drufe, zu welcher die fleckenartigen Zeich= nungen führen, sichtbar wird, während die unteren Drufen burch die als Saftbecke dienenden haare am Grund der Blätter fast gang verborgen werden. Das Insekt muß unten anfliegen und dann feinen Bea über die oberen Staubgefäße (von denen es zugleich den Pollen abstreift) hintveg zum Nektar nehmen. Da, wie hieraus er= sichtlich, das oberfte Nektarium das am häufigsten besuchte ift, so ift es verständlich, daß es fich am meiften ausgebildet bat, während die beiden untersten Neftarien viel kleiner geworden find und spärlicher Honig absondern. Auch die beiden unteren Staubgefäße findet man in manchen Blüten verkummert. Bei ber Differenzirung der Blüte in Anflugfläche und Anlockungs= blätter haben sich die die erstere bildenden Blumenblätter etwas verlängert. Die bei= den oberen, die verhältnismäßig breiter find - ihre Breite beträgt 5-7, die der Anflugblätter nur 3-4 Zehntel der Länge -, find nur 7-8 Zehntel fo lang wie die unteren, sie sind intensiver gefärbt als die unteren und haben am Grunde einen ovalen Fleck von etwa 1/4 - 1/5 der Länge ber Blumenblätter. Derfelbe besteht aus bunkelroten, fast schwarzen, feinen, nach unten konvergirenden Bunktreihen ober Strichelchen auf weißlich graugrunem Grunde, und hebt fich von dem hell purpur= roten Blumenblatt lebhaft ab. Das Mikro= ffop zeigt, daß die Strichelchen durch Bell= reihen gebildet werden, in denen sich allem Anschein nach der ganze Farbstoff aus den Nachbarzellen konzentrirt hat. Lettere find völlig entfärbt (lufthaltig?) oder enthalten einzelne Chlorophyllförner, während die außerhalb des Fledes gelegenen gebudel= ten und am Rande mit sternförmig ver= laufenden Verdicungsleisten versehenen Zellen gleichmäßig gefärbt sind. Auch die den Fleck durchziehende Mittelrippe ist dunkelrot gefärbt. In selteneren Fällen sind die drei oberen Blätter mit dem Sastmal versehen; so war es auch bei einer durchaus tetrameren Blüte.

Bei Erodium cicutarium sind dagegen die Blumenblätter alle gleichmäßig gefärbt, nur zuweilen die oberen fürzeren, wie bei E. cicut. pimp., intensiver gefärbt, zuweilen sind die Blätter und Nektarien wöllig gleich.

Sand in Sand mit der Ausbildung der Insektenblume von E. cicut. pimp. scheint die Ausbildung besonderer Bestäubungsgewohnheiten gegangen zu fein. Da dieselben mehrfach beobachtet und beschrieben find, können wir uns furz faffen. E. cicut. pimp. ift ausgeprägt proteran= drifch. Rabe dem noch furgen, unentwickel= ten Griffel - doch bereits etwas von demselben entfernt - dehisziren zuerst die oberen, dann die unteren Antheren, die Dehiszenzseite dem Griffel abgewendet (in einem beobachteten Falle 3. B. Dehiszenz der oberen Antheren 9h 30m, der zwei feitlichen 9h 40m, der zwei unteren 10h 10m). Die Staubgefäße biegen fich dar= auf bald nach außen, meift ihre Untheren abwerfend, bevor sich (am zweiten Tage) die Narbenäste völlig geöffnet und aus= geprägt haben. Nur bei Exemplaren mit weniger auffälligem Saftmale bewegten sich die Staubgefäße zulett wieder nach bem Griffel zu, fo daß zulett Autogamie eintreten konnte. Die Blumenblätter schließen sich die Nacht über und fallen gewöhnlich am Nachmittag des zweiten Tages aus.

Bang anders find die Stäubungs-

gewohnheiten der Greizer Form, der Stammform E. eicutarium. Abgefeben von geringen Zeitschwankungen, sind die= selben die gleichen wie in dem folgenden beobachteten Falle: Öffnen der Blüte 7h 10m, Narbenafte bereits völlig aus= gespreizt, die drei oberen Antheren dehis= ziren, liegen aber mit der dehiszirenden Seite dicht der Narbe an, die fie überhaupt nicht verlaffen, die zwei unteren Staubgefäße find etwas bom Griffel ent= fernt. 8h 15m: Marben mit Bollen belegt (autogamisch). 10h: Die beiden unteren Staubbeutel haben sich an die Narbe gelegt und geöffnet. 12h: Blumen= blätter ausgefallen, Relch sich schließend. Zuweilen find die Blüten, anstatt homogam zu fein, schwach proterogynisch. Fast regelmäßig tritt Autogamie ein; obwohl die Xenogamie nicht ganz aus= geschlossen ift.

Asyngamische (und wahrscheinlich autogamisch erzeugte) Exemplare von E. eieut. pimp. (britte Generation in demselben Jahre) mit kleinen kümmerlichen Blüten verhielten sich in meinem Garten ganz wie E. eieutarium unter normalen Berhältnissen. (Auch bei den proterandrischen Gattungen Geranium und Malachium ist von Alf. Bennet, W. E. Hart und Magnus das Borkommen homogamer Blüten an aspngamischen Exemplaren besobachtet worden.)

Zum Vergleich mit diesen Formen von Erodium kultivirte ich im Garten noch Erodium moschatum, E. gruinum und E. macrodenum, deren Samen ich zu Unfang dieses Jahres von Platz & Sohn in Erfurt bezogen hatte. Ich erhielt bei ihrer Beobachtung die folgenden interessanten Ergebnisse.

Bei Erodium moschatum*) (auß= gefäet am 19. April, blühend vom 18. Juni ab), das dem E. cicutarium am nächsten verwandt ist, aber sich durch die moschus= duftenden Blätter mit geftielten, tief ein= geschnittenen Fiederchen, deren Ginschnitte doppelt gefägt find, ferner durch Bähne am Grunde der Staubfaden, gelblichen Bollen, weißliche Narben, grüngelbe Ref= tarien, sowie durch die Drüsenhaare **) an Stengeln und Blättern unterscheibet, wa= ren in meinem Garten die Blüten fammt= lich regelmäßig ohne Saftflecken, an Farbe und Größe ungefähr benen von E. cicutarium gleich. Die Narbenäste find bier ftets ichon beim Öffnen der Blüte aus= gebreitet, die Antheren dehisziren früh, der Narbe anliegend und diese meift erfolgreich felbstbefruchtend. Die Blumenblätter fallen am ersten Tage sehr bald, zuweilen schon Vormittag (10-1 Uhr) ab, worauf sich ber Reld fcbließt. In diesem Zustand verhalten fich die Blüten, wie Afcherfon es für Helianthemum guttatum bemerkt, wie kleistoga= mische. Bei schlechtem Wetter kommt es bor. daß sich die Blüten überhaupt nicht öffnen.

Während E. moschatum schwach pro-

terogyn bis homogam ift, ift E. gruinum (19. April bis 2. Mai gekeimt, vom 28. Juli ab blühend) ausgeprägt proterogynisch, in den ersten Vormittagsstunden weiblich, dann männlich, renogam, dann aber bei ausbleibendem Insektenbesuch autogam werdend. Die große regelmäßige Blumenkrone von ca. 28 mm Durchmesser hat blaßblaue, rundliche Blumenblätter (in Form und Farbe denen von Geranium pratense gleichend), ohne Saftsleden und gleichgroße grünliche Nektarien.

Die einzige Andeutung der Zygomorphie zeigt sich in dem Verhalten des oberen Staubgefäßes. Die Entwicklung der Blütenteile ist folgende: Die Narbenäste spreizen sich bereits in der noch geschlossenen Blüte auseinander. Beim Öffnen der Blüte liegen die Antheren noch unentwickelt über der Narbe, entsernen sich jedoch bald beträchtlich von derselben und kehren die Dehiszenzseite nach außen. Etwa 3/4 Stunde bleibt die Blüte rein weiblich, dann dehisziren die Antheren, mit der obersten beginnend, rasch nach einander, im Zwischenraum von 2—5 Minusten. Darauf biegt sich das oberste Staube

^{*)} Die Kotyledonen sind tief siederspastig bis gesiedert. Winkler (über die Keimblätter beutscher Dikotylen. Berh. d. bot. B. d. Prov. Brandenb. XVI. S. 12) sührt sür den seltenen Fall einer geteisten Keimblattspreite nur Lepidium sativ., Tilia und Erodium cieutar. (Tas. II, Fig. 6) an, bei welchem letzteren die schiesspastelsörmigen Kotyledonen durch Seitenseinschnitte von 3—5 Lappen geteilt sind. Bei E. macrodenum ist nur beiders oder einerseits ein seichter Einschnitt vorhanden (Blätter zweibis dreisach unterbrochen gesiedert), während bei E. gruinum die Kotyledonen ganz sind und nur beiderseits meist süns seigtsen.

^{**)} Die angeführten Erodium-Arten besitzen drei bis vier verschiedene Formen von Haaren,

darunter größere Drufenhaare, an denen fie fich leicht unterscheiden laffen. Diefelben find nämlich bei E. moschatum nach oben plötzlich abgesetzt verschmälert, mit ovalem Drufenkopf von dunklem Inhalt und glatter Bellhaut; bei E. cicut. (und pimp.) nach oben all= mählich verschmälert, mit fleinerem, fugelig gen, gelblichen Drufentopf und forniger Bellhaut; ähnlich bei E. macrodenum, aber mit glatter Bellhaut. Bei E. gruinum ichließlich ift die fugelige Endzelle von geringerem Durchmeffer als die übrigen Bellen, daher faum fnopfförmig abgefett, hyalin. - Unm. der Red. Ginen Bericht über Afcherfons oben erwähnte Beobachtungen an Helianthemum enthalten die fleineren Mitteilungen des vorigen Beftes.

gefäß nach oben zurud, während fich die übrigen langsam der Narbe nähern. Bei ber Größe ber Blüte ift bas Burückbiegen des oberften Staubgefäßes nötig, wenn das in der seitlichen Blüte anfliegende und oben das Nektarium auffuchende Infekt die Pollenmasse abstreifen soll. Bis jest ist nur eine Kreuzung möglich. Nun beginnen aber die unteren Staubgefäße sich völlig über die Narbe zusammen zu biegen (gegen 10 Uhr). Der Bollen haf= tet fo fest an den Antheren, daß er von felbst nicht abfällt und die Narbe noch un= belegt bleibt, bis die Antheren dieselbe gang berühren. Zulett nähert sich auch das oberfte zurudgebogene Staubgefäß ben übrigen und drückt seine Untheren fest auf die Narbe, so daß diese, wenn nicht zuvor Infektenbefuch gekommen ift, Gelbit= befruchtung vollziehen. Gegen 1-2 Uhr fallen Blumenblätter und Antheren ab und der Relch schließt sich. (3. B. am 5. VII.: Offnen der Blume beginnt 7 h 10 m; Dehiszenz ber Untheren 8h bis 8h 15 m; Burudbiegen ber oberften Staub= gefäße 8 h 40 m; Burudbewegung ber vier unterften Staubgefäße um 10 h; 11 h 45 m Narbe mit den ersten Pollenkörnern belegt; 12h 20m Zurudbewegung ber oberften Staubgefäße; nach 1 h Abfall ber Blumenblätter und Antheren; am 6. VII. Öffnen 6h, Dehiszenz 6h 25m bis 6h 40 m 2c., ähnlich wie vorher.)

Erodium macrodenum*) (Aussaat 19./IV., erste Blüte 22./IX.) hat wie E. cicut. ziegelroten Bollen (gruin. und

mosch. gelben) und ist, wie es scheint, stets zygomorph, ähnlich wie Erod. cicut. pimp., besitt aber größere auffälligere Saftfleden auf den beiden oberen Blumenblättern und ihnen entsprechend verschieden große Honigdrufen (drei obere bedeutend größer als die unteren). Die Blüte ift etwas fleiner als die von E. gruinum (fie fteht ber Größe nach zwischen gruin. und cicut.). Die drei unteren verlängerten Anflua= blätter find rein weiß, mit fünf blaffen, kaum gefärbten Rippen, die zwei fürzeren, breiteren, rundlichen, oberen Blätter find blaßrosa gefärbt und haben am Grunde ein scharf hervortretendes Saftmal von ca. 2/3 ber Blattlänge. Fünf das Blatt burchziehende Rippen sind bis an den Um= fang dieses ovalen Saftsleckes dunkelrot gefärbt und anastomosiren stark, besonders am Rande, wo sich auch hauptsächlich das dunkelrote Pigment abgelagert hat; wäh= rend sie außerhalb des Fledes einfach und faum gefärbt find, wie bei ben unteren Blättern. Sie machen die Grundzeichnung des Fledes aus, zwischen der auf grauweißem Grunde, ganz ähnlich wie bei E. cicutarium pimp. (auch der mifrostopische Bau ist der nämliche), nur verhältnismä= ßig spärlichere und feiner dunkelrote, fast schwarze Pünktchen eingesprengt sind.

E. macrodenum gehört zu den außgeprägtesten Proterandristen, die ich
kennen lernte. Die Antheren dehisziren
am ersten Bormittag nahe dem, noch unentwickelten kurzen Griffel und biegen sich
dann völlig nach außen zurück, bis sie die

^{*)} Die erste Blüte, die in meinem Garten sich öffnete, war bis auf die fünfteilige Narbe sechszählig, ein oberes und die beiden unteren Blumenblätter waren ohne Saftslecken, während die übrigen drei in ganz gleicher Weise Saft-

male trugen. Dem entsprechend waren brei große und brei verfümmerte Nektarien vorhanden. Auch bei einer Blüte von Viola hirta fand ich brei gespornte Blumenblätter mit Saftstrichen und ihnen entsprechend brei Nektarien.

Blumenblätter berühren (welche Lage sie nicht wieder verlassen), wersen schließlich ihre Staubbeutel ab. Abends bleibt die helle Blüte, die möglicherweise nebenbei auf Nachtbesuch rechnen darf, offen. Erst am zweiten oder dritten Tage erreicht der Griffel seine definitive Länge und breitet seine Narben völlig aus. Die Blütenblätter fallen nach 3—5 Tagen aus. Autogamie ist vollständig unmöglich.

Überblicken wir das Vorstehende noch einmal, fo haben wir in E. moschatum eine Art, die noch fast vollständig autoga= misch und der Insettenbestäubung wenig angepaßt ift, dieselbe ift noch homogam oder schwach proterogen mit unscheinbarer furzlebiger Blüte, die sich zuweilen nicht oder nur zum Teil öffnet; in E. macrodenum bagegen eine Spezies, die in jeder-Beziehung den Infekten fich angepaßt und die Autogamie völlig abgelegt hat. Sie hat auffällige Blüten (auch zur Nachtzeit, während der sie sich nicht schließt) mit weithin sichtbarem Saftmal, ift fehr ausgeprägt proterandrisch und langlebig. In Erodium cicutarium haben wir das inter= effante Schauspiel ber Entstehung einer neuen Art in der Gegenwart, wir können mit eigenen Augen aus einer dem E. moschatum ähnlichen, fast völlig autogamen, homogamen, furzblütigen Spezies eine neue, dem E. macrodenum ähnliche Art unter der Zuchtwahl der Insekten sich ent= wickeln seben. Die Blütenblätter des Erod. cicutarium in Thuringen find bereits ganz in derfelben Weise differenzirt wie bei macrodenum, sowie auch Proterandrie und längere Lebensdauer als bei der Urform bereits entwickelt find. Bei E. gruinum wird zwar durch die Größe und Färbung der Blüte und die Proterogynie (in beschränktem Maße) Kreuzung durch Insekten herbeigeführt, der Mangel eines Saftmals und die kurze Blütendauer machen aber zum Schluß regelmäßige Selbstbestänbung nötig.

Mit diefen Unpaffungen forrespondiren die eigentümlichen regelmäßigen Beweaungen der Staubgefäße, die fich die ein= zelnen Formen angewöhnt haben. — Bei E. gruinum bewegen fich die Staubgefäße, um Selbstbefruchtung zu hindern, zunächst nach außen, das obere biegt fich völlig nach oben und verharrt länger als die übrigen in diefer Stellung, in der es bei der natürlichen Lage der Blüte am meisten Aussicht hat, von einem Insett abgestreift zu werden. Die übrigen eilen dann, um die Befruchtung um jeden Breis zu erzielen, zur Narbe zurück und umklammern dieselbe. Bei E. macrodenum bewegen sich die dehiszirenden Staubgefäße bald für immer so weit wie möglich nach außen und werfen, um jede Autogamie unmög= lich zu machen, die Antheren ab.

Bei der Insektenform von E. cicutarium ist es ähnlich, nur ist hier die Autogamie noch nicht ganz aufgegeben, die Staubgefäße mancher Exemplare kehren noch zur Narbe zurück.

Bei der homogamen (proterogynen) Stammform derfelben, dem fleckenlosen Erodium, werden weitere Bewegungen der Staubgefäße nicht ausgeführt, ohne daß jedoch gleich von vornherein Selbstebeständung eintreten müßte.

Bei dem E. moschatum meines Gartens schließlich bleiben die Staubbeutel gleich dicht an der Narbe liegen und befruchten diese selbst.

Staatliche Einrichtungen.

Von

Serbert Spencer.

IV.

Stantliche Differenzirung.



as allgemeine Gefetz, daß gleiche Einheiten, gleichen Kräften ausgesetzt, sich zu integriren streben, wurde im letzen Kapitel an der Entstehung der sozialen Gruppen erläutert. Die Vereinigung

von Menschen gleicher Art, wenn sie gleichemäßig feindlichen Sinwirkungen von außen ausgesetzt sind, und ihre gleichmäßige Rückwirkung dagegen bildet, wie wir sahen, den ersten Schritt in der sozialen Entwicklung. Hier haben wir daß korrelative allgemeine Gesetz, daß die gleichen Sinsheiten eines Uggregats in demselben Maße, als sie ungleichen Kräften ausgesetzt sind, differenzirte Teile des Uggregates zu bilzben streben, in seiner Unwendung auf solche Gruppen als zweiten Schritt in der sozialen Entwicklung zu betrachten.

Die Anfänge der staatlichen Differenzirung gehen aus der primären Familienzdifferenzirung hervor. Mann und Weibstehen infolge der Verschiedenheit ihrer Funktionenim Leben auch unter verschiedenzartigen Einflüssen und nehmen daher von Anfang an in der sozialen sowohl wie in der Familiengruppe eine verschiedene Stelz

lung ein: schon frühe bilden fie zunächst die beiden staatlichen Klassen der Berrscher und der Beherrschten. Daß aber in der That der zwischen ihnen entstehende Unter= schied in der sozialen Stellung durch den Unterschied in ihren Beziehungen zu den Einwirkungen der Außenwelt bedingt ift, ergiebt fich aus der Beobachtung, daß die eine stets entsprechend größer oder geringer erscheint, als die andere. Als von der Stellung der Frauen die Rede war, hob ich hervor, daß in hohem Grade schon bei den Chippewähs, noch mehr aber bei den Clatrops und Chinoofs, "die fich von Fischen und Wurzeln nähren, welche die Weiber ebenso geschickt herbeizuschaffen verstehen wie die Männer, die ersteren einen Rang und Einfluß behaupten, wie man es felten unter ben Indianern antrifft". Ebenso fanden wir, daß in Cueba, wo die Weiber ihre Männer in den Krieg begleiten, "an ihrer Seite fämpfen", ihre Stellung eine viel höhere ift, als bei den meisten wilden Bölfern, und daß auch in Dahomeh, wo die Weiber ebenfo gute Krieger find wie die Männer, jene eines folden Unschens genießen, daß "das Weib im Staate von vornherein anerkannt höher

steht". Stellen wir diesen Ausnahmen die gewöhnlichen Fälle gegenüber, wo der Mann, blos mit Jagd und Rrieg beschäftigt, eine unbeschränkte Autorität in Unspruch nimmt, während das Weib aller= hand geringere Nahrung zu suchen und die schwersten Lasten zu schleppen hat, furz ein elender Stlave ift, fo leuchtet von felbst ein, daß allerdings der Gegensat in den Beziehungen zu den Verhältnissen der Außenwelt den erften Anlaß zu dem Gegen= fat in der fozialen Lage bildet. Und ein fernerer Beleg für diefen Sat ift, wie wir früher saben, in jenen wenigen ungivili= firten Gesellschaften gegeben, die vorzugs= weise friedliebend find, wie die Bodo und Dhimals der indischen Berge und die alten Bueblos von Nordamerika — Gesell= schaften, in benen sich bie Beschäftigungen nicht in Rämpfen und Arbeiten geschieden und auf die beiden Geschlechter verteilt haben oder hatten und die denn auch dem relativ geringen Unterschied in den Thätig= keiten der Geschlechter entsprechend einen nur geringen Unterschied in der fozialen Stellung berfelben aufweisen.

Ahnliches findet sich aber auch, wenn wir von der größeren oder geringeren staatlichen Differenzirung, die mit der Geschlechtsverschiedenheit verbunden ist, zu jener übergehen, die vom Geschlechte unsahhängig ist, die unter den Männern entsteht. Wo das Leben in beständigem Frieden verläuft, da giebt es keine bestimmten Klassenunterschiede. Als Beispiel sei eines der indischen Bergvölker angesührt, von dem ich schon mehrsach erwähnte, daß es die Shrlichkeit, Wahrheitsliede und Liebensewürdigkeit besitze, die ein rein industrielles Leben begleiten. Hod son sant: "Alle Bodo und Dhimáls sind einander gleich,

prinzipiell vor Gericht und vor dem Gesetz, und auch thatsächlich in wunderbarem Maße." Gleiches wird von einem andern friedlichen und liebenstwürdigen Bergwolf berichtet: "Die Lepchaskenmenkeine Kasten-unterschiede." Und aus einer ganz andern Rasse, den Papuas, seinen die Akafuras erwähnt, welche "sich gegenseitig brüder-liche Liebe bezeigen" und keine Rang-unterschiede kennen.

Wie nun das ursprünglich häusliche Berhältnis zwischen den Geschlechtern in ein staatliches Verhältnis übergebt, so daß Männer und Weiber bei friegerischen Völ= fern sich in eine herrschende und eine unterjochte Klasse scheiden, so wird auch das Berhältnis zwischen Berr und Sflave, anfangs häuslicher Natur, zu einem ftaat= lichen, sobald das Sflavenmachen durch gewohnheitsmäßigen Krieg zur Regel wird. Eben diese Entstehung einer Sklavenklasse ist es, womit jene staatliche Differenzirung zwischen regierenden und erhaltenden Tei= len beginnt, die sich in allen höheren For= men der fozialen Entwicklung forterhal= ten hat.

Kane bemerkt, daß "Sklaverei in der grausamsten Form bei den Indianern der ganzen Küste von Kalisornien bis zur Behringsstraße herrscht, indem die stärkeren Stämme alle andern, die sie untersjochen können, zu Sklaven machen. Im Innern dagegen, wo nur selten Krieg herrscht, soll keine Sklaverei vorkommen". Und damit ist nur in bestimmter Form ausgesprochen, was überall sich erkennen läßt. Allem Anschein nach ist zu vermuten, daß sich der Gebrauch des Sklavenmachens allmählich aus dem Kannibalismus hervorentwickelt hat. Von den Nutkas lesen wir,

daß "Sklaven gelegentlich geopfert und aufgefressen werden"; und halten wir die= fen Brauch dem fonft üblichen gegenüber, daß die Kriegsgefangenen gleich nach ihrer Besiegung erschlagen und verzehrt werden, so darf man wohl annehmen, das Aufsparen von Gefangenen, die zu zahlreich waren, um sofort aufgegessen werden zu fonnen, gunächst blos in der Absicht, sie später zu verspeisen, moge bazu geführt haben, fie in der Zwischenzeit zu beschäf= tigen, und fo fei man zu der Entbedung gekommen, daß ihre Dienste noch wert= voller werden können als ihr Fleisch, und habe damit die Gewohnheit angenommen, fie als Stlaven zu erhalten. Dem fei jeboch, wie ihm wolle, jedenfalls finden wir gang allgemein, daß bei ben Stämmen, welche durch häufige Kriege einen ent= sprechenden innern Bau erlangt haben, die Knechtung der Gefangenen zum fest= stehenden Brauch geworden ist. Daß die im Kriege erbeuteten Frauen und Kinder und alle nicht getöteten Männer ohne weiteres einer vollständigen Anechtschaft ver= fallen, ift felbstverftandlich. Sie gehören burchaus ihrem Besieger, ber sie hätte toten können und der auch später das Recht behält, fie zu töten, sobald es ihm gefällt. Sie find ein Gigentum geworben, von bem jeder beliebige Gebrauch gemacht werden fann.

Die Erbeutung von Stlaven, die zuserst eine beiläufige Folge des Krieges war, wird bald zum eigentlichen Kriegeszweck. Bon den Rutkas lesen wir, daß "einige kleinere Stämme im Norden der Jusel in Wirklichkeit als sklavenproduzirende Horzben betrachtet und periodisch von den stärskeren Stämmen überfallen werden", und gleiches kommt bei den Chinooks vor. So

war es auch im alten Vera-Paz, wo sie "von Zeit zu Zeit einen Einfall in das feindliche Gebiet machten . . . und so viele erbeuteten, als sie gerade brauchten"; so auch in Honduras, wo sie dem Feind bei der Kriegserklärung sagen ließen, "sie hätten Stlaven nötig". Auch viele lebende Bölker zeigen diese Erscheinung. H. John erzählt, daß "manche Dajaks viel begieriger sind, Sklaven als Köpfe zu erbeuten, und bei der Eroberung eines Dorfes nur diejenigen töten, welche Widerstand leisten oder zu entsliehen suchen". Daß in Ufrika solche Sklavenkriege ganz gewöhnlich sind, bedarf vollends keines Beweises.

Der Klaffenunterschied, der auf folche Weise durch den Krieg veranlaßt wird, erhält in der Folge auf mancherlei Art Fortbestand und Kräftigung. Schon frühe beginnt die Sitte, Sklaven zu kaufen. So besitzen die Chinooks neben geraubten Sklaven auch folde, die fie als Rinder von den benachbarten Stämmen gekauft haben, und ein solcher Verkauf der Rinder in die Sklaverei ift, wie wir bei Bespre= dung ber häuslichen Berhältniffe faben, unter den Wilden keineswegs ungewöhn= lich. Später erfährt die Sklavenklasse außer durch Kauf noch anderweitig Ber= mehrung: wir finden freiwilligen Eintritt in die Sklaverei um des Schutes willen, bann Knechtschaft infolge von Schulden und als Strafe für Berbrechen.

Indem wir von Einzelheiten absehen, sei hier blos hervorgehoben, daß diese staatliche Differenzirung, welche der Krieg hervorruft, nicht etwa durch Einverleibung ganzer Gesellschaften oder ganzer Klassen von Angehörigen anderer Gesellschaften, sondern nur durch Aufnahme einzelner Mitglieder derselben und ähnlichen indi-

viduellen Zuwachs bewirft wird. Die Sklavenklaffe, anfänglich aus lauter Ein= beiten zusammengesett, die aus ihren eige= nen fozialen Beziehungen berausgeriffen, von einander getrennt und vollständig an ihre Cigentumer gekettet find, fann sich daher auch nur undeutlich als besondere foziale Schicht abgrenzen. Erft badurch erlangt fie eine gewiffe Selbständigkeit, daß die Macht der Eigentümer einige Gin= schränfung erfährt. Nachdem fie bisber bie Stellung von Saustieren gehabt, be= ginnen die Sflaven endlich eine Abteilung bes Staatsförpers zu bilden, wenn einmal ibre persönlichen Rechte wenigstens soweit anerkannt find, daß sie die Rechte ihrer Berren einigermaßen modifiziren.

In der Regel wird angenommen, die Leibeigenschaft entstehe durch Milderung ber Sklaverei, allein die genauere Brüfung ber Thatsachen zeigt eine andere Ent= ftehungsart berfelben. Während die pri= mitiven Stämme in ihren ersten Rämpfen ums Dafein unter sich jeder auf Rosten bes andern zu wachsen streben, indem sie die einzelnen gefangen genommenen Individuen sich einverleiben und dadurch eine Rlaffe abfoluter Stlaven bilden, erweift sich die Entstehung einer Klasse von Söri= gen, die bedeutend höher fteht und eine bestimmte foziale Stellung einnimmt, als Begleiterscheinung jenes späteren und um= fänglicheren Wachstumsprozesses, in welchem die eine Gefellschaft eine oder meh= rere andere als Ganzes in sich aufnimmt. Leibeigenschaft entsteht im Zusammenhang mit Eroberung und Annexion.

Denn während jener Vorgang bedingt, daß die Gefangenen aus ihrer Heimat ent= fernt werden, bedingt der lettere, daß die

Unterjochten in ihren Wohnsitzen verblei= ben. Thomson erwähnt, daß "bei ben Neuseeländern manchmal gange Stämme nach ihrer Besiegung bem Namen nach zu Sklaven gemacht werden, obgleich ihnen gestattet ift, gegen Abgabe eines Tributs an Nahrungsmitteln und bergleichen in ihren gewohnten Berhältniffen weiter zu leben", eine Außerung, die uns über den Ursbrung ähnlicher Einrichtungen bei verwandten Gefellschaften Aufschluß giebt. Die Sandwichinseln standen bei ihrer Entdedung unter einem König mit aufrührerischen Häuptlingen, die erft vor verhältnismäßig furzer Zeit unterworfen worden waren. und hierüber bemerkt Ellis: "Das ge= meine Volk wird allgemein als zum Boden gehörig betrachtet und geht mit dem Land von einem Säuptling auf den andern über." Bor ben jüngften Beränderungen in Fibschi gab es daselbst ganze Sklavendistrifte, von beren Bewohnern wir lefen, daß fie die Säuser der Säuptlinge "mit der täglichen Nahrung zu verforgen und diefelben zu bauen und in stand zu halten hatten". Obaleich nun fo gestellte besiegte Bölfer hinsichtlich des Grades ihrer Unterjochung weit von einander abweichen können am einen Extrem find fie, wie in Fidschi, in Gefahr, aufgefreffen zu werden, sobald es beliebt wird, am andern haben fie blos die Berpflichtung, einen bestimmten Teil ihrer Erzeugniffe oder Arbeit abzugeben - fo find fie doch infofern gleich, als fie ftets auf ihrem ursprünglichen Wohngebiet verbleiben.

Daß die Leibeigenschaft auch in Europa auf ähnliche Weise entstand, ist mit gutem Grund zu vermuten. In Griechenland kennen wir z. B. die Berhältnisse auf Kreta, wo unter den dorischen Eroberern eine hörige Bevölkerung lebte,

bie, wie es scheint, teils aus den Ureinge= borenen und teils aus früheren Eroberern bestand, von denen die ersteren zu den Ländereien des Staates oder Einzelner gehörige Leibeigene, die andern tribut= pflichtige Grundbefiger waren. In Sparta führten dieselben Urfachen zu gang ähn= lichen Verhältniffen: da finden wir zu= nächst die Seloten, welche auf dem Grund und Boden ihrer spartanischen Berren leb= ten und benfelben bebauten, und bann die Periofen, die wahrscheinlich vor der dori= schen Invasion die herrschende Rlasse ge= bildet hatten. Nicht anders war es in den später gegründeten griechischen Rolonien, wie in Sprakus, wo die Eingebornen Leib= eigene wurden. Ahnliches wiederholte sich in späteren Zeiten und auf näherliegenden Gebieten. Als Gallien von den Römern, und ebenso als das romanisirte Gallien von den Franken unterjocht wurde, än= berten die eigentlichen Bewohner des Bobens kaum ihren Ort; sie gelangten viel= mehr nur in eine untergeordnetere Stellung, jedenfalls in staatlicher und sozialer und, wie Guizot glaubt, auch in industri= eller Beziehung. Auch unfer eigenes Land bietet gute Beispiele. Im alten Britannien gab es, wie Pearson schreibt, "wahr= scheinlich in einzelnen Landesteilen wenig= stens ganze Dörfer von Leibeigenen, deren Bewohner einem verwandten, aber besieg= ten Stamm, den ursprünglichen Unsiedlern bes Bodens, angehörten". Biel bestimmter, aber in gleichem Sinne lautet bas Beug= nis, bas uns aus ben Zeiten Altenglands und der Normannen zufommt. Professor Stubbs fagt hierüber:

"Der "Ceorl" hatte ein Anrecht auf das Gemeindeland seiner Stadt; sein lateinischer Name villanus war ein Symbol der Freiheit gewesen, aber seine Privilegien hafteten am Boden, und als der normannische Herr das Land in Besitz nahm,
wurde auch der "villein" (jetzt — Leibeigener) sein Sigentum. Immerhin behielt
der Hörige seine herkömmlichen Nechte,
sein Haus und Land und sein Anrecht auf
Wald und Weide; der Grundbesitz seines
Herrn hing in betreff der Bebauung von
seinen Diensten ab, und so sand er in dem
Sinn seines Herrn für sein eigenes Interesse ungefähr denselben Schutz, wie seine
Pferde und Ochsen."

Und von ähnlicher Bedeutung ift bie folgende Stelle aus Innes:

"Ich erwähnte, daß auf der niedrig= ften Rangstufe unter den Bewohnern des Meierhofes der Ceorl, Borige, Anecht oder Leibeigene stand, welcher mit dem Lande, das er bearbeitete, den Besitzer wechselte und wie ein verirrtes Rind ober Schaf eingefangen und zurückgebracht wurde, wenn er zu entkommen versuchte. Sein gesetlicher Name nativus ober neyf, den ich nur in England gefunden habe, scheint auf seine Abkunft von der einge= borenen Raffe, den urfprünglichen Befigern bes Bodens, hinzudeuten. . . . Im Register von Dunfermline finden fich viele "Gene= alogien" oder Stammbücher, welche den Herrn in stand setzten, seine Leibeigenen nach ihrer Abstammung zu verfolgen und zu reklamiren. Es ist bemerkenswert, daß die meisten derselben keltische Namen tragen."

Offenbar ist gar oft ein unterjochtes Gebiet, das ohne seine Bebauer nutslos war, einfach in den Händen der ursprüngzlichen Besitzer belassen worden, da auch mit einer Ersetzung derselben durch andere nichts gewonnen war, selbst wenn solche

in genügender Anzahl zu finden gewesen wären. Während es also im Interesse des Eroberers lag, jeden angesessenn Bauern an seine Scholle zu sessen, war es zugleich vorteilhaft für ihn, wenn er demselben so viel von seinen Erzeugnissen überließ, daß er sich und seine Familie erhalten konnte, und wenn er ihn ferner vor Beschädigungen schützte, die ihn arbeitsunfähig gemacht haben würden.

Um zu zeigen, wie bedeutend der Unterschied zwischen Knechtschaft des primitiven Typus und Hörigkeit ist, brauchen wir blos noch beizusügen, daß jene zwar bei wilden Bölkern und Hirtenstämmen vorskommen kann und wirklich vorkam, daß dagegen die letztere erst möglich wird, wenn die Ackerbaustuse erreicht ist; denn nun erst kann eine Einverleibung einer ganzen Gesellschaft durch eine andere und eine feste Verbindung mit dem Boden stattsfinden.

Bwifden zufammenlebenden Menfchen, die sich von der Jagd ernähren und denen das von ihnen besetzte Gebiet nur als Aufenthaltsort ihres Jagdwildes von Wert ist. kann es kaum zu mehr als zu einem gemeinschaftlichen Anteilhaben an der Benutung dieses Gebietes fommen: foweit fie überhaupt den Begriff Eigentum fennen, muß dasfelbe gemeinsames Eigentum fein. Demgemäß find auch im Unfang alle erwachsenen Männer, die zugleich Jäger und Rrieger find, die gemeinsamen Befiter bes ungeteilten Landes, gegen beffen Befetung durch andere Stämme fie Wider= ftand leiften. Obgleich im früheften Sirten= zustand, insbesondere wo die Unfruchtbar= feit des Bodens eine weite Berftreuung bedingt, fein bestimmtes Eigentumsrecht

auf den allmählich durchwanderten Land= strich eristirt, so zeigt sich doch schon, wie wir aus dem Streit gwischen ben Birten Abrahams und Lots um ihre Weidegründe ersehen, das Bestreben, gewisse Unsprüche auf ausschließliche Benutung auszubilden, und in einem spätern halbpaftoralen Sta= dium, wie bei den alten Germanen, halten sich die Wanderzüge jeder größern Abtei= lung innerhalb vorgeschriebener Grenzen. Ich hebe diese Thatsachen hervor, um zu zeigen, daß im Anfang die Klasse der Rrieger und der Grundbesitzer identisch war. Denn mag ein Stamm von der Jagd oder von Biehzucht fich nähren, jedenfalls find alle Sklaven, die feine Mitglieder besiten mögen, vom Grundbesit ausge= schlossen: die freien Männer, welche qu= gleich fämtlich Krieger find, werden natür= licherweise Besitzer ihres Gebietes. Dieses Berhältnis dauert in mannigfach abgeän= derten Formen während späterer Stadien der sozialen Entwicklung fort. Es könnte bies auch kaum anders fein. Da der Bo= den in den ältesten feghaften Bemeinschaf= ten fast die einzige Quelle von Wohlstand ist, so erscheint es unvermeidlich, daß, so lange bas Pringip: "Dem Starken gehört bas Recht" uneingeschränkt gilt, person= liche Macht und Landbesitz mit einander verbunden sind. Daraus erklärt sich, war= um da, wo das Land nicht mehr der gan= zen Gesellschaft gehört, sondern unter größere Dorfgemeinden oder gange Familien oder endlich unter die Einzelnen verteilt worden ift, der Besitz desfelben in der Regel Sand in Sand geht mit dem Recht, Waffen zu tragen. Im alten Egyp= ten "war jeder Soldat ein Grundbefiger" und "hatte ein Grundstück von ungefähr sechs Ader". In Griechenland vereinigten die eindringenden Bellenen, nachdem fie den Boden ihren ursprünglichen Besitzern entriffen hatten, ftets den Kriegsdienst mit dem Grundeigentum. Auch in Rom "war jeder Freisasse vom siebzehnten bis zum fechzigsten Sahre zum Kriegsdienst verpflichtet . . . so daß sogar der freigelassene Sflave, ber ausnahmstweise in den Befit von Grundeigentum gekommen war, dienen mußte". Gleiches finden wir in der alt= germanischen Gemeinschaft. Reben den berufsmäßigen Kriegern umfaßte ihr Seer "noch fämtliche freien Männer, die familien= weise für ihre Beimstätten und ihren Berd fämpften"; und solche freie Männer ober Markmannen waren auch im Besitz bes Landes, teils gemeinsam und teils als inbividuelle Eigentümer. Nicht anders war es im alten England. "Die Besetzung des Landes durch Cognationes rührte von der Art ihrer Einteilung im Felde her, wo jede Sippschaft unter einem aus ihr hervorgegangenen und von ihr gewählten Offizier geschult wurde; und dieser Bufammenhang war so innig, daß "ein Than oder Freiherr feines erblichen Freihofes durch schlechte Aufführung im Kriege verlustig ging".

Neben diesem ursprünglichen Zusammenhang zwischen Kriegertum und Grundbesit, der ganz natürlich aus dem gemeinsamen Interesse entspringt, welches diezienigen, die das Land besitzen und innehaben, sei es jeder für sich oder gemeinsam, an der Abwehr von Angrissen haben, bildet sich später noch ein anderes Berzhältnis aus. Wenn nämlich infolge von siegreichen Kämpsen der Fortschritt in der sozialen Entwicklung erreicht wird, der einem überlegenen Herrscher größere Macht verleiht, so wird es von selbst Sitte, daß

er seine besten Krieger mit Landschenkun= gen belohnt. Die ältesten Könige bon Egypten "beschenkten die ausgezeichnetsten Beerführer" mit Teilen ber Krondomänen. Als die Barbaren unter die römischen Rrieger aufgenommen wurden, "bezahlte man fie gleichfalls nach einer in den faifer= lichen Seeren üblichen Sitte burch Buweifung von Land. Der Befit diefer Lanbereien wurde ihnen unter ber Bedingung verbürgt, daß der Sohn gleich feinem Bater ein Krieger wurde." Und daß ähn= liche Bräuche während der Feudalzeit all= gemein verbreitet waren, ift hinlänglich bekannt: die ganze Lehnsverfassung beruhte ja barauf und die Unfähigkeit, Waffen zu tragen, war der wesentliche Grund, warum die Frauen von der Erb= folge ausgeschlossen waren. Um das We= fen der bestehenden Verhältnisse zu er= läutern, brauchen blos die Thatsachen er= wähnt zu werden, daß "Wilhelm der Er= oberer . . . dieses Königreich in ungefähr sechzigtausend Güter von nahezu gleichem Werte verteilte, an deren Besitz der Kriegs= dienst je eines Mannes geknüpft war", und daß eines feiner Gefete von famt= lichen Grundbesitzern "den Schwur forberte, daß fie Bafallen oder Lebenspflich= tige seien und Land und Titel ihres Herrn sowohl als seine Verson in ritter= lichem Kriegsbienst zu Pferde verteidigen wollten."

Daß bieses ursprüngliche Verhältnis zwischen Grundbesitz und Kriegertum sich noch lange forterhielt, ersehen wir ja auch heute noch aus den Wappenschildern des Landadels, sowie aus den Vildern ihrer Vorsahren, die zumeist in kriegerischer Tracht dargestellt sind.

Indem wir also von der Klasse der Krieger oder der wassentragenden Männer ausgingen, die in primitiven Gemeinschaften insgesamt, oder individuell, oder auch teilweise in der einen oder andern Form die Eigentümer des Landes sind, haben wir nun die Frage zu beantworten: Wie dissernirt sich diese Klasse in den Adel und die freien Männer?

Die allgemeinste Antwort ist natürlich die, daß, weil der Zustand der Gleich= artigkeit notwendigerweise unbeständig ift, die Zeit von felbst zu einer Berschieden= artiafeit der Stellung zwischen denen führt. die ursprünglich gleichgestellt waren. Diese Differenzirung tritt natürlich nicht eher in bestimmter Form auf, als bis wenigstens ein halbzivilifirter Zustand erreicht ift, weil bis dahin keine erhebliche Ansamm= lung von Gütern möglich ift und die Erb= gesetze eine Erhaltung folder Anfamm= lungen, die überhaupt möglich find, nicht begünstigen. In der Hirten= und noch viel mehr in der aderbauenden Gemeinschaft. aber ganz besonders wo sich die Erbfolge in der männlichen Linie festgesett hat, kom= men verschiedene Urfachen der Differen= zirung ins Spiel. In erster Linie haben wir den verschiedenen Grad der Verwandt= schaft unter ben Säuptlingen zu nennen. Offenbar entfernen sich im Laufe der Ge= nerationen die jüngeren Nachkommen der Jüngeren immer mehr von den ältesten Nachkommen der Altesten und so geraten fie in eine gesellschaftlich untergeordnete Stellung. Gerade wie 3. B. die Berpflich= tung zur Ausübung der Blutrache für ein ermordetes Familienglied sich nicht über einen bestimmten Verwandtschaftsgrad hin= aus erstrect (im alten Frankreich nur bis zum siebenten), so verhält es sich auch mit der damit verbundenen Auszeichnung. Dieselbe Urfache bedingt auch die Lage des Cinzel= nen binfichtlich feines Besitztums. Bererbung auf den ältesten Sohn führt nach mehreren Generationen dahin, daß die= jenigen, welche hinsichtlich ihres Blutes am weitesten von dem Saupt der Gruppe abstehen, zugleich die ärmsten sind. Und mit diesen Kaktoren wirkt noch ein anderer zusammen, nämlich die größere Macht, welche der größere Reichtum verleiht. Denn wenn fich ein Streit innerhalb bes Stammes erhebt, fo find es natürlich die Reichen, welche durch die beffere Ausrüstung zur Abwehr und durch das Bermögen, sich Hilfe zu erkaufen, von vornberein den Armeren gegenüber im Vorteil find. - Einen Beweiß für die Bedeutung dieser Ursache finden wir in einer Bemer= kung von Sir Henry Maine: "Die Gründer eines Teils unferer modernen europäischen Aristokratie, der dänischen nämlich, waren bekanntlich früher Bauern, die bei den grimmigen Kämpfen zwischen den einzelnen Dörfern ihre Säufer befestigt hatten und sich dann diesen Vorteil zu nute machten." Ein folder Vorsprung in Macht und sozialer Stellung steigert sich. sobald er einmal errungen ift, in der Regel noch auf andere Weife. Schon im letten Rapitel fahen wir, daß ganze Gemeinwefen sich in gewissem Grade durch Aufnahme von Flüchtlingen aus andern Gemeinwefen vergrößern - oft find es Berbrecher, oft auch nur ungerecht Bedrückte. Während nun da, wo folde Flüchtlinge einer höber ftehenden Raffe angehören, dieselben oft zur Herrschaft gelangen (fo bei vielen in= dischen Bergvölkern, beren Rajahs hin= dostanischer Abkunft find), schließen sie sich im übrigen, wo sie derselben Rasse ange=

hören, natürlich den Mächtigsten in ihrem neuen Stamme an. Mandymal geben fie auch, um bes Schutes teilhaftig zu werben, ihre Freiheit auf: in Oftafrika 3. B. macht sich ein Mann gum Stlaven, indem er in Gegenwart deffen, den er fich zum herrn wünscht, einen Speer zerbricht, oder bei den Julahs, indem er fich eine kleine forperliche Beschädigung zufügt. Auch im alten Rom entstand die Klasse der Halb= freien, die man als Klienten unterschied, durch diese freiwillige Übernahme der Anechtschaft um der Sicherheit willen. Wo aber der Beiftand eines folden Flüchtlings als Krieger von Wert zu fein verspricht, da bietet er sich selbst in dieser Eigenschaft als Entgelt für Unterhalt und Schut an. In den meiften Fällen wird er fich dem verbinden, der schon durch größere Macht und Reichtum hervorragt, und fo dem bereits Überlegenen zu noch größerer Über= legenheit verhelfen. Solche bewaffnete Unhänger, die als Fremdlinge keine Unsprüche auf das Land des Stammes haben und ihrem Oberhaupt nur durch den Basalleneid verbunden sind, entsprechen dann in ihrer Stellung ungefähr den Comites ber altgermanischen Gemeinschaften ober den "Huscarlas" (Sausterlen) der altenglischen Beiten, mit denen sich die Adligen zu umgeben pflegten. Offenbar muß ein Gefolge biefer Art, das mancherlei Intereffen mit feinem Beschützer, feines aber mit den übrigen Gliedern bes Stammes gemein hat, in der Hand des ersteren bald zu einem Mittel werden, um Gemeinrechte zu ufur= piren und sich durch Unterdrückung der Übrigen zu erhöhen.

Schritt für Schritt nimmt diefer Gegenfatz zu. Außer folchen, die sich freiwillig einem Oberhaupte untergeordnet haben, werden andere inzwischen durch Gefangennahme im Kriege Sklaven, andere wieder, indem sie sich selbst bei Wetten verpfändet hatten, noch andere durch Kauf, durch Berbrechen oder durch Schulben. Jedenfalls aber ist der Besitzahlreicher Sklaven, da er eben gewöhnlich mit Reichtum und Macht Hand in Hand geht, seinerseits wieder geeignet, letztere zu vermehren und so den höheren Rang noch schärfer gegen die nies deren abzugrenzen.

Gewisse begleitende Sinssusse erzeugen sodann bestimmte Unterschiede physischer wie geistiger Art zwischen den Gliedern einer Gemeinschaft, welche eine höhere Stellung erreicht, und denen, welche auf niedriger Stufe stehen geblieden sind. Die einmal bestehende Ungleichheit der sozialen Lage führt zu Berschiedenheiten in der Lebensweise, die vermöge der durch sie bedingten konstitutionellen Beränderungen bald eine Modisistation der Ungleichheiten in der sozialen Lage noch schwierigermachen.

In erster Linie stehen die veränderte Ernährungsweise und beren Folgen. In ber bei primitiven Stämmen allgemein ver= breiteten Sitte, daß man die Frauen sich von den Überbleibseln der Mahlzeiten ihrer Männer ernähren läßt, und in der damit meist verbundenen Sitte, den jüngeren Männern gewiffe Lieblingsspeisen zu verbieten, welche die älteren allein effen, er= fennen wir nur ein Beispiel der unvermeid= lichen Neigung bes Stärkeren, sich auf Unfosten des Schwächeren zu nähren, und wo Klassenunterschiede entstanden sind, da führt dies gewöhnlich auch zu einer bessern Lebensweise der Söheren gegenüber den Niedrigeren. Forfter bemerkt, daß auf

den Gesellschaftsinseln die untern Klassen oft Mangel an Nahrung leiden, was fich nie bis zu den obern Rlaffen erstreckt. Auf den Sandwichinseln wird das Fleisch der wenigen Tiere, welche sie überhaupt haben, vorzugsweise bon den häuptlingen ber= zehrt. Über den Kannibalismus der Fid= schianer fagt Seemann: "Dem gemeinen Bolfe bes gangen Stammes, wie auch ben Weibern aller Klassen war derfelbe nach hergebrachter Sitte verboten." Diese Bei= spiele bezeichnen hinlänglich den Gegensat, der überall in der Lebensweise zwischen den wenigen Herrschenden und den vielen Unterthanen entsteht. Dadurch aber und durch die sie begleitenden Unterschiede in Rleidung, Obdach und Anstrengung ber Kräfte werden mit der Zeit auch physische Berschiedenheiten hervorgerufen. So lesen wir von den Fidschianern, daß "die Säupt= linge alle schlank, wohlgebaut und musfulös find, während die niedern Stände jene Magerkeit zeigen, die auf arbeits= vollem Dienste und spärlicher Nahrung beruht." Die Säuptlinge der Sandwich= infulaner "find schlank und fräftig und ihr persönliches Auftreten ist so sehr dem= jenigen des gemeinen Bolfes überlegen. daß Einige sie für eine besondere Raffe gehalten haben". Ellis bestätigt eine Bemerkung von Cook, wenn er von den Tahitiern fagt, daß die Säuptlinge "fast ohne Ausnahme ebensosehr durch physische Rraft als durch ihren Rang und ihre son= ftigen Verhältnisse sich über die land= bauende Bevölferung erheben"; und Ers = fine gedenkt eines ähnlichen Gegensates bei den Tongainfulanern. Daß das Gleiche auch für die afrikanischen Bölker gilt, läßt fich aus Reade's Bemerfung schließen:

"Die Hofdame ift schlank und zierlich, ihre Haut zart, weich und durchsichtig, ihre Schönheit hat eine gute Grundlage und ist von langer Dauer. Das Mädchen aus den mittleren Klassen, das oft recht hübsch sein kann, ist doch sehr häusig kurz und derb und wird bald alt, während man, je tiefer man hinabsteigt, immer seltener ein gutes Aussehen antrifft und die ganze Gestalt meist eckig, plump, manchmal sogar krüppelhaft sindet.")

Gleichzeitig bildet sich zwischen dem herrschenden und den untergeordneten Stän= den ein Gegensat hinfichtlich der förper= lichen Thätigkeit und Geschicklichkeit aus. Da die Angehörigen höherer Stände fich in der Regel, soweit fie nicht mit Krieg beschäftigt find, mit der Jagd befassen, fo genießen fie dadurch eine lebenslängliche Schulung, die wohl mancherlei physische Überlegenheit hervorzurufen geeignet ift, während dagegen die mit Ackerbau Be= schäftigten durch das Tragen schwerer La= ften und andere mühfame Arbeiten teilweise das Geschick, das sie von Natur befaßen, wieder verlieren. Auf diese Weise wird also die Oberherrschaft einer Klasse noch mehr befestigt.

Dazu kommen dann noch die entspreschenden geistigen Züge, welche hier durch tägliche Ausübung der Macht, dort durch tägliche Unterwerfung unter dieselbe hersvorgerufen werden. Die Ideen, Gefühle und das ganze Betragen erzeugen durch beständige Wiederholung auf der einen Seite ein sich vererbendes Geschick zum

^{*)} Bährend ich dies schreibe, finde ich im neuesten Hefte der "Transactions of the Anthropological Institute" den Nachweis, daß auch hente noch die höheren Berusstlassen in England sowohl schlanker als frästiger gebaut sind als die arbeitenden Rlassen.

Befehlen, auf der anderen zum Gehorschen, was schließlich dahin führt, daß im Laufe der Zeiten beiderseits der Glaube sich seststetzt, die einmal bestehenden Bershältnisse der Klassen zu einander seien von Natur so geordnet.

Indem wir bei den vorstehenden Erörterungen fast beständige Kriege zwischen
seßhaften Gesellschaften voraussetzten,
wurde damit zugleich die Entstehung zusammengesetzter Gesellschaften angenommen. Das Auftreten der beschriebenen
Klassenunterschiede komplizirt sich daher
durch die Ausbildung fernerer Klassenunterschiede, welche durch die Verhältnisse
bedingt werden, die von Zeit zu Zeit zwischen Siegern und Besiegten zu stande
kommen, deren einzelne Gruppen selbst
schon entsprechende Abstufungen ausweisen.

Diese zunehmende Differenzirung, welsche die zunehmende Integration begleitet, ift deutlich bei gewissen halbzivilisirten Cessellschaften, wie z. B. bei den SandwichsInsulanern, zu erkennen. Ellis zählt bei ihnen folgende Rangstufen auf:

"1) König, Königinnen und königliche Familie, nebst dem Kanzler oder ersten Minister des Königs. 2) Die Statthalter der verschiedenen Inseln und die Häupt-linge mehrerer großer Abteilungen. Viele derselben waren Rachsommen derer, die bis zu Cooks Zeit und bis zu ihrer Unterwerfung unter Tamehameha Könige ihrer Insterwerfung unter Tamehameha Könige ihrer Inseln gewesen waren. 3) Häuptlinge der Bezirke oder Dörfer, die eine regelmäßige Abgabe für das Land bezahlen, welches sie mit Hilse ihrer Untergebenen bebauen oder an Lehnsleute verpachten. Dieser Rang umfaßt auch die früheren Priester. 4) Die arbeitenden Klassen —

die Pächter kleiner Grundstücke, die, welche auf dem Lande für Nahrung und Kleidung arbeiten, die Handwerker, Musiker und Tänzer."

Und die hier zur arbeitenden Rlaffe vereinigten Gruppen gerfallen, wie aus anderen Stellen hervorgeht, in Sandwerfer, die ihre Löhne erhalten, Sörige, die an den Boden gebunden find, und Sflaven. Aus einer näheren Prüfung geht ziemlich flar hervor, daß die niedrigsten Säuptlinge, einst unabhängig, auf ben zweiten Grad herabgedrückt wurden, als benachbarte Häuptlinge sie besiegten und sich zu lokalen Königen aufschwangen, und daß fie auf den dritten Rang berabfanken, während zugleich jene lokalen Könige zu häuptlingen zweiten Ranges wurden. als fich einer derfelben durch Eroberung zum König der ganzen Gruppe machte. Andere Gesellschaften auf gleicher Stufe zeigen uns ähnliche Abteilungen, die sich ebenso erklären laffen. Bei den Neusee= ländern giebt es fechs Grade, so auch bei den Afchantis; in Abuffinien find es fünf, und entsprechende Abstufungen finden sich in anderen mehr oder weniger zusammen= gesetzten afrifanischen Staaten. Gines ber deutlichsten Beifpiele für die durch Unterwerfung entstandene Unterordnung verschiedener Rangstufen bietet vielleicht das alte Peru dar. Die kleinen Königreiche, welche die verschiedenen Inkas zu einem verschmolzen, blieben alle ungestört mit ihren bisherigen Berrichern und Untergebenen bestehen; über dem gange Reiche aber erhob fich eine höhere Organisation von Inkaherrichern verschiedener Grade. Daß ähnliche Urfachen auch im alten Egyp= ten ähnliche Wirfungen hervorgebracht haben, läßt sich aus den Überlieferungen

und den Resten jener Zeit schließen, die und sowohl von lokalen Rämpfen, welche mit innerer Vereinigung endeten, als von Eroberungen durch fremde Bölfer ergab= Ien, aus denen sich von selbst die mannig= faltigen Abstufungen ergeben mußten, welche die egyptische Gesellschaft darbot - ein Schluß, welcher durch die Thatsache bestätigt wird, daß unter der römischen Herrschaft eine neue Komplikation hinzufam, indem über die einheimischen Regie= rungsgewalten noch die römische gesett wird. Laffen wir andere Beifpiele aus dem Altertum bei Seite und wenden wir uns zu dem naheliegenden, das unfer ei= genes Land darbietet, so ist hier hervor= zuheben, daß aus dem Gefolge des nor= mannischen Eroberers die beiden Rang= ftufen der großen und kleinen Barone her= vorgingen, die ihr Land unmittelbar vom Rönig empfingen, während die altengli= fden Thane auf den Rang niederer Lehens= leute berabgedrückt wurden. Da vollends, wo in Folge fortwährender Kriege zuerst fleinere, dann größere Aggregate entstehen und diese später aufgelöst und wieder anders verbunden werden, um fich endlich in verschiedenem Maße unter einander zu vereinigen, wie das im mittelalterlichen Guropa geschah, muffen naturlich noch zahl= reichere Abteilungen zu stande kommen. Im merowingischen Königreiche gab es Stlaven von siebenerlei verschiedenem Ur= fbrung, Börige von mehr als einem Grade, sodann Freigewordene - Männer, die, obschon nicht mehr leibeigen, doch nicht mit ben völlig Freien auf gleicher Stufe ftanben - und außerdem zwei andere Rlaf= fen, die noch unter den letteren rangirten, die Liten und die Coloni. Die Freien zerfielen in drei Klaffen: unabhängige

Grundbesitzer, freie Männer in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis von anderen Freien, deren es zwei Arten gab, und freie Männer in einem besonderen Berhältnisse zum König, die sich wieder in drei Arten unterschieden.

Und während wir aus diesen verschie= denen Fällen entnehmen, wie febr eine größere staatliche Differenzirung durch größere staatliche Integration gefördert wird, ist zugleich baraus ersichtlich, daß in ben früheren Stadien, fo lange der foziale Zusammenhang noch gering ist, die stagt= liche Integration felbst erst durch die Fort= schritte der staatlichen Differenzirung mög= lich gemacht wird. Denn je größer die beis fammenzuhaltende Maffe ift, die felbst noch bes inneren Zusammenhangs entbehrt, desto zahlreicher müssen die in verschiede= nen Graden der Unterordnung zu einander stehenden Agentien sein, um dem Ganzen einigen Salt zu verleihen.

Die staatlichen Differenzirungen, welche aus kriegerischen Zuständen entspringen und lange Zeit immer noch mehr an Bestimmtheit zunehmen, bis schließlich sogar die Bermischung der Stände durch Heirat für ein Berbrechen erklärt wird, werden doch in späteren Stadien und unter anderen Umständen mannigsach beeinträchtigt, durchkreuzt und endlich teilweise oder ganz zerstört.

Wo die Kriege während langer Zeiten in stets wechselndem Grade staatliche Bereinigungen und Auflösungen bewirft haben, da verwischt das beständige Zersalen und Wiederaufrichten der sozialen Schranken allmählich die ursprüngliche Gliederung, welche auf die beschriebene Weise entstanden war; so 3. B. gerade in

bem eben erwähnten merowingischen Rönigreich. Und wo eine Eroberung nicht von benachbarten und naheverwandten Gefellschaften, welche die fozialen Stellungen und das Besitztum der Unterjochten größtenteils unverändert laffen, sondern von einer anderen Raffe ausgeht, die in der Regel ziemlich barbarisch verfährt, da fönnen die bisherigen Grade in Wirklichkeit ganz verschwinden und neue an deren Stelle treten, die ausschließlich nach der Willfür des despotischen Eroberers abgegrenzt find. In manden Ländern des Drients, wo folde Unterjochungen einer Raffe durch die andere von den ältesten hiftorischen Zeiten an vor sich gegangen sind, treffen wir die= fen Zustand der Dinge thatsächlich verwirklicht: es giebt nur wenige ober gar feine erblichen Abstufungen mehr und die einzigen, die anerkannt werden, beruhen auf der amtlichen Stellung. Neben den verschiedenen Graden der von der Regie= rung eingesetten Staatsbiener bestehen feine Standesunterschiede ober wenigstens haben diefelben feinerlei politische Bedeutung.

Eine fernere Tendenz zur Unterdrückung der ursprünglichen und zur Einführung neuer Rangstufen an deren Stelle entspringt aus anderen Ursachen: dieselbe bescheitet stets den Fortschritt in staatlicher Konsolidirung. Die in China stattgefundenen Beränderungen erläutern hinlängslich diesen Borgang. Gützlaff schreibt darüber:

"Bloße Titel bilbeten später (beim Zerfall des Feudalsustems) die Belohnungen, welche der Souverän gewährte.... und die stolzen und mächtigen Magnaten anderer Länder sind hier die abhängigen und ärmlichen Diener der Krone.... Das

revolutionäre Prinzip der Nivellirung aller Klassen ist in China außerordentlich weit getrieben worden.... Dies Alles wurde zum Borteil des Herrschers eingeführt, um seiner Autorität die höchste Bedeutung zu sichern."

Die Urfachen folder Beränderungen sind nicht schwer aufzufinden. In erster Linie verlieren die unterworfenen kleinen Gewalthaber mit dem Fortschreiten der Integration mehr und mehr von ihrer Macht und damit auch mehr und mehr von ihrem wirklichen, wenn auch nicht von ihrem nominellen Rang — sie gehen aus ber Stellung tributpflichtiger Herrscher in diejenige einfacher Unterthanen über. Oft ist sogar die Eifersucht des Monarchen Veranlassung zum positiven Ausschluß berfelben von einflugreichen Stellungen, wie z. B. in Frankreich, wo "Ludwig XIV. den Adel sustematisch von den Minister= figen fern hielt". Bald wird auch ihre Auszeichnung dadurch herabgesett, daß die höchste Staatsgewalt daneben andere rivalisirende Rangstufen schafft. der von den grundbesitzenden Rriegsfüh= rern ererbten Titel, welche unmittelbar ihre Attribute und ihre Stellung bezeich= neten, kommen Titel auf, die vom Monar= den verliehen werden. Ginige der fo ent= stehenden Klassen sind immerhin noch friegerischen Ursprungs, wie 3. B. wenn ber Ritterschlag auf dem Schlachtfelbe ober manchmal auch für eine große Anzahl schon vor der Schlacht erfolgt; so bei Azincourt, wo ihrer fünfhundert auf diese Beise befördert wurden, während dasfelbe auch oft nachher zur Belohnung für Tapfer= feit geschieht. Andere entspringen der Musübung staatlicher Funktionen von verschie= denem Grade; fo wurde g. B. in Frank=

reich im 17. Sahrhundert der erbliche Abel den Beamten des Großen Rates und der Rechnungsfammer verliehen — Beamten, die in der Regel bürgerlicher Abkunft waren. Auch die Rechtspflege giebt na= türlich bald Veranlaffung zu Ehrentiteln. In Frankreich war im Jahre 1607 ber Adel jedem Doktor, Anwalt und Professor der Rechte zugesichert und "die höchsten Berichtshöfe erlangten 1644 die Privi= legien des Adels vom erften Grade". Auf diefe Beife wurde, wie Barnfonig bemerkt, "der ursprüngliche Begriff vom Adel im Laufe der Zeit fo fehr erwei= tert, daß feine frühere Beziehung jum Besitz eines Lebens gar nicht mehr erkenn= bar ift und die gange Ginrichtung umge= wandelt erscheint". Diese Beispiele nebst vielen anderen, welche unfer eigenes Land und das gange übrige Europa liefern könnten, zeigen uns einmal, wie die ur= fprünglichen Rlaffenunterschiede fich ber= wischen, und ferner, wie die neuen Klassen= unterschiede gerade dadurch sich auszeich= nen, daß sie nicht mehr lokalisirt sind. Es find Schichten, welche fich durch die in fich wohlgefügte Gefellschaft hindurch ausbrei= ten und meiftenteils feine Beziehung gum Lande zeigen und mit keiner Örtlichkeit einen innigeren Zusammenhang als mit einer anderen haben. Allerdings pflegen von den nachträglich verliehenen Titeln die höheren in der Regel von den Namen größerer Gebiete ober Städte bergenom= men zu werden, wodurch jedoch die alten Keudaltitel, welche die thatsächliche Ober= herrschaft über ein Gebiet ausdrückten, nur nachgeahmt werden. Die übrigen modernen Titel aber, die mit der höberen Ausbildung der staatlichen, gerichtlichen und fonstigen Funktionen aufgekommen

find, zeigen nicht einmal nominelle Beziehungen zu bestimmten Lokalitäten. Diese Beränderung begleitet naturgemäß die fortschreitende Integration der Teile zu einem Ganzen und die Entwicklung einer neuen Organisation deßselben, welche auf die Grenzen der einzelnen Teile keinerlei Rücksicht nimmt.

Noch viel wichtiger für die allmähliche Befeitigung jener primitiven, durch friegerische Zustände hervorgerufenen staat= lichen Abteilungen ist das Aufstreben des Dieser Faktor macht Industrialismus. fich auf zweierlei Weise geltend - erstens indem er eine Klasse schafft, deren ansehn= liche Macht nicht mehr nur vom Landbesit ober von der amtlichen Stellung berstammt, und zweitens, indem er Ideen und Gefühle erzeugt, welche mit den alten Voraussehungen der Standeshoheit im Widerspruch stehen. Wie wir bereits ge= seben haben, sind anfänglich Rang und Reichtum zumeist mit einander verbunden. Die heutigen unzivilifirten Bölfer führen uns dies Berhältnis noch vor Augen. Der Häuptling eines Kraals unter den Koranna= Hottentotten ift "gewöhnlich auch ber Wohlhabenoste unter ihnen". In der Betschuanasprache "hat das Wort kosi.... eine doppelte Bedeutung, indem es entwe= der einen Säuptling oder einen reichen Mann bedeutet." Die geringe Autorität, welche ein Chinoof-Säuptling überhaupt hat, "berubt gang auf feinem Reichtum, ber aus Beibern, Kindern, Sflaven, Böten und Muscheln besteht". So war es ursprüng= lich auch in Europa. Im alten Spanien hatten die Barone den Titel ricos hombres, der aufs Deutlichste die beiden Attribute mit einander identifizirt. In der That ift es auch felbstverftändlich, daß

vor der Entwicklung des Handels und fo lange nur der Besitz von Ländereien reich= liche Mittel gewähren konnte, Standes= hobeit und Reichtum unmittelbar aufam= menhingen, fo baß, wie Sir Benry Maine bemerkt, "der Gegenfat, den man gewöhn= lich zwischen Geburt und Vermögen und insbefondere anderem Bermögen als Grund= besit aufzustellen pflegt, durchaus moder= nen Ursprungs ist". Wenn aber einmal die Industrie auf dem Punkte angelangt ift, wo der Großhandel bedeutenden Ge= winn abwirft und wo jene Kaufherren auftreten, die an Reichtum mit vielen vom Landadel wetteifern oder fie übertreffen, und wenn Könige und Edelleute ihre Schuldner werden und fie auf diese Weife fozialen Einfluß erlangen, bann werden auch schon häufig die Schranken zwischen ihnen und den titelführenden Klassen aufgehoben. In Frankreich begann diefer Fortschritt schon im Jahre 1271, als die Urkunde bekannt gemacht wurde, welche Raoul, den Goldschmied, adelte - "die erste Urkunde, welche einen bestehenden adligen Rang auf einen neuen Besitzer übertrug". Nachdem diefer Bräzedenzfall einmal geschaffen war, folgten andere mit zunehmender Häufigkeit nach. Und gele= gentlich kommt fogar im Drange finanziel= ler Notstände der Brauch auf, folche Titel im Geheimen oder öffentlich zu verkaufen; in Frankreich abelte der König im Jahre 1702 zweihundert Personen jede für dreitausend Livres, und 1706 beren fünfhundert für je sechstausend Livres. Und die auf folde Weise begonnene Niederreißung der alten Rlaffenschranken wird noch gefördert durch jenen Ginfluß, welchen die Entwicklung bes Sinnes für Gleichheit ausübt, ber burch das industrielle Leben fo fehr geweckt wird. Fe mehr sich die Menschen daran gewöhnen, tagtäglich ihre eigenen Ansprüche aufrecht zu erhalten, während sie zugleich die Ansprüche Anderer berücksichtigen, was eben bei jedem Austausch, sei es von Waaren gegen Geld oder von Arbeitsleistung gegen Bezahlung geschieht, desto mehr besestigt sich eine geistige Haltung im Gegensate zu derjenigen, die mit Unterordnung verbunden ist; und sobald dies geschieht, verlieren alle jene staatlichen Auszeichnungen, die ursprünglich auf Unterwerfung beruhten, mehr und mehr von der Achtung, die ihnen erst Stärke verleiht.

Die Klassenunterschiede reichen also bis zu den Anfängen des fozialen Lebens jurud, wenn wir wenigstens jene fleinen wandernden Sorden außer Acht laffen, beren einzelne Beftandteile fortwährend ihre Beziehungen zu einander und zur Um= gebung verändern. Sonft beobachteten wir überall, wo nur ein lofer Zusammen= hang und eine gewiffe Dauer ber Be= ziehungen besteht, das Auftreten staatlicher Abteilungen. Die relative Überlegenheit in physischer Kraft, die in erster Linie eine häusliche und soziale Differenzirung zwi= schen den Thätigkeiten und der Stellung beider Geschlechter hervorruft, führt bald auch zu einer Differenzirung zwischen ben Männern felbft, die fich in der Sflaverei der Gefangenen äußert : es entsteht eine Rlaffe von Berren und eine von Sflaven.

Wo die Menschen ihre wandernde Lebensweise zur Aufsuchung von Nahrung für sich oder ihr Vieh beibehalten, da vermögen die einzelnen Stämme in dieser Hinsicht durch den Krieg nichts weiter zu erreichen, als daß sie sich einzelne Indivibuen anderer Stämme aneignen; ist das

gegen der ackerbauende oder feghafte Bustand erreicht, so wird damit auch die Mög= lichkeit gegeben, daß die eine Gesellschaft sich einer anderen im ganzen bemächtigt mitsamt bem von dieser besetzten Gebiet. Bieraus entspringen bann neue Rlaffen= unterschiede. Die Säuptlinge der befieg= ten und tributpflichtigen Gemeinschaften werden zu Unterthanen, das gemeine Bolf berfelben aber gerät in die Lage, bag es, obaleich nach wie vor auf seinen Lände= reien lebend, einen Teil feiner Erzeugnisse burch Bermittlung feines Säuptlings an die Sieger abgeben muß - so in milde= rer Form die spätere Sörigenklasse vorbe= reitend.

Bon Anfang an ift die Kriegerklasse, die sich durch Wassengewalt zur herrschenzen macht, im Besitz der Hauptnahrungszquelle — des Grundes und Bodens. Wähzend des Jagdzund Hirtenstadiums besitzen die Krieger der Gruppe das Land gemeinschaftlich. Beim Übergang in den seschaften Zustand werden auf die verschiedenste Weise teils gemeinsame und teils individuelle Anteile ausgeschieden, schließlich aber geht sast Alles in Einzelbesitz über. Dabei bleizben jedoch noch für lange Zeiten in der sozialen Entwicklung Grundbesitz und Kriezgertum in unmittelbarem Zusammenhang.

Die Klaffendifferenzirung, deren aktive Ursache im Kriegertum liegt, wird ferner gefördert durch die Ausbildung einer beftimmten und insbesondere der männlichen Erbfolge und durch beständige Übertragung der Stellung und des Eigentums auf den ältesten Sohn des Altesten. Dies führt zu Unterschieden in Stellung und Wohlstand zwischen näheren und entsernteren Verwandten, und hat dieser Prozes einmal begonnen, so werden seine Wirfungen noch

dadurch gesteigert, daß er dem Höhersstehenden reichliche Mittel an die Hand giebt, um durch allerhand Vorkehrungen zu Angriffen und Abwehr seine Macht aufsrecht zu erhalten und zu erweitern.

Während diese Urt der Differenzirung zunimmt, beginnt sich in der Regel noch eine andere Art geltend zu machen, indem die in den Stamm eintretenden Flüchtlinge sich natürlich dem mächtigsten Gliede des= felben anschließen, bald als abhängige Arbeiter und bald als bewaffnetes Gefolge, das dann leicht zu einer besonderen Klasse wird, die nur an ihren Herrn gebunden ist und mit dem Lande feinen Zusammenhana hat. Und da die Flüchtlinge unter meh= reren solchen Stämmen gewöhnlich ben ftärksten zum Unschluß wählen und Un= hänger seines Oberhauptes werden, fo die= nen sie ganz wesentlich zur Förderung jener späteren Integrationen und Differenzirun= gen, welche durch Eroberungen bewirft werden.

Berschiedenheiten in der sozialen Stellung ziehen Verschiedenheiten in der Menge
und Art der Nahrung, in Rleidung und
Obdach nach sich und arbeiten so auf die Ausbildung physischer Unterschiede hin,
die abermals zum Vorteil der Herrschieden und
zum Nachteil der Beherrschten ausfallen. Und außerdem entstehen in Folge
der verschiedenartigen Lebensweise geistige
Unterschiede in emotioneller wie intellectueller Hinsicht, welche den allgemeinen
Gegensah noch erhöhen.

Wenn es nun zu Eroberungen kommt, diezur Entstehung von einfach und mehrfach zusammengesetzten Gesellschaften führen, so erfolgt eine Über= und Unterordnung mehrerer Rangstufen, deren allgemeines Resultat das ift, daß die Rangstufen der

siegenden Gesellschaft jeweils höher, die der besiegten Gesellschaft jeweils niedriger werden als bisher.

Die auf solche Weise während der früheren Stadien der friegerischen Berhält= nisse entstandenen Klassenunterschiede wer= den durchkreuzt und verwischt, je mehr sich zahlreiche kleine Gefellschaften zu einer ein= zigen großen vereinigen. Abstufungen, die fich auf lokale Einrichtungen beziehen, wer= den allmählich verdrängt durch solche, die fich auf allgemeine Einrichtungen beziehen. An Stelle der einfach und mehrfach ab= hängigen herrschenden Agentien, welche die friegerischen Besitzer der von ihnen beherrschten Unterabteilungen waren, treten andere Agentien, die mehr oder weniger bestimmte, die gesamte Gesellschaft durch= fetende Schichten barftellen - eine Begleiterscheinung der höher entwickelten Staatsverwaltung.

Wenn nun schon die höhere staatliche Entwidlung großer fozialer Aggregate an sich die Neigung hat, durch Substitution neuer Abstufungen die alten Rangklaffen zu befeitigen, die fich früher in den einzelnen kleinen sozialen Aggregaten ausge= bildet hatten, so ist doch vor allem der aufstrebende Industrialismus hiefür von Bedeutung. Er schafft einen Wohlstand, ber nicht mit dem Rang zusammenhängt und also eine mit diesem rivalisirende Macht darstellt; und indem er zu gleicher Zeit die Gleichstellung der Bürger vor dem Gefet in hinsicht auf den handel und Verkehr wenigstens erringt, schwächt er auch da= durch jene Unterschiede ab, die ursprünglich geradezu eine Ungleichheit in der Stellung vor dem Gefet bezeichneten.

Es mag als Bestätigung biefer Er=

örterungen noch beigefügt werden, daß dieselben mit der früher gegebenen Erflä= rung ber zeremoniellen Berhältniffe im Einklang stehen. Wie die ursprünglichen Rangunterschiede aus Siegen entspringen und wie die Urformen ber Berföhnung ihren Ausgang von dem Berhalten ber Besiegten gegenüber bem Sieger nehmen, so entspringen die späteren Rangunter= schiede aus Berschiedenheiten der Macht, die in letter Linie in physischem Zwang ihren Ausdruck finden, und so find auch die Chrfurchtsbezeugungen zwischen den einzelnen Rangftufen nichts anderes als Anerkennungszeichen folder Machtunter= schiede. Wenn der Befiegte zum Sklaven gemacht und, indem man seinem Körper eine Trophäe raubt, verstümmelt wird, so sehen wir damit zu gleicher Zeit den schroff= sten staatlichen Gegensatz und die denselben ausdrückendeZeremonie entstehen, und eben= so erfolgt bei der Fortdauer solcher frie= gerischer Berhältnisse, wodurch die fleineren fozialen Gruppen wieder und wieder mit einander verschmolzen werden, zugleich die Entwicklung sowohl der staatlichen Abteilungen als auch der sie auszeichnenden Zeremonien. Und wie wir früher gefehen haben, daß der aufstrebende Industrialis= mus immermehr die Strenge der Herrschaft des Zeremoniells mildert, so sehen wir hier, daß er auch jene Klassenunterschiede, welche aus friegerischen Verhältnissen entsprangen, aufzuheben und andere an deren Stelle zu feten ftrebt, welche zwar auch Berschiedenheiten der Stellung bezeichnen, die aber hier eine Folge des Unterschiedes in der Befähigung zu den mancherlei Funktionen ift, deren eine industrielle Ge= sellschaft bedarf.

Kleinere Mitteilungen und Journalschau.

Aenere Beobachtungen über die Vorgänge bei der Biegung der Gesteinsschichten.

Im Cinklange mit der Theorie von Teiner nachträglichen Faltung der Erd= rinde durch Zusammenziehung ihres Kernes erscheinen bekanntlich die diese Falten darftellenden Gebirgsschichten viel= fach zu fühnen Bögen und Gewölben gefrümmt, ja zuweilen schlangenförmig hin und her gewunden. Im Gegensatze nun zu der älteren Annahme, daß diese Faltung und Biegung nur durch Entstehung ungähliger Spalten und Riffe ber längst ju Felfen erhärteten Sedimentschichten, zumal an den Sauptbiegestellen, geschehen fonnte, hatte nun Brof. Albert Seim einer Plastizität ber Gesteine unter bem boben Drucke der darüber lagernden Maf= fen angenommen, in deren Folge die lang= same Biegung ohne jeden Bruch bor sich gegangen fein follte.*) Begen diese Un= nahme hat jedoch Prof. C. W. Gümbel in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie der Wiffenschaften, 1880, Ma= thematisch-physikal. Abteilung, S. 596 ff., eine Reihe von Beobachtungen angeführt, welche die Unhaltbarkeit der Meinung, daß überhaupt bruchlos gebogene fefte Schichten vorkommen, und damit die Ent: behrlichkeit jener Sypothese nachweisen follen. Gine lebrreiche Gelegenheit gum Studium dieser Frage boten ihm die tiefschwarzen Kalksteine bei Barennes. Hier zeigen fich nämlich die dunklen Felsschich= ten an den scharfen Umbiegungen, qu= weilen von zahlreichen breiten, mit radial nach dem Krümmungszentrum d. h. fächer= förmig verlaufenden Riffen durchzogen, die mit weißem Kalkspat wieder ausgefüllt find. Während hier die gegen die Grund= maffe ftark kontraftirende Farbe des Musfüllungsmaterials die Brüche fehr deutlich macht, finden sich jedoch auch zahlreiche Stellen, wo das unbewaffnete Auge derartige Sprünge nicht entdeckt, so daß da= selbst wirklich der Anschein entsteht, als fei die Biegung ohne Bruch erfolgt. Allein bon folden Stellen genommene Dünn= schliffe zeigten unter bem Mifroffop eine gang erstaunliche Menge von feineren Sprüngen und Aberden, völlig ausreichend, um die Biegung zu erklären. Die Sprünge und Klüfte waren fo gabl= reich, daß sie an Stellen, woselbst der Rrümmungsradius 1-0,15 Meter be-

^{*)} Bergl. Rosmos, Bb. V, G. 232 ff.

trug, den Rubifgentimeter Gestein in 20,000-64,000 Partifelden teilten, fo daß die Biegung eine förmliche Pulveri= firung zur Folge gehabt hatte. Dasfelbe Berhalten zeigte fich in allen von Biegungs= stellen entnommenen Proben, und nicht blos bei dem Ralkstein von Barennes, sondern bei allen stark gebogenen Schich= ten, die Prof. Gumbel untersucht hat, mochten diefelben nun dem Dolomit, Flufch, dem Allgäuschiefer oder dem roten Sorn= stein der Aptuchenschichten des Jura zuge= hören, und ebenfo wie bei diefen Gefteinen derAlben verhielt es fich mit dem Clymenien= falk und den Rieselschiefern des Kichtel= gebirges. Trot feiner zahlreichen Nach= forschungen tam ibm fein Gestein vor Mugen, welches an feinen Biegungsftellen nicht diese mifroffopische Berklüftung gezeigt hätte, durch welche die stattgehabte Berschiebung ber Teilden völlig erklärt wird. Zugleich ergab eine genauere Ber= gleichung, daß der Grad der Berklüftung ftets im geraden Berhältniffe zu der ftatt= gehabten Umbiegung und zur Sprödigkeit ber Gesteinsart stand. In allen diesen Fällen handelte es sich selbstverständlich um die Biegung eines bereits völlig er= härteten Materials.

Die häusig vorkommenden deformirten Bersteinerungen, welche Heim als besonsders beweisend für seine Auffassung ansgeführt hat, gehören nach Gümbel stetz du den Fällen, bei welchen Schichten schon vor ihrer Verhärtung gebogen wurden. Im übrigen giebt der Verfasser zu, daß gewisse harte thonige Gesteine infolge einer Durchseuchtung bis zu einem gewissen Grade plastisch werden können, wie das Zusammensinken in solchem Gestein angelegter Bergwerke beweise. Im Verein mit Baus

fchinger angestellte Versuche ergaben mit diesen Beobachtungen im Ginklange, daß Orthoflas, Quarz, Alabafter, Solenhofer Schiefer und mehrere andere Gefteinsarten unter einem Drucke von 22,000-26,000 Atmosphären, trot ihrer mineralogischen Berschiedenheit, gleichmäßig in mehr ober weniger stark zusammenhängende Bulver zerdrückt wurden, welche alle Vertiefungen ber Hülle ausfüllten. Es ift also wohl wefentlich der Unmöglichkeit, auszuweichen, zuzuschreiben, wenn unter hohem äußern Drud gebogene Schichten fohärent und, ohne weiter flaffende Spalten zu zeigen, gebogenerscheinen. Als allgemeines Schluß= ergebnis dieser Untersuchungen erklärt Gümbel somit, "daß eine Biegung ftarrer, fester, nicht durch Wasser erweichbarer Gesteinsmassen ohne Bruch thatsächlich weder durch direkte Beobachtung in ber Natur, noch durch Bersuche nachgewiesen ist und daß auch zur Erklärung der bisher beobachteten Gesteinsbiegungen und De= formationen im allgemeinen eine Plastizität starren, festen Gesteinsmaterials anzuneh= men nicht notwendig erscheint."

Die Mraukarien,

welche ihren Namen nach der chilenischen Heimat des Bolkes der Araukanos empfingen, in welcher die Araucaria imbricata zu Hause ist, bilden den Gegenstand einer Abhandlung, welche J. Starkie Gardner in Nr. 557 der englischen Zeitschrift Nature (1880) veröffentlichte, und der wir das folgende größtenteils wörtlich entnehmen:

Die ältesten Spuren beutlich erkennbarer Nadelhölzer aus den Steinkohlenschichten wurden lange Jahre hindurch als aus-

nahmslos dem Araufariengeschlecht ent= stammend angeseben: Dieser angenommene Urtypus der Nadelhölzer wurde nach Schimper in den folgenden Zeitaltern modiffizirt und er versuchte diese Modifikationen durch die ausgestorbenen Gattungen Walchia, Ullmannia, Araucarites, Voltzia, Ptycholepis, Pachyphyllum und Cunninghamites zu verfolgen. Lesquereur bagegen führt die lebende Gattung Araucaria nur bis zur Triaszurud; unzweifelhafte Bapfen bei= der Abteilungen dieser Gattung sind durch Carruthers aus den Dolithen von Stonesfield, Nortsbire und Somersetsbire befdrieben worden, fossile Formen, die genau mit benjenigen übereinstimmen, welche in indischen Juraschichten gefunden wurden. Aus der Kreideformation find bis jett feine Araufarien sicher befannt, denn der große, von Seer*) als Araucarites Nordenskiöldi abgebildete foffile Zapfen aus ben obern Rreideschichten von Spithergen ftellt eine sehr undeutliche verkohlte Masse dar und gehört möglicherweise, wie er an= nimmt, einer Chfadee an.

Die Araukarien scheinen somit seit den jurassischen Zeiten zurückgegangen zu sein, und Schimper konstatirt, daß sie zur Tertiärzeit in Europa ausgestorben waren. Thiselton Oher geht weiter und hat sogar festgestellt**), daß sie, soweit bestannt, seit dem volithischen Zeitalter nördelich vom Äquator erloschen sind. Es ist indessen gewiß, wie ich zu beweisen hoffe, daß wenigstens eine Abteilung von ihnen während der Sozänzeit in Europa häusig war und es wahrscheinlich dis zur Miozänzeit nicht verließ.

*) Flora foss. Arctica. Volum. III. Pl. XXXVII, p. 126.

**) Royal Geog. Soc. Proceedings 1878, Vol. XXII, p. 427.

Die lebenden Araukarien bieten einen sonderbaren Anblick, wenn sie mit andern Bäumen verglichen werden, und würden schon nach ihrem Aussehen allein als in ihrem Charakter unverkembar urweltzlich erkannt werden. Sie sind von Salisbury in zwei gut unterschiedene Abteilungen geteilt worden*): Columbea oder echte Araukarien, und Eutacta oder falsche, nadelblättrige Araukarien. Sie sind jetzt ohne Ausnahme auf die südliche Halbkugel begrenzt, und während beide Abteilungen in Australien und den benachbarten Inseln vorkommen, ist in Südamerika nur Columbea allein vertreten.

Die Abteilung Columbea umfaßt nur vier Spezies, welche indessen fehr verschieden von einander und von großem Interesse sind. Die bekannteste ift die ge= meine Araucaria imbricata, ber bon ben Engländern Monkey-puzzle **) genannte Baum. Er ift beinahe auf Chili beschränft, woselbst er weite Wälder bildet, die sich auf den Abhängen der Anden von der Schneegrenze bis zu 2000 oder 1500 Juß abwärts erstreden. Die Bäume erreichen 150 Kuß Söhe und find mit ihrem dunklen hängenden Laubwerf von imposanter Erscheinung. Ihr Anblick im ausgewachsenen Bustande kann kaum von den jungen Bäumen in England veranschaulicht werden, aber ein ausnahmsweise schönes Er=

^{*)} Trans. Linn. Soc. Vol. VIII, 1807, p. 308-317.

^{**)} Anm. d. Red. Der englische Bolksname ift, obwohl sehr bezeichnend, kaum wörtlich ins Deutsche übersethar. Er bezeichnet einen Baum, der durch seine schmachaften Samen die Uffen anziehen würde, ihnen aber wegen der Stamm und Afte in dichten Spirallinien bebeckenden starren und spitzen Blätter unzugänglich bleibt, also etwa: Affen-Berirbaum.

emplar befindet sich zu Windsor, und eine ju einem Edelfit führende Allee bei Ar= magh ift, wenn ich mich recht erinnere, durch hohe Wände von großen und für unfer Land wohlgewachsenen Bäumen diefer Art eingefaßt und bietet einen erstaun= lich würdevollen Anblick dar. Die Zapfen find fehr groß, und die Samen, welche äußerst nahrhaft find, bilden den Nahrungs= vorrat der Indianer. Die zweite südame= rifanische Art (Araucaria brasiliensis) ist im Unsehen einigermaßen ähnlich und er= reicht 100 Fuß Söhe. Sie bildet eben= falls ungeheure Wälder und erzeugt eß= bare Nüsse, aber da sie in unserm Klima nicht ohne Schutz aushält, fieht man fie weniger häufig kultivirt.

Die auftralischen Arten find fogar noch feltsamer im Aussehen. Araucaria Bidwillii bildet einen majestätischen Baum von 150 Fuß Sohe und ist auf einen 30 (engl.) Meilen langen und 12 Meilen breiten Streifen an der Ditfufte unweit Brisbane begrenzt, woselbst sie die andern Wald= bäume weit überragt. A. Rulei, ein flei= nerer, obgleich ebenfalls schöner Baum, ist hauptsächlich durch feine feltsam beschränkte Verbreitung merkwürdig, indem er einzig auf Porte Molle, einer der fale= bonischen Infeln, einheimisch und dort auf ben Gipfel eines erloschenen, eine halbe Meile im Umfreise meffenden Bulfanes beschränkt ift, Extremen der Site und Rälte ausgesett, welche noch hunderte von Fußen unter ihm jeder andern Art von Begetation verderblich find.

Die Kolumbeen hat man weder in eozänen Schichten, noch in denen der Kreideformation fossil gefunden, wahrscheinlich weil ihre Standorte meistens hohe felsige Gipfel waren, woselbst der Mangel des Wassers es schwierig machte, daß Überreste davon ihren Weg in Sedimente von See- oder Flußwasser sinden konnten. Wir dürfen deshalb keinenfallsschließen, daß zu dieser Abteilung gehörende Arten nicht gleichzeitig mit den aufgefundenen Arten der Eutacta-Abteilung in Europa existirt haben könnten.

Die Abteilung Eutacta besitt end? ständige fugelförmige Zapfen mit breit geflügelten und gewöhnlich ausbauernden Schuppen und sichelförmige, nadelähnliche Blätter. Es giebt daraus nur drei lebende Arten, sämtlich von gigantischen Magen, benn zwei von ihnen erreichen eine Sohe von über 200 Fuß, und die britte von 150 Jug. A. Cookii oder die Norfolfinselfichte, ein Bewohner Neukaledoniens und der Neuen Sebriden, bietet ein phantaftisches, säulenartiges Wachstum dar, welches den Bäumen, wenn sie aus der Ferne gesehen werden, einigermaßen den Anschein eines 200 Fuß hohen Waldes von Schiffsmaften giebt. A. exelsa, in Auftralien und auf der Norfolfinsel heimisch, ist ein noch majestätischerer und folossaler Baum, der bis zu einer Sohe von 130 Fuß aufsteigt mit einem Stammumfang bon einigen dreißig Fußen. Die dritte Urt, A. Cunninghami, wünsche ich eingehender zu beschreiben, denn ich glaube mich ver= gewiffert zu haben, daß sie ober eine von ihr kaum unterscheidbare Form in der mittleren Eozänperiode maffenhaft in un= ferer Breite und Länge gedieh.

A. Cunninghami besitzt, gleich vielen Koniferen der südlichen Halbkugel, zwei leicht verschiedene Blattformen, indem die jenige der jüngeren Pflanzen mehr gerade, säbelartig und horizontal angeordnet sind, als diejenigen der vollentwickelten Bäume,

die man bisher allein im fossilen Zustande angetroffen hat.

Die Beblätterung des erwachsenen Baumes wird aus mäßig furgen, fichelformigen, nadelartigen Blättern von vieredigem Querschnitt gebildet, die an ber Basis verdickt und mit der untern her= austretenden Fläche am Stengel herab= laufen. Sie find alle rings um die Zweige verteilt und stehen am Grunde rechtwinf= lig vom Zweige ab, biegen fich aber bann zierlich aufwärts und einwärts. Diefe Unordnung erlaubt jedem Blättchen frei ju fein und nur felten mit einem andern in Berührung ju fommen, und ift ein wichtiges Rennzeichen zur Unterscheidung ber Spezies mittelft ihres Blattwerks, wenn andere Organe fehlen. Die End= triebe find gewöhnlich 5-6 Boll lang, einfach und zerteilen fich bann in furze, aber zahlreiche, vorwiegend horizontale Bweige. Diefe Endaweige ftellen anscheinend Sahrestriebe bor, benn fie find an ihrer Basis abgegliedert und werden all= jährlich in Maffe von ben Bäumen abge= worfen. Diese in den fleinsten Gingeln= beiten ähnliche Zweiglein werden in ben Cozanschichten von Bournemouth in aro-Ben Maffen gefunden.

Anderer Koniferen Laub, besonders dasjenige einiger kultivirten Sequoia gigantea, gleicht indessen dem von A. Cunninghami so sehr, daß ich Mühe hatte, das von allen deutschen Paläobotanikern geteilte Borurteil, daß all dieses Laubwerk zu Sequoia gehöre, bei von Etting = hausen zu verscheuchen. (Der Verfasserzeigt nun im Detail, daß die in Nede stehenzeigt nun im Detail, daß die in Nede stehenzen fossilen Zweige von Bournemouth sich von denen aller andern ähnlichen Koniferen unterscheiden, und fährt dann fort:)

Abgesehen von dem Laube, giebt es noch einen andern Beweiß zur Unterstützung der Ansicht, daß es sich hier wirklich um A. Cunninghami handelt. Obaleich bie Bweiglein höchst massenhaft in einigen ber See- und Sugmafferschichten vorkommen, fonnte feine Spur von Bapfen gefunden werden. Ich war anfangs barüber er= staunt, benn man begegnet bäufiger in Schichten marinen Ursprungs, wie gu Bradlesham, Barton, Cheppen u. f. w., Bapfen als Laubwerf, und fein Beifpiel von blogem Koniferenlaubwerf in einem marinen Absatz irgend welchen Alters ift bisber zu meiner Renntnis gefommen. Ich war so verwirrt, daß ich mehrere Tage mit vergeblichem Graben und Suchen nach ben an ben Zweigen sitenden Früchten zubrachte. Die drei Boll langen und nabe= ju neun Boll im Durchmeffer haltenden Bapfen find fo äußerft dicht und ichwer, daß fie feine Schwimmfähigfeit besiten. und ihre Gegenwart in Schichten aus fei= nem Treibsand fonnte höchstens einem feltenen Zufall verdankt werden. Auf ber andern Seite würden die fleinen leichten Rapfen von Sequoia, aleich benen von Pinus, überallhin durch die Flut getrieben und notwendigerweise häufig mit bem Laubwerk eingebettet werden. Obwohl ich feinen Bapfen fand, fo boten die weib= lichen Endknospen als Erfat die für Araucaria fo charafteriftische, eigentümliche Gin= ichnurung und barauf folgende Schwellung dar.

Die Verteilung der A. Cunninghami zu Bournemouth ist sehr klar angedeutet und erzählt uns so vollständig wie mögslich, daß ihre Gewohnheiten, als sie in unseren Breiten existirte, nicht von denen abwichen, welche sie jett besitzt. Keine

Spur von ihr wird westlich von dem User in den Schichten gesunden, beren Flora nach ihren Charakteren aus dem inneren Lande gesommen sein mag — aber am östlichen User kommt sie überall in Gesellschaft von Fächerpalmen, Eukalyptus, Aroideen, Farnen u. s. w vor und in gewissen Schichten aus Schlamm oder lehmigem Sand der marinen Folge werden die Zweige sich in allen Richtungen kreuzend in wunderbarer Erhaltung gefunden.

Die lebende A. Cunninghami bilbet weite Wälder an den Ufern der Moretons Bai, auf den angeschwemmten Bänken des Brisdanes-Flusses, und wächst in der größeten Üppigkeit in den Unterholzwäldern (drush-forests) des RichmondsFlusses, "Die Bäume scheinen am besten nahe der Küste zu gedeihen, da sie in dieser Lage ihre größte Höhe (100—130 Fuß) erreischen, jedoch schrittweise an Höhe abnehmen, je weiter ins Land die Bäume gehen. Es würde darnach scheinen, als ob die Seelust von großem Einflusse darauf wäre."*)

Die "Brush"-Wälber, in benen A. Cunninghami sehr allgemein vorsommt, obsgleich sie nicht ausschließlich auf dieselben beschränkt ist, werden von Moore wie folgt beschrieben: "Der "Brush" ist charakterisirt durch Dichtigkeit des Wachstums, Höhe und schön dunkelgrünes Laub der Bäume, sowie durch die Gegenwart hochkletternber Schlingpflanzen, welche ihre schlanken, biegsamen Zweige auf beträchtliche Entsernungen aussenden und auf diese Weise oft die höchsten und größten Bäume in ein gemeinsames Band verschlingen.....

Eine andere charafteristische Eigentümlichefeit dieser Wälder ist ein dichter Unterwuchs zahlreicher Arten von Farnen und anderen Pflanzen. Palmen und Baumfarne sind gewöhnlich ebenfalls in Menge vorhanden, und die ersteren erreichen in manchen Exemplaren eine Höhe von wesnigstens 130 Fuß... Auf den Stämmen und Zweigen der Bäume wachsen zahlzeiche Arten epiphytischer Farne und Orchibeen, welche mit den anderen Pflanzen zusammen erheblich dazu beitragen, solchen Wäldern ein sehr tropisches Ansehen zu geben."*)

Mus ben Reften windender Smilaci= neen und Aroideen und den Überbleibfeln großer Fächerpalmen und Farne ift es flar, daß unser eozänes "Brush"=Wachs= tum im Unseben diesem fehr abnlich gewe= fen fein muß. Die phyfitalifden Berhält= nisse der ehemaligen Araucaria-Stationen auf den Alluvial=Banken des großen Bournemouth=Flusses in naher Nachbar= fchaft der See, wie wir uns derfelben ber= sichert haben, und ihre wahrscheinliche Ausdehnung längs der Ufer, welche die Ditfuste des untergetauchten Kontinents gebildet haben muffen, scheinen fich den= jenigen zu nähern, welche fie jest am Brisbane-Flusse und auf den Ufern der Moreton=Bai an der Ostfüste Australiens einnimmt. Nichts in der That kann ein= drucksvoller sein, als die merkwürdige Übereinstimmung ber Gewohnheiten, fo weit wir fie verfolgen können, zwischen ber Araucaria und den ihr vergefellschafteten Bflanzen ber Borzeit mit den überleben= ben. Die lange eingebetteten Pflanzen unferer eoganen Oftfuften icheinen auf= erstanden zu sein und wieder in diesem

^{*)} Industrial Progress of New South Wales; Official Report of the Sidney Exhibition, 1870, Part II, p. 643.

^{*)} L. c., p. 633.

fernen Lande zu leben, und nach dem, was wir dort feben, find wir fabig, uns die langen, sandigen Ruften zu malen, bespült von der Brandung des Meeres und gefäumt mit dunkellaubigen gigantischen Araufarien, Gufalppten, üppigen Balmen und Farnen, beren Überrefte beigetragen haben, die jezigen ärmlichen (pine) Saide= frautklippen von Bournemouth zu bilden. Wenn wir dies mit der verhältnismäßigen Abwesenheit irgend welcher vergesellschaf= teten Begetation in den Mammuthwäldern gegenüberstellen, gewahren wir, wie wi= derstrebend die beabsichtigte Deutung die= fer Zweige auf Sequoia mit irgend wel= der bekannten natürlichen Gruppirung ge= wefen fein würde.

Anderwärts haben wir in Großbrit= tanien wenig Spuren, Die fich auf irgend eine nach der Jurazeit lebende Araucaria beziehen ließen, ausgenommen einiges Blattwerk von Sheppen und von dem Bafalt von Antrim, welches, von Bailen auf Sequoia gedeutet, als S. du Noyeri beschrieben wurde, über welches ich indes= fen nicht im Stande bin, eine Meinung auszudrücken. In Frankreich find unzwei= felhafte Araucaria-Zweige von mehreren eoganen Fundorten erhalten worden, ob= wohl feiner von ihnen speziell mit den unserigen identisch zu sein scheint und ei= nige eher vom Typus der Araucaria excelsa fein mögen.

In Mitteleuropa, zu Sotka, Häring, Monte Promina, Bilin u. f. w., in Tertiärsschichten, beren genaues Alter noch nicht befriedigend festgestellt wurde, ist ein eisnigermaßen ähnliches Blattwerf häusig. Es wurde ursprünglich als Araucarites beschrieben und in der That wurde zu Häring ein junger Zapfen mit allen Sis

gentümlichkeiten der Araucaria mit ihm in berfelben Schicht gefunden. *) Alle bie= selben wurden in der Folge zu Sequoia gestellt, welcher gewiß auch viele in ber Richtung und Anordnung der Blätter fehr gleichen; doch mußte der Mangel irgend eines Sequoia-Zapfens, ber, foweit ich weiß, direkt mit ihnen in Berbindung ge= bracht werden könnte, und das Vorhan= densein eines charakteristischen Araucaria-Bapfens, für alle Fälle Borficht vor dem Glauben einflößen, daß die Gefamtheit biefes, während bes mittleren und oberen Eozäns in Mitteleuropa vorkommenden Typus einem Berwandten der Sequoia gigantea angehöre. Es ist durchaus er= laubt, zu zweifeln, ob, wie Beers Bestimmung zweier Fragmente folgern will, diese als S. Sternbergii befannte Spezies, welches immer ihr wahrer Charafter sein möge, fo lange bis zum Öninger Miozan ausdauerte. Auf ber anderen Seite ift die Gegenwart fossiler Seguvien bom Wellingtonia=Typus in den arktischen Krei= fen zweifellos, obgleich Beer mehr Spezies gemacht zu haben scheint, als nötig.

Die Gegenwart einer von A. Cunninghami nicht zu unterscheidenden Araucaria in unseren Breiten und zu einer nicht weiter als das mittlere Eozän zurückreichenden Zeit ist von Interesse, denn obwohl viele unserer eozänen Pflanzen auf australische Gattungen bezogen worden sind, so ist doch immer hinreichender Zweisel gewesen, um eine Bestätigung der vorausgesetzten Landverbindung mit Australien von Bichtigkeit erscheinen zu lassen. Während die Bergesellschaftung der Araucaria zu Bournemouth mit Podosarpen und Dam-

^{*) &}quot;Foss. Coniferae Göppert", Haarlem Transactions, 1850, pl. 44, p. 237.

marabäumen, mit Eucalyptus und vielen Proteazeen, welche bestimmt Formen der südlichen Hemisphäre sind, nur natürlich ift, erscheint die Gegenwart einer nadelblätterigen Konisere des Geschlechts Pinus, so selten sie ist, sonderbar. Solch eine Mischung sindet gegenwärtig nirgends statt, obwohl sich in Mexiso Pinus-Arten mit Wedelpalmen mischen.

Die Gegenwart einer jett für die fubtropischen Wegenden der füdlichen Bemisphäre bezeichnenden Flora in 50° nörd= licher Breite und einer nördlichen gemä-Bigten Flora in 70° nördlicher Breite fann faum verfehlen, Neugierde hervorzurufen, wo der Wärme-Aquator damals gelegen war? Es ist unmöglich, anzunehmen, daß ber Wärmegleicher sie damals ebenfo wie jett teilte; er mochte weit nach Norden durch Abschließung der arktischen und Freilassung ber antarktischen Ströme ge-Wenn jedoch die trieben worden fein. Flora der füdlichen Hemisphäre fich früher im Norden des Aquators befand, so muß sich die Frage erheben, wie Araucaria Cunninghami und andere nicht tropische Bflanzen ihren jetigen Wohnort erreicht haben fönnen? Die Seimat dieser Araucaria, obwohl bei weitem größer als die ber anderen Eutacta, ift fehr bestimmt auf einen Küstenstrich in Neu-Südwales, zwiichen bem Belligen, einem fleinen Fluß in 310 40' füdlicher Breite, und dem Rap Porf in Queensland ca. 100 füdlicher Breite begrenzt. Sie nähert fich beshalb nicht auf mehr als 1000 Meilen bem Barme = Aquator, welcher einige Grade nördlich von dem wahren Aguator liegt. Sie mußten entweder den Aquator in praeoganen Zeiten bom Guden ber ge= freuzt haben, in der Folge ifolirt worden

und an ihrem nördlichen Wohnorte ausgeftorben fein, ober ursprünglich im Norden heimisch gewesen sein und sich auf ihre gegenwärtigen Wohnorte gurudgezogen Eine Überfahrt muß in je= bem Falle ftattgefunden haben, benn die gegenwärtige Berteilung der Koniferen fpricht gegen die Annahme, daß fich irgend welche identische Spezies gleichzeitig in durch den Aquator weit getrennten Niederungen beider Semifphären ausge= breitet haben konnten. Wenn eine allge= meine Erniedrigung der Temperatur ihre Überfahrt begünstigt hätte, müßte bie zuvor existirende tropische Begetation allzumal ausgestorben und die lebende äquatoriale Begetation würde von einem verhältnismäßig neuen Unschein sein. Die Abwesenheit jeder Konifere, von denen niemals eine mit Fossilien in den Ebenen der tropischen Regionen bis jett angetrof= fen worden ist, sowie irgend einer eristiren= den streng äquatorialen Pflanze, wie einer Gneta, in den fossilen Floren, scheint auf ben erften Blid zu zeigen, daß es fo nicht vor sich gegangen ift und leiht deshalb einer vorläufig bestenfalls roben Sppothese einige Lebensfarbe. Gine einfachere Un= nahme, als biejenige einer allgemeinen Temperaturerniedrigung in den Tropen ist, bis weitere Thatsachen vorliegen, die= jenige, daß der Übergang über Sochland bewerkstelligt wurde, wie es noch auf Sumatra und Java vorhanden ist.

Die augenscheinliche, spezifische Identität dieser und anderer australischer Formen mit denen unserer Cozän-Beriode, beweist für alle Fälle, daß einige der gegenwärtig rein australischen Gattungen in Australien weder entstanden, noch differenzirt sind, wie Bentheim annahm. "Die endemischen Genera", sagt er, "breisteten sich niemals weit von dort aus, da die einzigen Ausnahmen im malahischen Archipel, besonders auf Timor, Reuschinea und Borneo erscheinen, und nur wenige so fern, wie im füdlichen China." Nichts kann berecker für den Weg der stattgesundenen Wanderungen zeugen, als diese auf dem Pfade gelassenen Überreste, noch besser die frühere Berbindung mit unseren Antipoden beweisen, welche die 1814 gemachte Entdeckung Browns von 150, seitdem start vermehrten, in Ausstralien einheimischen Pflanzen uns, wie ich glaube, zuerst vorführte.

Es mag keine gänzlich nutlofe Annahme kein, zu mutmaßen, daß wenn, wie
Saporta meint, Pklanzen hauptfächlich,
wenn nicht gänzlich, in nördlichen Regionen entstanden und füblich gewandert sind,
die Kontinente der füdlichen Hemisphäre
gegenwärtig wie in dem ersteren Falle
unsere eozäne Flora bewahren mögen, und
in eozänen Zeiten durch die jurassische
Flora, welche dieser vorausging, oder
durch irgend eine dazwischen kommende
Flora, von der wir jetzt nur die schwächsten
Spuren haben, bewohnt worden sein mögen.

Es ift schon gesagt worden, die Araucaria scheinen einen uralten Thpus darzustellen, der früher weit verbreitet, jetzt am Aussterben ist und allein in beschränkten Distrikten der südlichen Hemisphäre noch ausdauert, dessen sehr eigentümliche Differentiation vor Beginn der Eozänzeit stattsand. Möge der Wert des Baumes als Nahrung und sein Gebrauch als der Hauptvorratsbaum in den jetzt von ihm bewohnten Strichen ihn vor einer beschleunigten Austilgung durch die Hand des Menschen bewahren.

Backels biogenetisches Grundgesetz bei der Neubildung versorener Glieder.

Wenn bei Rrebsen verlorene Glieder fich neu bilden, haben fie mehrere Sautungen zu befteben, ebe fie ihre volle Größe und ihre regelrechte Geftalt wieder er= langen. Wie bei ber Entwicklung bes ganzen Tieres geschieht es auch bei bieser Reubildung einzelner Gliedmaßen nicht felten, daß die früheren Buftande ben Gliedmaßenbau der Vorfahren wieder= holen. Zwei hübsche Beispiele bot mir eine kleine Garneele des Itajahn (Atyoida Potimirim). Die Scheeren der beiden er= ften Jugpaare des Mittelleibes find bei biefer Urt in ganger Länge gespalten, fo baß fie fast nur aus ben beiben Fingern. ohne eigentliche Sand, bestehen; das End= brittel jedes Fingers trägt einen bichten Binfel fehr langer Borften. Bei einer in Reubildung begriffenen Scheere war eine deutliche Sand vorhanden, faft fo lang, wie die Finger, und von diesen war der bewegliche ein wenig länger, als ber un= bewegliche Daumen. So erinnerte bie junge Scheere an die in der verwandten Gattung Caridina gewöhnliche Bilbung (wie fie Milne Edwards von C. typus, Seller von C. Desmarestii gezeichnet hat), zeigte sich jedoch noch ursprünglicher barin, daß die Finger nicht löffelartig aus= gehöhlt und am Ende nur mit fehr weni= gen, gang furzen Dornen befett waren.

Noch schlagender ist der zweite Fall. Beim dritten und vierten Fußpaare des Mittelleibes trägt der Schenkel an seinem Unterrande drei, seltener vier starke beweg-liche Dornen, und ein ebensolcher steht an der Außenseite nahe dem Ende des Schenfels; das letzte Glied dieser Füße hat au-

Ber dem ftarken Enddorn, feinen Unterrand mit 5-8 frummen Dornen bewehrt. Das fünfte Jugpaar weicht badurch ab, daß der Unterrand des Schenfels nur ci= nen ober zwei bewegliche Dornen befitt und daß der lange gerade Unterrand des letten Gliedes einen Ramm trägt, ber aus zahlreichen (bis gegen 40) dichtstehen= ben, schlanken, geraden Dornen gebildet ift. Ein in Neubildung begriffener, der Häutung naher Fuß des fünften Paares zeigte nun den etwas gebogenen Unterrand des letten Gliedes in feinen beiden letten Dritteln mit etwa 15 ziemlich weit= läufig stebenden, meist etwas gebogenen Dornen besett, während unter der Saut ichon ein prächtiger, regelrechter Ramm für bie nächste Säutung fertig lag. Der Schen= fel trug, wie der des dritten und des vierten Fußpaares, drei große bewegliche Dor= nen am Unterrande; unter der Haut aber lagen nur zwei neue Dornen, fo daß alfo ber Schenkel nach ber Säutung nicht mehr denen der vorangehenden Fußpaare, son= bern bem anderen desfelben Baares ge= glichen haben würde. - Man darf diefen Befund wohl dahin deuten, daß bei den Vorfahren der Atyoida die drei letten Fußpaare des Mittelleibes gleichgebildet waren und daß erst später bas fünfte Baar einen oder zwei ber Schenkelbornen verlor und an feinem Endgliede einen Ramm zum Reinigen, namentlich ber Sin= terleibsfüße, entwidelte.

Itajahu, Oft. 1880. Frit Müller.

Über die Verwandtschaftsbeziehungen der Rephalopoden.

hat Prof. J. von Ihering im 1. Hefte des 35. Jahrgangs der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie eine Arbeit ver=

öffentlicht, welche aus Betrachtungen der Homologien von Blutumlaufs=, Waffer= gefäß=, Sefretions= und Genitalfpftem gu erweisen sucht, daß die bisber für ziemlich flar gehaltenen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den lebenden und ausgestorbenen Rephalopoden nichts weniger als dies feien. Man hat fie bisber nach der äußern morphologischen Gliederung von den Pteropoden bergeleitet; allein von Ihering glaubt aus dem Verhalten von Nieren und Genitalfuftem ichließen zu muffen, daß fie den Mufcheln, Denta= lien und den niedern Arthrofochliden viel näher ständen, als ersteren. Der zuerst von Diven ausgesprochenen Ansicht gegenüber, daß die Zweikiemer aus den Bier= fiemern hervorgegangen seien und daß die ersteren in ihrem Riemenherzanhang noch ein Rudiment der verlorengegangenen bei= den Riemen aufwiesen, tritt der Verfasser durch eine anderweite Deutung dieses An= hangs entgegen und fucht nachzuweisen, daß verschiedene ausgestorbene Rephalo= podenfamilien, die man früher zu den Tetrabrandiaten gerechnet hatte, vielmehr Dibranchiaten gewesen seien. Hinsichtlich der Goniatiten und Ammoniten war dies schon früher durch Munier=Chalmas und Branko gefchehen. Wir hatten mithin die Tetrabranchiaten, zu denen Nautilus gehört, den man sonst für eine befonders primitive Form gehalten hat, um= gekehrt von den Dibranchiaten durch Ber= dopplung der Riemen herzuleiten. Andrer= feits follen die Oftopoden in ihrer Allgemein= organisation den älteren Rephalopoden näher gestanden haben als die Defapoden, wie benn auch Bigelius fürzlich aus bem Verhalten der Niere bei den Oftopoden geschlossen hat, daß sie den Nautiliben am meiften ähnlich feien. Die Deka= poden werden durch von Ihering als eine von den Oftopoden durchgreifend ver-Schiedene, jungere Gruppe betrachtet. 2113 eine Bestätigung aller dieser neuen Aufftellungen gelten bem Berfaffer feine mifro= stopischen Untersuchungen des sogenannten Apthonis der Ammoniten, der fich hier= nach als ein partiell verkalkter Knorpel berausstellt, welchem am Körper der leben= ben Dekapoden der Nackenknorpel ent= fpricht. Der Nackenknorpel der Dibran= diaten ift ein binter dem Ropf unter dem vordern Ende der Rückenschulpe belegener Knorpel, welcher an seiner konkaven untern Fläche einer Menge von Mustelfasern zur Insertion dient. Die Lage des Knorpels ist eine gang oberflächliche, fo daß nur eine einfache Spithelschicht ihn an seiner obern oder dorfalen, fonveren Fläche übergieht. Er zerfällt in zwei Sälften mit getreuntem Wachstum, die fich am Apthehus fehr beutlich unterscheiden. Sinfichtlich seiner Festig= feit, find am Nackenknorpel zwei Gewebe zu unterscheiden, Faserknorpel und hyali= ner Knorpel, von denen ersterer die äußere und innere Begrenzungsschicht bilbet, fo= wie ein mehr oder minder vollkommenes inneres Massenwerk. Dasselbe kehrt nun am Aptuchus wieder. Gine Gerüftmaffe von verkalkter Gewebsmasse enthält in Röhren oder Zellen eine fekundar einge= lagerte Gesteinsmasse, die an Stelle bes mazerirten Hyalinknorpels getreten ift, ein bei den fossilen Squatina-Wirbeln nach Saffe beobachtetes Berhalten, indem da= selbst Lagen von verkalktem Knorpel und hyalinem Anorpel wechfeln. Nähern Bericht über die Verhältnisse des Apthehus will Berfaffer in einer Abhandlung im Reuen Jahrb. für Mineralogie geben.

Die Fortpflanzung des Aales

ist bekanntlich seit den Tagen des Aristv= teles bis in die neueste Zeit ein Rätsel für den Naturforscher gewesen. Bis vor wenigen Jahren hielt man den Mal meift für einen Zwitter, welche Ansicht noch besonders unterstützt wurde durch im Jahre 1872 erfolgte Beröffentlichungen der italie= nifden Professoren Ercolani, Crivelli und Maggi. Im November 1873 gelang es indessen dem Dr. Sprsfi, damals Rustos am Museo civico in Triest, jett Professor in Lemberg, nachzuweisen, daß bei den Aalen zwei Formen von Reproduktionsorganen vorkommen, die auf verschiedene Individuen verteilt find. Die von Sprafi entbedten Draane, von ibm Lappenorgane genannt, muffen als bie männlichen Geschlechtsorgane angesehen werden, obgleich es bisher nicht gelungen war, sie in entwickeltem Zustande mit reifer Sperma verseben zu erhalten. Der Umstand, daß diese Organe fich ftets nur bei Individuen, welche eine Länge von weniger als 44 Zentimetern haben, vorfinden, macht es erklärlich, daß den For= schern diese Thatsache so lange verborgen bleiben konnte, weil sie diese vermeintlich zu jungen Tiere ununtersucht ließen. In neuester Beit ift es indeffen dem Direktor des Berliner Aquarium, Dr. Hermes, gelungen, das Dunkel etwas weiter gu lichten. "Es lag nabe," schreibt berfelbe im sechsten Birkular des Deutschen Fischerei= Bereins, "bezüglich der Bildung und Ent= widlung der Fortpflanzungsorgane auch den dem Flußaal so außerordentlich ähn= lichen Seeaal (Conger vulgaris) mit zu berücksichtigen, um fo mehr, als auch die Art seiner Fortpflanzung sehr wenig ge=

fannt ift. Gelang es, bei biefem positive Thatfachen festzustellen, so konnte man mit einiger Sicherheit aus der Uhnlichkeit bei= ber schließen, daß diese auch bei unferm Flußaal vorhanden feien. Während der lettere im Flusse heranwächst und nur ins Meer wandert, um zu laichen, bleibt der Seegal ftets im Meere. Der Ronger hält sich in der Gefangenschaft gut und wächst schnell. Ich habe fie in großer Anzahl im Berliner Aguarium besessen und große Eremplare, welche zugrunde gingen, untersucht. Immer hatte ich nur mit weiblichen Tieren zu thun, bei welchen die Gierstöcke ganz außerordentlich entwickelt waren. Die Fische konnten wahrscheinlich aus Mangel der natürlichen Bedingungen den Laich nicht abstreifen, weshalb fie, wie ich glaube, an der Legenot starben. Rach privaten Mitteilungen war ein Konger aus dem Aquarium in Frankfurt a. M. infolge der außerordentlichen Entwicklung der Ovarien förmlich geplatt. Im Berbft 1879 erhielt ich eine Anzahl in der Nähe von Sabre gefangener Seegale, beren Länge etwa 60-70 cm betragen mochte. Gie fragenmit Begierde und wuchsen schnell. Nur ein Exemplar blieb in der Entwicklung auffallend zurud, fo daß man es ficht= lich von den andern in der Länge unter= icheiden konnte. Dieferkleinste fämtlicher im Aguarium vorhandenen Konger starb am 20. Juni b. J. (1880) und wurde noch an demselben Tage von mir untersucht. Groß war meine Überraschung, als ich gang anders geartete Geschlechtsorgane entdecte, aus benen bei einem Ginschnitt in dieselben eine mildige Flüffigkeit quoll. Ich hatte ein reifes Männchen vor mir. Gin Tropfen der weißlichen Fluffigfeit zeigte unter bem Mifroffop bei 450facher

Bergrößerung eine große Zahl lebender Spermatozoen, bei benen man Ropf und Schwanz deutlich unterscheiden konnte. Da meines Wiffens bisher ein reifes Männ= chen bes Conger vulgaris nicht aufgefun= den und beschrieben worden ift, stellte ich in Gemeinschaft mit Berrn Dr. Rabl= Rückhard den Befund näher fest und ließ die Organe von dem Maler Serrn Mütel zeichnen." Die betreffenden Abbildungen befinden sich in der erwähnten Rummer 6 des Zirkulars. Auf Grund die= fer Ermittlungen gelang es Dr. Bermes. auch die männlichen Flußaale (Anguilla) aufzufinden. Wie bei den Rongern, fo wurde auch bei den Anguillas konstatirt, daß die Männchen erheblich kleiner als die Weibchen sind. Es galt ferner das Berhältnis ber männlichen zu den weib= lichen Flugaalen in unfern Gegenden fest= zustellen und zu ermitteln, wie weit die männlichen Male in die Fluffe steigen. Das lettere ift mit Bestimmtheit beobach= tet worden, obgleich daraus nicht gefolgert werden darf, daß eine Fortpflanzung im Süßwasser möglich sei. Diese findet ftets im Meere statt und man hat aus dem Unterschied in dem Prozentgehalt der Männchen zu den Weibchen (zwischen 11%) und 44% fchwankend) einen Fingerzeig gewonnen, in welchen Teilen und Buchten der Oftsee resp. Nordsee die eigentlichen Laichplätze der Aale zu finden sind.

Über das fossie Vorkommen der Knobsauchskröfe

(Pelobates fuscus)

hat Oberlehrer Dr. A. Nehring in Wolfenbüttel einige Mitteilungen in einem Artifel gemacht, der in Nolls Zoologischem Gar-

ten (1880) erschienen ist und sich mit der beutigen Berbreitung ber grünen Gibechfe, einiger Schlangen. Geburtshelfer= und Rnoblauchsfröte in Deutschland beschäftigt. Nachdem der Verfasser erwähnt hat, daß die letstere auch an einigen Fundorten in ber Nähe von Braunschweig und Wolfen= büttel vorfommt, fährt er fort: "Inter= effant ift es, daß Pelobates fuscus ober eine ihm febr nabestehende Art ichon in ber Diluvialzeit unsere Gegend bewohnt bat. Bereits um Oftern 1878 entbedte ich im Diluvium von Wefteregeln bei Magdeburg zahlreiche, sicher bestimmbare Fossilreste Diefer im Stelettbau fo eigen= tümlichen Batrachierart, barunter zwei Schädelbächer. Der Schädel ift befannt= lich bei Pelobates ganz abweichend von allen andern europäischen Batrachiern gestaltet; die beiden Scheitelbeine find nicht burch eine Naht getrennt, sondern zu einem flachgewölbten Anochen verwachsen und mit gablreichen fleinen Anochenbor= fprüngen befett. Diefelbe Bilbung zeigen auch die beiden fossilen Schäbelbächer von Westeregeln, von benen bas eine einem alten, bas andere einem jungeren Erem= plare angehört hat. Gine gewiffe Form= verschiedenheit liegt nur darin, daß das Scheitelbein bes alten Exemplares mit gang deutlich entwickelten, einzeln fteben= ben Anochenstacheln besetzt ift, während bie von mir verglichenen rezenten Schäbel (etwa zwölf Exemplare) nicht folde ifolirte Stacheln, sondern unregelmäßig gebildete, dichtstehende, warzige Borfprünge aufweisen, welche je nach dem Lebensalter des betreffenden Individiums mehr ober weniger ftark entwickelt find. Rürzlich fand ich auch in dem lößartigen Diluvium von Thiede bei Wolfenbüttel bei 30 Fuß Tiefe

neben Lemmingsresten ein wohlerhaltenes Schäbelbach von einem alten Pelobates. Dasfelbe zeigt, ebenso wie bas ausge= wachsene Eremplar von Westeregeln, vereinzelt stehende, furze Anodyenstacheln. Diefe echt foffilen, aus tiefen und ungestörten Schichten bes jungeren Diluviums stammenden Pelobates-Reste, welche, bis auf die angedeutete kleine Differeng, mit dem heutigen Pelobates fuscus durchaus übereinstimmen, dürften ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen, sei es nun, daß die fossile Art mit Pelobates fuscus identifizirt wird oder nicht. Wahrschein= lich," fest ber Berfasser bingu, "liegt in der etwas abweichenden Bildung der Scheitelbeine nur eine Altersdiffereng. Ober follte darin etwa eine leichte Formveränderung zu erkennen fein, welche in barwinistischem Sinne zu erklären wäre? Von Pelobates cultripes weicht die fossile Art noch mehr ab als von Pelobates fuscus."

Rhinoceros Merkii Jaeg.

Ins Mufeum ber geographischen Gefellschaft von Betersburg gelangte im Jahre 1879 ber mit haut und haar ver= febene Ropf einer ausgestorbenen Nashorn= art, von welcher man das ganze Tier zwei Jahre vorher am Fluffe Bytantai, einem Nebenfluß der Jana im Werjochansfischen Rreise (Oftsibirien) gefunden hatte. Befanntlich hat man in demselben durch die Rälte fonfervirten Zustande ichon 1771 am Wilui ein Eremplar des wollhaarigen Nashorns (Rhinoceros tichorhinus) und später, 1799, an der Lena - Mündung ein Mammut gefunden, aber nach der Unterfuchung des Brof. Leopold von Schrend handelt es sich in dem neuen Funde um die in der Überschrift genannte jüngere Art, die man bisher nur in ihren Anochenüber= resten kannte. Leider ist nur der Ropf, an welchem die Schnauze mit den Lippen, die Nasenlöcher, Ohren und der größte Teil bes haares erhalten find - die hörner fehlen leider - in fachkundige Sände ge= langt. Das haar erreicht stellenweise eine Länge von 60 mm und läßt auf eine wahr= scheinlich noch ftärkere Behaarung des übrigen Körpers von rotbrauner bis schwar= zer Farbe schließen. Lom Gefichtspunkte der vergleichenden Anatomie und Morphologie ist Rh. Merkii eine jungere Mittelform zwischen Rh. tichorhinus und den heute lebenden Arten, die mit dem ersteren zugleich noch in den jungstverflossenen geologischen Epochen in Sibirien gelebt hat, aber schon burch mancherlei Büge an die heute leben= den Arten erinnert. Der unter 690 nord= licher Breite nahe der Waldgrenze belegene Fundort, zeichnet sich bei einer mittleren Jahrestemperatur von -170 (im Winter bis -63°, im Sommer bis +30°) durch einen großen Reichtum wässeriger Nieder= schläge aus; die Schluchten der Fluffe werden im Winter mit ungeheuren, dort zusammengeweheten Schneemassen gefüllt, welche die Wärme des Sommers nur teil= weise wegzuschmelzen im Stande ift. Solche Schneesturme mit ihren gewaltigen Un= häufungen find nach Schrend vermutlich die Katastrophen gewesen, durch welche diese und andere Tierarten getötet und so= lange konservirt wurden, auch glaubt er an ber weit geöffneten Schnauze und ben Nüftern die Rennzeichen der Erstickung im tiefen Schnee wahrzunehmen. Lag ein fol= ches Tier im tiefen Schnee einer Schlucht begraben, der sich im Sommer in Gis ver= wandelte, so konnte es, namentlich wenn bas Eis gelegentlich burch Überschwem= mungen oder einen Bergsturg mit Erde bebedt wurde, auf dem fich Gras ober Moos ansiedelte, in der unterirdischen Gisfor= mation Jahrtausende hindurch wie in dem besten Gisteller gesichert ruben, bis eine neue Katastrophe, z. B. eine Überschwem= mung, welche die Erde fortspülte ober bas Eis unterspülte ober es durch Stauung im Sommer gang unter Waffer fette, die darin begrabenen Kadaver freilegte. Natürlich kann man nicht erwarten, daß der= artige Funde häufiger gemacht werden, benn wenn schon das Berfinken eines fol= chen Tieres in einer Schneewehe ein feltener Zufall sein wird, so ist die Erhaltung bis auf unsere Tage eine noch viel feltenere Ausnahme, wofür obendrein erfordert wird, daß der Kadaver sehr bald nach dem Freischmelzen gefunden wird. In der That hat diese Hypothese mehr innere Wahr= scheinlichkeit als die frühere Unnahme, diefe Radaver feien erft durch ein Diluvial= meer soweit nördlich gespült worden, denn sie erklärt ganz ungezwungen die vollstän= dige Erhaltung diefer Tiere, deren dichter Belz außerdem dafür spricht, daß sie an Ort und Stelle gelebt haben. Früher ift allerdings die Waldgrenze Sibiriens etwas über den 70. Grad nördlicher Breite empor= gegangen, aber der Erhaltungszustand ber Leichen felbst zeigt, daß es damals an Ort und Stelle nicht viel wärmer gewesen fein kann als heute. Auch glaubt von Schrend aus der Beschaffenheit der Lip= pen des Rh. Merkii schließen zu dürfen, daß es sein Futter nicht blos von Bäumen und Sträuchern, sondern auch unmittelbar vom Boden nehmen konnte, so daß es auch über die Waldgrenze hinaus gelebt haben fönnte. Durch diesen Fund in Nordsibirien

ist der Verbreitungsbezirk des bisher nur im westlichen und südlichen Europa gefundenen Tieres wesentlich erweitert worden; es ist jetzt nicht nur südlicher als Rh. tiehorhinus, sondern noch 5° nördlicher als dasselbe gefunden wurde; beide Arten, deren Köpfe in der Originalabhandlung*) in Photographie und Farbendruck wiederzgegeben sind, waren hochnordische Tiere, die sich nur in der Eiszeit so weit südlich verbreitet haben können, wie man sie zuweilen sindet, und deren Fortleben in ausschließlich südlichen Verwandten desto merkwürdiger ist.

Der vorhiftorische Mensch von Magni.

Unter den prähistorischen Funden sind in der Regel diejenigen von besonderem Intereffe, welche und irgend etwas über die Sitten jener Epoche lehren, zumal wenn dabei Anologieen zwischen diesen Sitten mit denen jest lebender wilder Bölfer hervortreten. Ein folder Fall liegt bei dem prähistorischen Menschen von Aagni (Broving Rom) vor, über welchen Prof. Pigo = rini, ber Direktor bes vorhistorischen Museums zu Rom, auf dem vorjährigen, in Rheims abgehaltenen Kongreß der französischen Raturforscher berichtete. Das Stelett wurde in einer, in den Travertin ausgehöhlten Nische gefunden, und war von sedzehn Pfeilspiten aus Teuerstein, einem Steinhammer, einem Thongefäße, und der dreiedigen Klinge eines Bronze= dolches begleitet. Die Keuerstein= und Thongerate find unzweifelhaft neolithisch. Sie gehören gur felben Cpoche und Bi=

vilisationsstufe wie die von De Roffi beschriebenen Gräber von Cantalupo Man= dela bei Rom. Die dreiectige Dolchspite von Bronze betveist, daß es sich um die Übergangsperiode handelt, in welcher die neolithische ihrem Ende zuneigte, und die erften Metallgegenstände auftraten. Die merkwürdigste Beobachtung, welche Bi= gorini an diesen Funden machte, ift die rote Bemalung des menschlichen Schädels sowohl, wie zweier der Feuersteinpfeil= spiken. Die demische Analyse hat gezeigt, daß diefeBemalung mit Zinnober bergeftellt ist. Sie ist zweifellos febr alt, benn sie ist ftellenweise, namentlich an den Pfeilspiken, mit einer Ralk=Infrustation bedeckt. Außer= dem zeigt die Gleichförmigkeit der Bemalung sowohl des Schädels als der Spiken. daß die Bemalung mit Absicht geschehen ift. Diese Gleichförmigkeit beweift ferner, daß der Schädel erft bemalt wurde, als die beerdigte Berson bereits auf den Zustand eines Steletts reduzirt war. Bigo= rini erwähnte bei dieser Gelegenheit als Seitenftud bes von Rivière entbedten Menschen von Mentone, deffen Schädel burch Gifenoryd rot gefärbt ift. Allein de Mortillet bemerkt, daß diefer Schädel umgeben von Eisenglanzflittern gefunden worden, und daß fich hierbei wahrschein= lich erst in Folge ber Verwefung Oder er= zeugt und den Schädel gefärbt hat. Da= gegen fand Moreno ähnlich gefärbte Schädel wie denjenigen von Aagni bei den Baraderos in Batagonien; die Araufanier graben ihre Toten ebenfalls nach Ablauf einer gewiffen Zeit aus der Erde und malen das Stelett rot. Cbenfo besitzt nach Chantre das Lyoner Museum einen rot= gemalten Menschenschädel von den Moluffen, und D'Albertis hat aus Neu-

^{*)} Mémoires de l'Academie impériale des sciences de St. Petersbourg (Ser. VII, Tome XXVII).

guinea eine Anzahl rotgemalter Menschenschädel mitgebracht. Cartailhac erinnert zugleich daran, daß seine in Gemeinschaft mit Cazalis de Fondouce vorgenommenen Ausgrabungen im Süden Frankreichs beweisen, daß man in der Spoche der Begräbnisgrotten und Dolmen allgemein Skelette und nicht Leichname beisetzte. So hat er z. B. in einem Grabe der neoslithischen Spoche die Schädel in regelmäßigen Reihen, ohne Berbindung mit dem übrigen Teil des Skeletts, angetroffen. (Revue internationale des Sciences p. J. L. de Lanessan. Decemb. 1880, p. 554.)

Bur Frage nach der geschichllichen Entwicklung des Farbenfinnes.

Herr Brof. Günther wirft mir in einem Artifel dieser Zeitschrift*) vor, ein Argument, das er für die Geigersche Heppothese von der Entwicklung des Farbenssimmes vorgebracht hatte, nicht richtig gebeutet zu haben. Er hatte nämlich**) darauf hingewiesen, daß für einzelne Individuen die Möglichseit bestehe, die schwachen, über das violette Ende des Spektrums hinausliegenden, lavendelgrauen Farbentöne zu erkennen, was beweise, daß das Farbenempsindungsvermögen auch heute noch nicht stationär sei.

Darauf hatte ich in meinem Buche "Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes" (Wien, 1879) S. 30 erwiedert, daß, wenn die übrigen Teile des Spektrums forgfältig abgeblendet würden, jene ultravioletten Strahlen von jedermann ohne Schwierigkeit bemerkt werden.

Hierauf nun antwortet Prof. Günsther, daß ich seine Außerung gänzlich mißverstanden habe. Denn das Charafteristische derselben liege darin, daß es Leute gebe, die auch ohne daß das übrige Spektrum abgeblendet werde, sediglich in Folge hoher Empfindlichkeit ihrer Retina jenes Lavendelgrau wahrnehmen. Daß bei Abblendung des übrigen Spektrums jedermann die ultravioletten Strahlen erskenne, sei ja bekannt und an sich klar.

Der Autor ist natürlich der authen= tische Ausleger seiner eigenen Aussprüche. Aber wenigstens entschuldbar ift doch das Mißverständnis meinerseits darum, weil Günthers Bemerkung, nur wenn man fie in meinem Sinne auffaßt, das wahr= scheinlich zu machen geeignet sein könnte. was sie beweisen foll. Es handelte sich ja darum, glaubhaft zu machen, daß im Laufe der Zeit qualitativ neue Empfin= bungsvermögen im menschlichen Auge aufgetreten feien, und hiefür war es erwünscht, darauf hinweisen zu können, daß heute gewisse bevorzugte Individuen eine Farbe im Spektrum sehen, welche andere nicht empfinden, und zwar gerade eine am obe= ren Ende des Spektrums, da nach Gei= ger sich die Empfindlichkeit am frühesten für die unteren und dann successive auch für die oberen Spektraltöne ausgebildet haben foll. Wir hätten dann an diesem Vorzug den letten Schritt der Entwicklung vor uns, an welche Geiger glaubte. Wenn es aber, wie Günther jest zugiebt, "bekannt und an sich klar ist, daß jeder=

schungen auf mathematisch-fistorischem Gebiet", gehalten auf der 50. Versammlung deutscher Natursoricher in München.

^{*) &}quot;Ein Broblem der physiol. Physit in feinen Beziehungen zur Sthnologie", IV. Jahrg., Seft 8.

^{*)} In feiner Rede " Über die neuesten For-

mann die ultravioletten Strahlen erkennt, wenn man ihm das übrige Spektrum abblendet," fo ift eben damit zugegeben, daß es keinen Farbenton im Spektrum giebt, für den irgend ein gefundes Auge unem= pfänglich ist. Jene Individuen, die das Lavendelarau auch ohne Abblendung des übrigen Spektrums erkennen*), haben dann entweder kein qualitativ neues Empfin= dungsvermögen, sondern nur größere Feinbeit in der Beurteilung der Farben oder einen höheren Grad der Sehichärfe vor den andern voraus. Solche Unterschiede werden aber auch in bezug auf andere Teile des Spektrums angetroffen und beweisen dar= um nichts für die Geigersche Entwicklungs= theorie, ebenfowenig wie das, was Bun= ther neuerdings erwähnt, daß es auch Augen giebt, welche unbewaffnet die Trabanten des Jupiters zu feben und zu fon= dern befähigt find. Go viel über den Borwurf, den Günther meiner Auslegung seines Argumentes für die Geiger'sche Hipothese macht.

Ich muß aber leider auch meinerfeits Klage führen über seine Auffassung meiner Argumente gegen dieselbe. Er geht mit der Bemerkung an ihnen vorbei, daß sie "mit einer freilich sehr geistreichen, aber noch keineswegs bewiesenen physiologischen Doktrin, der Heringschen Theorie vom Lichtsinn, stehen und fallen." Das ist durchaus nicht richtig.

Ich suchte ein dreisaches zu beweisen:
a. daß die gegenwärtige Beschaffen=
heit des Auges bei Menschen und Tieren
es zu einer neuen und unerhörten Annahme
machen, daß beim Menschen sich eine Ent=
wicklung des Farbensinnes vollzogen, sei
es speziell in der Weise, welche Geiger
statuirt, sei es in irgend einer anderen;

b. daß die von Geiger, Gladftone,

Brof. Listing). Indessen schien mir auch der letzte Teil des Spektrums nicht mehr farbig, sondern nur einsach grau." Es liegt hier gewiß nabe, zu denken, daß bei Hoch eter die partielle Farbenblindheit, namentlich der Wegfall des Noten, ähnlich wirkte wie beim normalen Auge die künstliche Abblendung, und er vielleicht darum das ultraviolette Lavendelgrausohne weiteres sab.

Aber noch mehr! Der Patient selbst fügt zu der eben angesührten Stelle noch bei: "Die änßerste wahrnehmbar Grenze (des Spektrums) hängt aber soviel von der Untersuchungsanordnung und von dem Unterscheidungsvermögen des Auges sür Helligkeitsdifferenzen ab, daß es noch weiterer Untersuchungen bedürfte, um zu entscheiden, ob die für mein Auge bestimmte Grenze wirklich jenseits des für normale Augen giltigen Mittels gelegen ist."

Doch ich will auf diese Zweisel kein Gewicht legen. Denn wenn auch vielleicht die Fälle, von denen Günther spricht, über sie erhaben sind, so folgt ja darans, wie sich aus dem obigen ergiebt, doch nichts sir Weigers Theorie.

^{*)} Einer der bemerkenswertesten Källe diefer Art ift der von Dr. Th. Socheder aus Sildesheim, welcher von den Professoren Leber und Lifting in Göttingen untersucht murbe. Socheder war nebenbei partiell farbenblind und hatte eine Bergleichung des Befundes an seinem abnormen Ange mit den Mitteilungen anderer Forscher über Farbenblindheit angestellt und der medizinischen Fatultät zu Göttingen als Inauguraldiffertation vorgelegt (,,ilber an= geborne Farbenblindheit." Berlin, 1873). "Ich fche," berichtet Socheder G. 28 und 29, "im gangen Spettrum nur zwei Farben, die ich Belb und Blan nenne. Bon dem Rot des Spettrums nehme ich gar nichts wahr, da der Anfang der Karbe überhaupt von mir weit ins Drange hinein verlegt wurde; was darüber hinaus lag, erschien mir tief dunkelblau und konnte als Rot felbft in dem lichtstarten Spettrum meinem Ange nicht fichtbar gemacht werden. . . . Die violette Grenze des Spektrums ift an meinem Ange jedenfalls nicht verfürzt, fondern um etwas hinausgerückt gegenüber dem normalen Auge (von

Magnus u. A. angerufenen Erscheinungen, wosür ihre Hypothese die Erklärung sein soll, aus anderen bekannten und wohleverstzirbaren psychologischen und ästhetischen Gesetzen zu begreisen sind, so daß auch wenn Geigers Annahme vorgängig ebenso wahrscheinlich wäre wie die unserige, sie dadurch bereits vom vermeintlichen Rang einer bewiesenen Theorie zu dem einer strittigen Hypothese herabsänke;

c. endlich, daß sie manche historische Thatsachen in keiner Weise zu erklären vermag, vielmehr mit ihnen in offenem Widerspruch steht.

Bon diefen drei Untersuchungen hän= gen die zweite und dritte in feiner Beife mit Berings Theorie des Lichtsinns zu= sammen. Was die erfte betrifft, so sind auch hier die Gründe gegen die vorgängige Wahrscheinlichkeit der Annahme, daß über= haupt eine Entwickelung des Farbenfinnes beim Menschen stattgehabt habe, von Se= rings Theorie völlig unabhängig, und felbst von benen gegen die vorgängige Wahrscheinlichkeit einer Entwickelung in Geigers speziellem Sinne, alle mit Ausnahme eines einzigen. Und bei Anführung dieses letteren war ich mir wohl bewußt, daß jene Theorie des verdienten Physiologen noch nicht völlig bewiesen sei. Sie ist aber unter den heute herrschenden die= jenige, die am meisten für sich hat und barum zeigte ich gerade von ihr, daß sie mit Beigers Annahme, die Entwickelung bes Farbenfinnes sei strikte der Reihenfolge der Farben im Spektrum von unten nach oben entsprechend vor sich gegangen, im Widerspruch steht. Ich hätte aber auch zeigen fonnen, daß der Gedanke Beigers mit der einst fehr hochgehaltenen Young= Helmholtsichen Theorie nicht vereinbar ist

und überhaupt mit keinem Verfuch, die unendlich vielen Farbenempfindungen des Spektrums auf eine beschränkte Zahl von Grundvermögen zurückzuführen.

3) Günther scheint aber überhaupt folden Untersuchungen über die vorgängige Wahrscheinlichkeit von Spothesen wenig Gewicht beizumeffen; benn zu Kraufes Einwand (ben ich S. 15, Anmerkung 2 adoptirt und verallgemeinert habe), daß die Griechen, wenn fie gründlind gewesen wären, eine Landschaft in der komplemen= tären roten Farbe hätten seben müffen, so wie wir heute mit Hilfe des Lommelschen Erythroffops, bemerkt er: "Aus den in der Gegenwart geläufigen Berhältniffen dürfe kein Rückschluß auf die Vorzeit gemacht werden." Schon die Redaktion des Rosmos (Rraufe) hat zu diefer Bemerfung Bun= thers ein Fragezeichen gemacht.*) Und

*) Anm. d. Herausg. Wollen wir uns eine Borftellung davon machen, wie einem Grunoder Blaublinden die Welt erscheint, fo fann es meines Erachtens fein befferes Mittel geben, als daß man durch farbige Glafer diejenigen Farben abblendet, welche jene nicht empfinden. Beiläufig bemerkt, liefern diefe Berfuche einen ichlagenden Beweis dafür, wie volltommen ungeeignet und im höchsten Grade irreleitend es fein muß, wenn man den Farbenfinn der Naturvölker nach der jetzt allgemein adoptirten Methode durch farbige Wollfaden (Solmgren) oder farbige Bapiere (Magnus) feststellen will. Denn wenn ich mich durch eine farbige Brille in einen dem Buftande des Farbenblinden analogen Buftand verfete, fo ericheinen in den meiften Källen zwei dem blogen Auge völlig gleiche Bigmente im höchsten Grade verschieden, oft biametral ent= gegengesett, weil diese Farben eben niemals rein find. Gin Beifpiel wird die Gefahren diejer Methode auf bas ichlagendste zeigen. Meinem Fenfter ftand früher ein Wohnhaus gegenüber, auf deffen arfenitgrune Jaloufien fich eine vor dem Saufe ftehende Raftanie projizirte. In einer gemiffen Beriode des Jahres erreichte das Grun in der That! Wenn die Glaubwürdigkeit einer Sppothese nur nach dem Maß der Leichtigkeit zu bemeffen wäre, womit fie gewisse Erscheinungen erklärt, nicht auch danach, ob fie eine vera causa und Gesetze supponirt, die den erfahrungsmäßig befannten analog find, bann wäre zwischen einer sogenannten natürlichen Erklärung und der Annahme von Wundern kein Unterschied mehr. Gine fruchtbare Phantafie möchte sich dann immerhin darin üben, für dieselbe Erscheinung tausenderlei Erflärungen zu erfinnen, die, wenn sie nur gleich aut mit ihr harmonirten, alle als ebenfo wertvoll anzusehen wären wie die bestweri= fizirbare Sppothese. Wohin follte es unter solchen Umständen mit jeder historischen

der Raftanie diejenige Gattigung, daß es von demjenigen der Fenfterladen nicht zu unterscheiden war. Betrachtete ich aber beide durch das Erythroffop, fo erichien die Raftanie farminrot, der Fenfterladen aber blaugrun! Uhnliche fchreiende Diffonangen würden fich bei Farbenblinden ergeben muffen, wenn fie vor Bigmentfarben geführt werden, die neben den, einem normalen Ange allein auffallenden Strahlen die verschiedenften andern Farbwellen gurudwerfen. Gin Rnoten unentwirrbarer Rätfel muß aus folden unvollfommnen Prüfungsmitteln entstehen. Wie vielerlei verschiedene Farbentone in einem scheinbar einfachen Farbenton liegen fonnen, beweift auch eine Gläserkombination, die in ihrer Art intereffanter ift, als das Ernthroffop, und die fich mir ergab, indem ich ein gewöhnliches mit Gifen gefärbtes Glas mit einem mittelftarten Robaltglas fombinirte. Wenn man viele ver= schiedene Stärten von Robaltglas zur Berfügung hat, fo findet man ziemlich leicht eine folche heraus, welche, mit dem Gifenglafe fombinirt, den grünen Wald und Rafen in der fahlen, lederbraunen Farbe des minterlichen Gichenwaldes zeigt. Diefe Rombination, die ich zur Brille gefaßt, Landschaftsmalern und Touristen fehr em= pfehlen möchte, da fie jede beliebige Commerlandichaft sofort in eine Spätherbftlandichaft verForschung und so auch der paläophysiologischen kommen?

Gelegentlich fühlt benn auch Günther seielbst, daß eine Hypothese, um Glauben zu erwecken, sich an bekannte Kräfte und Gesetze anlehnen muß*), aber er verleugnet den Grundsatz indirekt doch wieder, indem er die Geigersche Hypothese mit einer Mostisitation aufrecht halten will, welche ihre ohnehin so geringe vorgängige Wahrscheinslichkeit noch mehr schmälert. Richt Homer, meint Günther, sei farbenblind gewesen, sondern viel frühere Generationen. Der griechische Dichter aber soll noch in Folge dessen, wennich recht verstehe **), eine weitzgehende Stumpsheit des Gefühls (und Urzteils?) für Farben zur Schau tragen.

wandelt, hat noch den Borzug, daß fie die andern Naturfarben fast unverändert läßt. Die Wolfen ericeinen weiß, wie mit blogem Auge, der Simmel etwas tiefer blau, fünftliche Bigmente aber oft fehr verschieden. Aus allen diefen Erfahrungen muß ich die von Solmgren fowohl wie die von Magnus angewendeten Methoden gur Brüfung des Farbenfinnes der Naturvölker als im höchsten Grade ungeeignete bezeichnen. Bu wirklich wiffenschaftlich verwertbaren Resultaten fann nur die Anwendung eines abgeteilten Sonnenspettrums führen, wie es früher Geebed, Rofe, Ragel und andere Physiter und Physiologen zur Prüfung der Farbenblinden angewendet haben. Gine handliche Konftruktion für Reisende wurde feine erheblichen Schwierigkeiten darbieten. K.

*) Bgl. Kosmos a. a. D., S. 122.

^{**)} Bgl. a. a. D. S. 121. An einer andern Stelle (S. 128) spricht er dagegen von einer "gewissen Erägheit des Farbenempfindungsvermögens bei den ältesten Schriftstellern semitischer und indogermanischer Rasse als Residuum der Rethautbeschaffenheitviel früherer Generationen", worunter wohl ein niederer Grad von Blindeheit zu verstehen ist und wonach Günthers Meinung wieder ziemlich mit der Geigerschen zusammensiele.

Allein es ist ja, mit Nücksicht darauf, daß vieleTiergeschlechter Farben sehen, nicht glaublicher, daß irgendwelche menschliche Borfahren Homers der Farbenwahrnehmung entbehrten, als daß er es that. Dagegen kommt so noch eine neue Unwahrscheinlichkeit hinzu, die nämlich, daß ein in allem übrigen so fortgeschrittenes Bolk, wie die Griechen, sich, weil irgendwelche um Jahrtausende frühere Generationen farbenblind waren, in der langen Zeit nicht wenigstens zu einer solchen Stufe der Achtsamkeit für die Farben erhoben haben sollte, wie wir sie heute bei vielen Wilden sinden.

Wozu alle diese unwahrscheinlichen Annahmen, wenn die scheinbar dunklen Erscheinungen sich aus anderen bekannten Gesehen erklären. Was von Krause, mir u. A. in dieser Beziehung vorgebracht worden ist, sinde ich bei Günther nicht entsträftet und (wie ihm in Bezug auf einen speziellen Punkt auch schon Krause a. a. D. S. 120 entgegengehalten hat) ebenso wenig die historischen Daten, die wir als direktes Zeugnis gegen die Farbenblindheit der Griechen anriesen und die auch gegen jene weitgehende Interessellosigkeit derselben für Farbeneindrücke sprechen, wie sie Günther jeht annehmen will.

Prag.

Prof. Marty.

Die große Empfänglichkeit der Aalurvölker für Infektionskrankheilen,

welche Ch. Darwin in feiner "Reise um die Welt" (S. 501 der Stuttgarter Ausgabe) eingehend geschildert hat, zeigte sich fürzlich

wieder in fehr auffallender Weise an den aus Labrador stammenden Estimos, die fich jungst in Berlin, Paris und andern Städten produzirt haben. Von dieser ganzen Truppe ist heute kein Mitalied mehr am Leben! Nachdem bereits in Deutsch= land (im letten Herbst) zwei Frauen und ein Kind — das lettere anerkanntermaßen an ben Bocken - geftorben waren, brana die Pariser Polizeibehörde auf Impfung, die dann zweimal, ohne Erfolg, vollzogen wurde. Die Leute erkrankten aber trot= dem und starben nach wenig Stunden, und zwar alle, wie Barifer Arzte konstatirt haben, an den Pocken, die jedoch nicht her= ausgetreten find. Die Erfrankung biefer zulett Verftorbenen und ihr schnelles Ende ging unter benfelben Erscheinungen bor, wie bei den in Deutschland verstorbenen Estimos, so daß anzunehmen ift, daß auch diese an den Pocken verstorben sind.

Man darf diese und die von Ch. Dar= win erwähnten Erscheinungen wohl darauf beziehen, daß die natürliche Zuchtwahl die Bewohner bestimmter Länder gegen die in ihnen herrschenden Infektionskrankheiten festigt, während Fremde, in deren Heimat die betreffenden Krankheiten seltener sind, denselben sofort unterliegen. Nur so kann man sich die wiederholt beobachtete That= fache erklären, daß die Landung von Schiffen mit anscheinend gefunder Mannschaft wiederholt bei Naturvölkern verheerende, denfelben unbekannte Infektionskrankheiten erzeugte. Sollte nicht das bekannte Sich= überleben und freiwillige Abnehmen kontagiöser Seuchen auf diefelbe Urfache ber Anpaffung zurückzuführen fein?

Litteratur und Kritik.

Hgemeine Erdfunde. Ein Leitzfaden der astronomischen und physizschen Geologie und Biozlogie. Bearbeitet von Dr. J. Hann, Dr. Fr. von Hochstetter und Dr. A. Poforny. Dritte neu bearbeitete Aufzlage. Mit 205 Holzschnitten, 15 Tazfeln und einer geologischen Übersichtstarte von Mitteleuropa in Farbendruck. Brag, 1881. F. Tempsky. 646 S. in 8.

Als vor einigen Jahren in dem auf= geklärten protestantischen Deutschland von allen Seiten die Frage erörtert und meift verneint wurde, ob man die Entwicklungs= theorie auf den Gumnasien und Realschu-Ien vortragen durfe, da faben wir mit ftil= Iem Reid auf das fatholische Ofterreich, in welchem das vorliegende, durchaus vom Standpunkte der Entwicklungstheorie ge= schriebene Werk an vielen Orten und un= beanstandet als Leitfaden für den Unter= richt in der allgemeinen Erdfunde benutt wurde. Und in der That kann es kein geeigneteres Werk für diesen Bived geben. zumal nachdem die neue Auflage nach Text und Anschauungsmaterial in einer Weise bereichert worden ift, daß man fagen muß, es ist badurch wirklich allen Anforderungen

für den Unterricht in der allgemeinen Erd= funde in trefflichfter Beife Genüge ge= scheben. Nicht der fleinste Teil unferer Anerkennung muß dabei der wohldurch= bachten und übersichtlichen Unordnung des reichen und manniafachen Stoffes gezollt werden, bei dem Alles so wohl in einan= der greift, daß man kaum glauben möchte. drei verschiedene Gelehrte hätten sich wie es doch in Wirklichkeit der Fall istin die Bearbeitung des Stoffes geteilt. Bon der Stellung der Erde als Weltför= per und ihren fosmischen Beziehungen, gelangen wir zu den klimatischen Erscheinungen; darauf zur.Atmosphäre und ihren die Verteilung von Regen und Wind bewirfenden Strömungen, gur Sydrofphäre mit ihren nicht weniger folgereichen Strömungen, zur Berteilung von Waffer und Land und dem Relief des letteren. Sier ist es nun, wo die Geologie einsett. Biele ausgezeichnete Schulmänner haben es längst als Bedürfnis erkannt, die Geologie nicht länger vom Unterricht der Mit= telschulen auszuschließen, und sie als not= wendige Unterlage ber allgemeinen Erd= funde in den Lehrplan einzufügen. Früber ein knapper Appendix des chemisch= mineralvaischen Unterrichts findet sie hier

ihre naturgemäßere und nüglichere Stelle; bie Erde muß als ein Bewordenes erfannt werden, um in ihrer mannigfachen Bliederung verstanden zu werden; dadurch wird zugleich verhütet, daß der Schüler fich nicht dieses anziehenden Wiffensgegenstandes privatim mittelft schlechter ober nicht für ihn bestimmter Werke bemächtigt. Auch in der zweiten geologischen Abtei= lung ist wieder die Einteilung des Stoffes eine wohldurchdachte. Auf eine allgemeine Gefteinsbeschreibung und einen furzen Abriß des Erdbaues folgt eine Betrachtung ber mutmaklichen Zustände bes Erdinnern. um feine Reaktionen gegen bas Außere verständlich zu machen, dann die dyna= mische Geologie in ausgezeichneter suftematischer Übersicht, und hierauf die historische Geologie mit ihrer Darlegung der zeitlichen Aufeinanderfolge der Schichten und der von ihnen eingeschloffenen organi= schen Reste (Paläontologie). Daran knüpft fich organisch im dritten Teil die Geogra= phie der Pflanzen und Tiere (Chorologie), welche damit natürlich eine ganz andere Grundlage erhalten hat, als wenn sie blos als eine Art Ergänzung der politischen Geographie furz berührt wird. Zum tieferen Berftändnis diefer Erscheinungen ift nun aber eine Einführung in das weitere Gebiet der Biologie unerläßlich, und hier finden wir dann die Lehren Darwins in ebenfo ausführlicher als lichtvoller Darstellung vorgetragen. Als Abschluß des ganzen Lehrgebäudes folgt nachher der hppothetische Stammbaum ber organischen Wefen bis zu deffen Krönung im Menschen, beffen Stammbaum für fich erörtert wird, woran sich dann noch, ebenso systematisch vermittelt, ein furger Abrig der Anthropologie und Ethnologie anschließt. Wir

empfehlen das einem wirklich tiefgefühlten Bedürfnisse entgegenkommende Werk be= fonders der Aufmerksamkeit unferer Schulmänner und oberen Schulbehörden. Sie werden, hoffen wir, finden, daß die Gin= führung der Entwicklungstheorie in den Unterricht gar nicht so bedenklich ist, wie fie zaghaften Gemütern von weitem erscheint, und dabei so unverkennbare Bor= teile für ben gesammten erd= und natur= geschichtlichen Unterricht mit sich bringt, daß man fich gewaltsam diesen Borgugen verschließen muß, um bei dem alten Schlen= drian zu bleiben. Möge der Tag nicht mehr fern fein, wo diefe unfere Uberzeugung eine allgemeine fein wird. Die Be= strebungen der Herren Verfasser sind um auch diefen Vorzug nicht unerwähnt zu laffen — in dankenswertefter Weise durch Beigabe eines wohlausgeführten illustrati= ven Beiwerks unterftütt worden; nament= lich bilden die sechzehn in vortrefflichem Farbendruck ausgeführten Rarten einen physikalischen Atlas für sich, der in Berbindung mit dem Texte eine unstreitig viel höhere Bedeutung besitt, als wenn wir ihn in lofer Berbindung mit einem text= losen politischen Atlas erhalten. Übri= gens find die bier gegebenen Karten in unseren gewöhnlichen Atlanten der überwiegenden Mehrzahl nach gewöhnlich gar nicht vertreten, so daß das Werk auch darin eine vorhandene Lücke unferer Schulbücher ergänzt.

Synthetische Studien zur Experismental-Geologie von A. Daubrée. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Ad. Gurlt. Mit 260 in den Text eingedruckten Holzschnitten und 8 Tas feln. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn (1880). 596 S. in 8.

Wie kaum eine andere Naturwiffen= schaft war die Geologie einstmals ein Tummelplat der wildesten Ausgeburten ber Phantafie. Bis zur zweiten Sälfte des vorigen Sahrhunderts bestand die geologische Literatur mit äußerst wenigen Ausnahmen nur aus erdgeschichtlichen Ro= manen und Bibelkommentaren. Erft feit= dem Sutton den Weg der nüchternen Beobachtung und Sir James Sall mit fei= nem berühmten Bersuch, die Rreide durch Erhitzung unter hohem Druck in Marmor umzuwandeln, den Weg des Erperimentes betreten hatte, trat die Geologie in den Rang einer Erfahrungswissenschaft ein. Dieser lettere Weg ist sicherlich von fei= nem Fachmanne mit größerer Beharrlich= feit und mit bedeutenderem Erfolge fort= gesett worden, als von dem General-Inspektor der frangösischen Bergwerke und Direktor der National-Bergwerksichule. Professor A. Daubree. Seine überaus zahlreichen Bersuche auf diesem Gebiete. die sich ebensowohl über die chemischen. wie über die physikalischen Bedingungen der Beränderungen unserer Erde erstrecken und kaum eine wichtigere Frage auf die= fem Gebiete unberührt laffen, liegen nun, ursprünglich in mannigfachen Memoiren und Beitschriften gerftreut, bier in einer sustematischen Bearbeitung vor, die jeder Freund diefer Wiffenschaft mit wahrem Enthusiasmus begrüßen wird. Der Ber= faffer hat die Betrachtung der Erglager= ftätten, auf die fich feine erften Arbeiten richteten, vorangestellt. Durch gablreiche. genau beschriebene Bersuche zeigt er, wie wir uns die Entstehung derselben teils burch das Aufsteigen flüchtiger Dämpfe

in Nissen und Spalten, teils durch die Wirfung von Mineralwäffern zu benten ha= ben. Wie im Berlaufe langer Zeiträume selbst sehr schwache Mineralwässer die merkwürdigften Beränderungen, Neu- und Umbildungen in den Gesteinsschichten ber= vorbringen können, zeigt Verfasser an den Beränderungen der Ziegelsteineinfassungen einiger ichon von den Römern benutten Mineralquellen. Von hohem lichtgeben= den Intereffe find ebenso seine Studien über das Löfungsvermögen des überheizten Waffers. Sieran fnüpfen sich von felbst die Versuche über den Metamorphis= mus der Gesteine durch die Wirkung der die meisten Gesteine von oben berab ober von unten berauf durchdringenden, mit Mineralftoffen beladenen Bäffer (Silikat= und Zeolithbildung, Berfteinerung, Infruftation u. f. w.). Ein für ben Bulfa= nismus fehr lehrreicher Versuch zeigt die Möglichkeit, daß Wasser unter stärkerem hydraulischen Druck felbst in mit gespann= ten Dämpfenerfüllte Regionen hinabsidert.

Die Anwendung der experimentellen Methode auf mechanische Erscheinungen beginnt mit dem Studium der Sand= und Schlammbildung durch Berbröckelung, wobei ein intereffanter Exfurs über die burch das fliegende Waffer bewirkte Unfammlung des goldhaltigen Sandes im Rheinbette angeschloffen wird. Ein folgender Abschnitt beschreibt die zahlreichen Beranftaltungen, durch welche die Biegung, Faltung, Aufrichtung und Berwerfung ber Schichten, die Entstehung ber Spal= ten in benfelben, furz die meisten der in diefer Richtung in der Natur sich zeigen= den Erscheinungen nachgeahmt wurden. Es fnupfen fich baran Studien über ben Einfluß aller diefer durch den Seitendruck

hervorgebrachten Erscheinungen auf das Bodenrelief. Gin folgendes Rapitel er= läutert mit Silfe gahlreicher, geschickt er= fonnener Beranstaltungen die Entstehung ber Schieferung, Bergerrung von Berftei= nerungen, Bildung der Fächerstruftur und andere mehr auf die innere Beränderung ber Gefteine durch medanischen Druck bezügliche Erscheinungen. Daß diese Ber= änderungen nicht ohne eine durch die Rei= bung ber Teilchen im Innern hervorge= brachte Wärmcerzeugung, die ihrerseits metamorphische Wirkungen zur Folge gehabt haben mag, bor fich gegangen fein fann, wird durch weitere Berfuche wahr= fcheinlich gemacht.

Bährend fo die erfte Abteilung des Werkes fich mit dem eindringenden Studium der geologischen Beränderungen der Erde beschäftigt, ist die zweite Abteilung gang bem Studium ber Meteoriten gewidmet. Wie wir in früheren Jahren den Lefern des Kosmos wiederholt berichtet haben, hat der Berfaffer auf diesem Gebiete befonders große Berdienfte, ja man kann fagen, daß die Meteorsteinfunde durch ihn erft auf die Stufe einer exakten Wiffen= schaft gebracht worden ift und daß seit Chladni fein Naturforscher auf demfel= ben größere Erfolge gehabt hat. Go ftellt das gesammte Werk eine überaus wert= volle fundamentale Bereicherung der geologischen Literatur dar. Wir sind dem Über= feter, der eine wahrlich nicht leichte Aufgabe mustergiltig erfüllt hat, besondere Anerkennung und der Verlagshandlung ben größten Dank schuldig, daß sie uns das von wahrhaft immenfem Fleiße und sozusagen "beutscher Gründlichkeit" zeugende Werk zugänglicher gemacht haben. Die Ausstattung ift dieselbe ausgezeichnete, wie bei allen Werken bes Bieweg'schen Berlags.

Naturwiffenschaftliche Thatsachen und Probleme. Populäre Vorträge von W. Preher. Berlin, Gebrüder Paetel, 1880. 240 S. in 8.

Der etivas allgemein gehaltene Titel diefer Borträge läßt den Lefer faum ahnen, welch ein Genuß feiner bei ber Lefture berselben wartet. Es find ihrer acht, bei verschiedenen Gelegenheiten gehaltene und gum Teil ichon früher veröffentlichte Borträge, die fich, mit Ausnahme des letten, fämtlich mit dem Leben und feinen tiefsten Problemen beschäftigen. Gleich ber erfte: "Über die allgemeinen Lebensbedingun= gen", läßt uns alle Vorzüge der Darftellung des berühmten jenenfer Physiologen erkennen: Rlarheit, Ideenreichtum, Feinfinnig= feit und eine bis zur Vollendung gehende Be= herrschung der Sprache, wie fie unsere Lefer übrigens aus ben mannigfachen, im "Ros= mos" erschienenen Artikeln des Berfaffers fennen. Er knüpft besonders an jene merk= würdigen Berfuche über das Wiederauf= leben eingetrochneter ober eingefrorener Tiere, die nicht tot, sondern blos leblos und zwar wiederbelebbar (anabiotisch) find, an, und erörtert baran unter andern bie Frage nach der "Lebenskraft". Der zweite Bortrag behandelt: "Die Sppothefen über den Urfprung des Lebens", wobei der Berfaffer, gegenüber der Urzeugungslehre, die Ewigkeit bes Lebens (omne vivum e vivo) betont, und seinem Ursprung bis ins Weltenfeuer nachspürt.*) Der dritte Bor= trag : "Die Ronfurrenz in der Natur", bietet eine geistvolle Betrachtung über ben fo

^{*)} Bergl. Kosmos, Bd. I, S. 377 und Bd. II, S. 204 und 485.

vielfach migverftandenen "Rampf ums Dafein", während der vierte und fünfte: "Em= pfindungs= und Bewegungsnerven", "die Grenzen der finnlichen Wahrnehmung" auf das durch des Verfassers Versuche wieder= holt bereicherte Gebiet der Nervenphysik hinübergreifen. In dem fechften Auffate "Über das Magnetisiren der Menschen und Tiere", findet der Lefer die merkwürdigen Studien des Verfassers über die sogenannte "Schrecklähmung" (Rataplerie) furz bargelegt, während der folgende über "Bincho= genefis" uns einen Einblick in die hochin= tereffanten Studien über die Entwicklung des Sinnen= und Beifteslebens beim Rinde verschafft, worüber Professor Preper ein größeres Werk vorbereitet und ichon früher einzelne Bruchstücke im Rosmos (Bb. III, S. 22) veröffentlicht hat. Den Beschluß macht die Rede über "Die Aufgabe der Naturwiffenschaft", eine philo= fophisch angehauchte Betrachtung, die auf Naturforscher und solche, die es werden wollen, besondere Anziehungskraft ausüben burfte. Gine besonders wertvolle Erwei= terung haben die Vorträge außerdem durch die am Ende bes Bandes hinzugefügten "Erfurse" erhalten, in denen die Geschichte und Litteratur der behandelten Probleme. sowie einige interessante Einzelnheiten weiter ausgeführt werden. Das felten ver= einigte Dioskurenpaar: "Tiefe gepaart mit Eleganz" bildet die Signatur ber ganzen Sammlung.

Handbuch der Botanik. Herausgesgeben von Professor A. Schenk. Mit zahlreichen Holzschnitten. 1. Band. Breslau, Eduard Trewendt 1879—1880. 750 S. in Leg. 28.

In dem vorliegenden Bande haben wir bereits die Vollendung des dritten Bandes der rüstig vorwärts schreitenden Tre= wendtiden Enchflopadie der Ra= turwiffenich aften zu begrüßen, und wir fönen dies mit der frohen Überzeugung thun, daß hier durch das Zusammenwirken einer Reihe tüchtiger Nachkenner eine vorzügliche Leistung vollbracht ist. Der vor= liegende Band enthält fünf größere botanische Kächer: 1) die Wechselbeziehungen zwischen den Blumen und den ihre Kreuzung vermittelnden Insekten von Ber= mann Müller; 2) die insektenfressenden Pflanzen von D. Drude; 3) die Ge= fäßfruptogamen von Sadebed; 4) die Pflanzenkrankheiten von B. Frank; 5) die Morphologie der Phanerogamen von D. Drude. Die Zusammenstellung ift, wie man fieht, eine etwas willfürliche, wie die Arbeiten eben fertig geworden find, aber fast jede einzelne derselben ist als in ihrer Art vortrefflich zu bezeichnen, und repräsentirt vollständig den heute erreichten Standpunkt der betreffenden Disziplin in einer das reiche und weitzerstreute Material gedrängt zusammenfassenden Beise. Für den Unhänger der Entwicklungstheorie bietet na= mentlich die erste, ihren Gegenstand beffer und übersichtlicher als man es irgendwo finden wird, darstellende Abhandlung ein hervorragendes Interesse. Aber auch die Verfasser der anderen Abteilungen stehen im Wefentlichen auf dem Standpunkte der Entwicklungslehre, und wir möchten hier besonders auf die Betrachtungen von Profeffor Sadebed über die genetischen Beziehungen zwischen niedern und höhern Kryptogamen einerseits (S. 229 ff.) und zwischen Gefäßfryptogamen und Archisper= men andrerseits (S. 326 i-k) aufmerksam

machen, welche mancherlei in neuerer Zeit lautgewordene Zweifel niederzuschlagen geeignet find. "Wir erfennen überhaupt," so schließt der Berfasser seine Betrachtung. "aus den paläontologischen Funden auf das Genaueste, daß die geologischen Be= funde dieselbe Reihenfolge im Auftreten der Organismen auf unserm Planeten nachweisen, wie wir sie im Borftehenden an der hand der Entwicklungsgeschichte gefunden haben." Der Text ift durch gabl= reiche neue und gute Abbildungen illustrirt und die thyographische Ausstattung sehr anerkennenswert. Wenn — woran nicht zu zweifeln - die folgenden Bände sich burch gleiche Gediegenheit auszeichnen, fo werden wir darin eine wertvolle Zusam= menfassung unfres jetigen botanischen Wiffens erhalten.

Handbuch der Anatomie des Mensichen für Studirende und Arzte von Dr. Robert Hartmann, Brofessor an der Universität zu Berlin. Mit 465 in den Text gedruckten zum Teil farbigen Abbildungen, größtenteils nach Original-Aquarellen oder à deux Crayons-Zeichnungen des Verfassers. Straßburg, R. Schult & Comp. Verlag. 1881. 928 S. in gr. 8.

Schon ein flüchtigerer Einblick in dieses Werk würde genügen, uns erkennen zu lassen, daß wir es hier mit einer bedeutenben Leistung sowohl von Seiten des Verfassens, wie auch der Verlagsbuchhandlung zu thun haben. Aber wenn wir genauer zusehen, so-müssen wir geradezu erstaumen über das Maß der Arbeitskraft und Sorgsfalt, welches hier an die genaue Darstelslung und Veschreibung des menschlichen Körpers gesetzt ist. Nach Form und Ums

fang hält das Werk die Mitte zwischen den ausführlichen Lehrbüchern von Henle, Rraufe, Hyrtl u. f. w. und den fürzern Rompendien, aber es wird nicht nur ein rechtes "Studentenbuch", wie der Berfaffer hofft, sondern auch ein wertvolles Nach= schlagewerk für Privatbibliotheken, wie der Referent hofft, werden. Gerade für den letteren Zwed eignet es sich ganz außer= ordentlich durch den ungemeinen Reichtum und die Vollendung der Bilder, durch welche es dem vom anatomischen Theater ausgeschlossenen Wißbegierigen entgegen fommt. Diefe Abbildungen find mit gang vereinzelten Ausnahmen für das vorlie= gende Werk fpeziell, und der großen Mehr= zahl nach von dem Berfasser felbst ent= worfen und dann in fünstlerischer Bollen= dung in Holz geschnitten worden. Biel= leicht die Hälfte derselben ift dann oben= drein mit einem Farbenüberdruck (rot, blau und gelb) versehen worden. Dadurch wird die Anschaulichkeit ungemein erhöht, und viele dieser Textabbildungen find als kleine Runstwerke zu bezeichnen, die eine hobe Stufe unter ben bisher gebräuchlichen Mitteln des anatomischen Unschauungs= unterrichts einnehmen. Den speziellen Un= sprüchen der Darwinisten ist durch fürzere Hinweise auf die Bariabilität der einzelnen Teile und Organe, sowie bei wichtigeren Organen durch Andeutungen ihrer Entwicklungsgeschichte genügt. Wir empfehlen das den höchsten Stand unserer Text-Jllustra= tions=Technif einnehmende Werf unfern Lefern auf das nachdrücklichste.

Das deutsche Land, von Krof. Dr. J. Kuten. 3. Aufl., herausgegeben von Prof. Dr. B. Koner. Breslau, 1880. Ferdinand Hirt. 8. 564 S.

Die Ritteriche geographische Schule, welche das Walten der physiographischen Gefete mit benen ber Ethnographie und bes Bölferverfehrs in enge Beziehungen fest, hat in der umfaffenden Durchführung biefer fruchtbaren Idee vor allem den verstorbenen Guthe zu einem ihrer hervor= ragendsten Schüler zu gählen. Das, was Ritter und Guthe im großen am gangen Erdball durchzuführen fich bestrebten, hat ber Breslauer Geograph Ruten fpeziell am beutschen Lande und feiner Entwid= lung, fofern fie auf dem engen Zusammen= hange bes Stammgebietes und bes fultu= rellen Lebens beruht, nachzuweisen ben gelungenen Berfuch gemacht. Es ift fein Bert "Das beutsche Land" ein flassisches Werk geworden, und verdankt das Opus feinen Ruf sowohl der ausgiebigen Benutung der Detailquellen, als auch der charakteristischer Unter= Hervorhebung schiede von einzelnen deutschen Landschaf= ten und andererseits des alle verbindenden Bandes ber beutscherömischen Zivilisation. Allein gerade ein Werk, welches nur aus der Tiefe der detaillirten topographischen Forschung imstande ift, ein gelungenes Ensemble berzustellen, war bei dem Um= fcwunge unferer feit dreißig Jahren voll= zogenen Berkehrsänderungen, dem Gifen= bahnwesen und seinen tiefeinschneidenden Beränderungen der Gefahr ausgesetzt, rafch zu veralten. Zudem war ein anderes wich= tiges Gebiet, bas ber alpinen Geologie und Topographie, durch die inzwischen er= ploirten Untersuchungen eines Defor, Pfaff, Tyndall, Sontlar, Mojfifo= vicsu. a. in vielen Bunkten bedeutend modi= fizirt worden, und die Erflärung des Saupt= reliefs von Mitteluropa vielfach eine andere geworden. Auch auf dem historisch=archä=

ologischen Gebiete haben sich im letten Menschenalter eine Reihe neuer Forschungs= resultate mit den früheren in Berbindung gefett; wir erinnern an die durch die Ent= deckung von Pfablbauten veranlakten vrä= historischen Ergebnisse auf deutschem Boden, die Untersuchung der Sünengräber und vieles anderes hierher gehörige. So konnte felbst eine im Jahre 1867 erschienene zweite Auflage dem Bedürfnis nach einer wesentlichen Ergänzung des sich Bahn gebrochenen Werkes nicht völlig genügen, und so hat mit Recht die eifrige Berlags= buchhandlung barnach getrachtet, unter einem tüchtigen Werfmeister eine britte, den Verhältnissen der Gegenwart und dem Stande der Forschung entsprechende Auflage und Umarbeitung zu ftande zu bringen. Diefelbe liegt vollendet vor uns und träat neben Ruten den Ramen des be= fannten Berliner Geographen Koner an ber Stirne.

Untersuchen wir das auch im Umfang und Format wesentlich umgestaltete Werk auf Grund der angegebenen Kriterien, fo wird fich ein forgfältiger Lefer davon über= zeugen, daß Prof. Koner den von der Neuzeit gemachten Ansprüchen nach Mög= lichkeit nachgekommen ift, ohne dem Grund= charafter bes Werkes Abbruch zu thun. Eine Reibe neuer Artikel wurde dem ganzen organisch einverleibt, so Deutschlands Berbindung mit dem Drient, Systematik der Alpen, Charafteristif der Alpenbewoh= ner, Pfahlbauten, Sünengräber, Induftrie im Schwarzwalde, Konfiguration der nord= deutschen Cbene (mit Zugrundelegung der Spezialuntersuchungen von Albert Orth, S. Credner, S. Allmers, Guthen. a.). Montanindustrie in Oberschlesien und im Emporblühen Frankfurts, Erzaebirae.

Sturmfluten an ber Nordseefüste, Infel Rügen. Außerdem ward das Buch meliorirt durch zahlreiche Detailverbesserungen und Underungen, welche fich vielfach auf die Rlarheit der Darftellungsweise beziehen und unter ben zu umfangreichen Perioden nur hätten noch etivas mehr aufräumen sollen. (So ift 3. B. S. 159 die Riesenschlange, welche die Bedeutung der Stadt Ling in sich trägt, leider in die neue Auflage über= gegangen.) Die Söhenangaben wurden ferner durchweg auf Meter reduzirt, wobei wir jedoch Paufchangaben und in einzelnen Fällen das Fußmaß wenigstens in Rlammern beigefügt gewünscht hätten. Die Reduzirung von Fuß in Meter wirkt manch= mal gerade fomisch, wenn bei der ziem= lich pathetischen Schilderung des Böhmer= waldes (übrigens gehört die ganze Partie der Darstellung Böhmens S. 172-207 zu den Glanzpunkten des Werkes) die Dice ber Baumriesen S. 184 in Zentimetern (0,94-1,25 m Dide) angegeben wird u.f.w. Auch die Umwandlung der Quadrat= meilen in Quadratkilometer findet unfern Beifall nicht, da für die flare Unschauung viel zu hohe und umfangreiche Zahlen daburch gewonnen werden. Von Belang er= scheint, daß die neue Orthographie gur Anwendung kam. In den hinten ange= führten Zitaten wurde manches richtig gefett, anderes neu eingestellt; bei einigen Territorien aber, besonders dem Rhein= lande, ift die neuere maßgebende Litte= ratur auf dem Gebiete der Topographie und der Rulturentwicklung feinestvegs in bem nötigen Umfange berücksichtigt worben; auf anderen Gebieten, wie z. B. dem ber alpinen Litteratur, find neuere For= schungen, fo die von Beim und Gumbel, Süßund Rich. Lipfius, ebenfalls feines= wegs in der sonst geplanten Ausdehnung angezogen worden. Eine gewisse Gleich= mäßigkeit hierin dürfte einer erneuten Auflage nicht schaden.

Solche Ausstellungen geschehen von seiten des Referenten im Interesse der Sache; im ganzen aber ist er in der Lage, als Resumé über das Werk in neuer Auflage zu geben, daß es wesentlich seine Aufgabe erfüllt: mit seinem Reichtum von gevordneten und shstematisirten Thatsachen der Landes und Volkskunde Deutschlands, mit seinen eingreisenden und klargelegten Ideen über Land und Leute, Berg und Thal, Gegend und Mensch, Gebiet und Staat gewissermaßen die philosophische Geographie des deutschen Feimatlandes zur klaren Darstellung zu bringen.

Dürfheim. Dr. C. Mehlis.

Studien über den Farbenfinn der Tschuftschen. Von E. Almquist. Deutsch bearbeitet und mit einer Nachschrift versehen von Dr. Hugo Mag=nus. Breslau, 1880. 18 S.

Als Nachtrag zu unserm Aufsatze über die Frage nach der Entwicklung des Farbensinnes*) möge diese Besprechung auch noch im "Kosmos" ein Plätzchen sinden. Herr Almquist, das bekannte Mitglied der Nordenstjöldschen Expedition, hat, sowohl nach Prof. Holmgrens wohlbefannter Methode, als auch mit Hilfe des Spektrums, eine große Anzahl von Angehörigen des weitverbreiteten ostsibirischen Stammes der Tschuktschen auf ihre Farbenperzeptionsfähigkeit geprüft und ist dabei zu bemerkenswerten Resultaten gelangt: Fand sich auch im allgemeinen der

^{*)} Rosmos, Bd. IV, S. 116 ff.

Erfahrungsfat bestätigt, daß jedes Bolf wesentlich für jene Farbentone Sinn be= fundet, welche in den von ihm zum Färben u. f. w. verwendeten Biamenten auftreten, so trat doch auch besonders stark die von Magnus betonte Thatfache hervor, daß die Unterscheidungsfähigkeit kurzwelliger Farben eine fehr beschränkte war, und daß mehr die Lichtstärke als die Wellen= länge einer Farbe von den der Untersuchung Unterworfenen berücksichtigt wurbe. "Un den Blatz einer blauen Perle hat fich oft eine grune von derselben Lichtstärfe eingeschmuggelt," fagt der Verfasser. Berr Magnus hat wohl daran gethan, von dem der Stockholmer Afademie vorgelegten schwedischen Originale eine deutsche Bearbeitung zu veranstalten und dieselbe mit einem Nachwort zu versehen, welches die Bedeutsamkeit der Almquistschen Forschun= gen für die - in bekannter Weise wefent= lich modifizirte - Geigersche Sypothese nachdrücklich hervorhebt.

Ansbach. Brof. S. Günther.

Ch. Darwins Gefammelte Werfe. Autorifirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von J. Viktor Carus. XIII. Band. Stuttgart. E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung (E. Koch). 1881.

In dieser Gesamtausgabe erscheint soeben als Band XIII (Lief. 86—92) das bereits in unserer Zeitschrift ausführlich besprochene neueste Werk Darwins: "Das Bewegungsvermögen der Pflanzen" mit 196 Abbildungen, wors

auf wir die Abonnenten sowohl der Gesamtausgabe, als der Auswahl in sechs
Bänden hierdurch aufmerksam machen.
Wie die Leser aus der Analyse im vorigen
Hete (S. 258 ff.) ersehen haben, gehört
das Werk zu denjenigen des britischen Forschers, die geeignet sind, das allgeme inste
Interesse in Anspruch zu nehmen, wie es
uns anderseits mit Staumen über die unermübliche Arbeitslust seines Verkassers
erfüllt.

Die Alpenpflanzen. Nach der Natur gemalt von Jos. Seboth. Mit Text von Ferd. Graf und einer Unleitung zur Kultur der Alpenpflanzen von Joh. Betrasch. Bd. II. Prag. F. Tempsky. 1880.

Bon diesem schönen Werke, deffen er= ften Band wir vor einigen Monaten an= zeigten, ist nunmehr bereits der zweite Band fertig geworden, welcher wiederum hundert Allpenpflanzenporträts in wohl= gelungenem Farbendruck bringt. Unter ihnen befinden sich, wenn wir nur die be= fonders geförderten Gattungen und Fa= milien bervorbeben, 5 Ranunkulazeen, 4 Kruziferen, 7 Sileneen und Alfineen, 14 Saxifraga-Arten, 5 Sempervivumund ebensoviel Pedicularis-Arten, 8 Gräfer und Binfen. Wenn das Werk, von weldem auch bereits eine englische Ausgabe erscheint, so ruftig vorwärtsschreitet, wie bisher, so dürfen wir in wenigen Jahren seine Vollendung erwarten, und es wird bann in feiner anmutenden Geftalt eine Bierde jeder naturwiffenschaftlichen Biblio= thek darstellen.

Bur Erklärung des Bewußtseins.

Von

23. Carneri.

I.

serscheintmir als eine Pflicht, den nachfolgenden Seiten einige Worte über ihre Entstehung vorauszuschicken, weil
ich meine Anschauung des
Bewußtseins zu wiederund in der erst kürzlich er-

holten Malen und in der erst fürzlich er= schienenen "Grundlegung der Ethit" fehr ausführlich dargelegt habe. Lettere befand sich aber leider bereits unter der Presse, als mir der zweite Band von A. Riehls "Der philosophische Kritizismus und seine Bedeutung für die positive Wiffenschaft", Leipzig, 1879, zukam, fo daß ich dieses, wie ich nicht zweifle, epoche= machende Buch damals nur flüchtig durch= blättern und daraus, fozufagen, im Raub ein paar für mich besonders wertvolle Sate benüten konnte. Sobald es mir gegönnt war, machte ich mich darüber, und je weiter ich vordrang, desto mehr mußte ich staunen über das geringe Aufsehen, das es bislang hervorgerufen hat. Es ist so klar und fesselnd geschrieben, wie vielleicht kein Werk von fo gründlicher Gelehrsamkeit; aber es tritt eben auch fo bescheiden auf, wie echte Gelehrsamfeit. Deiner Über= zeugung nach ist Riehl der genialste Er= kenntnistheoretiker der Neuzeit und, nach Rant, der erste fritische Philosoph: er bietet uns den Kritizismus im Lichte der modernen Wiffenschaft, und die moderne Wiffenschaft im Geifte wahrer Philosophie. Bei dieser Überzeugung ist es für mich von ernfter Bedeutung, daß Riehl, ber eine einheitliche Weltanschauung vertritt, die Möglichkeit einer Erklärung des Bewußtseins entschieden bestreitet. Und da ich alle seine Gründe gelten laffen muß, fo blieb mir nichts übrig, als mit beson= derer Berücksichtigung seiner Anschauungen meinen Gedanken noch einmalzu entwickeln. Nach dieser erneuerten Brüfung steht es für mich fest, daß der Weg, den ich nehme, die von Riehl mit Recht perhorreszirten Bunkte nicht berührt, und daß er vielmehr durch deffen erkenntnistheoretische Grund= fate geebnet wird. Man follte benten, daß bei folder Übereinstimmung die Ber= ftändigung gesichert sei; allein je voller diese Übereinstimmung hervortrat, desto

schärfer spitte sich mir die Frage dabin qu: ob das, was mir als eine Erflärung bes Bewußtscins erscheint, auch wirklich eine ift? Diefer Zweifel mag vielleicht fonderbar fich ausnehmen; wie fehr aber der Kall darnach sei, und wie ich das meine, wird fich im Berlauf Diefer Er= örterung zeigen. Leider muß ich die Bebuld bes gütigen Lefers auf eine etwas barte Brobe feten, infofern der vorherr= fchend genetische Weg, ber mich jum Biele führt, mich nötigt, mit bem Uranfang zu beginnen. Ich werde mich jedoch besonders barin fehr kurg faffen, auf die allgemein= ften Punkte, und bei diesen auf die kon= ziseste Fassung mich beschränken.

H.

Wollen wir unsere gesamte Erfahrung in einen widerspruchslosen, d. h. uns verständlichen Zusammenhang bringen, so haben wir sie auf etwas Einheitliches zurückzusühren, das allen Erscheinungen, den geistigen wie den körperlichen, zum Grunde liegt. Gine Hypothese, welche dieser Unsorderung entspricht, ist die Annahme eines unendlich teilbaren Stoffs.

Mit der unendlichen Teilbarkeit, die wir als unendliche Bewegung und Ausdehnung denkenkönnen, ist die Unsgerstörbarkeit des Stoffs ausgesprochen, und mit dieser die Möglichkeit einer Versdichtung, durch welche seine Kontinuistät nicht aufgehoben wird. Nach innenkönnen wir diese Teilbarkeit als eine unsbegrenzte, dagegen äußerlich aufgesfaßt, nur als eine begrenzte denken. Diese Begrenzung fällt mit der Grenze zusammen, von welcher an wir uns den Stoff als förperlich, seine Beränderuns

gen in Ausdehnung und Bewegung als direft wahrnehmbar vorstellen fonnen, während wir diefe im andern Fall nur indirekt, aus ihren Folgen, und ben Stoff nur als wirkend zu erkennen bermögen. Die Begriffe, auf welchen alle diese Unterscheidungen beruhen, entlehnen wir alle unserm Empfinden, und beuten schon damit auf unsere eigene Stofflichkeit hin. Mit der lettern Unterscheidung aber, die auf unser Wahrnehmen und Er= fennen den Nachdruck legt, geben wir einen Schritt weiter: es erweist sich unser Empfinden als eine Wechselwirkung zwischen und und der übrigen Welt, und die Übereinstimmung dieser mit unferer Dr= ganifation als eine berartige, daß wir alle Erscheinungen nur als zeitliche und räum= liche, als zeitliche in Beziehung auf ihre Aufeinanderfolge und ihr Wirken, als räumliche in Beziehung auf ihr Zusammensein und ihre Körperlichkeit auffassen fönnen. Betrachten wir demnach den Stoff als wirkend, so erscheint und seine Aus= dehnung als eine vorherrschend zeitliche, und wir nennen sie Kraft; betrachten wir ihn als förperlich, so erscheint uns seine Ausdehnung als eine vorherrschend räum= liche, und wir nennen sie Materie. Wir fagen vorherrschend, weil Zeit und Raum ungertrennlich, und identisch sind mit dem als feiend aufgefaßten Stoff: indem wir den unendlich teilbaren Stoff feten, setten wir Zeit, Raum und Stoff als eine und diefelbe Unendlichfeit.

Darum ift auch die Trennung der Kraft von der Materie nur eine Auseinanderschung unseres Denkens zum Zweck des Begreifens; denn wie keine Zeit ohne Raum, kein Raum ohne Zeit, kein Stoff ohne Zeit und Naum, und keine Zeit und

Raum ohne Stoff: fo giebt es in Wirklichkeit auch keine Kraft ohne Materie und feine Materie ohne Kraft. Als für sich allein könnten wir höchstens den Stoff benken; jedoch sobald wir ihn in feiner Teilbarkeit benken, gerfällt er uns in feine Wegenfate, und wir benten ihn als deren Ginheit. Bu begründen, weshalb wir, Riehl gegenüber, der den Ausdruck Substanz vorzieht, bei unserer Unterscheidung zwischen Stoff und Materie bleiben, würde hier zu weit führen. Das Wichtigste ist die Ginheitlichkeit der Grundlage; und der Stoffbegriff, von dem wir ausgehen, gestattet uns in vollfter Übereinstimmung mit Riehl*) zu fa= gen: "Materie ift der Stoff nach fei= nem Dasein, Kraft ber Stoff nach feinem Wirken aufgefaßt." Es ist von Bedeutung für die Begriffstüchtigkeit unferer Sprache, daß ber Ausdruck Wirf= lichkeit das Dasein abhängig macht bom Wirfen.

Die verschiedenen Wirkungsarten, die wir Kräfte nennen, find nur Formen der einen Rraft, und die verschiedenen Körper, die wir Materie nennen, nur Formen der einen Materie: Kräfte wie Materien haben ihre Realität in dem fie in sich begreifenden Stoff. Darum geben Materien und Kräfte in einander über, ohne daß je davon, außer der Form, et= was verloren gehen könnte. Das Unger= ftorbare an ihnen ift der Stoff, der als Bewegung Materie, als Ma= terie Bewegung giebt. Um einem et= wa noch möglichen Mißverständnis vorzu= beugen, erklären wir ausdrücklich, daß mit alledem nichts ausgesagt wird über das Ansich ober die Natur der Dinge. Da=

*) A. a. D., II, S. 271.

von, als von etwas, das alle menschliche Erfahrung übersteigt, können wir nichts wissen. Dagegen sagt uns die gesamte Erfahrung — unser Idealismus ift kein Ideologismus —, daß den Dingen allen etwas, das ihre Realität ist, zum Grunde liegt. Nicht, was dieses Etwas sei, suchen wir, sondern einen Begriff stellen wir auf, der mit dem im allgemeinen Berden und Bergehen Beharrend en nicht in Widerspruch gerät.

III.

Unter Materien verstehen wir die mit den heute uns zu Gebot stehenden Mitteln nicht weiter zerlegbaren Ele= mente. Die Bildung der Elemente fett Atome voraus, aber nicht allein Atome von Elementen, als deren denkbar kleinstes Quantum, sondern Atome, aus welchen die Elemente entstanden sind. Denken wir den Urnebel, von dem auch Kant aus= ging, als eine Art Urmaterie, nicht Stoff oder Substanz, und diese Urmaterie etwa dem Wafferstoff am nächsten fommend — eine solche Annahme ist be= reits von Bundt*) ftreng wiffenschaft= lich erörtert worden — und benken wir Atome dieser ersten Materie. Diese Ur= atome, als das, womit die äußerliche Teilbarkeit des Stoffs beginnt oder auf= hört, vermögen wir, der unendlichen Teil= barkeit des Stoffs gegenüber, nur als gegenfählich zu denken, weshalb unter allen uns bekannten Atomtheorien die von Wiedmann=Sulmann**) aufgestellte und von Saecel***) acceptirte uns die

^{*)} Deutsche Rundschau, Dezemberheft 1875, S 384.

^{**)} Oldenburg, 1863 und 1864.

^{***)} Generelle Morphologie der Organis= men. Berlin, 1868. I, 116.

plausibelste ist. Darnachwürde alle Körperbildung mit der Entstehung von Massen = atomen — Masse im engeren Sinne und Atheratomen beginnen, deren Unziehung und Abstobung nach dem Newtonschung und Abstobung nach dem Newtonschen Gesetz zu erfolgen hätte, so daß wir jede Körperbildung als in derselben Beise vor sich gehend uns vorstellen könnten, in welcher Kant die Himmelskörper entstehen läßt.

Da es bei der allgemeinen, mechanischen Bewegung ursprünglich keine andere Wechselwirkung, als Attraktion und Repulsion gegeben haben kann, so lassen sich die ersten Unterschiede nur als Unterschiede der Größe, der Form und der Lagerung denken. Allein schon dieses ursprüngliche Reagiren ließ Eindrücke zurück, die bei sich wiederholendem Reagiren mitspielten, durch neue Eindrücke sich komplizirten und die Weisender Wechselwirkung vermannigfaltigten: Übergang zu den chemischen Prozessen und dem eigentlichen Reagiren.

Nehmen wir mit Prever an*), daß im glühendflüffigen Zustand unserer Erde durch allmähliches Ausscheiden deffen, was wir die tote Natur nennen, Vorstufen unferes Protoplasmas sich gebildet baben, so gelangen wir einerseits zur Ent= stehung der Elemente, anderseits zu einem Begriff ber lebenden Natur, nach welchem diese nicht aus Totem ber= vorgegangen, fondern nur eine Form deffen wäre, worin alles Körperliche feinen Ur= forung ju fuchen hätte. Dem demifchen Progeß gegenüber betritt im Lebendi= gen ber Stoff eine entwickeltere, aber flüchtigere Phase des Daseins: während der chemische Prozeß in seinem Abschluß

sich vollendet, löst in seinem Abschluß das Leben fich auf. Der Wert des Lebens liegt im Leben, und treffend bezeichnet es Claude Bernard als einen Ronflift. Es ift der Kampf ber elementaren Berbin= bung gegen die elementare Selbständig= . feit. Die Teile schließen, wie bei aller Rörperbildung, zu einem Ganzen fich zu= fammen, aber fie geben dabei ihre Eigen= art nicht gang auf, und es beginnt die Bewegung, die wir Funktion nennen. Diesem Berhalten entsprechend nimmt bas einfache Reagiren eine höhere Form an, die wir Empfindung nennen. Auch diefe beruht auf Eindrücken, die gurückbleiben, bei wiederkehrendem Reiz mitspielen, sich häufen, sich fortentwickeln und neue Wechfel= wirfungen begründen: Übergang gu den physiologischen Prozessen.

Wie die eigentlichen chemischen Prozesse erst mit den fertigen Elementen be= ginnen, so beginnen die eigentlichen phyfiologischen Prozesse erst mit der Organ= bildung. Diese ift eine Fortentwicklung des Protoplasmas, und was fie hervorruft, ist die mit der allgemeinen Wechselwirkung gegebene Reizung, auf welcher ber "Kampf ums Dafein" beruht. Worin die Reizung, der dunkelste Bunkt im physiologischen Problem, besteht, wissen wir allerdings nicht; aber was wir dabei zu denken haben, fagt uns das Borgreifen der Begriffe, die fich immer zuerft in einem weitern Sinn als etwas noch Un= eigentliches manifestiren und bei ihrer vollen Entfaltung auf die Borftufe gurück= weisen. Diesem Vorgreifen begegnen wir auch bei der Beseelung, die schon in der erften Spur einer Bewegung anklingt, das herrlichste Zeugnis dafür, daß wir es nirgend mit qualitativen Unter=

^{*)} Bergl. "Kosmos", Bd. II, S. 485 f.

schieden zu thun haben, sondern immer mit der einen Bewegung, die auf dem Wege der Entwicklung von urstofflichen Zuständen zu elementaren Prozesson, und vondiesen zu organischen Funktionen übergeht, welche allesamt auf einen meschanischen Ursprung zurückführen.

IV.

Aus biesem Gang ber Entwicklung geht flar hervor, daß der Grund ihrer verschiedenen Formen nicht direkt in der Materie, fondern in den Sonthefen gu suchen ift, die aus den mannigfaltigsten Wechfelwirfungen fich ergeben. Was em= pfindet, ift nicht die Materie, wie es auch die Materie nicht ist, die reagirt: Attraktion und Repulsion, die Urform alles Reagirens und Empfindens, ist allein Sache der Materie; das eigentliche Re= agiren ift das Resultat elementarer, die Empfindung das Resultat funktio= neller Entwicklung. Und wie die Em= pfindung nicht mit dem elementaren Reagiren, so ift mit der blogen Em= pfindung das Bewußtsein nicht gu verwechseln, das wieder eine höhere Form der Synthese oder Verbindung zur Ginheit voraussett - das Lebewefen. Mag bann dieses in Urkeimen ober im Brotoplasma felbst seinen Unfang genommen haben: in beiden Fällen war es die lebende Maffe, die, gleich aller Maffe dem allge= meinen Bewegungsgeset ihrer Gigentumlichfeit gemäß folgend, je nach den ge= gebenen Bedingungen zu einem eigenen Bangen fich gestaltete ober wieder guruckfloß in die Gestaltlofigkeit. Mit dem Lebewesen war die Möglichkeit des Bewußtseins gegeben: die Empfindung konnte empfunden werden, d. h. es

war etwas da, das die Empfindung auf sich beziehen, dem die Empfindung bewußt werden konnte. Diese bloße Möglichkeit ist aber noch lange nicht das Bewußtsein selbst, das, wie wir gleich sehen werden, zu seinem Zustandekommen einer hohen Entwicklung des Lebewesens bedurfte. Worauf hierin der Nachdruck zu liegen kommt, ist, daß die höchste organische Differenzirung eines Lebewesens so wenig, wie dessen Entstehung, das Hinzustreten von etwas Fremdem erheischt, das aus dem bisher verfolgten Gang der Entwicklung nicht sich ergeben könnte.

Bom Standpunkt der Entwicklungs= lehre ist dies unbestreitbar. Bei jenen, die zu dieser nicht sich bekennen, verzichten wir auf jede Hoffnung, unfere Anschauung zur Geltung zu bringen, benn nur vom Standpunkt ber Entwicklungslehre aus ist sie berechtigt. Da aber auch die Anhänger diefer Lehre von diefen paar Seiten fein näheres Eingehen auf das Wieso der Ent= stehung und Fortbildung der Arten ge= wärtigen können, so lassen wir hier einen Sat folgen, der einen ganzen Band Ent= wicklungslehre aufwiegt. R. E. v. Baer, ber genialste und gelehrteste Gegner Dar= wins, hat gesagt: "Der Erfolg der Natur ist durch die Allgemeinheit gesichert." In ber Zahllosigkeit der Fälle liegt das Ge= heimnis der fortschreitenden Gestaltung.

V

Schon auf der Stufe des pflanzelichen Lebens fehen wir bei der Erenährung, Anpassung, Fortentwicklung, Bermehrung und Vererbung etwas der Erfahrung Ühnliches, als das Korerelat einer mit der Eigenart einer bestimmten Existenz sich abschließenden Reihe von

Eindrücken und Zuständen, in betreff bes individuellen Gedeihens eine große Rolle spielen. Riehl, der nicht mit Unrecht sagt, daß mit dem Wort Entwicklung auch Mißbrauch getrieben wird, ertappt uns da vielleicht bei einer "generatio aequivoca der Erfahrung".*) Allein wir haben es hier nicht mit der ersten Spur von Erfahrung zu thun, sondern erst mit Elementen, aus welchen später die Erfahrung, die es ohne Bewußtsein nicht giebt, sich entwickelt hat.

Noch weit auffälliger begegnen wir berselben Erscheinung beim animali= ichen Leben, bas wir ichon auf feinen unterften Stufen befeelt - animal nennen und bei welchem wir das Leben im engern Sinn beginnen laffen. Allein, wie beute kein ernster Naturforscher sich's beikommen laffen wird, diese Lebensform als eine absolut andere zu betrachten: fo feben wir zwar das, was wir schon früher als der Erfahrung ähnlich bezeichnet haben, diefer noch ähnlicher werden, ohne darum uns versucht zu fühlen, es auch nur metaphorisch Erfahrung zu nen= nen oder zur Auffindung seines Korrelats über das hinauszugehen, was gemeinhin Inftinkt beißt. Unter diesem verfteben wir nichts Geheimnisvolles oder gar Über= natürliches, sondern höchstens etwas überaus Natürliches, das wir uns als ver= erbte Gewohnheit gang genügend er= flären können. Dabei brauchen wir fo wenig an das Buthun eines Bewußtseins zu benken, wie bei den Fingern eines tuch= tigen Biolinfpielers, welchem eine fchwierige Baffage durch Abung derart zu eigen geworden ift, daß das Treffen der ber= fchiedensten Intervalle für das Bellen= gewebe der Muskeln und Nerven zu einer Notwendigkeit wird, die mechanisch weit verläßlicher sich abspielt, als wenn der Eigentümer der Finger mit seinem Bewußtsein ihr folgen, dazwischentreten wollte.

Die Lebeweise fehr vieler Tiere langt mit einfachen Reflexbewegungen vollkom= men aus, und was demnach mit dem, was wir Befeelung nennen, beim Tierleben bingutritt, ift nur eine Erhöhung und schärfere Abgrenzung der Selbständigkeit, mit der es als Ganzes der übrigen Welt, dem großen Gangen, fich entgegensett. Die Seele ist nur die prägnantere Charafterisirung der Individualität. Im In= bividuum, in dem Ungeteilten, bas als foldes fich behauptet, liegt das Bezeich= nende dieser Stufe des Lebens. Je biffe= renzirter ein Organismus ift, zu einer besto höheren Sunthese faßt fich die Seele, als die Einheit des Lebens, gufammen. Bei den niedern Draanismen wird die Seele noch nicht zum Dominirenden: wir haben es da schon mit beseeltem Leben, aber bor= berrichend mit dem Leben zu thun.

Auch das ift übrigens eine Ausein= andersetung, die wir nur der Erklärung halber vornehmen: um das auszusprechen, was wir da denken, muffen wir scharf un= terscheiden zwischen den rein vitalen und den eigentlichen pfychischen Funktionen. Beides beruht schließlich auf einer Funktion, die bald in einem engern, bald in einem weitern Kreise sich bewegt. Rein vitale Funktionen nennen wir die ohne irgend eine weitere Beziehung ansschließ= lich auf die Erhaltung und Fortpflanzung des Individuums gerichteten. Niemand wird in der Ernährung und Berdauung einen psychischen Aft finden wollen, und das deutsche Wort Fortpflanzung deutet

^{*)} A. a. D., II, S. 13.

selbst bei dem, was das Individuum bis in die tiefste Seele erschüttert, verständnis= voll auf die Berwandtschaft mit dem Pflanzenleben. Die psychischen Afte ber tierischen Lebensfunktion — burch welche organische Entwicklung sie bedingt find, werden wir gleich hervorheben erweitern den Eriftengfreis des Indivi= duums, indem fie feine Beziehungen gur Welt vermehren, und zwar nicht blosweit über die Erhaltung hinaus, sondern auch im Bereich dieser lettern. Bier wie bort ist das animalische Leben nur ein Re= agiren auf äußere und innere Reize, das mit Notwendigkeit erfolgt und auf dem bald mehr, bald minder er= folgreichen Wege der Uffimilirung die Integration, Cinigung ber Teile zu einem Gangen, fortfett, bis die mit der Art des Individuums gegebene Wider= ftandsfähigfeit, welche bis zu feiner vollen Entwicklung wächst, um von da an abzunehmen, erschöpft ift.

VI.

Die Triebe find eben diese Reize, insofern die durch sie ausgelösten Empfindungen die Existenz des Individuums unmittelbar berühren. Ihre Zahl steigt, wie ihre Wichtigkeit, in dem Maße, in welchem die Sinnesthätigkeit sich entwickelt, die ursprünglich unterscheidungslos und völlig eins mit der Lebensthätigkeit in der das Lebewesen zusammenfassenden äußern Haut liegt. Dieser letztere Umstand allein schließt jede Möglichkeit spezisischer Sinnesenergie aus, und wir nehmen mit Bundt*) eine Funktionsindifferenz an, nach

welcher die Berschiedenheit der Sinnesthätigkeit nicht auf den Elementen, sondern auf deren Berbindung beruht. Mit der sortschreitenden Entwicklung der Organismen schreitet die Entwicklung der Sinnesthätigkeit fort, bis diese ihren Charakter der gesamten Lebensthätigkeit aufdrückt und dadurch die psychische Funktion zur vorherrschenden macht. Erst von da an kann im vollen Sinne des Wortes vonpsychischen Individuen gesprochen werden.

Dieses "von da an" ist aber wieder nicht wörtlich zu nehmen; benn für die Entwicklungslehre giebt es keinen be= ftimmten Punkt, auf welchem eine neue Art beginnt: berlei Punkte kommen nur bor bei Lehrmeinungen, die von Zeit zu Beit neue Qualitäten in die Aftion eintreten laffen. Gine konfequent einheitliche Weltanschauung kennt nur quantitative Unterschiede, die objektiv identisch sind und nur subjektiv, von einem individuellen Standpunkt aus betrachtet, qualitativ anbere Erscheinungen barbieten. Bon we= fentlicher Bedeutung heißt daher: von hoher Bedeutung für ein Wesen, in erster Linie für das menschliche Wesen, sei es dann durch besondere Wichtigkeit oder Beständigkeit der Abanderung.

Auf den Einwurf: daß, sobald der Punkt, auf welchem eine Form= oder Funktionsvervollkommnung beginnt, nicht sich sixten läßt, das Geistige, auf das wir zu Anfang angespielt, schon bei der ersten Seelenthätigkeit, ja bei der ersten Beswegung vorhanden gewesen sein müsse,— können wir nur erwiedern, daß dieser Einwurf nichts anderes besagt, als was wir noch außeinanderzuseten haben: daß zur vollen Entwicklung des Geistes

^{*)} Grundzüge der physiologischen Psychologie. Leipzig, 1874, S. 173—231.

nichts Fremdes herbeizukommen braucht.

Wie die "Entstehung der Arten" dar= um, weil fie feinen erften Menichen fennt, und nicht hindert, den fertigen Menichen als etwas Cigenartiges zu betrachten, fobald wir ihn kennen lernen wollen als den fertigen Menschen, wie fortent= widlungsfähig er auch noch sein mag: so wollen wir jett Organismen an uns berantreten laffen, bei welchen die Sinnes= thätigkeit der Saut durch die zahllosen Unregungen, die der "Rampf ums Dafein" mit fich bringt, ju vollendeten Sinnes= werkzeugen sich differenzirt hat, und uns das Berhalten dieser Organismen zur Welt näber besehen. Als charafteristisch fällt uns da svaleich eine manniafalti= gere Reizungsfähigkeit auf und, mit ihrer Erweiterung gleichen Schritt haltend, eine bestimmter hervortretende Beziehung jedes empfangenen Cindrucks auf eine zentrale Thätigkeit, durch welche die mit dem animalen Leben gegebene Gelbständigkeit des Ganzen von einer trüben Berichmelzung zu einer, fozusagen, burchfichtigen Ginigkeit fich erhebt.

Treffend nennt Bignoli dieses Stadium des tierischen Lebens "eine Berdoppelung, nicht eine substanzielle Berdoppelung zweier Fähigkeiten; denn sonst
wäre Diskontinuität vorhanden; sondern
einen reslexiven Akt in derselben Fähigfeit."") Dieser reslexive Akt vollendet sich
erst bei den Tieren mit eigentlichen
Nerven, welche in einem eigentlichen
Gehirn den entsprechenden Bereinigungspunkt haben, und die Berdoppelung
sindet ihren Ausdruck in der empfunde-

nen Empfindung. Riehlfagt*): "Alle wirkliche Empfindung wird zugleich ge= fühlt; sie bildet niemals einen vollkom= men indifferenten Zustand oder Inhalt des Bewußtseins." Das ist vollständig unsere Auffassung des Gefühls. Das hochorga= nisirte Tier wird ununterbrochen von einer Ungabl Empfindungen affizirt; sein Leben besteht darin, aber fühlen kann es nur eine auf ein Mal. Komplege von Empfindungen geben ein kompleres Ge= fühl. Das gleichzeitige Empfinden zweier Empfindungen beruht auf einer Täufdung, hervorgerufen durch ein außerordentlich rasch vibrirendes Fühlen oder Wahrneh= men. Deutet diese Ginzigkeit deffen, was Riehl wirkliche Empfindung nennt, nicht auf den Grund biefes Rühlens oder Bewußtwerdens? Doch wir dürfen uns nicht vorgreifen.

VII.

Die Frage, inwiefern bei Tieren mit nervenähnlichen Fäden und Anoten von einer folden Empfindung die Rede fein fönne, beantwortet sich von felbst dahin, daß Uneigentliches nur Uneigentliches zur Folge haben kann; doch geht sie uns hier nichts an: was hier uns angeht, ist allein der Nachweis, daß die diesem Entwicklungs= stadium entspringende Thätigkeit das Re= fultat eines organischen Zusammen= wirkens ist, daher ihr Ursprung nicht in der Materie felbst, nicht in empfindenden ober gar mit Bewußtsein ausgestatteten Atomen zu suchen sei. Bon dieser em= pfundenen Empfindung fonnte bei aller erdenklichen Reizbarkeit, solang das erforderliche Mervenfustem nicht da war, so wenig die Rede sein wie von einer

^{*)} Über das Fundamentalgesetz der Instelligenz im Tierreich. Leipzig, 1879, S. 187.

^{*)} A. a. D., II, S. 37.

Farbe, folang es kein Auge, ober von eis nem Ton, folang es kein Ohr gab, wenn auch die Schwingungen, die das Auge als Farbe fieht, das Ohr als Ton hört, längst erzitterten.

Un der Empfindung felbst ändert sich dadurch nichts: es handelt sich hierbei nur um das Verhalten eines bestimmten Subjekts zur Empfindung. Ist bieses Subjett berart organisirt, daß eine Empfindung, von den Nervenbahnen zum Gehirn geleitet, dem dort konzentrirten Ganzen sich vorstellt, so wird sie ihm mitgeteilt, und das Subjeft fühlt fie. Das in diefer Allgemeinheit aufgefaßte Gefühl erweist sich als identisch mit der Borftellung. Durch diese Ginreihung der Borstellungen, deren Bildung nicht ausschließlich in den Gehirnzellen, sondern durch Mitwirkung der Empfindungs= und Bewegungsnerven sich vollzieht, unter die Gefühle wird der Vorstellung aller trans= szendente Schein abgestreift und ihre Wechselwirfung mit den materiellen Reizen begreiflich.

Die Gefühle in der engern Bedeutung des Wortes, die Muskel-, Saut-, Körperempfindungen, die wir als Lust oder Leid wahrnehmen, find Borftellungen, genau wie die sich uns mitteilenden Gesichts=, Gehörs=, Geruchs=, Geschmacks= und Taftempfindungen, die wir nicht in der engern Bedeutung des Wortes fühlen und benen wir eben darum den Ausdruck wahrnehmen vorbehalten. Der Über= gang von diefem Gefühl zu jenem wird vom Taftfinn angebahnt, und der Urfprung ber Sinne wird diesen damit wieder gum Bereinigungspunkt. Identisch mit dem Bewußtsein, nur anders jum Ausdruck kom= mend, ift ein Gemeingefühl, Lebens= gefühl, das bei den Gesichts= und noch mehr bei den Gehörsempfindungen mitspielt, gleichsam als eine Rückwirkung der Empfindungszentralisirung auf den Gesamtorganismus. Ob es ein äußerer oder ein innerer Reiz ist, der die Borstellung auslöst, ändert nichts an ihr: Wahr=nehmung, Gefühl, Borstellung sind ein und derselbe physiologische Borgang, der nur durch den wechselnden Ausgangspunkt sich unterscheidet.

Das psychologische Moment an diesem rein physiologischen Borgang er= giebt sich aus bem neuen Verhältnis, in das von da ab das Lebewesen zur Welt tritt: was mit ihm vorgeht, spiegelt sich in ihm ab. Das mit dem Gefühl begin= nende eigentliche Seelenleben beruht ausschließlich auf der Vervollkommung eines uralten Mechanismus. Das Lebewesen selbst kommt über Längstbekanntes nicht hinaus; es wird nur, die Empfindung fühlend, mit Altbekanntem genau bekannt. Das Tier, das, mittels der vorgestellten Empfindung zu Gefühl und Bewußtsein kommend, die Sache ganz natürlich findet, geht den wahren Weg.

VIII.

Wirkonnen nicht eindringlich genug auf diese Seite des Bewußtseins aufmerkfam machen, weil es die einzige ist, von der es sich sassen. Unscheinbar ist sie, weil nichts dahinter ist, weil sich's in der That um eine Enthüllung handelt, die keinen befriedigen kann, der auf etwas Außersordentliches gesaßt war. Ein auf den ersten Blick der Beachtung unwerter Keim ist's: aber das ganze wunderbare Reich des Geistes ist nur Fortentwicklung dieses Keimes, und der Weg dieser Ents

wicklung nicht staunenswerter, als ber Weg vom ersten besten Pflanzenkeim gur buftenden Blüte.

Vollendet ist im höchstorganisirten Tiere das Bewußtsein noch nicht. Es vollendet fich erft im Menfchen, aber wieder nicht burch Hinzutritt von etwas Fremdem oder auch nur Neuem; nur durch die Vereinigung physischer Gigenschaften. die im Tierreich getrennt vorkommen. Saedel nennt*), ebenso erschöpfend als treffend, solcher Eigenschaften vier: die hohe Differenzirung des Rehlfopfs, des Gehirns, ber Extremitäten und ben aufrechten Gang. Bon biefen vier Cigenschaften, auf deren glücklicher Bereini= gung in Ginem Individuum die Menfch = werdung beruht, find für unfern Gegen= ftand nur die zwei erften, als die Sprache ermöglichend, von Interesse. Durch diese, die dem Menschen gestattet, seine zu Begriffen sich läuternden Vorstellungen fest= zuhalten, sein Wissen als ein gewußtes auszusprechen und damit fich felbst zum Sch zu objektiviren, vollendet fich die verdoppelnde Reflerion und mit ihr, als Selbstbewußtsein, bas Bewußtfein.

Allein dieses selbstbewußte Ich ift nichts qualitativ Anderes, und nur auf einer höhern Stufe der Entwicklung das Korrelat dessen, was wir längst als der Erfahrung ähnlich genamt haben und das wir nun so nennen im vollen Sinn des Wortes als das, was daraus wird, wenn es zu seinem Korrelat den personissisiten Geist hat. Wir sagen mit Absicht Geist, und nicht Verstand oder Vernunft. Verstand hat auch das hochorganissite Tier, und Verstand wie Vernunft umfassen nicht die Gesantheit der

Seelenthätigkeiten, welche mit ber mensch= lichen Erfahrung gegeben find. Mit dem Worte Geift bezeichnen wir die eine Seite des Menschen, und zwar als etwas nicht minder Wirkliches benn seine materielle Seite, beren Bufammenfassung fie ift. Beide haben ihre Realität in dem einen Stoff. Rommt bem Rörper ein Sein gu, fo wird es gum Sein bes Menschen burch bas Bewußtsein, bas in seiner Wirfung als eine Kraft eisten Ranges sich dokumentirt. Doch nun haben wir in ra= scherem Schritt vorwärts zu kommen, foll diese Auseinandersetzung die von ihrem Zweck ihr gesetzten Grenzen nicht weit überschreiten. Was uns erübrigt, ift, gu prüfen, ob das hier entwickelte Bewußt= fein eine Erscheinung ift, die den Anforde= rungen einer auf wiffenschaftliche Erkennt= nis gegründeten Psychologie entspricht?

IX.

Was im Menschen zum Bewußtsein gelangt und damit zu den geiftigen Thätig= feitsformen übergeht, ift ber Menich felbst, der gange Mensch in feiner Bechfelwirfung mit der Belt. Bas liebt und haßt, ift ber gange Menfch: Liebe und Haß entstehen nicht durch mole= fulare Sirnbewegungen; fie werden durch diefe nur zu feiner Liebe und zu feinem Saß. Infofern aber der Menfch, in feinem 3d fich reflektirend, die volle Summe feiner Empfindungen fich jum Db= jett macht, gehört für ihn auch ber eigene Organismus zum Kreise ber Außenwelt. Infolge deffen giebt es, wie keinen Unterschied zwischen äußerer und innerer Wahrnehmung, auch feinen Unterschied zwischen äußerer und innerer

^{*)} A. a. D., II, S. 430.

Erfahrung und, wie nur eine Wahrnehmung, auch nur eine Erfahrung. Aber diese Erfahrung und das als deren Korrelat sich ergebende Ich sind die selbe Einheit, dort von außen, hier von innen betrachtet. Die Unbegreislichsteit eines direkt mit Vorstellungen, welche im Gehirn sich erzeugen, operirenden Bewußtseins erhält ein anderes Antlig, sobald wir den ganzen Menschen denken, als seine Vorstellungen selbst sich erzeugend und seiner Individualität gemäß sich sie zurechtlegend. Das Ich bin ich; mit dem Ich nenne ich mich.

Das fortbauernde Bewußtwerden, als Aufeinanderfolge der Borftellun= gen, und zwar im Ich sich reflekti= rend, nennen wir Denken. Die Uffo= ziationsgesete, nach welchen beim Denken die Borftellungen einander ablöfen, werden durch das Ich gehand= habt, b. h. in Gemäßheit der mit ihm identischen Erfahrung angewendet, mit Riehls Worten: "Die Affoziation ist der Grund des Vorstellungsverlaufs, die Apperzeption der Grund seiner Ord= nung."*) Nicht weniger stimmt zu unserer Auffaffung des Bewußtwerdens fein für uns unschätbarer Ausspruch: "Jede Empfindung ift als bewußte Empfin= dung nicht blos perzipirt, sondern immer auch apperzipirt, folang und inwiefern fie bewußte Empfindung ift." **) Daß die Apperzeption, das Psychischwerden ber Empfindung, dadurch entsteht, daß die Schwingungen ber Nervenmaffe bis gu den Zellen der grauen Sirnrinde dringen, ist längst physiologisch sichergestellt. Lassen wir im Gehirn den gangen Menschen

sich konzentriren, und das Bewußtsein, als die Synthese der Empfindungen, sich identifiziren mit der Gleichförmigkeit ber Erfahrungsgrundlagen, sowird das Ich unter allen Berhältniffen die Beharrlichkeit des Sichfelbstglei= ch en behaupten, auf welcher bei der Re= produktion und Affoziation der Borstellun= gen das Wiedererkennen, Vergleichen und Beurteilen beruht. Wir fönnen's uns nicht versagen, hier zu wiederholen, daß diese Einheit - auf einer höhern Stufe ber Entwicklung - Diefelbe ift, die - auf einer niedern Stufe - beim letten Lebewesen zur Erscheinung fommt. und an dieser Stelle Riehl selbst es aus= sprechen zu laffen, "daß die Grundform, in der sich das Denken bethätigt, mit der Form des Naturprozesses zusammentrifft - wie es auch fein muß, da das Denken, tiefer erfaßt, selbst ein spezieller Fall des allgemeinen Prozesses der Natur ist."*) Dem reinen Apriori, welches, im Unter= schiede vom dogmatischen und blos em= pirischen, als die Bedingung aller Er= fahrung von Riehl in so evidenter Weise festgestellt wird, daß wir seine Leistung als die längst allgemein ersehnte Bollendung der Lehre Kants begrüßen, wider= fpricht gewiß nicht ein Bewußtsein, bas aus der Zusammenfassung der gesamten Sinnesthätigkeit fich ergiebt. Im Gegenteil: der Raum= und Zeitanschauung, die nur unter Mitwirkung der Sinne gu stande kommt, entspricht es gang besonders, und nicht minder der Kontinuität, ohne die es wirksame Anschauung nicht giebt, und bem Identitätsbegriff, auf bem alles Denken beruht, insofern beide gerade= zu ein Bewußtsein voraussetzen, in wel-

^{*)} U. a. D., II, S. 120.

^{**)} A. a. D., II, S. 119.

^{*)} A. a. D., II, S, 290.

chem, als in der Einheit der Erfahrung, die Unterbrechungen der Erscheinungswelt und die Ungleichheiten des blos Vergleichsbaren aufgehoben sind.

Kassen wir den Berstand als die theoretische Seite des Denkens, so ist der Wille, als der bewußte Trieb, deffen praftische Seite, und die Identität beiber augenscheinlich. Das auf Grund bes Füh= lens bewußtwerdende Leben ift das von Affekten bewegte, von der Lust angezogene, von der Unluft abgestoßene Leben, und dieses weiß, was es will, und will, was es weiß. Treffend nennt Riehl den Wil= Ien die Apperzeption der Gefühle*) und fennzeichnet ihn mitnie dagewesener Schärfe allen jenen gegenüber, die zu einem eige= nen Wefen ihn emporschrauben, als die Berrichaft der Vorftellung über die Bewegung. "Der Wille bewegt nicht selbst, er richtet nur die Bewegung badurch, daß er einer Menge von Bewegungs= impulsen entgegenwirkt." **) Der wollende Verstand oder der verständige Wille sett fich Zwede, aber nicht ausschließlich in= bividueller Natur; zur Erfenntnis der Notwendigkeit gelangend, mit feinesalei= den auszukommen, sett auch allgemeine Bwede fich ber Menfch, und die Identität feines Denkens und Wollens auf Grund der Zwede der Menschheit nennen wir Bernunft. Es erschließt fich uns bem= nach auch dieser Begriff, ohne daß wir nötig hätten, über die in unferer Auffaf= fung bes Bewußtseins liegende Wechfel= wirkung mit der Welt hinauszugehen.

Den Zusammenhang des Bewußtseins mit den Nerven verkennt allerdings niemand, allein manche Erscheinung nimmt sich vielleicht nur barum rätselhaft aus, weil dabei fast das ganze Gewicht auf die Gehirnnerven gelegt wird. Die Trübungen, Störungen und Aufhebungen des Bewußtseins, wie sie im Schlaf, in ber Ohnmacht, in ber Halluzination, beim Wahnfinn, bei der Narkose, im Sypnotismus zur Erscheinung kommen, finden ihre natür= lichste Erklärung, wenn die Depression oder Funktionsunterbrechung beurteilt wird vom Standpunkt des allgemeinen Ner= venzusammenspiels, durch das im nor= malen Zustand unter Kontrolle der Außen= welt die Empfindungen zu Empfindungen des Individuums werden. Der Schlafende ist so wenig bewußtlos wie der Narko= tisirte: es ist nur nach Maggabe ber Ginschränkung seiner Empfindlichkeit und finnlichen Wechselwirfung mit der übrigen Welt sein Bewußtsein modifizirt; während der Ohnmächtige, bei dem alle Birkulation aufhört, wirklich bewußtlos ift. Bier finden wir die Ausnahmen, die unfere Regel bestätigen, bier ist der Bunkt, von dem aus die Physiologie die erfahrungs= mäßige Befräftigung unserer Theorie zu erbringen hat.*)

X.

Wir geben rüchaltlos zu, daß aus phyfischen Ursachen psychische Wirfungen in ihrer Eigentümlichkeit nicht sich begreifen lassen. Es wäre dies dasselbe, als wollte man chemische Wirkungen direkt aus mechanischen, physiologische Wirkungen direkt aus chemischen Ursachen erklären.

^{*)} A. a. D., II, S. 122.

^{**)} A. a. D., II, S. 210.

^{*)} Bergl. dazu Rühne, S., Über die Bersbreitung des Bewußtseins in der organischen Substanz, Rosmos, Bd. III, S. 307 u. fgde.

Die Wirkung ist immer in der Urfache gegeben, und in diefen Fällen würde das Raufalgesetz einfach ignorirt. Ebenso wider= finnig wäre es, das Bewußtsein dirett aus der Erfahrung, zu der es foertenfiv sich verhält, ableiten zu wollen. Wir geben noch weiter und geben zu, daß das Bewußt= fein, das fertige, unerklärlich ift; aber bas Bewußtwerben, bas allmähliche, will nicht als unerflärlich uns erscheinen. Das beutsche: Lag bas fein! hat einen tiefern Sinn: bas Sein als etwas bezeich= nend, womit nichts anzufangen ist, lenkt es unsern Blick auf das allgemeine Wer= ben. Diefes haben wir, burch die Saupt= formen ber Entwicklung hindurch bis zur höchsten Differenzirung bes Stoffs, in möglichst knappen Konturen zu einem ein= heitlichen Bilbe zusammenzufaffen gefucht. Die Mängel dieses Bildes, auf die wir gefaßt fein muffen, fprechen nur gegen unsere Detailkenntnis, nicht gegen die Sache; wenigstens hoffen wir, nicht solche Fehler begangen zu haben, daß, was schon aus dem dürftigen Bilde flar hervorgeht, aus einem gediegeneren Bilbe nicht noch klarer sich ergeben sollte.

Umfassen wir das gesamte Werden mit einem Blick, so kommen wir auf allsgemeine Gesetze, die den mechanisschen, physiologischen und physischen Erscheinungen gemeinsam sind. Ein solches Gesetzlautet: Alle Selbständigkeit ist an das Zusammenfassen zu einem Ganzen gebunden. Erweitern wir diesen Satz und sagen wir: Durch die Zusammenfassung zur Einheit wersen die Eigentümlichkeiten des Teils zu Eigentümlichkeiten des Ganzen.

Findet nicht ein folches Gefet die

gleiche Anwendung — wir wollen bas Beispiel so allgemein fassen, wie möglich beim Baffertropfen, beim Lebe= wefen, beim Bewußtwerben? Die das Wort Komplex mehr besaat als bloße Anhäufung, fo heißt ein Ganzes bilden mehr, als summirt werden. Es heißt: fich summiren und ift die Er= hebung zur Selbständigkeit, durch welche die der abgegrenzten Wirkung ihrer Rohäsion überlassene Flüssigkeit in der Tropfenbildung eine Art Ronfifteng er= langt. Das Ganze, die Totalität, ift nicht blos ein Vieles; es ist das Viele. zusammengefaßt zu einem All im Klei= nen, das jum Gegenfat des Bielen wird: benn erhält auch bas Biele, als Ganges, nur eine bestimmte Form, die Form ift mitbestimmend für den Inhalt: es bildet fich eine neue Art Ginheit, die eine höhere Stufe der Entwicklung darftellt. Die Idee des Gangen ift dem Bewußt= fein darum flar, weil sie identisch ist mit ihm, beffen Einheit felbst nichts anderes ift, als der flare Ausdruck eines Gangen. Treffend erklärt Riehl das Auftreten diefer Idee bei den ältesten Philosophen "als das Zurückgreifen auf die ursprüng= liche Form der Erfahrung im Bewußt= fein".") Es ift die Form, in der die Natur gestaltend auftritt, in der das Weltall für uns einen Sinn hat, in der von dem blos Lebendigen das Lebewesen sich ab= hebt. Indem die Natur beim Tier mit echtem Gehirn die Empfindung des Teils zur Empfindung des Gangen und damit zur bewußten Empfindung erhoben hat, ist sie einfach vorgegangen nach dem allgemeinen Prinzip der fynthetischen Identität, das noch keiner so klar er=

^{*)} U. a. D., II, S. 237.

fannt und als Erkenntnisprinzip von auch positivem Wert nachgewiesen hat, wie eben Richl.*)

XI.

Ich beareife, daß die Erflärung ichwer befriedigt. Das weithin leuchtende Phäno= men bes Bewußtseins wird von ihr erfaßt im Unbeginn feines Dämmerns, und man ift gewohnt, es in feinem vollen Strahlenglang auf fich wirken zu laffen. Die fcheinbare Berdoppelung, die in ihm liegt und beim ein= fachsten Lebewesen zur Annahme einer für fich seienden Seele geführt hat, war fo eklatant im hochentwickelten Menschen, daß diefer, einer Täuschung erliegend, ähnlich ber, die ihn die Sonne, unabhängig von feinem Auge Licht und Farben fpendend, am Simmel emporsteigen ließ, bor der Er= scheinung seines eigenen Beiftes als bor etwas Übernatürlichem in die Kniee fank. Bu diesen Knienden gehört Riehl aller= bings nicht. Aber gerade weil biefer Mann so ganz aufrecht steht, hat er mich irre ge= macht an mir felbst, daß ich mich fragen mußte: ob, was ich eine Erklärung des Bewußtseins genannt habe, mir noch immer als eine solche gilt? Und noch im= mer kann ich darauf nur antworten mit dem entschiedensten: Ja. Aber nicht ohne Hoffnung auf eine Berständigung. In er= fter Linie find es die spiritualistische, die empirische und die physiologische Pfychologie, welcher Richt die Mög= lichkeit einer Bewußtseinserklärung bestreitet. Nach diesen drei Richtungen tref= fen mich seine Argumentationen nicht; denn daß feine von diesen Methoden das psuchische Rätsel zu lösen vermöge, ist im= mer auch meine Überzeugung gewesen. Die Antwort auf diese Frage fann nur von einerphilosophischen Psychologie gegeben werden. Freilich erklärt Riehl bas Pringip ber Identität bes Bewußt= feins als das Einfachfte, das es geben fann im gesamten Umfang unserer mög= lichen Vorstellungen, und folglich als un= erklärlich, insofern alle Erklärung in ber Reduktion des Zusammengesetten auf das Einfache befteht.*) Für ben Menfchen, wie er heute ist und sich beobachtet, muß allerdings dieses Prinzip zugegeben werben als das Ginfachste, als das Erste, hinter das er, sein Denken untersuchend, nicht zurückfann, bei dem und mit dem zu beginnen er immer wieder genötigt ist. Ist aber dieses Prinzip ebenso das Gin= fachfte und Erfte, wenn wir die Menfch = werdung in ihrer allmählichen Entwick= lung verfolgen? Kann da nicht das Bewußtsein auch als eine spätere und in Beziehung auf ihre Entstehung als die zu= fammengefettefte ber Erscheinungen gedacht werden? Ich habe diese Er= scheinung zum Gegenstande meiner Unter= suchung gemacht, und jene Identität, jenes Einfachste hat sich mir bargestellt als die höchfte Ginheit der Belt.

^{*)} A. a. D., II, S. 231 ff.

^{*)} A. a. D., II, S. 76 und 77.

Die mythologische Periode der Entwicklungsgeschichte.

Non

Dr. Ernst Krause.

3. Die Entstehung der Bögel.

ielleicht das lehrreichste, jebenfalls aber das unterhaltendste Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte der Entwicklungsgeschichte wird immer dasjenige bleiben, welches uns die allmähliche

Ausbildung der Meinungen über die Ent= stehung und Entwicklung der Bögel schilbert. Wohl an feinem andern Beispiele läßtsich deutlicher und überzeugender beweisen, wie febr die Rirche einer un= befangenen Unschauung der Natur hem= mend entgegengewirkt hat. Sie machte fich eine Naturgeschichte zurecht, wie fie dieselbe gebrauchen konnte, und hat besondere entwidlungsgeschichtliche Studien einzig zu dem Zwede angeregt, ihr angenehme Vorurteile zu bestätigen. Aus Gründen, die mit nichts weniger als mit dem festen Entschluffe einer Entsagung von den Genuffen diefer Welt zu thun haben, feben wir ihre Lehrer und Freunde sich andert= halb Sahrtausende hindurch die erdentlichste Mühe geben, um zu beweisen, daß die Wögel kaltblütige Wassertiere und eine Urt von Fischen seien, die man, ohne die Fasten zu brechen, zu allen Zeiten genießen könne.

"Wer ein wenig gelesen hat," fagt ein aufgeklärter katholischer Geiftlicher bes vorigen Jahrhunderts*), "der weiß, daß die Christen bas Geflügel seit dem vierten Jahrhundert als Fastenspeise betrachtet und fich deffen ohne Bewiffensbiffe in den Fasten bedient haben. Sie unterschieden das Fleisch der Vierfüßler von dem der Bögel, und diefer fuße Frrtum hatte ein ehrwürdiges herkommen für fie, nämlich die Autorität der Bibel. Die Genesis fagt (I, 20), daß Gott am fünften Tage ben Gewässern befohlen habe, die Fische und die Bögel, welche unter der Beste des himmels fliegen, hervorzubringen. Diefer schlecht verstandene Text schien den beiden so verschiedenen Tierarten einen und den= felben Ursprung zuzuschreiben; man schloß

^{*)} Le Grand d'Aussy, Histoire de la vie privée des Français. Paris, 1782. Vol. I, p. 267 ff.

daraus auf eine gleichartige Natur beider und glaubte sich ihrer gleichmäßig an den Fasttagen als Speise bedienen zu dürfen." In der That findet man bereits bei einigen der ältesten Erklärer des Schöpfungswerfes auffällige Bemühungen, die Überein= stimmung der Kisch= und Vogelnatur dar= guthun. Bafilius der Große († 379) fdreibt in seinen Homilien über das Sechs= tagewerk auf grund des gemeinsamen Ur= sprungs den Vögeln und Fischen eine ge= wisse Verwandtschaft zu; die Fische fliegen in dem dichteren Elemente, die Bögel fcwimmen in dem dünneren. Etwas an= ders äußert fich der heilige Ambrofius († 397) an der betreffenden Stelle feines Heraemeron (V, 14), indem er zunächst nur von einer bestimmten Art von Bögeln, den Waffer= und Schwimmvögeln, hervor= hebt, daß sie zu den Fischen im Verhältnis einer nähern Verwandtschaft ständen, und bann diese Bemerkung erft auf die Bögel überhaupt ausdehnt, deren Flug ja eine Art Schwimmen sei.

Man darf bei Erwägung dieser Stellen nicht, wie es Zöckler*) gethan hat,
vergessen, daß in den Tagen, in denen
diese Lehrer und Säulen der Kirche schrieben, in den christlichen Gemeinden die
Ideen auslebten, daß es gottgefälliger sei,
nur Wassertiere zu essen, namentlich in
der strengen vierzigtägigen Fastenzeit vor
Oftern, die damals zuerst in Aufnahme
kam. Ohne Zweisel verlor diese Art von
Religionsübung sehr viel von ihrer Beschwerlichkeit, so lange man ohne Belastung
der Gewissen im Genusse beschuppter und
besiederter Fische abwechseln konnte, statt

auf die ersteren allein angewiesen zu sein. "Einige," schreibt ber um 380 unserer Zeitrechnung geborene Kirchenhistorifer Sofrates, "enthalten sich gänzlich beseelter Speise (ab animatis penitus abstinent), andere verzehren von allen Tieren Fische allein. Manche genießen mit den Fischen auch Bögel, versichernd, daß auch diese, wie beim Moses nachzusehen, vom Waffer erzeugt feien." Wenige Jahre später hielt man es für noch besser, die Bögel als bloke umgewandelte Fische an= zusehen, und Claudius Marius Victor († 450) beschrieb in seinem lateinischen Schöpfungsgedicht, wie die Fische allmäh= lich (sensim) gelernt hätten, statt des Wassers die Lüfte zu durchfliegen, und so Bögel ge= worden seien. Man könnte diese, auch bei andern Kirchenschriftstellern jener Zeiten vorkommende Idee für eine bloße poetische Ausmalung der Ideen des heiligen Um= brofius und Bafilius über die "Ber= wandtschaft" von Fischen und Bögeln an= feben, wenn der Berfaffer feine Schilderung der allmählichen Befiederung des Fisches nicht mit einem bedenklichen Ergo be= schlossen hätte. Ergo materies avibusque et piscibus una est, mithin find Bögel und Fische eines Fleisches, fo schließt er feine Darstellung biefer Wandlung, der Lefer aber merkt die Absicht und wird - ver= stimmt.

Daß in diesen älteren Zeiten niemand ein Bedenken darin fand, in den Fasten Gestügel zu essen, ersieht man schon daraus, daß es im Leben verschiedener Heilisgen als ein besonders hohes Verdienst hervorgehoben wurde, wenn ihnen nachsgesagt werden konnte, daß sie sich in den Fasten, oder gar fortdauernd, des Gestügels ebensowohl enthalten hätten, wie des Fleis

^{*)} In seiner hier wiederholt benutzten "Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft". Giltersloh, 1877—79.

sches vierfüßiger Tiere. So liest man 3. B. in der Lebensbeschreibung des heiligen Elvi, daß er seit der Besteigung des Bischofs= stuhles dem Fleischgenuß entsagt und sich nur dann und wann gestattet habe, etwas Geflügel zu genießen, wenn er nämlich Bafte bei fich hatte. Nachdem man fich fo jahrhundertelang mit zahmem und wil= dem zweibeinigen Wildbret kafteiet hatte, begannen die strengeren und fanatischeren Dberen, die jeden Gedanken zur Konfequenz treiben, nachdem fie gefunden hatten, daß das Fleisch der Mönche und Ordensbrüder immer noch nicht hinreichend abgetötet sei, einzusehen, daß auch Geflügelbraten noch zu sinnlich reizend wäre für Leute, die sich freiwillig einem strengen Leben widmen wollten. Im Jahre 817 auf dem Rongil zu Aachen untersagte die Kirche deshalb allen strengeren Orden den Genuß des Geflügels ganglich, mit Ausnahme ber vier Ofter= und vier Weihnachtsfeiertage, wobei übrigens denen, die auch an diesen Tagen weiterfasten wollten, freigestellt wurde, dies admajoremdei gloriam zu thun.

Bis zu diesem Jahre, erzählt uns Le Grand d'Auffy, hatte es in Frankreich fönigliche Klöster gegeben, denen die Monarchen gestattet hatten, sich bis zu einer gewiffen Ausdehnung Geflügel von ihren Domanen liefern zu laffen. Seit jenem Konzile aber hörten diese Lieferungen mit Ausnahme der Weihnachts= und Ofter= feiertage auf, und auch für diese wurde die Lieferung durch bestimmte Erlasse ein= geschränkt. So sicherte Karl der Kahle (858) ben Schwestern von Notre Dame be Soiffons und 868 bem Klofter von St. Denis die Lieferung einer gewiffen Studzahl Geflügel von den foniglichen Domänen zu. So war bas Geflügeleffen mit einem Male für ben Laien an ben von der Rirche gebotenen Festtagen, für die ftrengeren Orden jederzeit zur Gunde geworden. Aber noch eine gange Zeit bin= burch währte die Opposition gegen diese unbiblische Vergewaltigung. So wird im Leben des heiligen Odon, Abt von Cluny (†941) erzählt, daß ein Mönch dieser Abtei gegangen sei, seine Bermandten zu befuchen, und bei seiner Ankunft etwas zu effen verlangt habe. Da gerade Fasttag war, fagte man ihm, es sei nur Fisch im Saufe. Als er aber einige Enten im Sofe erblickte, schlug er eine berfelben mit seinem Stabe tot und fagte: Das ift der Fisch, den ich heute effen werde. Die Berwandten frugen ihn, ob er Dispens von den Kaften habe: er aber erwiederte: Rein, aber Geflügel ist kein Fleisch. Die Bögel und die Fische find zur felben Beit geschaffen und haben denfelben Ursprung, wie unser Rirchen= hymnus lehrt.

Wenn es eine Ente war, die er er= schlug, so war er nach den damaligen Un= schauungen im Rechte, denn merkwürdiger= weise machte man in jener Zeit einen Unterschied zwischen Waffer= und Landvögeln in bezug auf ihr Fleisch, ja man rechnete nicht nur die Waffervögel, sondern auch Biber, Ottern, Delphine und alle im Wasser lebenden Säugetiere zu den Fischen und kaltblütigen Amphibien, mit denen man die Fasten nicht zu brechen vermeinte. Schon der heilige Ambrofius hatte, wie wir fahen, diefen Unterschied zwischen Land= und Wasservögeln angedeutet, und die Muftifer des zwölften Jahrhunderts fuch= ten nun nachzuweisen, daß zum wenigsten die Waffervögel ihre Fischnatur völlig bewahrt hätten. Mit merkwürdigem Unklange an die neuere Erkenntnis hatte

Severian bor einer Reihe von Sahrbunderten behauptet, die Bögel seien aus dem Wasser durch das Mittelglied ber Reptile bervorgegangen; nunmehr wies Rupert von Deuts († 1135) darauf bin, daß die zusammen mit den Fischen im Baffer erzeugten Befen, die fich nach= ber in Bögel verwandelt, dennoch immer die Fischnatur beibehalten hätten, fo ber= möchten mehrere Waffervögel, wie das Bläßbuhn und der Eisvogel, mehrere Tage in dem Clemente ihres Ursprungs, untergetaucht wie der Fisch, weiterzuleben, ja Abalard († 1142) wies auf die ver= schiedenen Wasservögel bin, die gar feine Füße zum Geben auf dem Lande hätten, fie befäßen nur flossenartige Ruderfüße, und es fei in der minderen Geilheit diefer Tiere wohl begründet, daß die Ordens= regel des heiligen Benedift den Genuß der Bögel und Fische erlaube und nur den der Bierfüßler verbiete. Aber trottem auch der beilige Thomas von Aguino. der neuerdinas als Musterphilosoph re= habilitirt worden ift, die Ansicht von der amphibischen Natur der Bögel teilte, wollte doch die firchliche Ordnung nur noch den echten Wasservögeln gegenüber ein Nachsehen üben, und so kamen benn seit dieser frühen Zeit während der langen vierzig= tägigen Fasten eine Menge Wasservögel auf den Markt.

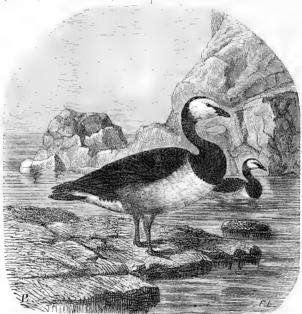


Fig. 1. Die Bernifelgans oder sente (Bernicla leucopsis).

Insbesondere gilt das von den Meersgänsen, die den Winter an unsern Küsten, namentlich der Nords und Ostsee, zubringen, und unter ihnen am meisten von der ansehnlichen Nonnengans (Berniela leu-

copsis, Fig. 1), die schon an sich ein wohls schmeckendes Wildbret bildet, sowie von der Alostergans (Berniela monachorum). Beiden hat man früh gelernt, den ihnen von ihrer Conchyliennahrung her anhafs

tenden Thrangeschmack dadurch zu nehmen, daß man sie, wie noch jetzt an den hollänsbischen Küsten geschieht, zu tausenden durch Lockvögel lebendig einfängt und eine kurze Zeit hindurch mit Körners und Grünzeugsnahrung mästet. Natürlich mußte es erwünscht sein, gerade an dieser beliebten Fastenspeise den Wasserursprung der Vögel demonstriren zu können, um sich wenigstens diesen Leckerbissen für die magere Zeit zu reserviren.

Schon gegen Unfang besachten Sahr= hunderts hatte man den Bersuch gemacht. als fortwährenden Beweis des gleich= artigen Ursprungs der Fische und Bögel gewisse Bögel namhaft zu machen, die noch heute auf ungeschlechtlichem Wege und ohne Samen bireft aus bem Waffer entständen, und Anastafius der Sina= ite hatte namentlich die Wachtel, die ja allerdings am Sinai wie aus dem Meere hergeschneit kommt, als folden direkt aus dem Waffer kommenden Vogel bezeichnet. Bei uns mußten die Meerganse zu einem ähnlichen Bibelbeweise herhalten, da fie nur im hoben Norden, an unfern Ruften aber niemals brüten, und diefer fo natür= lich vorbereitete "Beweis" trat denn auch eines Tages, von allen Seiten froh begrüßt, ans Tageslicht. Im allgemeinen ist es wohl sehr naheliegend, daß nordische Bugvögel, die man niemals brüten fieht, weil fie aus der Ferne herkommen, Unlag zu allerlei Mithenbildungen geben. Wie fönnen Bögel, die immer über dem Waffer fliegen, überhaupt ein Nest bauen und brüten? Hierher gehört die schon aus dem Altertum berüberklingende Sage von dem Eisvogel, der sein Nest wie ein Floß aus Seefräutern weben und auf dem wind= stillen Meer brüten sollte. In der aus dem zwölften Jahrhundert stammenden Erzäh= lung vom Priefter Johannes finden wir die seltsame Mär von einem Bogel, der seine Gier auf den Grund des Meeres leat und ausbrütet: "Item, en nostre terre a une manière d'oyseaulx qui sont de plus chaude nature que les autres, car quant ilz veulent pondre ilz ponnent au fons de la mer et font xxı oeuf, deviennent oyseaulx et puys s'en vollent; et nous en prenons plusieurs, car ilz sont bons à manger tant comme ilz sont jeunes, et se nature estoyt faillye à l'homme ou à la femme, et ilz mangeoyent de ces oyseaulx, tantost leur nature retourneroyt et seroyent aussy fors ou plus que devant."*)

Bon einem andern Wasservogel, der niemals ans Land gehe, ersuhr der Reissende Jean Macquet in Goa, daß das Weibchen, wenn es sein Ei legen will, hoch in die Luft steigt, so hoch, daß das Ei, während es durch die glühende Luft herabfällt und bevor es die Meeressläche erreicht, ausgebrütet ist, worauf das Meer den jungen Logel ernährt.**) Ganz von derselben Gattung sind die zahlreichen orientalischen Sagen von Bäumen, welche am Meeresufer stehen und Früchte reisen, die, wenn sie ins Meer fallen, sich alsbald in singende Bögel verwandeln.

An diese Sage knüpft unmittelbar eine andere an, welche die Entstehung der Bernikelgänse betrifft und deren älteste Fasfung wir in den ums Jahr 1211 verfaßten

^{*)} Prestre Jehan, à l'empereur de Rome et au roy de France, nach der Handschrift in der Pariser Bibliothet abgedruckt in Ferdinand Denis, le monde enchanté. Paris, 1843. p. 199.

^{**)} Jean Macquet, Voyages 1608-9. Livre III, p. 283.

Mußestunden (Otia imperialia) des Ger= vafius von Tilbury*) antreffen. Es heißt daselbst im Kapitel CXXIII wörtlich folgendermaßen: "Da nach der Naturord= nung der Urschöpfung aus den erfterzeug= ten Tieren junge Tiere nur durch Zeugung oder Käulnis (per corruptionem) hervor= geben, fo ift neu und unerhört bei allen Bölkern, was in einem gewissen Teile Großbritanniens für alltäglich gilt. Denn fiebe, im Rantuarischen Erzbistum, in ber Grafschaft Rent, in der Nähe der Abtei Faversham, entstehen am Meeresftrande Bäumchen nach Art der Weiden. Aus biefen sproffen Knoten, fast wie Anospen neuer Triebe, welche, wenn fie dem Alter ihrer Entstehung gemäß ausgewachsen find, in Bögel verwandelt werden. Diese hängen die ihnen von der Natur zuerteilten Beiten hindurch am Schnabel abwärts, und fallen nach der Belebung und nach= dem sie gleichsam ihre Jugendperiode durchgemacht, mit fanftem Flügelichlage ins Meer, ziehen sich auch, von der Ebbe blosgelegt, bei der menschlichen Berührung zusammen. Jene Bögel wachsen zur Größe einer mäßigen Gans und zeigen verschieden= artiges, zum Teil gänseähnliches Gefieder. Man ift fie gebraten während ber vierzigtägigen Faften, dabei mehr auf den Vorgang ihrer Entstehung, als auf bes Fleisches Schmachaf= tigkeit achtend. Das Bolf nennt den Vogel Barneta."



Fig. 2. Die Entstehung der Baumganse nach Sebast. Münfters Rosmographie (1544).

Rach dieser Schilderung würden wir uns ebensowenig wie nach den Abbilduns gen, die aus späterer Zeit von den die Gänse oder Enten erzeugenden Bäumen existiren und von denen wir hier zwei resproduziren, eine Idee davon machen können, auf welchen in der Nähe der Abtei Faversham beobachteten Naturobjekten oder svorgängen die Schilderung des Gersvasius beruhen könnte.

^{*)} Ausgabe von Felix Liebrecht. Hannover, 1856 S. 52 u. 163.

Viel deutlicher ift in dieser Beziehung ber Bericht eines Zeitgenoffen bes Ger= vasius, der vielleicht früher, vielleicht auch einige Sahre fpater verfaßt ift, nam= lich die Beschreibung, welche Giraldus Cambrenfis († nach 1220) im 11. Rapitel feiner Topographia Hiberniae von der Entftehung der Baumganfe liefert. "Es giebt hier," fagt er, von Irland im allgemeinen sprechend, "auch viele Bögel, welche Bernacae genannt werden, diese bringt aufwunderbare Weise, gegen die Natur, die Natur herbor; fie ähneln den Sumpfgänsen, find aber fleiner. Sie entstehen nämlich aus Tannenholz, welches auf der Meeresober= fläche treibt, anfangs wie (ausgeschwittes) Gummi. Darauf hängen fie, wie auch von dem am Holze hängenden Seetang. von Muschelschalen zur freieren Ausbil= dung eingeschlossen, an den Schnäbeln herab, und nachdem fie sich so im Fort= gange der Zeit mit einem dichten Feder= fleide eingehüllt haben, fallen fie entweder in die Gewässer ganz und gar herab ober erheben sich in die freie Luft. Aus dem Safte des Holzes und des Meeres em= pfangen fie auf eine nicht genug zu be= wundernde Weise der Zeugung zugleich Nahrung und Wachstum. Ich habe vielmals mit meinen eigenen Augen mehr als taufend fleine Körperchen diefer Bögel am Meeresufer, von einem Solgftude, in Schalen eingeschlossen und schon ausge= bildet, herabhängen sehen. Nicht entstehen



Fig. 3. Die Entstehung der Baumganfe nach Aldrovands Ornithologie (1599).

bei ihrer Begattung (wie bei Bögeln geswöhnlich) Eier, niemals brütet ein Bogel bei ihrer Hervorbringung auf Eiern, in keinem Winkel der Erde scheinen sie sich der Brunst hinzugeben oder Nester zu bauen. Deshalb pslegen auch in einigen

Teilen Frlands die Bischöfe und Geistlichen in der Fastenzeit diese Bögel, wie wenn sie, als nicht vom Fleisch geborene, auch kein Fleisch wären, und ohne daß sie einen Fehltritt zu begehen glauben (sine delictu), zu genießen. Aber genau genom= men, werden sie damit doch zu einem Bergehen getrieben. Denn wenn einer von dem Schenkel unsers ersten Baters, der, obgleich nicht vom Fleische geboren, dennoch Fleisch war, genossen hätte, so möchte ich ihn von der Sünde des Fleischessenst

Diese Beschreibung ift insofern fehr

interessant, als sie uns, ohne irgend einen Zweisel zurückzulassen, beweist, daß das Märchen über die Entstehung der Berniselsgans von Anfang an an die ungewöhnsliche Erscheinung der sogenannten Entenmuscheln (Lepas anatisera Linné), deren Abbildung wir zur Erläuterung beifügen, angeknüpft hat.

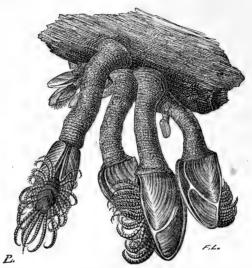


Fig. 4. Die Entenmuschel (lepas anatifora Linné).

Diese eigentümlichen Tiere, welche gleich den ihnen nahe verwandten Meercicheln, Seetulpen und Seepocken, immer auf fremden, lebenden und leblosen Körpern festgewachsen vorkommen, haben bis in unser Jahrhundert hinein den Natursforschern etwas zu raten aufgegeben. Man rechnete sie natürlich zu den Muscheln, und schon Plinius nannte eine im Sande sestgewachsene Muschel, deren Mund ringsmit dünnen "Zähnen" besetzt sein sollte, nach ihrer Gestalt Perna (d. h. Schinkenbein, Schweinsseule). Bon der Diminutivsform dieses Namens (Pernacula oder Bernacula) leitet Max Müller den alten

englischen Namen (Barnacles oder Bernikles) dieser Seetiere her. Ja er glaubt in diesem Namen sogar die ethmologische Ursache der gesamten Mythenbildung gesunden zu haben. Die Meergänse, meint er, seien ursprünglich wahrscheinlich irische Gänse oder Enten (Hibernicae oder Hiberniculae) genannt worden, woraus unter Wegsall der ersten unbetonten Silbe berniculae entstanden sei. Da nun Muschel und Vogel denselben, wenngleich auf versichiedene Weise entstandenen Namen (Barnacles oder Bernicula) geführt hätten, so sei daraus die Sage entstanden, beide Tiere seien eines Fleisches und die Entens

muschel nur der Jugendzustand der Bernifels gans oder Ente.*)

Das ift fehr schön ausgedacht, aber leider faum ftichhaltig. Die ältesten Quel= len, welche von der Meergans fprechen, geben derfelben alle möglichen Namen (3. B. Branta, Barneta, Barnache, Bernaca, Bonuga u. f. iv.), aber fie nennen fie niemals Berniela, dieser Name ist ihr vielmehr erft nachher zugelegt worden, als der Muthus bereits vorhanden war; der Name Bernifelgans ift erft von Bernifelmuschel (wenn diese Berdopplung erlaubt ist) abgeleitet worden und scheint in der vorausgesetzten Form (bernecela) zuerst in dem Buche Raifer Friedrich II. de arte venandi vorzufommen. Damals egi= stirte die Entstehungssage aus der Bernikla aber bereits! Wahrscheinlich ent= fpricht die Borfilbe des Bogelnamens (bern, barn, bran) vielmehr bem Sinne nach unferm Brand; die Meerganse wurden wegen ihrer dunkleren Farben Brandganfe (Anser brendinus) genannt, und baraus entstand die Vorsilbe bern, ebenso wie bei Bernstein, wo man eigentlich schreiben mußte: Brenn= ober Brenftein. Gesner giebt als ursprüngliche Ableitungsform eine Zusammensetzung mit dem schottischen Namen für Wildgans (Clake) an, aus Bernelaca, was foviel heißen würde wis Brandgans, sei Bernacla entstanden.

Biktor Carus hatinseiner, Geschichte ber Zoologie" den Bersuch gemacht, die Mythen von der Baumgans auf die schon oben erwähnten orientalischen Quellen zurückzuführen. Er zeigt, daß Peter Damiani († 1072) in seinem Traktat über

die Macht des Schöpfers, die Natur und ihre Wege abzuändern, als Beispiel einen Baum der Insel Thilon in Indien ange= führt hat, welcher Vögel erzeuge, und daß im Sohar (II, 156) erzählt wird, ber Rabbi Abba habe einen Baum gefeben, aus deffen Früchten Bögel abgeflogen feien. Carus wußte, wie es scheint, nicht, daß Felix Liebrecht schon sechzehn Jahre früher in feiner Ausgabe des Gerbafins einen ähnlichen Bersuch gemacht hat, die nordische Sage von orientalischen Sagen abzuleiten. An die mongolische Sage vom Baum Mambubarcha anknüpfend, deffen ins Wasser fallende Früchte den Laut sambu von sich geben, weist Liebrecht eine ganz ähnliche Sage bei Wilhelm von Malmesbury nach und erwähnt, nachdem er noch auf die von Franzisci mitgeteilte dinesische Sage von den aus Bambusblättern entstehenden Schwalben hingedeutet hat, eine Stelle der Histoires prodigieuses de Boaistuau, woselbst (Rap. 34) auf die Autorität des Hektor Boethius und Saxo Grammaticus hin versichert wird, daß auf den Orknen= infeln Bäume wachsen, beren ins Waffer fallende Früchte sich alsbald in singende Bögel verwandeln. Bon allen diefen Quellen beweisen aber weder ber Sohar, über deffen Redaktionszeit man wenig ficher ift, noch die Histoires prodigieuses, welche erst 1560 ans Licht getreten sind, etwas, denn inzwischen hatten die Drientreisenden Odorifus Utinensis (†1331) und der Ritter John Maundeville († 1371) ihre orientalischen Märchen von bem "begetabilischen Lamm", welches in einer fürbisartigen Frucht entsteht, erzählt, und Odoricus hatte fich dabei ausdrud= . lich der runden, fürbisgroßen, violetten

^{*)} Max Müller, Borlefungen über die Biffenschaft der Sprache. Leipzig, 1866. Bb. II, S. 490 ff.

Baumfrüchte erinnert, aus welchen die schottischen Meergänse hervorkommen soll= ten. Im lettern Kalle wenigstens war, scheint es. eber das morgenländische Mär= den vom abendländischen beeinflußt, als umgekehrt. Möglich bleibt die Ableitung immerhin, und es bliebe namentlich zu untersuchen, ob der vögeltragende Baum Damianis von der indischen Infel Thi= lon nach dem nordischen Thyle oder um= gekehrt verpflanzt worden ift. Sierfür wäre es zunächst wichtig, festzustellen, ob Sago Grammaticus († 1204), auf welchen Seb. Münfter und Bogiftugu verweisen, der Geschichte wirklich bereits in feinen Schriften gedacht hat. Es ist mir ebensowenig wie Carus geglückt, die Stelle in seinem Geschichtswerke aufzufinden, und ich fürchte, das Citat ift ebenso trügerisch, wie zahlreiche andere in derselben Angelegenheit. So citirt 3. B. Thomas de Cantiprato in seinem so= gleich näher zu erwähnenden Werke De natura rerum den Aristoteles als Ge= währsmann für die Bernifelgeschichte: "Die Barliaten wachsen, wie Aristoteles fagt, auf Bäumen, es find die Bögel, welche das Volk barnescas nennt." In ähnlicher Weise citirt ein späterer Schrift= steller Michael Mayer über die Baumgans den Blutarch, andere Aelian und Plinius, und Gesner im 32. Kapitel seines Vogelbuches den heiligen Isidor von Sevilla als Autoritäten für die Entstehung der Baumgans. Aber alle diese Autoren haben nur über die Ent= stehung von Insekten in lebenden oder faulenden Zweigen und Sölzern gesprochen. jedoch der Gebrauch des Mittelalters, die Insekten als kleine Bogel zu betrachten. erflärt diese Citate.

Gleichviel aber, ob eine orientalische Sage als Ausgang für die Bernifelfage gedient hat oder nicht, jedenfalls ist fie, wenn nicht im Interesse der auf Bogelwildbret in den Kaften lüsternen Brälaten erfunden, daraufhin zurecht gearbeitet worden, denn dies wird schon dadurch bewiesen, daß der älteste sichere Bericht= erstatter sie von der Abtei Faversham ab= leitet und alle älteren Autoren sofort die Ronsequenzen für die Fastenfrage ziehen. Man muß sich erinnern, wie lebhaft da= mals in Kabliaur und Novellen die Beift= lichen, welche die Bögel für Tische erklärt hatten, aufgezogen und mit welcher Fronie ibre dialektischen und avolvaetischen Kunst= griffe verspottet worden waren. In dem vorletten Stud ber Novellensammlung Ludwig XI. wird nach einem vorher von Boggio behandelten Stoffe erzählt, wie der Bischof von Kastilien, am Freitage vor einem schönen Rebhuhn in der Schüffel betroffen, von einem beschränkten Unterthanen interpellirt wird: "Ach, mein gnädiger Berr!" ruft der Biedermann, "was machen Sie benn da? Sind Sie benn Jude ober Türke, daß Sie den Freitag nicht beffer ehren? Meiner Treu, ich bin fehr bestürzt über Ihr Thun." "Aber fo schweige doch," läßt La Sale ben guten Prälaten, bem das Tett der Rebhühner vom Barte und von allen Fingern herablief, zurufen, "du bist ein dummes Tier und weißt nicht, was du fagst. Ich thue gewiß nichts Bö= fes. Du weißt ja recht gut, daß ich wie alle andern Priefter durch bloße Worte aus einer Hostie, die doch nichts als Mehl und Waffer ift, den teuren Leib Jefu Christi machen fann. Und ich, der ich so viele Künste am römischen Hofe und an andern Orten gesehen, ich sollte nicht

ebensowohl und noch leichter durch Zauber= worte diese Rebhühner, welche Fleisch sind, in Fisch verwandeln fonnen, auch fo, daß fie dabei Rebhuhnsgestalt behalten? Wahr= lich, es find manche Tage verfloffen; feit ich diese Prazis übe. Sie waren nicht so= bald an den Spieß gesteckt, als ich sie durch Sprüche, die ich weiß, derartig bezaubert habe, daß sie völlig in Fischsub= stanz umgewandelt wurden, und ihr alle, wie ihr da steht, würdet ohne Sünde da= bon effen können. Aber wegen der Gin= bildungen, die ihr euch machen könntet, würden sie euch nicht so gut bekommen, deshalb will ich lieber allein den Fehler (le meschief) begehen." Bekanntlich wird dasselbe Wunder, bei welchem es sich ja im grunde nur um eine leichte rückschrei= tende Metamorphose des ehemaligen Was= sertieres handelt, verschiedenen Heiligen zugeschrieben, die in der Not, am Fasttag dazu gezivungen Geflügel zu essen, es erst durch ein Wunder in Fisch verwandelten; so soll z. B. unter den Wundern des 1840 heilig gesprochenen Johannes a Cruce ebenfalls eine berartige Rückverwandlung von Rebhühnern in Hechte als Promotions= arbeit angenommen worden sein.

Es scheint somit vielleicht nicht ganz zufällig, daß Gervasius die Heimat der "Ente" ausdrücklich auf die Abtei Faverseham am Meeresstrande zurückführt; die frommen Mönche hatten vielleicht zur Entschuldigung ihrer Gewohnheit, die Meerenten zu braten, den Laien oder gar ihren Oberen die jungen Enten gezeigt, welche am Ufergestrüpp hingen. Man kann sich den Gang der Mythenausbildung so densten, daß die orientalische Fabel von dem Baume, dessen für die klerikalen Bedürfswandeln, eben für die klerikalen Bedürfs

nisse umgewandelt wurde. In der That treten Baum und Baumfrucht dabei fort= schreitend in den Hintergrund und werden durch die Entenmuschel ersett, wobei das Waffer als erzeugendes Element immer mehr in den Vordergrund geschoben wird. Man kann diesen Übergang besonders deut= lich an den Berichten dreier Autoren, des Jacobus de Vitriaco († 1244) in fei= ner Geschichte des heiligen Landes*), sei= nes Schülers Thomas de Cantiprato (in deffen 1230-44 verfaßter Enchklopădie de natura rerum) und des Vin= centius Bellovacensius († 1264) in seiner mit Benutzung dieser Werke zusam= mengestellten Bibliotheca Mundi, verfol= gen. Um nicht in Wiederholungen zu verfallen, wollen wir hier nur bas erwähnen, was der Lektor des Königs von Frankreich, Bincenz von Beauvais, die Ansichten feiner Borganger zusammenfaf= fend, fagt. Sier wird nun die Idee des Giraldus, daß nur ber Saft des nunmehr bestimmt als Strandfichte angeführ= ten Baumes zur Entstehung ber Bögel Unlaß gebe und alle Lebensfraft aus bem Waffer stamme, weiter ausgeführt und ausdrücklich betont, daß man die jungen Bögel nicht für Früchte des Baumes hal= ten durfe. "Die Barliathen," fagt Bin= cenz **), "find aus Holz hervorwachsende Bögel, welche gewöhnlich Barnestas ge= nannt werden. Denn man erzählt, daß das ins Waffer gefallene Holz der Meer= tanne (de abiete marino), wenn es mit fortschreitender Zeit zu faulen beginnt, eine dicke Flüssigkeit aussondert, aus deren

^{*)} Historia Hierosolimitana (Gesta Dei per Francos. Hanoviae, 1611, p. 1112).

^{**)} Speculum majus, Tom. II, lib. 15, p. 150.

Berdichtung fleine Tiere von Lerchengröße bervorgeben. Zwar find dieselben zuerst nacht, bald aber befiedern sich die heran= wachsenden und, an den Schnäbeln von dem Solze berabhängend, schwimmen-fie bis zur Reife im Meere umber, bis fie fich durch ihre Bewegungen abreißen, darauf erstarken und bis zur erforderlichen Größe beranwachsen. Wir haben beren viele felbst gesehen und glaubwürdige Männer, welche bezeugen, sie vorher am Holze hängend gesehen zu haben. Gie find fleiner als Bänfe, haben eine graue ober fcwarze Farbe, Füße wie Enten, jedoch fchwarze. Jacobus Aconenfis (der obenerwähnte, aus Bitry bei Paris stammende Bischof von Acco, daher gewöhnlich de Bitriaco genannt), fagt, von ihnen fprechend, daß es am Meeresufer (und zwar in Holland) Bäume gabe, von denen fie erzeugt wür= den und an den Schnäbeln befestigt herab= bingen, zur Zeit der Reife aber von den Bäumen herabsielen und, durch Zuwachs fortschreitend, wie die übrigen Bogel zu fliegen begännen. Wenn sie jedoch nicht schleunig ins Wasser kämen, könnten sie nicht leben, weil in ben Gemäffern ihre Nahrung und ihre Lebens= fraft (vita) ift. Es ift aber zu bemerken, daß fie nicht bon den Spiten der Zweige, fondern von der Rinde und von den Stäm= men (stipitibus) der Bäume herabhängen. Sie wachsen aber durch die Feuchtigkeit und Aufweichung (infusione) des Baumes, bis sie Federn und Kraft erlangen, worauf sie von der Rinde abbrechen. Bon denjenigen (Bögeln), welche in unfern Simmelftrichen, an den Rüften Deutschlands (eirea Germaniam) existiren, ift es daher sicher, daß fie nicht auf geschlechtlichem Wege (per coitum) erzeugt werden. Bielmehr hat sie

bei uns kein Mensch den Kvitus vollziehen gesehen. Daher pflegen auch manche Christen in unsern Tagen und an Orten, wo es eine Menge dieser Bögel gicht, deren Fleisch während der vierzigtägigen Fasten zu genießen; aber der Papst Junocenz verbot auf dem Lateranischen Konzil, daß dies fürder geschehen dürfe...."

Diese Nachricht über das Berbot des Genuffes der Bernikelganse als Fasten= fpeife findet fich zuerst bei Thomas von Cantipré und bezieht sich also auf die vierte, von Innocena III. abgehaltene Lateranswnode (1216), auf welcher die Disziplinarverhältnisse der Orden und Klöfter geordnet wurden. Man erfieht daraus, wie allgemein dieMeinung von der Fischnatur der Bernikelgans gleich bei dem Auftreten der Sage um fich gegriffen ha= ben muß. Ronrad von Megenberg, der im vierzehnten Jahrhundert (1349 bis 1350) das in der Ursprache niemals ge= druckte Werk des Thomas von Cantim= pré ins Deutsche übersette, nennt*) In= nocena IV. als benjenigen, welcher ben Benuß ber Bernifelganfe verboten habe, wahrscheinlich indem er den Gegenpapst Alexanders III. mitzählte; er hat, neben= bei bemerkt, wieder einen neuen Namen für den Bogel: "Bachadis," fagt er, "haizt ain bachad und haizt etswa ain wek. daz ist ain Vogel der wehst von Holz u. s. w."

Inzwischen war aber der dem Gestügelsgenusse so erwünschten Mythe von hoher Stelle schlimm zu Leibe gegangen worden, und zwar von keinen geringeren als den beiden berühmtesten Gelehrten des dreizzehnten Jahrhunderts, Albertus Mag=nus und Roger Bacon. In seinem zwiz

^{*)} Ausgabe von Pfeifer, G. 172.

schen 1255 und 1266 geschriebenen Tier= buch (liber de animalibus) fagt ersterer, nachdem er die Geschichten von den Barbaten oder Baumgänsen (bonugans) und die Behauptung, daß niemand sie habe brüten sehen, für Fabeln erklärt hat: "Dies ist gänzlich absurd: benn ich selbst und viele Gefährten mit mir haben fie fich paaren, brüten und die Jungen auffüttern feben." Leider vergißt er uns zu fagen, wo er bies gesehen hat. Auch Aeneas Syl= vius von Viccolomini, ber nachmalige Papft Pius II. (1405—1464), erfundigte sich bei einer Besuchsreife in England bei dem Könige Jakob nach dem wunder= baren Baume, der den ältesten Nachrich= ten gemäß an den holländischen und eng= lischen Rüften wachsen follte. Man berwies ihn, wie er launig im 46. Kapitel feines Werfes de historia Europae er= zählt, nach Schottland. "Als wir biefer Sache begierig nachforschten," fest er bin= zu, "erfuhren wir, daß die Wunder immer weiter zurückfliegen und daß der berühmte Baum nicht in Schottland, sondern auf den Orkaden gefunden werde." Bon nun ab wagte man nur noch die Inseln Bo= monia oder Mainland (den Bischofssit) als die wahre Seimat des Ganfebaums zu bezeichnen.

Aberje mehr die Sage bestritten wurde, besto eifriger wurde sie von den Geistlichen verteidigt. Man konnte auch nicht absehen, wie weit die Konsequenzen der alles leugenenden Wissenschaften an der Phorte der neuern Zeit noch führen würden. Fanatische Asketen waren überdem bereits so weit gegangen, mit dem Genuß der Bögel auch den ihrer Eier zu perhorresziren, und man durste daher keinenfalls die einzige "Thatsache" preisgeben, welche die Ent-

wicklung ber Bögel aus Wassertieren bewies und damit den stillschweigend gedul= beten Genuß dieser Bögel in den Fasten rechtfertigte. In diesem Sinne half nun niemand der Fabel wirkfamer auf, als der Ranonikus von Aberdeen, Hektor Boece (Boëthius, 1465—1536), welcher im Jahre 1527 seine Geschichte Schottlands veröffentlichte und dabei den Baumgänsen (im 14. Kapitel der topographischen Ein= leitung) eine sorgfältige Erörterung zu teil werden ließ. Dieser fortan den Zweif= lern immer wieder vorgehaltene Bericht lautet nach Max Müller in einer aus ber lateinischen Urschrift ins Englische übersetten Ausgabe von 1540, wie folat: "Es bleibt nun übrig, von den von ber See genährten Gansen, namens Clakis, zu sprechen. Einige Menschen glauben, daß diese Clakis hier (der Berfasser denkt an die Hebriden) an den Schnäbeln auf den Bäumen wachsen. Aber ihre Meinung ist eitel. Und weil die Natur und Erzeugung diefer Baumganfe fonderbar ift, fo haben wir nicht wenig Mühe und Sorgfalt an= gewandt, die Treue und Wahrheit hier= von zu untersuchen; wir sind durch die Meere gesegelt, wo diese Baumganse er= zeugt werden, und ich finde durch viele Erfahrung, daß die Natur der Meere eine erheblichere Ursache ihrer Hervorbringung ist, als irgend ein ander Ding. Und wenn auch diese Ganse auf manche verschiedene Weise erzeugt werden, so werden sie doch ausschließlich durch die Natur der Meere erzeugt. Denn alle Bäume, welche im Ber= lauf der Zeit in die See geworfen werden, erscheinen zuerst wurmstichig, und in den kleinen Boren und Höhlungen derselben wachsen kleine Bürmer. Zuerst zeigen fie ihren Ropf und ihre Füße, und zu allerlett zeigen fie ihre Federn und Schwingen. Endlich, wenn fie zu dem rechten Maß und ber Größe von Gänsen gekommen find, fo fliegen sie, wie andere Bögel, in die Luft, wie dies in auffälliger Weise bewiesen wurde im Jahre des Herrn 1490; in Sicht vieler Leute wurde bei dem Schloffe Bet= flego durch Anspülung ein großer Baum mit den Wellen ans Land getrieben. Die= fer wunderbare Baum wurde zum Grund= berrn gebracht, welcher ihn bald darauf mit einer Sage gerteilen ließ. Es erschien dann eine Menge von Würmern, die fich aus verschiedenen Söhlungen und Boren des Baumes herauswanden. Einige von ihnen waren roh, wie wenn sie eben neu geformt worden wären. Ginige hatten bei= des, Ropf, Füße und Flügel, aber fie hat= ten keine Federn. Einige von ihnen wa= ren vollkommen ausgebildete Bögel. End= lich brachten die Leute diesen Baum, nach= dem sie ihn jeden Tag mehr bewundert hatten, in die St.=Andreas=Rirche neben der Stadt Thyre, wo er noch bis zu un= fern Tagen geblieben ift. Und innerhalb zweier Jahre barnach fam ein ähnlicher Baum diefer Art zufällig in den Meeres= arm von Tay bei Dundee herein, wurm= ftichig und ausgehöhlt, auf dieselbe Weise voll junger Ganfe. Ebenfo ereignete fich in dem Safen von Leith bei Edinburgh wenige Jahre darauf ein ähnlicher Fall. Gin Schiff, der "Chriftoph"genannt, wurde, nachdem es drei Jahre an einer diefer Infeln vor Anker gelegen hatte, nach Leith gebracht. Und weil fein Bauholz verdor= ben erschien, wurde es auseinandergeschla= gen. Sofort zeigten fich (wie früher) alle die innern Teile desselben wurmstichia und alle Söhlungen davon voll Ganfe, in der= felben Weife, wie wir gefeben haben. Wenn übrigens irgend jemand durch gefunde Argumente behaupten wollte, daß diefer "Christoph" aus dem Holz der Föhren ge= macht war, wie sie ausschließlich auf ben Infeln wachsen, und daß alle die Wurzeln und Bäume, welche auf den besagten Infeln wachfen, von derfelben Naturbeschaffen= heit seien, schließlich burch die Natur der See in Banfe aufgeloft zu werden, fo be= weisen wir das Gegenteil davon durch ein merkwürdiges Beispiel, das fich vor un= fern Augen zeigte. Magister Alexander Galloway, Bfarrer von Kunkell, war mit uns auf diesen Infeln, indem er febr ernstlich darauf bedacht war, die Wahrheit diefer dunklen und muftischen Erscheinung zu untersuchen. Und durch Zufall hob er einen Seetang auf, von der Wurzel bis zu den Zweigen voll Muschelschalen ban= gend. Gleich darauf öffnete er eine dieser Muschelschalen, aber dann war er mehr erstaunt als zuvor. Denn er fah feine Fische in ihr, sondern einen vollkommen ausgebildeten Bogel, flein und groß, je nach der Größe der Schale. Diefer Geift= liche, welcher wußte, wie fehr wir uns für fo feltsame Dinge intereffirten, tam haftig mit dem befagten Tang und öffnete ihn bor uns, mit allen den borber erzählten Umständen. Wegen dieser und vieler an= derer Gründe können wir nicht glauben. daß diese clakis von irgend einer Art Bäumen oder Wurzeln derfelben erzeugt werden, sondern allein durch die Ratur bes Dzeans, welche die Urfache und Er= zeugung vieler wunderbarer Dinge ift. Und weil das robe und unwissende Bolk oft die von den Bäumen (welche neben der Sce standen) fallenden Früchte sich in Bänfe verwandeln fab, fo glaubte es, daß diese Ganse auf den Bäumen wüchsen, an ihren Schnäbeln hängend, so wie Apfel und andere Früchte an ihren Stielen hänsen, aber seine Meinung läßt sich nicht halten. Denn sobald diese Apfel oder Früchte von dem Baum in die Meerslut fallen, werden sie zuerst wurmstichig. Und nach furzer Zeit werden sie in Gänse verswandelt."

Mit diefer ausführlichen Erörterung, die in der Regel an erster Stelle citirt wurde, und auf die Autorität des fo ge= wissenhaft alle Umstände erwägenden Bo= ëthius hin war nun die durch Albert den Großen und Aeneas Sylvius etwas in Mißfredit gekommene Mythe wicderum und fast auf zwei Jahrhunderte rehabilitirt, die Bernifelmuscheln wurden eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges aller Muscen und Ruriositätenkabinette, und die Bernikelgänse zu einem großartigen San= delsartifel, indem man sie in ungeheuren Mengen an den holländischen und eng= lischen Küsten fing, einsalzte, räucherte und tonnenweise als Fastenspeise auf die Markte der fatholischen Städte brachte. Man bemerke, daß diefes ganze Gebäude muthologischer Naturwiffenschaft von Geist= lichen aufgebaut war, denn alle bisher genannten Autoren, mit Ausnahme des auf die Autorität der Mönche von Faversham berichtenden Gervafius, waren Mönche, Abte oder Bischöfe. Die Gelehrten und Naturforscher saben diese bis ins einzelne ausgeklügelte Theorie meift ebenfalls durch die Brille der Theologen. Baptista Por= ta, Cardanus, Aldrovandi und alle diese gelehrten Serren erinnerten sich bei der Schilderung des Boëthius der Beispiele, welche Aristoteles von den durch Butrefaktion entstehenden Tieren angeführt, und wagten nicht länger zu zweifeln. Die meisten hatten das Ding im einge= trodneten Zustande gesehen und gefunden, daß das in der Schale wie in einem Gi liegende Tier, bei den Entenmuscheln fo= wohl wie bei den verwandten, stiellosen Seeeicheln (fiehe Fig. 6), von ungefähr fo ziemlich einem Bogelembrho glich.

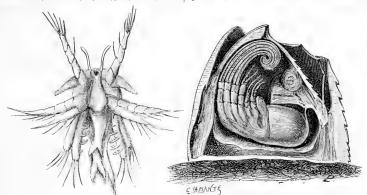


Fig. 5. Naupliuslarve ber Entenmufchel.

Fig. 6. Gin Rankenfüßler (Balanus tintinnabulum) in der aufgeschnittenen Schale.

Julius Cafar Skaliger erzählt uns von dem Crabans genannten Tier, wel-

ches zu der Rätselfrage: welches Tier weder Fisch noch Fleisch sei? Unlaß gegeben hatte,

Fig. 6.

in diefer Richtung folgendes*): "Dem beften und größten Könige Franz war eine nicht allzu große Muschel, mit einem fast völlig ausgebildeten Bögelchen drinnen, gebracht worden, man erfannte die Saume ber Flügel, den Schnabel und die aus dem Munde der Muschel heraushängenden Fuß= fpigen." Er erinnert babei an Bäume, beren Laub sich in Fische, und an andere, deren Laub sich in Bögel verwandele. Chensolvenig bezweifelten die meisten an= bern Gelehrten des 16. Sahrhunderts, daß das in der Muschel liegende Tier ein Böglein fei, deffen natürliche Entwicklung eben durch den Muschelzustand führe; nur Martin Delrio witterte, wie in allem, auch hier Teufelssput und meinte **), die aus Früchten und faulem Schiffsholz ent= stehenden Bernikelganse seien Werke der Bauberer und Begen in Schottland und auf den Sebriden. Als der berühmte Boly= histor Konrad Gesner (1516-1565) bei Abfassung seiner Tiergeschichte zu den Bernikelgänsen fam, wandte er fich an den englischen Gelehrten Wilhelm Turner um Ausfunft über die Wahrheit der Sache. Dieser antwortete ibm, es sei nicht im mindesten fabelhaft, vielmehr von gabl= reichen ehrenwerten und gelehrten Augen= zeugen bestätigt, daß nicht nur die Bernikelgans, sondern fogar noch ein zweiter schottischer Bogel, gleich Baumschwämmen, aus Baumzweigen und verwefenden Schiffs= trümmern hervorwüchse. Bum Überfluß wandte er sich an einen irischen Geistlichen namens Octavius, welcher, "bei dem Evangelium, welches er bekannte, fchwörend, erwiederte, es sei vollkommen wahr (verissimum), was Giraldus über die Entstehung dieser Bogel berichtet habe, und er felbst habe die noch roben Bogel mit seinen eigenen Augen gesehen und mit seinen Sänden berührt." In ähnlichen Beteuerungen erging sich ber Londoner Magister der Chirurgie John Gerard in feinem 1596 veröffentlichten Pflanzen= buch (Herball), welches im wesentlichen eine Übersetung des Dodoensschen Werkes ist. "Was aber unsere Augen gesehen und unfere Sande berührt haben, werden wir fund thun," beginnt er seinen Bericht als Augenzeuge und giebt dazu ein Bild, wie er es gewiß niemals gesehen hat, nämlich einen aufrechtstehenden fleinen Baum auf den Meerestlippen, einem bor den Blattern blühenden Magnolienbäumchen ähn= lich. In den die Blüten vorstellenden Muschelschalen ift, fagt er, ein Ding ent= balten .. in Gestalt einer gleichsam fein zu= fammengewobenen Seidenspite von weiß= licher Farbe; das eine Ende derfelben ift im Innern der Schale befestigt, gerade so, wie die Tiere in den Auftern und Mu= scheln es find; das andere Ende sitt am Bauche einer roten Masse oder eines Klumpens fest, der mit der Zeit die Gestalt und Form eines Logels bekommt: wenn er vollkommen ausgebildet ift, flafft die Schale auf, und was dann zuerst erscheint, ist die zuvor erwähnte Spite oder Borte; zunächst kommen die heraushangenden Beine des Vogels, und indem er heranwächst, öffnet er allmählich die Muschelschale, bis er end= lich ganz berausgekommen ist und nur am Schnabel hängt; nach einem furzen Zeit= raum gelangt er'zu voller Reife und fällt in das Meer, wo er Federn bekommt u.f.w." Bier haben wir alfo aus einer Beit, in

^{*)} Exotericarum exercitionum, lib.XV, de subtilitate ad Cardanum. Paris, 1557. Exerc. 59.

^{**)} Disquisit. magic. II, 13.

welcher die entwicklungsgeschichtlichen Studien eben begannen, die vollständige Ent= widlungsgeschichte dieses Bogels mit der die geringsten Zweifel beseitigenden Schluß= wendung: "Wer irgend die Wahrheit da= von bezweifeln follte, mag fich gefälligst zu mir bemühen, und ich werde ihn durch die Musfage guter Zeugenzufriedenstellen." Man kann sich schließlich kaum mehr wunbern, daß nach fo umftändlichen Beschreibungen und feierlichen Beteuerungen schließlich niemand mehr an ber Sache gu zweifeln wagte, und findet es gewiß verzeihlich, wenn er bei Uluffes Aldrovandi, in deffen 1599 erschienener Natur= geschichte der Bögel (Ornithologia c. 23), als lebendiges Zeugnis für die Stärke des damals herrschenden Autoritätsglaubens lieft: "Es giebt derjenigen Autoren, welche die monftrose Erzeugung (der Bernikel= gans) behaupten, eine fo bedeutende Unzahl und darunter so große Namen, daß es unrecht erscheinen wurde, gegen fie urteilen zu wollen. Da gleichwohl einige anders über diesen Ursprung schreiben und sich in vielen Dingen widersprechen, indem einige vorziehen, die Tiere aus der Fäul= nis des Holzes, andere aus ins Meer gefallenen Früchten, noch andere aus Muscheln entstehen zu lassen, und noch andere dem Meerwaffer jener Regionen eine folche Fähigkeit zuschreiben, so halte ich mein Urteil hierüber gurud. Dennoch will ich lieber mit so vielen irren, als so hoch berühmte Schriftsteller anbelfern (oblatrare), welche außer dem, was über die Eintagsfliege (bie aus bem Schlamm entstehen sollte) gilt, auch dasjenige bestimmt, was Aristoteles von einem Schaltiere mitteilt, welches aus dem schaumigen Rot ber Schiffe bervorwächst. Daß man mitunter Sier jener Bögel gesehen hat, widerslegt die Sache nicht, denn aus dem Fäulnisprozeß entstandene Tiere können später auf geschlechtlichem Wege fortgepslanzt werden, wie aus dem sehr bekannten Beispiele der Mäuse (murium, wahrscheinlich sind hier aber die sogenannten Seemäuse gemeint) klar genug ist."

Die Bemerkung bes letteren Sates bezieht sich auf die von ihm genauer mit= geteilte Beobachtung hollandischer Gee= leute, über deren Expeditionen nach Spik= bergen im Jahre 1599 ein Bericht von Gerhardus de Bera aus Amsterdam erschienen war. "Darauf zu einer in der Mitte liegenden Infel rudernd," erzählt Gerhard an der einen Stelle seines Be= richtes*), "erblickten wir auf berselben zahlreiche Gier ber Bernifelganse (welche die Hollander Rotganfe nennen), und faben fie felbst auf den Nestern brütend; die da= vonfliegenden schrien rot, rot, rot (woher jener Namen), und wir töteten eine davon durch einen Steinwurf, die wir samt ca. 60 Giern, die wir ins Schiff gebracht hat= ten, fochten und agen. Jene Ganfe ober Berniclae waren wirkliche fogenannte Rot= gänfe, wie sie in manchen Jahren in großen Massen bei Wieringen in Holland an= kommen und gefangen werden, und von denen bisher unbekannt war, wo sie ihre Gier legen und die Jungen aufziehen. Daher die Thatsache, daß einige Autoren sich nicht scheuten, zu schreiben, daß sie in Schottland auf Bäumen geboren würden, aus deren über das Wasser hinausreichen= den Zweigen sogleich schwimmende Junge der Gänse erzeugt würden, wenn die Früchte ins Waffer fielen, während fie auf bem

^{*)} Trois Navigations faites par les Hollandais au Septentrion. Paris, 1599, p.112.

Lande verdürben und nicht zur Reife gelangten. Wie falsch das sei, ist nun offenbar. Aber kein Bunder ist es, daß man bis jetzt nicht gewußt hat, wo diese Bögel brüten, da niemand (soweit bekannt) bis zum achtzigsten Grade gelangt ist."

Man hätte denken follen, damit wäre nun die seit fünf Sahrhunderten ventilirte Frage nach dem Ursprung der Bernikelgänse endgiltig entschieden und vergessen gewesen, zumal auch der sonst so einfluß= reiche Sarven in feinem Buche über die Erzeugung der Tiere sich gegen die Bernikelsage aussprach, wobei er erzählte, daß die Felseninsel Bas unweit Stinburg im Mai und Juni mit Meervögelnestern und =eiern derartig infrustirt sei, daß man nicht wisse, wo man den Kuß hinsetzen folle, während die Schwärme der aufgescheuch= ten Bögel die Sonne verdunkeln und ihr Geschrei jedes Gespräch unmöglich mache. Aber die Geistlichkeit wollte die ihnen fo wichtige Muthe schlechterdings nicht aufgeben, und man wußte sogar die Unmaffen der im Norden gesehenen Bernikeleier un= schädlich zu machen, indem man die alte Mär ein wenig barnach modifizirte. Der Jesuitenpater Athanafius Kircher (1601 bis 1680), welcher in der Gelehrtenrepublik des 17. Jahrhunderts ein großes Wort führte, suchte, ohne die neueren Beobach= tungen in Frage zu stellen, ben alten Glauben um jeden Preis aufrecht zu er= halten. Nachdem er in seiner Ars magnetica*) erzählt, daß in Chili ein Baum vor= fomme, deffen Wurzeln das Gift der Schlangen auffaugen und deffen Blätter fich nach dem Herabfallen erft in Würmer und diese dann in die ganze Erde bedeckende Schlangen verwandeln, fährt er wörtlich

*) III. Ausgabe (Rom, 1654), S. 493.

fort: "Auf dieselbe Weise werden, denke ich, jene Enten des schottischen Meeres ober der Bebriden erzeugt. Denn da die Gegen= den des Nordens von einer Ungahl dieser Enten erfüllt find, geschieht es, daß fie eine Anzahl ihrer Gier auf Eisschollen ab= legen. Wenn diese bernach von den Wellen des Eismeeres zerbrochen find und das Gelbei herausgefloffen, dieses aber durch die Gewalt des Windes gegen die Hebriden getrieben worden ift, bann hängt fich bie befruchtete Materie der Enten an einzelne Bäume und verfaulende Schiffstrummer, woselbst sie mit Beihilfe eines gewissen Saftes des Holzes zuerst in Würmer und dann in Bögel verwandelt wird." Wahr= scheinlich war es diese Idee, welche den wikigen Cyrano de Bergerac (1620 bis 1655) veranlaßte, in feiner Reife durch die Staaten der Sonne und des Mondes die "Kaltblütigkeit" der Bernikelgänse da= durch zu erklären, daß fie aus dem ins Waffer verbreiteten Samenschleim der Eistiere (Glaçons = Remora) entständen. Das ganze Nordpolarmeer fei von diesem außerordentlich falten Schleime fo erfüllt, daß wenn ein Schiff bineingelange, das Holz davon zu Würmern zusammengezogen werde, aus denen nachher Bögel entstän= den. "Ihr der Wärme beraubtes Blut," fett der Autor spöttisch hinzu, "macht, daß man sie trot ihrer Flügel zu den Fi= schen rechnet. Auch verbietet der Papst, der ihren Ursprung gang genau fennt, nicht, fie in den Fasten zu effen. Es find, wasibr (in Frankreich) Macreuses nennt. "*) Außerdem nannte man fie dort Sapinettes, weil sie aus dem Safte der Tannen (sapin) entstehen sollten.

^{*)} Ausgabe von B. L. Jacob. Paris, 1858, S. 254.

So hatte fich felbst die direkte Beobachtung der brütenden Bögel sowohl wie der angeblichen Entwicklung als unfähig bewiesen, das alte, dem Klerus erwünschte Märchen zu befeitigen. Noch das ganze siebzehnte Jahrhundert glaubte mehr oder weniger fest an die Wahrheit desfelben und bethätigte sein reges Interesse für die merkwürdige Affaire durch Abfassung und eifriges Studium einer Reihe von Monographien über den fesselnden Gegenstand. Wir nennen darunter diejenigen von Mi= chael Mayer*), J. E. Bering **), Un= tonius Deufingius ***), G. Jund+) und Andre de Graindorgett), jest zum Teil fehr feltene Werke, die bem Schreiber diefer Zeilen meift nur dem Titel nach, oder aus Auszügen und Citaten bei andern Autoren bekannt geworden find. Michael Mayer, Pfalzgraf und Leibarzt Rudolph II., war noch vollfom= men von der Wahrheit der wunderbaren Metamorphose überzeugt, hat den in den Muschelschalen wie in feinem Ei liegenden Fötus des Logels selbst gesehen und sich überzeugt, daß er Schnabel, Augen, Füße, Flügel und selbst angehende Federn besitt; er schreibt dem Harze der Tannen und den Algen, die auf dem Tannenholze wachsen, einen befondern Einfluß bei der

Erzeugung dieses Tieres zu, und kann sich nicht enthalten, an die halb vegetabilische. halb animalische Natur des elternlos ae= borenen Tieres höchft bedenkliche religiöse Betrachtungen anzuknüpfen. Sein viertes Rapitel versucht darzulegen, quod finis proprius hujus volucris generationis sit ut referat duplici sua natura, vegetabili et animali, Christum Deum et hominem, qui quoque sine patre et matre, ut ille existit." Bu feiner Ent= schuldigung mag dienen, daß der Kirchen= vater Bafilius der Große die Geburt bes Jungfrauensohnes der ungeschlecht= lichen Geburt des — Geiers*) verglichen hatte. Von den übrigen Autoren fann ich nur fagen, daß Deufinaius die Kabel als solche anerkennt, während das über= aus feltene Werkchen von Graindorge besonders die Frage behandelt, ob man den Vogel weiter als Fisch betrachten und in den Fasten effen dürfe. Denn daß ber Bogel nach wie vor bis zum 18. Jahr= hundert von Holland und England aus geräuchert und eingefalzen auf die deut= schen und frangösischen Märkte fam, bezeugen nacheinander Nierenberg, Gon= tier und Le Grand d'Auffy. "Noch vor wenigen Jahren," erzählt Gontier in seinem Tractatus de sanitate tuenda (1668) "fam gegen Frühlingsanfang ber im ganzen einer Ente ähnliche Meervogel in Paris auf den Markt." Mit ihm und unter seinem Freibriefe gleichsam wurde aber, wie Le Grand d'Auffn verfichert, noch anderes Meergeflügel (le pilet, le vernage, le blairie 2c.) eingeführt. Schließ= lich wurde die Frage sogar an die Afade= mien und gelehrten Gesellschaften gebracht.

^{*)} Tractatus de volucri arborea absque patre et matre in insulis Orcadum forma anserculorum proveniente. Francofurti, 1619.

^{**)} De Ortu avis britannicae. Witebergae, 1665.

^{***)} Dissertatio de Anseribus Scoticis. Jahreszahl unbefannt (vor 1667).

^{†)} De avis britannicae vulgo anseris arboreae ortu et generatione. Regiomonti, 1689.

^{††)} Traité de l'origine des macreuses. Caen, 1680.

^{*)} Bergl. Rosmos, Bd. VII, @ 199.

In den Schriften der Londoner Röniglichen Gefellschaft vom Jahre 1677-78 findet man einen Bericht des schottischen Rates Sir Robert Moray, deffen Aufnahme zeigt, daß dieser gelehrten Körperschaft die Bernikelfrage zu jener Zeit noch als eine offene erschien. Der Berichterstatter glaubte aus der röhren= oder gurgelförmigen Be= ftalt des Stieles ichließen zu follen, daß die Muschel und der in ihr enthaltene "Bogel" die zu feinem Wachstum und Gedeihen erforderlichen Nahrungsftoffe durch diese Röhre aus dem Baume ober Holze fauge, an welchem fie hängt. "Den Bogel," fagt er, "fand ich in jeder Diuschel, welche ich öffnete, in den kleinsten wie in den dicksten, so zierlich und voll= fommen ausgebildet, daß in bezug auf die innern Teile an einem vollkommenen See= vogel nichts zu fehlen schien, indem jeder fleine Teil so deutlich erschien, daß das Bange wie ein großer, durch ein konkaves oder Verkleinerungsglas betrachteter Vogel ausfah, indem die Farbe und Körperbil= dung überall flar und nett war. Der fleine Schnabel wie der einer Gans, die Augen markirt, Ropf, Sals, Bruft, Flügel, Schwanz und Füße ausgebildet, die Federn überall vollkommen geformt und schwärzlich gefärbt, und die Füße, fo gut id mid noch erinnere, gleich denen anderer Wasservögel. Da alles tot und vertrocknet war, so sah ich nicht nach den inneren Teilen derfelben." Es muß hier bemerft werden, daß der Verfaffer nur folde Enten= muscheln geöffnet und betrachtet bat, die an einem seit längerer Zeit im trodnen befindlichen Stamm faßen, gleichwohl ift die Kraft der Phantasie bewundernswert, die in denselben "vollkommen ausgebildete Bögel" zu erkennen imstande war. Bur Steuer der Wahrheit setzt übrigens der Berfasser hinzu: "Ich habe nie eines dies ser Bögelchen lebendig gesehen, oder einen getroffen, der dies gesehen hätte."

Im Beginne des vorigen Jahrhunderts fam, wie Le Grand d'Auffy erzählt, die Sache nochmals vor eine gelehrte Gefellschaft. Mehrere gewissenhafte Versonen, die aus dem Wirrsal der einander wider= strebenden Meinungen nicht klug werden fonnten und doch gerne Bernikelganse in den Kaften gegeffen hätten, falls man ihnen bätte sicher sagen können, daß es Fische wären, wandten sich im Jahre 1708 an die Parifer medizinische Fakultät, um ein verläßliches Gutachten zu erhalten. "Diese ernannte eine Kommission von acht Doktoren, welcher fie," um mich der Ausdrücke des Dr. Secquet*) zu bedienen, "diese Materie zu überlegen und zu untersuchen auftrug. Endlich, nach reiflicher Erwägung und ernsthaften Untersuchungen, wurde die Kakultät am 14. Dezember 1708 versam= melt, hörte den Bericht dieser Doktoren an, deliberirte darüber und entschied end= lich, daß die Bernikelgänse und ihresglei= den nicht für Fische paffiren könnten."

Der entwicklungsgeschichtliche Mythus, ber sich auf diese Weise vom zwölsten bis ins achtzehnte Jahrhundert trotz mancher Ungriffe lebensfähig erhalten hatte, versblaßte nun endlich mehr und mehr, soll aber, wie mehrere Autoren behaupten, in unserm Ausdrucke "Zeitungsente" (für falsche Nachricht) verewigt worden sein. Es ist aber wohl wahrscheinlicher, diesen Ausdruck auf eine in den Reformationszeiten in Mode gekommene polemische Verzehung des Wortes Legende zurückzusüh:

^{*)} Traité des aliments de carême, tome I, p. 272.

ren. In ber Form Lugende kommt das Wort 3. B. im Simplicissimus vor.

War aber auch der Glaube an die Entstehung ber Bernikelganse aus ben Entenmuscheln widerlegt und aufgegeben, so dauerte es doch noch ein ferneres Jahr= hundert, bis die wahre Natur und Ber= wandtschaft ber Entenmuscheln erkannt wurde. Nach bem Vorgange des Danziger Molluskenkenners Brenn († 1685) hatte man fich gewöhnt, die Lepaden und Seeeicheln (Balaniden) als eine besondere Ab= teilung der Muscheln zu betrachten, indem man sie, wegen ihrer aus mehr als zwei Stücken bestehenden Schale als vielklap= pige Muscheln (Multivalvia) unterschied. Diese Auffassung ließ Linne gelten und bezeichnete die Bernicla zum Angedenken ber wunderbaren Mythen, die fich an fie geknüpft hatten, als ententragende Napf= schnecke (Lepas anatifera). Dieselbe Un= sicht, daß die Bernicla zu den Mollusken gehöre, teilte noch in unserm Jahrhundert ber große Cuvier. Aber ber mit einem fcharfen Blid für die natürliche Berwandt= ichaft begabte Lamard erfannte, daß biefe Tiere feinestwegs zu den Mollusten gehören, und machte eine besondere Rlaffe, bie der Rankenfüßler oder Cirripedien, aus ihnen. Er erkannte beutlich ihre ana= tomische Übereinstimmung mit den Artiku= laten und hätte sie gerne zu den Krustazeen gestellt, aber die Schalen und der Mangel des Kopfes und der Augen hielten ihn da= von ab. Wir können auf die weitere Ent= wicklung unserer Renntnisse über dieselben diesmal nicht genauer eingehen, und wol= len nur bemerken, daß fich Darwin um die Kenntnis der lebenden und fossilen Cirripeden durch mehrere Monographien besondere Verdienste erworben hat. Nur

muffen wir noch furz andeuten, daß das Tier, welches im Mittelalter zu ben frühe= ften entwicklungsgeschichtlichen Studien Anlaß gegeben, auch in der Neuzeit eines ber intereffantesten und für die Darwin= sche Theorie lehrreichsten Objekte ge= blieben ift. Der englische Naturforscher Thompson erkannte zuerst (1835) deut= lich, daß die ichon im vorigen Jahrhundert, um 1767, von dem niederländischen Ratur= forfder Slabber beobachteten Larven ber Entenmuschel freilebende Tiere find, die der von Friedrich Müller Nauplius genannten und von Frit Müller als allgemeine erste Larvenform des gesamten Krebsgeschlechtes erkannten gleichen.

Diese Larve ist mit Sinneswerkzeugen versehen und vergleichsweise höher organisirt als das erwachsene Tier, welches infolge seines Aufgebens der freien Bewegung und Festwachsens auf fremden Gegenständen einer höchst merkwürdigen rückschreitenden Metamorphose unterliegt, die namentlich, wenn man sie mit der noch weiter rückschreitenden Metamorphose der Burzelkrebse (Rhizocephala) vergleicht, zu den lehrreichsten Beispielen für den Einfluß der Lebensverhältnisse auf die Gestalt eines Tieres und für die gesamte Darwinsche Theorie gehört.

Ja, als ob die Natur den alten Glauben an die Erhebung des Wassertieres in die freie Luft hätte rechtsertigen und zeigen wollen, daß sich diese Tiere wirklich den so verschiedenen Lebensbedingungen des Bogels haben anpassen können, hat die Neuzeit uns mit einer wirklichen sliegenden Bernikla bekannt gemacht, der Bogelmuschel (Ornitholopas). Bei der vor fast einem Jahrzehnt stattgefundenen Erde

umfeglung bes italienischen Schiffes Magenta haben nämlich bie Naturforscher berfelben fowohl im füdlichen Teile bes Atlantischen wie bes Indischen Dzeans wiederholt einen Sturmvogel (Priofinus cinereus) geschoffen, der an seinem Bauche fleine, festgesogene Entenmuscheln trug, als habe der Vogel wirklich eine generelle Begiebung zu diefer Tierklaffe und es fei feine junge Brut, die er mit fich führe. Die Natur spielt mitunter in der That sonderbar! Wie ihren vielbewunderten Berwandten der Algenzweig oder das im Meere schwimmende Holzstud, fo bient dieser kleineren Urt, welche Brofessor Targioni Tozzeti die Bogelmufchel (Ornitholepas) actauft hat, der Bauch jener in furzen Unterbrechungen immer wieber die Flut berührenden Sturmvögel als Unheftungefläche. Aber während ihre im Meere bleibenden Berwandten den Un= ariffen aller möglichen Scetiere ausgesett find und vielleicht selbst von ihrem angeb=

lichen Fleisch und Blut, der Bernifelente. nicht verschont bleiben, entziehen sie sich mit Hilfe erborgter Flügel allen berartigen Nachstellungen. Höchst lehrreich ift es ba= bei, zu feben, wie sich ber Organismus den nochmals veränderten Lebensbedin= gungen angepaßt hat. Das Tier fann fich nämlich tief in fein Schalengehäuse gurud= giehen und fo vor der Austrodnung schüten, die ihm trot der häufigen Rückfehr des Bogels zur Wafferfläche bennoch zu Zeiten broben würde. Einige der nahe verwand= ten Meereichelarten, die sich auf Pfählen ansiedeln, welche abwechselnd von der Ebbe blosgelegt werden, haben eine ähnliche Borfehrung, indem sie während der Ebbe ihre Schalen schließen. So bat also die in ihren Möglichkeiten unerschöpfliche Na= tur der Sage von dem Aufflug der Enten= mufchel aus ihrem heimischen Clement burch diefe Bogelmufchel in, wenn auch ganz ungeahnter Beife, einen Sinterhalt und verföhnenden Abschluß, gegeben.

Der Steinzeit-Grabfund von Kirchheim an der Eck und seine Bedeutung für die deutsche Urgeschichte.

23on

Dr. E. Mehlis.



Feuerberg und Michelsberg, vom Seidfelbe (Dreifuß!) und Monsheim ift in neuester Zeit ein neuer getreten, welcher ebenso-wohl geeignet ist, den innern Zusammenshang in den vorhandenen herzustellen, wie für die ganze Brähistorie eine die Bersgleichung erleichternde Leuchte herzustellen.

Bis jett hat man am Hartgebirge zwar die Spuren des Menschen der vorshistorischen Zeit bloßgelegt, und die Präshistorie reicht genau bei uns am Mittelrhein dis herab auf Cäsars Rommentarien, aber ihm selbst, dem homo sapiens, ist man dis jett nur zu Monsheim, und zwar in Gestalt einiger gewichtiger Schädelbecken, auf die Spur gekommen. Ein Zufall hat, wie so häusig, systematische Ausgrabungen überholt.

Um Bahnhofe zu Kirchheim a. d. Eck, einer Station der Pfälzischen Bahnen, welche 11;2 km nördlich von Dürkheim auf der Plateauhöhe des Diluviums und südlich des kleinen Ecks oder Karlbaches

liegt, war es nötig geworden, längs der Rampe ein zweites Geleife anzubringen: Der ca. 1 m hohe Grund wird abgetragen, und während die Spithaue in ben gelben Lehm eindringt, der auf dem grünen Wafferletten dort aufliegt, trifft fie das Schädeldach eines Stelettes. Es gelang, dasselbe so ziemlich gang der taufendjähri= gen Umarmung des wasserdurchläffigen Thonbodens zu entreißen. Bei forgfältiger Aufgrabung fand fich bas Sfelett in hodender Stellung, mit bem erhobenen Haupte nach Norden blidend. Die Sände waren längs der Seiten bis über bas Bruftbein erhoben, und zwischen den noch erhaltenen Knöcheln lag ein schwärzliches Steinbeil. Dasselbe besitzt eine Länge bon 13cm bei einer durchschnittlichen Breite von 5.cm. Die obere Seite hat eine konkave Zuwölbung, die untere eine plane; die Schneiden bilden am dem breiteren Ende einen ziemlich regelmäßigen Halbkreis. Das ganze Instrument besteht aus Melaphyr ober Aphanitmandelftein, einem harten plutonischen Basite, welches auf der Sobe des Sunsrucks und in nächster Fundstelle zu Waldböckelheim an der Nahe vorkommt. Kirchheim und Wald= böckelheim mögen in der Luftlinie c. 5 Mei= len von einander entfernt fein, dazwischen

liegt der ganze Donnersberg. Zwischen dem in fpikem Winkel fich treffenden Ober= und Unterschenkel lagen am Boden mehrere zerbrochene keramische Überreste. Und zwar fann man unter biefen Gefäßresten zwei Arten unterscheiden. Die eine, roh und plump, zeigt eine schlecht gebrannte, mit Quarzgruß vermischte Wandung von 11, bis 13 4 cm Dide. Die Grundfarbe biefes weitbauchigen Gefäßes mag gelbbraun gewesensein. Statt bes Bentels besitt basfelbe einen ftark ausgeladenen Buckelanfat; einige Zentimeter unter dem ichwach einge= bogenen Rande umziehen das Gefäß zwei horizontale Reihen von mit dem Nagel ein= geprägten Tupfen. Weiter unterhalb wird dasfelbe, wie aus den nicht unbedeutenden Fragmenten zu erkennen, von einer schwa= den, mit leichten Eindrücken versehenen wulftförmigen Leiste umzogen. Das zweite Gefäß feingeschlemmter Thon; die innere Farbe zeigt eine fast weißgraue Ruance; das Außere und Innere des Gefäßes da= gegen eine matte, schwarze Karbe. Verziert ist dieses feinrandige, taffenförmige Geschirr mit horizontalen und vertifalen Reihen von ellipsoidischen Eindrücken, welche gezahnte Blätter zwischen vieredigen Figuren barzustellen scheinen. Diese Gindrucke find im Gegensat zu denen an dem andern, tiegel= förmigen Gefäße fehr forgfältig und gleich= förmig mit einem Boffirstab in den weichen Thon eingestochen und, wie der Augen= schein lehrt, mit einer weißen Kittmaffe (Borzellanerde? diefelbe kommt in unmittel= barer Nähe, bei Grünftadt und Albsheim, in starken Lagern vor) ausgefüllt gewesen. Der Wandungsdurchmeffer dieses eben= falls ohne Drehscheibe hergestellten Ge= fcbirrs beträgt 2-3mm. In gleicher So= rizontale und in nächster Nähe lagen meh=

rere ftarte, zerschlagene Tierfnochen, ebenso Reste von einigen Tierkiefern, welche teil= weise einer Sirschart, teilweise dem Schafe angehören. Nach der Untersuchung Brof. Dr. Walbebers zu Straßburg hat ber wiederhergestellte menschliche Schädel männlichen Typus und eine dolichokephale und chamäkephale Form, d. h. er ist im Berhältnis zur Breite ziemlich lang und niedrig. Die größte Länge beträgt 19,8 cm, die größte Breite 13,6, die gange Sobe (nach Eder) 13,2. Der Längenbreiteninder = 68,7, der Längenhöheninder = 66,7, der Breitenhöheninder = 97,7. Der Schädel ist durchweg didwandig, dabei symme= trisch gebaut, ohne kammähnliches Borspringen der Pfeilnahtgegend, und zeigt starke Augenbrauenbogen, sowie gut ent= wickelte Muskelvorsprünge auf. Ober= und Unterkiefer sind prognath und auffallend maffig gebaut, der Raum zwischen den beiden Unterfieferäften erscheint fehr enge. Die Stirngegend erscheint sehr niedrig und furg; der Torus am hinterhaupte ftark entwickelt. Alle Form= und Magverhältniffe des Schädels entsprechen nach Waldeners Worten Charafteren, wie wir sie von Schädeln aus prähistorischer Zeit ten= nen gelernt haben, und nähern fich in man= den Beziehungen denen, welche wir bei den ältesten uns bekannt gewordenen finden.*)

Imauffallenden Gegensatzestehen hierzu die Dimensionen der übrigen Stelettteile, welche eher auf ein Femininum schließen ließen. Der ganze Mensch besatzeine nur mittlere Körpergröße (linker Humeruß = 30,4 cm, linkeß Femur = 40,5 cm) und einen mehr grazilen als massigen Körpers

^{*)} Schädel vom Neauderthal und Engisheim, Cro-Magnon-Rasse; vergl. Quatrefages, Das Menschengeschlecht, 2.T., S. 29-32.

bau. Die untern Ertremitäten sind da= gegen gedrungen und fräftig entwickelt, vor allem die Fibulae. Vorhandene Rippen= fragmente laffen auf einen fräftigen Thoraxban schließen. Im ganzen fei bemerkt, daß trot ber eifrigen Suche nach Grabfunden im Rheinlande bis jest fein einziges vollständig erhaltenes Stelett aus der Steinzeit Westdeutschlands unferes Wiffens - bem Anthropologen vorliegt, während allerdings aus dem Often Deutschlands einige Skelette aus= gegraben find, welche in Lage, Beigabe und anatomischem Bau auffallenderweise mit unferm Grabfunde forrespondiren.*) Auch die bezeichneten zwei Stelette aus Oftpreußen waren in hockender Stellung mitzusammengezogenen Schenkeln beerdigt. Es dürfte übrigens diefe Beerdigungs= lage dem gewöhnlichen Ruhezustande im Leben bei diefen prähiftorischen Stäm= men entsprechen und dieselbe in keine Barallele mit der Lage des Fötus im Mutter= leibe zu feten fein. Wo eine naheliegende einfache Erklärung genügt, wozu eine transfzendentale bei einfachen Ratur= völkern aufrecht erhalten?

Nehmen wir nun den ganzen Fund, wie er feststeht, so haben wir hier ein auf niederer Kulturstuse stehendes Menschensindividuum vor uns, welches mit der Hackendies und keine Waffe stellt das Steinsbeil vor — bereits dem Boden den Samen einsügte, welches bereits die Töpferkunst ausübte und sowohl domestizieres Bieh (das Schaf!) um sich hatte, wie der Jagd nach Hochwild nachging (der Hick). Nach der Aussage glaubwürdiger Zeugen

stand an dieser Stelle dieser eine Stelett= fund nicht allein, sondern es wurden beim Bahnbau 1872—1873 eine Reihe von Knochen an dieser Stelle bem Boben ent= nommen. Aller Bahricheinlichkeit nach lag bemnach hier am Sochufer bes Edbaches, auf sonnigem, schwachgeneigtem Plateau so gut ein ganzer Friedhof der Urzeit, wie zu Monsheim am Sinkelstein auf dem Bochufer der Pfrimm, deffen Ausbeute Professor Lindenschmit Ende der siebziger Sahre gewann und im Museum zu Mainz nieder= gelegt hat. Wenn wir die Fundstücke an Geschirr und besonders die Verzierungen baran, beren Charafter man treffend als "Monsheimer Typus" bezeichnen kann, genau vergleichen mit den feramischen Resten von Kirchheim a. d. Eck, wenn man die Kittpaste, die horizontalen Einkerbun= gen, die vertifalen blattähnlichen Figuren, die topf= und taffenförmigen Formen der= selben genau betrachtet und studirt, so wird wohl niemand sich der Analogie und des Varallelismus mit der Kirchheimer Reramif entschlagen fönnen.

Die Gefäße von Monsheim*) und Kirchheim stimmen in Technik, Form und Ornament bis auf den "Tupf" mit einender überein. Aber nicht genug! Dieselbe Parallele kehrt wieder bei den Steinbeilen, die mit ihrer konkaven Horizontalfläche und mäßiger Schneide nach Lindensch mit als Ackerwerkzeuge benützt wurden**), ferner bei der gleichfalls hocken den Lagerung der Skelette und bei dem Bau der Schädel von Monsheim. Professor Eder hat über letzteren Punkt eine muster=

^{*)} Bergl. Katalog ber Ansstellung präshistorijcher Funde Deutschlands. Berlin, 1880. 3. 429, Nr. 29—36.

^{*)} Bergl.,,Ardiv für Anthropologie", 1868, III. Bd., S. 101—136 und Tafel I; vergl. auch Mehlis, "Studien", III. Abt., S. 23—24.

^{**)} Bergl. l. c., S. 104—105 und Tafel II.

giltige Untersuchung im "Archiv für Anthropologie" angestellt, und wir können hier nur zur Barallelfetung erwähnen, daß der Längenbreiteninder des erften Schädels von Monsheim 71,8, der des zweiten 75,2 beträgt, und daß der des dritten Chamä= kephalie aufzeigt. Bemerkenswert ift ferner der Roinzidenzfall, daß der erfte Mons= beimer, wie der Kirchbeimer, einen engen und schmalen Unterfiefer besitzt. Mit gang ähnlichen Beigaben kennt Prof. Linden= fcmit Gräber ber Steinzeit aus ber Begend des linken rheinischen Sochufers nörd= lich von Kirchheim und Monsheim. Er bezeichnet als dahin gehörig die Grabfelder von Ober = und Niederingelheim, ein Cinzelgrab bei Dienheim unweit Oppenbeim, ferner ein Grab von Berrnsbeim. Überall geschliffene Steinwerfzeuge, fleine Feuersteinmesser, angeschnittene Birsch= hornfragmente, Gefäße, hergestellt ohne Drehscheibe, verziert mit roben Tupfen und feinerem Strichwerf. Auch ein Schädel von Niederingelheim stimmt zur Raffe von Monsheim und Kirchheim (Längen= breiteninder = 73.0), während einer von Oberingelheim ausnahmsweise entschieden brachpfephale Ropfform aufweift. Bon ben fechs Schädelnaus Ingelheim, Monsheim, Rirdheim zeigen bennach fünf, oder 830 die längliche, niedere Schädelbildung, wäh= rend nur einer, oder 17%, einen davon ab= weichenden Typus besitzt. Nach den Funden zu schließen, trägt aber die gange Gerie ber prähistorischen Stationen längs bes alten Hochufers des Rheinstromes von Worms bis nach Bingen denselben Rultur= charafter und zeigt die gleichen Erscheinungen eines primitiven Ader= und Jagd= volfes, eines noch halb nomadisirenden Stammes auf.

Darf man sich aus der Leitmuschel der Brähiftorie, der Rulturscherbe, einen Schluß erlauben — und warum foll dies nur dem Geologen geftattet fein? -, fo behnten fich diese Niederlassungen aus der hyperboräi= ichen Friedensperiode am Mittelrhein noch weiter nach Often und Süden aus. Bang diefelben Scherben in entsprechender Sohen= lage hat man weiter abwärts der Pfrimm bei Leifelheim aufgegraben; benfelben Th= pus der Gefäße kennt man aus Grabfunden von Albsheim am Gisbach, vom Feuerberg am Ifenachufer, von Ellerstadt, etwas füd= lich davon, und vom Banne des weinberühmten Forst in der Nähe von Nieder= firden. Überall dieselbe robe Kabrifation mit Tupfen, Strichen und Pafteinlage und überall die typischen Steinwerfzeuge. Den Hauptfundplat für diese "Alltsachen" fen= nen wir aber aus der unteren Rulturschicht auf der Riesenfestung der Vorzeit, der Ringmauer bei Dürkheim und aus den un= teren Schichten der prähiftorischen Nieder= laffung auf der gegenüberliegenden Lim= burg.*) Bier ift ja eine flaffische Stätte für die Kulturperiode am Mittelrhein, welche bis ins Detail der älteren Beriode der Schweizer Pfahlbauten entspricht. Sier finden wir das Geschirr mit dem primitiven Tupfen= und Leiften=, Strich= und Blatt= ornament, hier die geschliffenen und durch= bohrten Sammerägte und Beile, Meißel und Pfeile aus Diluvialgestein und anstehenden Mineralien, hier den verzierten Thonwirtel und den durchbohrten Gewebebeschwerer, hier den ovalen Mahlstein und den konischen Kornquetscher, bier endlich die Zeitgenoffen des rheinischen Wilden, den bos brachyceros und den Edelhirsch, den Schelch und

^{*)} Bergl. Mehtis: "Studien", II. Abt. und IV. Abt., S. 101—114.

bas Clentier, bas Wilbschwein und den Fuchs, das Schaf und den Hund, das Pferd und die Ziege, wie sie aus den Tiesen der Schachte auf der Limburg herausbefördert wurden. Nach dem Gesamtkreise der Tunde aus den zehn Stationen der Borzeit am Rande des Hartgebirges und des Donnersberges zu schließen, haben wir in der Ringsmauer den Rückzugsplatz für Menschen und Haustier in den Zeiten der Gefahr zu ersblicken. Nichts stört diesen Schluß der Koinzidenz.

Dem Kachmann wird es nicht entgehen, daß die Bedeutung dieses Grabfundes so= wohl in der lokalen wie in der materiellen Ausdehnung unseres Wissens über die prähistorischen Zustände im Mittelrhein= lande besteht. Als lokale Stationen fom= men zu denen von Ingelheim, Berrnsheim, Dienheim, Monsheim noch fechs neue hinzu, ja aus dem maffenhaften Befunde von Steinwerfzeugen ähnlicher Struftur aus der Gegend von Mußbach und Neustadt (in der Nähe des Ringwalls auf dem Rönigsberge!), sowie von den Defileen des Queichthales am Fuße des prähistorischen Ringwalles auf dem Drinsberge (= Ddins= berg) möchte man auf die Ausdehnung dieser vorgeschlechtlichen Wohnplätze bis an die Queich den Schluß einziehen. Der vordem bis an die Lauter ausgedehnte Waldbezirk, der bis oberhalb hagenau sich erstreckte, trennte, wie es scheint, diese Unsiedelungen von den im Sagenauer Walde und am Rande deffelben gelegenen, welchen Bürgermeister Neffel zur Auferstehung verholfen hat.*)

Was endlich die relative Zeitepoche, sowie die ethnologische Zugehörigkeit die=

fer neuerschloffenen Stationen anbelangt, so giebt ber Rulturfreis berselben feinen Unlag, mit den von Lindenschmit, Eder, Schaaffhaufen geäußerten Un= sichten in Opposition zu treten. Fünf Jahrhunderte höher hinauf als die feindliche Berührung der Itheinländer mit den Rultur= ftaaten des Südens, mit Galliern und Römern, reicht nach ersterem Forscher die Beriode des Grabfeldes am Sinkelstein; diefe Ansiedelungen stammen barnach aus einer Beit, in der die Bölker noch auf den bloßen Binnenhandel diesseits der Alpen und die Beschaffung der wichtigsten Lebensmittel (Aderfrucht und Fleisch), sowie des not= wendigsten Materials für ihre Steinwerkzeuge beschränkt waren. Die genannten drei Anthropologen stimmen darin überein, in den Schädeln die altgermanischen Raffen= eigentümlichkeiten zu finden.

Wenn man nun in den Kreisen der Hiftorifer gewohnt ift, diese Gegend im ca. 6. Jahrhundert v. Chr. in den Händen der Gallier zu feben, fo wollen auch wir uns dieser Supposition, deren ehemaliger Status durch die Nachrichten des Cafar und Tacitus hindurchichimmert, nicht ent= schlagen. Weisen aber alle Momente auf einen echtgermanischen, nach altgewohnter Weise in primitivem Zustande lebenden Volksstamm zwischen Neckar= und Main= mündung hin, fo scheint und eine Nach= richt Strabos hier einen Fingerzeig zu geben. Derselbe zählt IV, 193 als Un= wohner des linken Rheinufers Helvetier, Sequaner und Mediomatrifer auf; unter letteren hat sich ein aus ihrer Heimat von jenseits eingewanderter (περαιωθέν) ger= manischer Stamm (Γερμανικον έχνος) niedergelaffen, die Triboccher. Wie aus einer Stelle weiter unten hervorgeht (Un=

^{*)} Bergl. "Rosmos", III. Jahrg., 5. Heft, "Das Grabhügelfeld von Hagenau".

fang von 194), dachte Strabo sich die Wohnsitze dieses germanischen Stammes zwischen den Grenzen der Mediomatriker und der Trevirer liegend. Zu Cäsars Zeit waren, wie aus seinen Berichten hervorzgeht*), die ersteren vor dem Andrang der germanischen Auswanderung schon jensseits des Vosagus zurückgewichen, während die letzteren noch an den Rhein zwischen Nahe und Mosel grenzten.

Wenn nun das Gebiet der Mediomatrifer sich später auf das Mittelland der Mosel und der Saar bis in die Gegend des späteren Mettlach beschränkte **), fo muß dieser Lage entsprechend ihr Un= teil am Rheinufer vom Hagenauer Forst bis an die Nabe gereicht haben. In dieses, wahrscheinlich damals wald= und fumpfbedectte Terrain, zwischen dem beutigen Bingen und rheinauf bis an die Ufer der Queich, in deren Gebiet die altkeltischen Ansiedelungen Noviomagus, Borbetomagus, Rufiana lagen, haben wir und die germanischen Triboccher als von Alters her eingewandert zu denken. Es liegt dieser Schluß sowohl nach der Ge= staltung der physikalischen Berhältnisse, wie nach den zu Beginn der hiftvrischen Zeit deutlichen Grenzverhältniffen geboten vor uns. In diese bisherige tabula rasa scheint jett das Ergebnis der archäologischen Untersuchung der zehn prähistorischen Stationen am Hartgebirge und Donners= berge, das Resultat der anatomischen Fest= stellung und ofteologischen Bergleichung.

scheinen die Schlüsse aus dem gefamten Rulturkreife ber dazu gehörigen Fundobjekte die entsprechende Terrainausfül= lung mit den Thatsachen der Rultur= geschichte bringen. Rein Kundobjekt von Monsheim und Kirchheim, Ingelheim und Dürkheim widerspricht dem Bilde, das wir uns aus anderen Ergebniffen der Ardiaologie, sowie aus den etwa gleichzeitigen Rachrichten der Autoren von dem Kultur= zustande der rheinischen Germanen vor der Berührung mit der Technif und dem Berfehrsleben des Südens zu machen ha= ben. Alle Momente aber der Archäologie und der Siftorie sprechen für die Untvendung der Worte, die Tacitus im ersten Jahrhundert von den Chauken gebraucht: "sine cupiditate, sine impotentia, quieti secretique nulla provocant bella, nullis raptibus aut latrociniis populantur."

Mag auch der Tendenzschriftsteller bei folder Paraphrase des "goldenen Friedens der Spperboräer" etwas stark durch das rosige Licht der republikanischen Brille acfeben haben, so bildet andererseits die um ein halbes Jahrtausend zurückdatirte Beriode des Monsbeimer Kulturfreises einen den Schluß erhöhenden Wahrscheinlichkeitskoeffizienten, daß diese Urpfälzer am Hochrhein oder diese Triboccher nach Kunden und nach Überlieferung in fried= lichen Unfiedelungen mit karger Ausbeute des Urbodens und der Waldjagd ihr prähistorisches Dasein bahinbrachten, ähnlich, wie diesen Zustand Tacitus Jahrhunderte später bei den Friesen schildert.

Zum Schluffe sei bemerkt, daß der Fund von Kirchheim a. d. Eck seiner Zeit im Detail auf den Blättern einer anthropologischen Fachschrift dargestellt werden wird.

^{*)} Man vergleiche Cäfars Darstellung im ersten Buche de bell. gall. mit IV, 10 und VI, 25; siehe auch Mehtis: "Studien", 1. 216t., S. 33—44.

^{**)} Bergl. Riepert, Lehrbuch der alten Geographie, S. 519.

Staatliche Einrichtungen.

Von

Serbert Spencer.

V.

Staatlide Formen und Rräfte.



ie Anschauungen der Biologen sind außerordentlich erweitert worden durch die Entbedung, daß viele Organismen, die im ausgewachsenen Zustande kaum irgend etwas mit einander gemein zu haben

scheinen, sich in ihren ersten Stadien doch sehr ähnlich sehen, und daß überhaupt alle Organismen von einer gemeinsamen Ursform ihren Ausgang nehmen. Die Anserkennung dieser Wahrheit hat eine förmliche Revolution hervorgerusen nicht allein in ihren Ideen über die Beziehungen der Organismen zu einander, sondern auch über die Beziehungen der einzelnen Teile eines Organismus unter sich.

Wenn die Gefellschaften sich wirklich entwickelt haben und jene gegenseitige Abhängigkeit ihrer Teile, welche durch das soziale Zusammenwirken bedingt wird und sie erst zu organisierten Körpern macht, allmählich erreicht worden ist, so folgt daraus, daß, so verschiedenartig auch ihr sertiger Bau werden mag, doch ein ursprünglicher Zustand existiert, von welchem sie alle ihren Ausgang genommen haben. Und wenn sich eine solche primitive Übereinstimmung nachweisen läßt, so wird die Kenntnis derselben uns wesentlich die schließliche Berschiedenartigkeit verstehen helsen. Wir werden leichter einsehen, auf welche Weise in jeder einzelnen Gesellschaft die verschiedenen Bestandteile des Staatskörpers zu der Bedeutung gelangt sind, die sie jetzt haben, und in welcher Beziehung diejenigen der einen Gesellschaft zu denjenigen einer andern stehen.

Denken wir uns junachft eine gang unorganisirte Horde, die beide Geschlechter und die verschiedensten Altersstufen um= schließt, und fragen wir uns nun, was geschehen muß, wenn irgend eine Frage in betreff der Wanderung oder der Ber= teidigung gegen Feinde entschieden werden foll? Die versammelten Individuen wer= den sich mehr oder weniger scharf in zwei Abteilungen icheiden. Die alteren, die stärkeren und biejenigen, beren Schlaubeit und Mut bereits durch frühere Erfahrun= gen erprobt worden find, werden eine fleine Gruppe bilden, welche die Diskuffion führt, während die große Menge, aus den jun= gen, den schwächeren und den nicht weiter

ausgezeichneten Gliedern bestehend, meistens nur zuhören und in der Regel kaum weiter geben wird, als von Zeit zu Zeit Zustimmung ober Widerspruch auszubruden. Wir burfen getroft auch noch eine fernere Unnahme machen. In dem Säuflein der Stimmführenden wird fich fast ficher einer finden, der ein größeres Bewicht hat als alle andern — irgend ein alter Jäger, ein hervorragender Krieger, ein schlauer Medizinmann, welcher an ber Unnahme des schließlich auszuführenden Entschlusses mehr als blos seinen indivi= duellen Anteil haben wird. Mit andern Worten, die ganze Gefellschaft wird sich in drei Teile spalten ober, um mich eines biologischen Gleichnisses zu bedienen: es wird sich in der allgemeinen Masse ein Rern und ein Kernförperchen bifferenziren.

Diese erften Spuren einer staatlichen Struktur, welche, wie wir a priori ge= schloffen haben, von felber entstehen muf= sen, finden wir in der That bei den nie= drigsten Bölkern verwirklicht: durch stete Wiederholung sind sie soweit gefestigt, daß eine dauernde Ordnung daraus ge= worden ift. Wenn unter den Eingeborenen von Viftoria ein Stamm auf Rache gegen einen andern finnt, der im Berdacht fteht, einen seiner Angehörigen erschlagen zu haben, fo wird "ein Rat von allen alten Männern des Stammes zusammenberufen ... die Weiber bilden einen äußern Kreis rings um die Männer . . . Der Häuptling (einfach "ein Eingeborner von Einfluß") eröffnet die Bersammlung". Und was wir bier in einer Versammlung stattfinden feben, in der feine erheblicheren, als nur auf Stärke, Alter und geistige Überlegen= heit gegründete Unterschiede bestehen, das findet sich auch dann, wenn in späterer Beit diese natürlichen Berschiedenheiten größere Bestimmtheit erlangt haben. Bur Erläuterung fei bier die Schilberung erwähnt, welche Schoolcraft von einer Bufammenkunft giebt, bei der die Chippewähs, Ottawahs und Pottowatomies mit gewissen Abgesandten ber Bereinigten Staaten berieten und welcher School= craft felbst beiwohnte. Nachdem der Füh= rer der Gesandtschaft eine Anrede gehal= ten, wurde die Diskuffion von feiten der Indianer durch ihre hervorragenden Häupt= linge geführt, wobei "ein durch Alter und Stellung ehrwürdiger Mann die Leitung übernahm". Obaleich School craft nichts von der Anwesenheit des gemeinen Bolkes erwähnt, so muß folches doch vorhanden gewesen fein, wie aus einer Stelle in ber Rede eines Eingebornen hervorgeht: "Schaut her, febet, meine Brüber, jung und alt, Krieger und Häuptlinge, Frauen und Kinder meines Bolfes!" Und daß die bei dieser Gelegenheit beobachtete staat= liche Ordnung den gewöhnlichen Verhält= nissen entsprach, geht aus der Wiederkehr derselben sogar in den Teilen von Amerika hervor, wo die Häuptlinge durch ihnen zu= geschriebenen Abel ausgezeichnet find; dies beweist 3. B. der von Bancroft citirte Bericht über einen der zentralamerikani= fchen Stämme, die "häufig nächtliche Bu= fammenkunfte in ihrem Rathaus abhalten. Die Halle wird bann von einem großen Feuer erleuchtet und das Bolf fitt ent= blößten Hauptes da, ehrfurchtsvoll den Bemerkungen und Entscheidungen ber Ahuales laufchend — der Männer von über vierzig Jahren, welche öffentliche Stellungen eingenommen oder fich auf ir= gend eine Weise ausgezeichnet haben". Auch bei Bölfern einer ganz andern Raffe

und auf einem andern Erdteil finden wir dieselbe primitive Negierungsform, zwar in Sinzelheiten abgeändert, aber ihrem allgemeinen Charakter nach ähnlich. Unter den Bergvölkern von Indien seien die Khonds hervorgehoben, von denen wir lesen, wie folgt:

"Es werden Versammlungen des ganzen Stammes oder einer seiner Untersabteilungen verabredet, um sich über Fragen von allgemeiner Wichtigkeit zu versständigen. Es haben jedoch die Glieder einer jeden Gesellschaft das Recht, allen ihren Beratungen beizuwohnen und über die angeregten Fragen ihre Stimme abzugeben, obgleich die Patriarchen allein an der öffentlichen Diskussion teilnehmen."
..."Die Batriarchen des ganzen Bundes beraten sich auf gleiche Weise mit den Oberhäuptern der einzelnen Stämme und versammeln, wenn nötig, die gesamte Bevölserung der Bundesgenossensschaft."

In Neufeeland wurde die Regierung in Übereinstimmung mit ber öffentlichen Meinung gehandhabt, welche sich in allgemeiner Versammlung aussprach, und die Häuptlinge "fonnten weder über Krieg und Frieden bestimmen, noch irgend etwas das ganze Volk Betreffendes thun ohne Bustimmung der Mehrheit des Stammes". Bon den Tahitiern erzählt und Ellis, daß der König nur wenige Häuptlinge als Ratgeber um sich hatte, daß aber feine Angelegenheit von nationaler Bedeutung unternommen werden konnte, ohne daß die Grundbesitzer oder der zweite Rang befragt wurden, und daß man auch öffent= liche Versammlungen abzuhalten pflegte. Cbenfo bei den Malagaffen. "Die größte Bolfsversammlung in Madagastar besteht aus einer Bereinigung des Volkes ber Hauptstadt und ber Häupter der Provinzen, Städte, Dörfer u. s. w." Der König führt in der Regel persönlich den Borsis.

Obgleich wir in den letten Beispielen eine erhebliche Verschiebung in den rela= tiven Machtbefugnissen der drei Faktoren eingetreten feben, indem die wenigen des innern Kreises auf Rosten der vielen des äußern an Autorität gewonnen haben, so find doch noch alle drei vorhanden, und sie bleiben ebenso bei verschiedenen histo= rischen Bölkern. Selbst von den Phöniziern bemerkt Movers, daß "zu Alexanders Zeiten die Shrer ohne die Zustimmung des abwesenden Königs über Krieg und Frieden beschlossen, indem der Senat mit der Volksversammlung zusammenwirkte". Dann haben wir die homerischen Griechen, deren Agora, unter dem Borsit der Rö= nige, "eine Bersammlung war zur Rede, Mitteilung und Besprechung unter ben Säuptlingen über verschiedene Dinge, in Gegenwart des zuhörenden und feinen Beifall ausdrückenden Bolkes", das rings im Kreise dafaß; und daß letteres sich nicht immer passiv verhielt, ersehen wir aus der Geschichte von Thersites, der, obschon wegen feines Auftretens von Odusseus hart behandelt und von der Menge ausgelacht, doch vorher feine Rede hatte halten können. Ebenso standen Kö= nig, Senat und freie Männer im alten Rom in einem Berhältnis zu einander, bas offenbar aus dem in der ursprüng= lichen Versammlung obwaltenden hervor= gewachsen war; benn obgleich hier die drei Faktoren nicht mehr gleichzeitig zusammen= wirkten, so teilte doch der König bei wich= tigen Anlässen seine Borschläge ber ver= sammelten Bürgerschaft mit, welche ihre

Buftimmung ober Unzufriedenheit aussfprach, und die den Senat bildenden Stammeshäupter hatten, wenn sie auch nicht öffentlich verhandelten, doch vereint eine solche Macht, daß sie bei Gelegenheit sogar die Beschlüsse des Königs und der Bürgerschaft ausheben konnten. Bon den alten Germanen berichtet uns Tacitus:

"Über geringfügigere Dinge beraten die Säuptlinge, über wichtigere alle freien Männer, jedoch fo, daß die Angelegen= beiten, beren ichließliche Entscheidung beim gangen Bolfe steht, zuerst von den Säupt= lingen besprochen werden. . . . Die Menge sitt bewaffnet berum, wie es ihnen gerade beliebt, die Briefter gebieten Stillichwei= gen und haben auch das Recht, ihren Befehl mit Gewalt durchzuseten. Dann werden der König oder die Säuptlinge ange= hört, je nach ihrem Alter, ihrer Geburt, ihrem Kriegsruhm ober ihrer Beredfam= feit, und sie wirfen mehr burch ben Gin= fluß ihrer Überredungsfunft, als durch die Macht ihres Gebotes. Finden ihre Anfichten Migbilligung, so werden fie mit lautem Ruf verworfen; finden fie aber Buftimmung, fo schlagen die Borer ihre Speere zusammen."

Gleiche Bräuche herrschten bei den Skandinaviern, wie z. B. auf Jsland, wo jedes Jahr ein allgemeines Alething abgehalten wurde, "dessen Besuch zu versfäumen für einen freien Mann für unsehrenhaft galt" und bei dem "Leute aus allen Klassen thatsächlich ihre Zelte aufschlugen"; außerdem aber fanden kleinere örtliche Bersammlungen, sogenannte Barthings statt, "an denen alle freien Männer des Bezirks mit einer Menge von Unhängern teilnahmen... teils um öffentliche Angelegenheiten zu besprechen und teils

um des Rechtes zu walten. . . . Innerhalb bes (für die Rechtsprechung gebildeten) Rreises faßen die Richter: bas Bolf ftand außen berum". Aus ber Schilderung, welche Serr Freeman von den alliähr= lichen Versammlungen (Landgemeinden) in den Schweizerkantonen Uri und Appenzell giebt, läßt fich erkennen, daß biefe primitive Staatsform dort heute noch er= istirt; denn wenn auch hauptsächlich die Gegenwart des ganzen Bolkes hervor= gehoben wird, so gedenkt er doch in Uri auch einer Behörde ober ber gewählten Oberhäupter, welche das zweite, und eines obersten Beamten (Landammanns), welcher bas erfte Element vertritt. Und bag im alten England bas "Wittenagemot" eine ähnliche Zusammensetzung hatte, wird wenigstens durch indirette Zeugniffe bewiefen, wie aus der folgenden Stelle in Freemans "Growth of the English Constitution" hervorgeht:

"Es existirt feine alte Urfunde, die uns irgend einen flaren ober genauen Bericht über die Zusammensehung jenes Körpers gabe. Er wird gewöhnlich in unbestimm= ter Weise als eine Versammlung der wei= fen, der edlen, der großen Männer be= zeichnet. Allein neben folchen Stellen fin= ben wir auch andere, aus denen fich ent= nehmen läßt, daß sie eine viel volkstum= lichere Verfassung hatte. Bon König Eduard heißt es, er fei ,von allem Bolf zum Rönig erwählt worden. Graf Godwine hält eine Rede vor dem Rönig und dem gangen Bolfe bes Landes'." Woraus zu fcließen ift, wie auch Berr Freeman annimmt, daß der vom Bolfe an den Ber= handlungen genommene Anteil darin be= ftand, durch Rufen feine Billigung ober Mißbilliaung auszudrücken.

Daß diefe Form der Regierungsgewalt die ursprüngliche ift, ergiebt sich demnach fowohl aus ihrem Bestehen in den ersten Anfängen des sozialen Lebens als aus ihrer Fortdauer unter den verschiedensten Berhältniffen. Nicht nur unter Bölfern von höherem Typus, wie Ariern und Semiten, ift fie angutreffen, sondern auch bei vielen Malaho=Polynesiern, bei den Rot= häuten Nordamerifas, bei den dravidi= fchen Bergvölkern Indiens und den Gin= gebornen von Auftralien. In der That fonnte auch, wie bereits angedeutet wurde, die Organisation der Regierung faum überhaupt auf andere Weise ihren Anfang nehmen. . Einerseits giebt es zunächst noch feine andere kontrollirende Kraft als die des Gesamtwillens, der in der versammel= ten Sorde zum Ausdruck kommt. Ander= feits werden bei der Bestimmung dieses Gesamtwillens natürlich jene wenigen eine leitende Rolle spielen, deren Überlegenheit bereits anerkannt ift. Und unter diesen hervorragenden Männern wird sicherlich einer das größte Gewicht besitzen. Was wir nun aber hier als vorzugsweise bebeutsam bervorheben, ift nicht, daß die ursprünglichste Regierungsform eine freie war, obgleich man auch biefe Folgerung immerhin betonen mag. Auch die Thatsache interessirt und nicht hauptsächlich, daß fich fcon in den allererften Stadien jene Scheidung in wenige Über= und viele Untergeordnete vollzieht, die in späteren Stadien fo icharf bervortritt, obgleich man auch hierauf mit Nachdruck himweisen kann. Chenfowenig foll unfer Hauptaugenmerk auf das frühzeitige Auftreten eines alles überwachenden Oberhauptes gelenkt werben, obschon die angeführten Beispiele wohl dafür fprechen. Sier ift vielmehr in

erster Linie die Thatsache zu betonen, daß sich schon beim ersten Beginn in unbestimmten Umrissen ein dreieiniges Staats= gebilde erkennen läßt.

Natürlich kann das Berhältnis der Machtbefugnisse dieser drei Faktoren zu einander auch nicht in zwei Fällen genau das gleiche sein und muß dasselbe, wie aus einigen der angeführten Beispiele hersvorgeht, überall größere oder geringere Anderungen erleiden, Anderungen, die hier von der emotionellen Natur der Menschen, dort von den physikalischen Bedingungen, je nachdem sie Unabhängigkeit fördern oder hindern, bald von den kriegerischen oder friedlichen Gewohnheiten und bald wieder von dem außergewöhnlichen Charafter besonderer Individuen abhängen werden.

Außergewöhnliche Rlugheit, Geschicklichkeit und Kraft, welche dem primitiven Menschen gewöhnlich für übernatürliche Eigenschaften gelten, fonnen einem Gliede bes Stammes einen überwiegenden Ginfluß verschaffen, der, auf einen Nachfolger übertragen, welcher auch für den Erben seiner übernatürlichen Gigenschaften ge= halten wird, zur Befestigung einer Säupt= lingswürde führen kann, welche die Macht sowohl der übrigen leitenden Männer wie der großen Menge sich unterordnet. Oder eine Teilung der Arbeit, wonach die einen Angehörigen des Stammes ausschließlich Rrieger bleiben, während fich der Rest zumeift anderen Beschäftigungen widmet, mag den beiden höheren Faftoren des Staatswefens die Fähigkeit verleihen, den dritten zu unterdrücken. Dder die Mit= glieder des letteren halten an gewiffen Gewohnheiten fest, die eine Bezwingung

berfelben schwierig ober unmöglich machen, und können badurch ein allgemeines Überzgewicht über die beiden andern behaupten. Und schließlich werden die Beziehungen dieser drei herrschenden Elemente zum ganzen Gemeinwesen in der Regel noch eine Beränderung erleiden durch die Aussebildung einer paffiven Klasse, die von ihren Beratungen ganz ausgeschlossen ist, einer Klasse, die sich zuerst nur aus den Beidern zusammensetzt, die aber später auch die Stlaven und andere Abhängige umfaßt.

Namentlich find es erfolgreich geführte Rriege, die nicht blos die passive oder nicht= staatliche Klasse schaffen, sondern auch, in= dem sie zur Unterordnung nötigen, mehr oder weniger bedeutend die relativen Macht= befugnisse dieser drei Teile des Staats= wefens umgeftalten. Da unter fonft glei= den Umftänden folde Gruppen, die nur geringe oder gar keine Unterordnung ken= nen, leicht von andern, in benen größere Unterordnung herrscht, unterjocht werden, so besteht die natürliche Tendenz zum Über= leben und zur Ausbreitung der Gruppen, in denen die Übermacht der wenigen Herr= schenden verhältnismäßig groß geworden ist. Da ebenso der Erfolg im Kriege we= fentlich von jener Schnelligkeit und Gin= heitlichkeit des Handelns abhängt, welche nur die herrschaft eines Willens ver= leihen fann, fo muß da, wo dauernde friegerische Zustände bestehen, die Tendens obwalten, die Glieder der berrichenden Gruppe mehr und mehr ihrem Oberhaupt unterthan zu machen: Ausrottung im Rampfe ums Dafein zwischen im übrigen gleichgestellten Stämmen ist bekanntlich meistens eine Folge unzureichenden Weborfams. Außerdem ift nicht zu überfeben, daß die Unterjochung der einen Gesellschaft

durch eine andere, die sich oft mehrfach wiederholt, die Wirkung haben muß, die Charaktere der ursprünglichen Staatsform immer mehr zu verwischen und sogar ganz auszutilgen.

Wenn wir nun auch anerkennen, baß im Berlaufe der staatlichen Entwicklung diese drei primitiven Bestandteile ihre Be= ziehungen in mannigfaltigstem Grad und Umfang ändern, bis gelegentlich der eine oder andere zu einem bloßen Rudiment wird oder ganz verschwindet, so wird es boch für unsere Auffassung der Staats= formen von wefentlicher Bedeutung fein, uns zu erinnern, daß sie sämtlich von die= fer primitiven Form abstammen, daß eine Despotie, Oligarchie ober Demokratie Re= gierungsformen find, bei benen fich einer der ursprünglichen Bestandteile auf Rosten der beiden andern bedeutend entwickelt hat, und daß die verschiedenen Mischformen banach anzuordnen find, ob und in welchem Grade der eine oder andere der ur= sprünglichen Bestandteile einen größern Einfluß erlangt bat.

Giebt es vielleicht auch eine solche fundamentale Einheit der staatlichen Kräfte,
welche diese fundamentale Einheit der staatlichen Formen begleitet? Ist den Menschen
nicht, während sie den gemeinsamen Ursprung der Staatsgebilde aus den Augen
verloren, auch das Bewußtsein von der
gemeinsamen Duelle ihrer Kräfte zum Teil
abhanden gekommen? Es dürfte sich wohl
verlohnen, einen Augenblick näher zuzusehen, wie sehr wir geneigt sind, über dem
nächstliegenden das fernere zu vergessen.

Wer in einem Sturm dem Zerschellen eines Schiffes oder der Zertrümmerung eines Wellenbrechers zuschaut, dem macht

natürlich die ungeheure Gewalt der Wogen einen großen Eindruck. Wird er barauf aufmerksam gemacht, daß ohne ben Wind solche Wirkungen nicht hervorgebracht werden fonnten, so wird er gewiß ohne weiteres die Wahrheit anerkennen, daß das Meer für sich allein machtlos ist und daß ihm die Gewalt, Schiffe und Damme gu zerfchmettern, erft durch die Luftströmungen verliehen wird, die seine Oberfläche furchen. Wenn er jedoch hierbei ftillsteht, fo hat er noch bei weitem nicht die Kraft erkannt, welche diese überraschenden Beränderungen bewirkt. Un sich ist ja die Luft ebenfo paffiv wie das Waffer. Es gabe auch keine Winde, würde nicht die Sonnenwärme auf verschiedene Teile der Erdober= fläche verschieden einwirken. Und felbst wenn er die Kräfte, welche Klippen unterwühlen und zum Ginfturg bringen, soweit zurückverfolgt, so hat er noch nicht ihre Quelle erreicht, denn ohne jene fortiväh= rende Berdichtung ber Maffe ber Conne, welche durch die gegenseitige Anziehung ihrer Teile verursacht wird, könnte diefelbe auch feine Wärme ausstrahlen.

Die hier dargelegte Neigung, die allen Menschen in gewissem, und den meisten in sehr hohem Grade zukommt, eine Kraft mit dem sichtbar sie ausübenden Ugens, statt mit ihrer eigentlichen, nicht wahrenehmbaren Duelle zu verknüpsen, hat, wie schon oben angedeutet, einen verderblichen Sinsluß auf unsere Borstellungen im ganzen und namentlich auf diesenigen vom Staate. Wenn auch die in vergangenen Zeiten allgemein verbreitete Anschauung, der Regierung bestimmte ihr innewohnende Kräste zuzuschreiben, durch das Emporstommen volkstümlicher Verfassungen wessentlich umgestaltet worden ist, so herrscht

boch auch heute noch keineswegs eine klare Erkenntnis der Thatsache, daß eine Regierung an sich nicht mächtig, sondern nur das Werfzeug einer Macht ist. Diese Macht existive, bevor Regierungen entstanden. Diese wurden selber erst durch jene geschaffen, und sie bleibt auch nach wie vor das Ugens, das, mehr oder weniger vollständig verborgen, durch ihre Vermittlung wirksam ist. Versuchen wir hier auf ihren Ursprung zurückzugehen.

Die Grönländer entbehren vollständig jedes staatlichen Zwanges; was denselben noch am ehesten bei ihnen vertritt, ist etwa die Chrfurcht, welche man der Meinung irgend eines alten, im Seehundsfang und in der Deutung der Wetterzeichen erfah= renen Mannes zollt. Wird aber ein Gronländer von einem andern beleidigt, so fin= det er feine Genugthuung in einem foge= nannten Singfampf. Er verfaßt ein Spott= gedicht und fordert seinen Gegner zu einem satirischen Duell angesichts des ganzen Stammes heraus: "Wer das lette Wort behält, geht als Sieger hervor." Und Crant fügt hingu: "Nichts ichreckt einen Grönländer fo wirksam vom Laster zurück, wie die Furcht vor öffentlicher Miggunft." Hier sehen wir in seiner ursprünglichsten unverfümmerten Weise noch jenen Einfluß bes öffentlichen Gefühles wirksam, welcher ben spezielleren herrschenden Ginfluffen vorausgeht. Die Furcht vor den Borwür= fen der Gefellschaft wird in manchen Fällen noch durch die Furcht vor Verbannung verstärft. Die im übrigen feine Unterord= nung fennenden Auftralier "pflegen sich unter einander wegen mancherlei Übel= thaten, wie z. B. Diebstahl, oft durch Bertreibung aus dem Lager zu bestrafen". Von einem Stamm in Kolumbia lesen

wir, daß "die Salisch kaum irgend eine ordentliche Regierungsform haben"; im weiteren aber beißt es: "Berbrechen wer= den manchmal durch Verbannung aus dem Stamme bestraft." Gewisse Ureingeborne der indischen Berge, von diesen Rolumbiern der Rasse wie der Lebensweise nach so weit verschieden, zeigen uns doch eine ähn= liche Beziehung zwischen noch unentwickel= tem staatlichem Zwang und dem Zwang des Gefamtgefühls. Bei den Bodo und Dhimals, deren Dorfoberhäupter einfach angesehene alte Leute ohne jede ausübende Gewalt find, werden die, welche gegen die Sitten verftoßen, "ermahnt, mit Geld= ftrafen belegt oder ausgestoßen, je nach dem Grade ihres Bergebens". Um deut= lichsten aber zeigt sich der zwingende Ein= fluß der öffentlichen Meinung bei Grup= pen, die nur wenig oder gar feine ftaat= liche Organisation fennen, in der Kraft, mit welcher er auf solche brudt, die verpflichtet find, einen Mord zu rächen. Bon ben auftralischen Eingebornen schreibt Gir George Gren:

"Die beiligste Pflicht, zu der ein Gin= geborner berufen ift, besteht darin, den Tod feiner nächsten Berwandten zu rächen, denn es ist seine gang besondere Obliegen= heit, dies zu thun; fo lange er diefer Auf= gabe nicht nachgekommen ift, wird er beständig von den alten Weibern verhöhnt; feine Frauen — wenn er verheiratet ist werden ihn bald verlaffen; ift er noch un= verbeiratet, so spricht kein einziges junges Madden mit ihm; seine Mutter schreit fortwährend und wehtlagt, daß fie einem so entarteten Cohne das Leben gegeben babe; fein Bater behandelt ihn mit Ber= achtung, und unabläffig tonen Borwürfe in fein Dhr."

Ferner ift wohl zu beachten, daß lange Zeit, nachdem der staatliche Zwang bereits ins Leben getreten ift, dieser selbst noch in hohem Grade jenem Zwange bes allgemeinen Gefühls untergeordnet bleibt, einmal weil, so lange es noch keine aus= gebildete Staatsorganisation giebt, das Oberhaupt nur geringe Macht besitt, fei= nen Willen durchzuseten, und zweitens, weil selbst diese geringe Macht, wenn ungeborig ausgeübt, seine Untergebenen zum Abfall bringt. Beispiele hiefür finden sich in allen Teilen der Welt. In Amerika bei den. Schlangenindianern "ift jedes In= dividuum sein eigner Herr, und die einzige Schranke, welche seinem Sandeln auferlegt ift, besteht in dem Befehle eines Saupt= lings, der von seinem Ginfluß auf die Meinungen des ganzen übrigen Stammes unterftütt wird". Bon einem Säuptling der Chinooks erfahren wir, daß "fein Ber= mögen, seinen Rachbarn gute Dienste gu leisten, und seine daraus entspringende Beliebtheit sowohl die Grundlage als auch das Maß feiner Autorität bilden". Wenn ein Dakota "irgend ein Unrecht zu begeben im Begriff ift, fo vermag ihn der Saupt= ling nur dadurch zu beeinfluffen, daß er ihm etwas giebt oder ihn geradezu bezahlt, fofern er von seiner bosen Absicht abstehen will". Der Säuptling hat keine Autorität, "für den Stamm zu handeln, und würde das auch nicht wagen". Und bei den Creeks, obgleich diese in der staatlichen Organisation weiter vorgeschritten sind, "dauert doch die Autorität der gewählten Häuptlinge nur fo lange, als fie fich gut aufführen. Die Migbilligung des ganzen Bolfes ift eine durchaus wirksame Schranke für die Ausübung ihrer Macht und Funktionen". Wenden wir uns nach Ufien, fo

lefen wir von den Kirgifen, daß ihre Bars oder Säuptlinge "nur geringe Macht zum Guten oder jum Bofen über fie befigen. Man bezeugt zwar ihren Ansichten in Rücksicht auf ihr Alter und ihr Blut eine gewiffe Chrfurcht, aber auch nichts weiter". Die Ditjaken "beweisen ihrem Säuptlinge Achtung im vollen Sinne bes Wortes, wenn er weise und tapfer ist; aber diese Huldigung ist freiwillig und gründet sich auf perfönliche Wertschätzung". Und von den Negerhäuptlingen sagt Butler: "Thre Befehle finden nur infoweit Gehorsam, als sie mit den Wünschen und Reigungen der ganzen Gemeinschaft in Übereinstimmung stehen." Ahnliches tref= fen wir in manden Teilen von Ufrika; fo bei den Koranna=Hottentotten. "Jedem Rlan oder Kraal steht ein Häuptling oder Kapitän vor, der zugleich gewöhnlich der reichste unter ihnen ist; allein seine Autorität ist äußerst beschränkt und findet nur insoweit Gehorfam, als fie allgemeiner Billigung begegnet." Ja fogar bei ben ftaat= lich höher organisirten Kaffern besteht eine ähnliche Einschränfung. Der König "macht Gefete und führt sie gang nach feinem ei= genen Gutdünken aus. Allein im Bolke liegt eine Gewalt, die der feinigen die Bage hält: er regiert nur fo lange, als es ihnen beliebt, ihm zu gehorchen". Ift er ein schlechter Regent, so verlassen fie ihn.

In ihrer ursprünglichsten Form ist die Staatsgewalt also nichts anderes als das Gefühl des ganzen Gemeinwesens, das sich durch ein Werkzeug geltend macht, welches mit oder ohne bestimmte Formen hiezu eingesetzt worden ist. Zweisellos bezuht die Macht eines Häuptlings von Unsfang an teilweise auch auf seiner Bersönlichseit: größere Stärke, Mut oder Schlaus

heit ermöglichen ihm, bis zu einem gewissen Grade seinen eigenen Willen durchzusetzen. Allein wie die Beispiele zeigen, ist dieser Eigenwille doch nur ein geringer Faktor, und die Autorität, deren er genießt, steigt und sinkt in dem Maße, als er den Willen aller andern zum Ausdruck bringt.

Während nun dieses öffentliche Ge= fühl, das anfänglich durch sich selbst und bann teilweise burch Bermittlung eines Werkzeuges wirksam ift, bis zu einem gewissen Grade spontan aus den Betreffenben entspringt, ist es boch in viel höherem Grade noch eine ihnen auferlegte oder vor= geschriebene Unschauung. In erster Linie leitet sich ja die emotionelle Natur der Menschen, welche die Handlungsweise im allgemeinen bestimmt, von ihren Borfah= ren ab, indem sie geradezu das Produkt aller früheren Thätigkeiten ift, und in zweiter Linie werden die befonderen Motive, welche direft oder indireft gur Gin= haltung dieses oder jenes Verfahrens an= treiben, den Menschen in ihrer Jugend durch die Eltern eingeprägt und aus Rücksicht gegen die vom Stamm ererbten Glaubensansichten und Gebräuche getreulich be= folgt. Rurz, das herrschende Gefühl ist im wefentlichen nichts anderes als das ange= häufte und organisirte Gefühl der Ber= gangenheit.

Man braucht nur an die Verstümmelungen zu denken, denen jedes Glied eines
Stammes in einem bestimmten Alter unterworsen wird—an das Ausschlagen von
Zähnen, an die Zersleischungen, an die Tätowirung, an die Erduldung bestimmter Qualen— man braucht blos zu erwägen, daß es geradezu unmöglich ist, diesen zwingenden Gebräuchen zu entgehen, um einzusehen, daß die bestimmende Kraft, welche längst vor der Entstehung der staatlichen Agentien wirksam ist und später diese staat-lichen Agentien zu ihren Organen macht, eben in jenen allmählich sich ausbildenden Meinungen zahlloser vorhergegangener Generationen besteht oder, besser gesagt, nicht in ihren Meinungen, womit wir, genau genommen, ein an sich durchaus unswirksames geistiges Produkt bezeichnen, sondern vielmehr in den mit den Meinungen sich verknüpsenden Emotionen. Diese sind, wie wir sehen werden, überall im Ansang die hauptsächlichste zwingende Macht.

Der Glaube der Tupis, daß fie, "wenn fie die Sitten ihrer Borfahren verließen, zu Grunde gehen würden", mag als bestimmte Rundgebung der Kraft angeführt werden, mit welcher diefe überlieferte Mei= nung in Wirffamkeit tritt. Bei einem ber roheften Stämme ber indifden Berge, ben Juangs, die noch weniger bekleidet find, als wie Adam und Eva gewöhnlich dar= gestellt werden, hielten die Weiber noch lange Zeit an ihren Bufcheln von Blättern fest, in dem Glauben, daß eine Beränderung unrecht wäre. Bon den Roranna=Sotten= totten lesen wir, daß, "wo keine alten Gebräuche in Frage kommen, jedermann fo zu handeln scheint, wie es ihm felber recht zu fein dünkt". Obgleich die Damara= häuptlinge "die Macht haben, nach Will= für zu herrschen, so verehren sie doch die Überlieferungen und Sitten ihrer Bor= fahren". Smith fagt: "Es läßt fich faum behaupten, daß die Araufaner Gefete hat= ten, obgleich es dort viele alte Gebräuche giebt, die sie heilig halten und ftreng beobachten." Nach Brooke scheinen bei den Dajaks einfach ihre Sitten zum Gefet ge= worden zu fein und ein Verstoß gegen die Sitten zieht eine Gelbstrafe nach sich. Rach der Anschauung mehrerer Stämme auf Madagaskar "sind Neuerungen und Unrecht . . . nicht von einander zu trennen und der Gedanke an Verbesserungen ersicheint durchaus unzulässig."

Diefe Berrichaft der ererbten Gebräuche ist bei den politisch unorganisirten oder nur wenig organifirten Menschengruppen nicht etwa nur in gleichem, sondern in noch viel höherem Grade zwingend als bei vor= geschritteneren Stämmen und Bölfern. So bemerft Sir John Lubbod: "Rein Wilder ift frei. Überall auf der ganzen Welt wird sein tägliches Leben von einer Menge fomplizirter und offenbar höchst unbequemer Gebräuche, von fonderbaren Berboten und Privilegien, die ebenfo ftreng gelten wie Gefete, genau geregelt." Mag auch eine dieser rohen Gesellschaften ganz strukturlos erscheinen, so bilden doch ihre Ideen und Gebräuche eine Art unsichtbares Berüftwerk für fie, welches mit größter Strenge gewiffe Seiten ihres handelns in Schranken zu halten vermag. Und biefes unsichtbare Gerüft hat fich langfam und unbewußt ausgebildet, während der all= täglichen Thätigkeiten, unter dem Untrieb vorherrschender Gefühle und geleitet durch vorherrschende Gedanken im Verlaufe von Generationen, die in die fernste Bergan= genheit gurüdreichen.

Mit einem Worte also: Noch vor der Entwicklung irgendeines bestimmten Werkzeuges für soziale Kontrolle giebt es schon eine Art von Herrschaft, welche teilweise aus der öffentlichen Meinung der Lebenzben und in noch höherem Grade aus der öffentlichen Meinung der Toten ihren Ursprung nimmt.

Himmt fomuliren, der bereits in einem der oben erwähnten Beispiele angedeutet war — den Sat nämlich, daß die Macht eines staatlichen Berkzeugs, wo sich ein solsches entwickelt hat, zwar wesentlich von der öffentlichen Meinung der Gegenwart, im übrigen aber fast durchaus von derjenigen der Bergangenheit abhängig ist. Der Herzscher, teilweise wohl das Organ des Willens der ihn Umgebenden, ist in noch höherem Maße das Organ des Willens derer, die vor ihm gelebt haben, und sein eigener Wille unterliegt viel weniger der Einschränkung durch jene als durch diese.

Denn seine Aufgabe als Regent besteht gang vorzugsweife barin, die Befolgung ber ererbten Regeln des Sandelns, in welchen fich die Gefühle und Ideen der Vorfahren verförpert haben, zu überwachen. Dies finden wir überall. Bei den Arafuras richten sich die Entscheidungen, welche ihre Altesten abgeben, "ftreng nach ben Sitten ihrer Bater, die in höchfter Achtung fteben". Go auch bei ben Rirgifen: "Die Urteile der Bis oder der geachteten Altesten gründen sich auf die bekannten und allge= mein verehrten Sitten." Und in Sumatra "laffen sie sich bei ihren verschiedenen Streitigkeiten durch eine Menge feit lan= ger Zeit feststehender Gebräuche (Abat) leiten, welche ihnen von ihren Vorfahren überliefert worden find. . . . Wenn die Säuptlinge ihre Urteile fällen, fo hört man fie nicht fagen: , so befiehlt es bas Gefet, fondern: ,fo lehrt es die Sitte".

Sobald dann die mündlich überlieferte Sitte in das geschriebene Gesetz übergeht, wird das Staatsoberhaupt noch unverkennbarer zu einem Werkzeug, vermittelst dessen die Gefühle der Toten eine Kontrolle über

die Sandlungen der Lebenden ausüben. Daß in der That die von ihm ausgeübte Macht im wesentlichen nur eine Macht ift, welche durch ihn wirkt, ersehen wir deut= lich aus dem Umftande, daß er kaum fähig ift, feinen eigenen Weg zu geben, wenn er diefes zu thun wünscht. Sein eigener Wille ist thatsächlich unwirksam, außer wo die ausgesprochenen oder ftillschweigend darin enthaltenen Befehle der früheren Generationenihm Freiheit laffen. Sopflegt auf Madagaskar "nur in den Fällen, wo es fein Gefet, feine Sitte ober feinen Bracedenzfall giebt, das Wort des herrschers zu genügen". In Oftafrika "ift die einzige Schranke der Macht des Despoten das Aba ober das Borbergegangene". Bon den Javanern schreibt Raffles: "Die einzige Ginschränfung, welche dem Willen bes Staatsoberhauptes auferlegt ift, besteht in der Sitte des Landes und in der Rückficht, welche es auf feine Stellung fei= nen Unterthanen gegenüber einnimmt." Auf Sumatra "anerkennt bas Volk kein Recht ber Säuptlinge, nach ihrem eigenen Gut= dünken Gesetze aufzustellen oder ihre alten Gebräuche, an denen sie mit außerordent= licher Bähigkeit und Gifersucht festhalten, aufzuheben oder zu verändern". Wie ge= bieterisch dieser Gehorfam gegen Glauben und Fühlen der Voreltern gefordert wird, zeigen namentlich die schlimmen Folgen, welche gelegentlich aus ihrer Misachtung entspringen fönnen:

""Der König von Afchanti, den man gewöhnlich als einen despotischen Monarschen schildert ... ist deshalb doch keineszwegs in jeder Sinsicht über alle Schranken erhaben." Er hat die "strenge Verpflichtung, die nationalen Gebräuche zu beobachten, welche dem Volke aus dem fernen Alters

tum überliefert worden sind, und eine thatsächliche Misachtung dieser Verpflichtung, bestehend in dem Versuche, einige Sitten ihrer Vorfahren zu ändern, hat dem König Ofai Quamina seinen Thron gekostet."

Dieses Beispiel erinnert uns endlich baran, wie häusig sowohl gegenwärtig, 3. B. bei den Hottentotten, als in der Bergangenheit, bei den alten Mexikanern und überhaupt in der Geschichte aller zivilisireten Bölker, die Herrscher sich beim Antritt ihrer Regierung verpslichten mußten, die bestehende Ordnung nicht zu verändern.

Ohne Zweifel wird diese Behauptung, baß bas Staatsoberhaupt, fei es ein Gin= zelwesen oder eine Körperschaft, der Saupt= fache nach nur ein Werkzeug fei, durch welches sich die Kraft des allgemeinen Füh= lens der Gegenwart und Vergangenheit bethätige, in Widerspruch zu stehen scheinen mit so bielen Thatsachen, die beweisen, wie außerordentlich weit die Macht des Berrichenden felbst geben kann. Bang abgefehen von der Befugnis eines Tyrannen, feinen Unterthanen unter rein nominellen Vorwänden oder ohne irgend einen Grund das Leben zu nehmen, unbegründete Kon= fiskationen auszuführen, die Unterthanen felbst von einer Stelle zur andern zu ver= feten, Kontributionen an Geld und Arbeit ohne Schranken aufzuerlegen, geht nament= lich aus feinem Bermögen, Kriege zu beginnen und fortzuführen, bei benen feine Unterthanen massenweise bingeopfert werden, gang augenscheinlich bervor, daß sein Einzelwille den Willen des ganzen Volkes vollständig unterdrücken kann. In welcher Beise muffen wir also unsere vorherige Behauptung einschränken?

Bährend wir baran festhalten, bag in unorganisirten Menschengruppen bas als öffentliche Meinung fich fundgebende Be= fühl ebensowohl das staatliche wie das zeremonielle und religiöse Sandeln wesent= lich beherrscht, und daß herrschende Agen= tien in ihren ersten Stadien zu gleicher Zeit die Erzeugnisse des Gesammtfühlens find, ibre Macht aus demfelben schöpfen und von demfelben in Schranken gehalten wer= den, müffen wir doch zugeben, daß diefe ursprünglichen Verhältnisse verwickelter werden, wenn in Folge von Kriegen fleinere Gruppen zu einer größeren verichmelzen. Wo eine Gefellichaft größten= teils aus einem unterjochten Bolke besteht, das durch überlegene Kraft in Schranken gehalten wird, da hat das oben beschrie= bene Berhältnis feine Geltung mehr. Wir dürfen bei einer zwangsweise von einem Eroberer errichteten Serrschaft nicht diefelben Zügezu finden erwarten wie in einem Staatswesen, das sich von innen heraus entwickelt hat. Die durch Eroberung ent= standenen Gesellschaften können aus zwei Gesellschaften bestehen, wie dies in der That auch oft der Fall ist, welche einander in hohem Mage, wenn nicht vollständig fremd sind, was denn natürlich zur Folge hat, daß hier fein folches gemeinsames Befühl mehr existiren kann, das sich in einer aus der ganzen Gemeinschaft entsprungenen staatlichen Kraft zu verkörpern vermöchte. Unter folden Umständen stütt fich die Macht des Staatsoberhauptes entweder ausschließlich auf das Gefühl des herr= schenden Teils im Gemeinwesen oder aber es läßt die in der höheren und der nie= deren Gesellschaft entstandenen, sich wider= streitenden Gefühle als zwei gegenfähliche Faktoren gegen einander einwirken und

fett fich felbst auf diese Weise in den Stand, seinen eigenen Willen zum ausschlaggebenden Faktor zu machen.

Nachdem wir diese Zugeständnisse ge= macht, dürfen wir jedoch immerhin behaup= ten, daß in der Regel wenigstens beinah die gefammte Kraft, die ein herrschendes Agens ausübt, ihre Quelle in den Gefüh-Ien der ganzen Gemeinschaft oder doch des Teiles berfelben hat, welcher feine Gefühle gur Geltung zu bringen im ftande ift. Selbst wo die Meinung der unterjochten und unbewaffneten niederen Gefellschaft als staatlicher Faktor ganz bedeutungslos wird, bleibt dafür doch die Meinung des herrschenden und waffenfähigen Teils nach wie vor die Haupttriebfeder aller staat= lichen Sandlungen. Was wir vom Kongo= Bolfe hören, daß "der König, der als Despot über das Volf herrscht, doch gar oft durch die Fürsten, seine Bafallen, in der Ausübung seiner Machtgehindertwird" — was von dem thrannisch regierten Da= homeh berichtet wird, daß "der König zwar die Minister, Beerführer und Fetischmän= ner einzeln bestrafen kann und es auch oft thut, daß sie aber zusammen stärker sind als er, sodaß er ohne ihre freiwillige Mit= wirfung bald aufhören würde zu regieren" - daffelbe gilt auch, wie man leicht ein= fieht, für die verschiedensten besser bekann= ten Gesellschaften, wo die Gewalt des Dberhauptes dem Namen nach eine gang unumschränkte war oder ift. Bon den Bei= ten der römischen Raiser an, die von ihren Soldaten auf den Thron gefett und, wenn fie ihnen nicht mehr gefielen, erschlagen wurden, bis zum heutigen Tage, wo, wie uns 3. B. von Rugland berichtet wird, die Wünsche des Heeres sehr oft den Willen des Czaren bestimmen, würden fich zahllose Belege dafür herausgreifen lassen, daß ein Autokrat staatlich stark oder schwach ist, jenachdem ein größerer oder kleinerer Teil der einflußreichen Klassen ihm seine Unterstützung leiht, und daß sogar die Gestühle derjenigen, die politisch ganz unterdrückt sind, auf den Gang der staatlichen Thätigkeit bedeutend einzuwirken vermösgen; man denke nur an den Einfluß des türkischen Fanatismus auf die Entscheizdungen des Sultans.

Wir müffen noch eine Anzahl fernerer Thatsachen in Erwägung ziehen, um die Macht des Gesamtwillens und diejenige bes autofratischen Willens richtig gegen einander abschätzen zu können. Es find dies ctiva folgende: einmal ist der Autokrat ge= nötigt, die Sauptmaffe der durch Gefühle und Ideen der Vergangenheit geschaffenen Einrichtungen und Gesetze zu ichonen und aufrecht zu erhalten, insbesondere wenn fie religiöse Sanktion erlangt haben; dem= gemäß sehen wir benn auch in Egypten ganze Dynaftien von Despoten blühen und wieder verschwinden, ohne daß dadurch die soziale Ordnung wesentlich verändert würde. Sodann ist jede wichtigere Umge= staltung der fozialen Berhältniffe, die mit den allgemeinen Anschauungen in Wider= fpruch fteht, außerordentlich der Gefahr ausgesett, später wieder umgesturgt gu werden: So gelang es zwar in Egypten Amenhotep IV. trot eines Aufstandes, eine neue Religion einzuführen, die aber unter dem nachfolgenden Serrscher wieder abge= schafft wurde. Und damit hängt auch zu= fammen, daß dem allgemeinen Willen fehr zuwiderlaufende Gefețe fich als unwirk= fam erweisen, wie z. B. die im Mittelalter üblichen Lurusgesetze, welche, so oft fie erneuert wurden, ebenfo oft in der Ausführung scheiterten. Ferner mag der all= gewaltige König noch fo boch steben und ibm noch fo febr eine göttliche Natur bei= gelegt werden, er ift doch gefesselt durch die herrschenden Gebräuche, die sein Leben oft zu einer wahren Sklaverei machen: die Anschauungen der Lebenden zwingen ibn, die Gebote ber Toten zu erfüllen. Und wenn er diesen nicht nachkommt ober sonstwie durch seine Sandlungen die Ge= fühle gegen sich aufbringt, so verweigern ihm endlich feine Diener, fei es im Frieben ober im Rriege, ben Gehorsam ober wenden sich geradezu gegen ihn, und in er= tremen Fällen kommt es zu einem Beispiel von, Despotismus, gemäßigt durch Mord". Und endlich pflegt meistens gerade in den Gesellschaften, welche von Zeit zu Zeit einen mißliebigen Autokraten entthronen, ein anderer Autofrat an feine Stelle ge= fett zu werden, woraus hervorgeht, daß das durchschnittliche Gefühl von der Art ift, daß es die Autofratie nicht allein er= trägt, sondern fordert. Bas die einen Lona= lität, die andern Servilität nennen, ist auf jeden Fall der beste Untergrund für den absoluten Herrscher und giebt ihm erst eine unbeschränkte Macht in die Sände.

Die Hauptwahrheit aber, die man sich nur schwer im richtigen Maße vergegenwärtigt, ist die, daß die Formen und Gesetze jeder Gesellschaft, während sie die verkörperten Erzeugnisse von Emotionen und Ideen derzenigen darstellen, welche in der Vergangenheit gelebt haben, selber erst durch die Unterordnung der Emotionen und Ideen der Gegenwart unter sie wirksam gemacht werden. Wir sind wohl mit mit der Anschäuung vertraut, daß "die tote Hand" das Versahren der Lebenden bei ihrer Verwendung des Grundbesitzes wesentlich beeinfluffe, allein die Wirkung der "toten Sand" auf die Ordnung des Lebens im großen durch das bestehende Staatsfustem ift unermeglich viel größer. Was in jedem Lande, mag es despotisch oder freiheitlich regiert fein, zu jeder Beit den Geborsam bervorruft, durch welchen Staatshandlungen möglich werden, ift nichts anderes als das anaesammelte und organisirte Gefühl ber Chrfurcht gegenüber den ererbten Ginrichtungen, welche durch Tradition geheiligt worden sind. Es ist daber unbestreitbar, daß im weitesten Sinne genommen das Gefühl des ganzen Gemeinwesens die einzige Quelle der Staatsgewalt bildet. - in den Gemein= wesen wenigstens, die nicht unter fremder Berrschaft stehen. Dies war der Fall in den ersten Unfängen des sozialen Lebens und so verhält es sich im wesentlichen auch heute noch.

Es ift ein in der Wissenschaft anersfannter Grundsatz, daß unter die beständig noch thätigen Ursachen auch diejenigen Ursachen mitzurechnen sind, welche in der Bergangenheit gleichfalls thätig waren und den gegenwärtigen Stand der Dinge hervorgebracht haben. Anerkennen wir diesen Grundsatz und verfolgen wir die durch denselben nahegelegten Untersuchungen, so gelangen wir zu einer Bestätigung der vorstehenden Schlüsse.

In der That liefert alltäglich jede öffentliche Bersammlung ein neues Beispiel für dieselbe Differenzirung, wie sie die ursprünglichsten Staatseinrichtungen charafterisiert, und für die Thätigkeit ihrer einzelnen Teile. Wir sinden gewöhnlich die große Masse der nicht weiter Ausgezeichneten als Zuhörerschaft, deren Rolle

bei den Verhandlungen nur darin besteht, ihre Billigung ober Migbilligung auszubruden und zu den vorgeschlagenen Beschlüffen ihr Ja oder Nein abzugeben. Da= neben fteht eine kleinere Gruppe, wolche die Plattform einnimmt - die Männer, benen Reichtum, foziale Stellung oder besondere Fähigkeiten einen gewiffen Einfluß verleihen - die lokalen Häuptlinge, von benen die Diskuffion geführt wird. End= lich das auserwählte Oberhaupt, in der Regel der Söchststehende, der zu finden war, welcher über Sprechende und Bubörende eine anerkannte Gewalt ausübt - ber zeitweilige König. Selbst eine ohne alle Form zusammengetretene Bersammlung löft sich bald mehr oder weniger bestimmt von felbst in diese Teile auf, und wird die Berfammlung zu einer bleibenden Körper= schaft, sei es daß fie eine Sandelsgesell= schaft, einen philantropischen Berein ober einen Klub bildet, so scheiden sich fofort die drei Abteilungen scharf aus als Vorsitender oder Borftand, Ausschuß oder Romité und Teilhaber oder gewöhnliche Mitglieder. Siezu kommt, daß eine folche bleibende, freiwillig gebildete Bereinigung, obaleich fie anfänglich wie die Verfammlung der primitiven Sorde oder die öffentliche Versammlung der Neuzeit eine berartige Berteilung der Gewalten zeigt, daß die wenigen Auserwälten und ihr Dberhaupt der großen Maffe untergeordnet erscheinen, doch unter dem Drang der Umstände meistens eine mehr oder weniger weitgehende Ber= schiebung in bem gegenseitigen Berhältnis der einzelnen Gewalten erfährt. Wo die Mitglieder der großen Masse an den Vorfehrungen bedeutend intereffirt und gu= gleich in der Lage sind, leicht dabei mit= wirken zu können, da halten sie wohl den wenigen Auserwählten und ihrem Oberhaupt die Wage; wo aber weite Zerstreuung, wie z. B. bei Eisenbahnaktionären, eine vereinte Thätigkeit hindert, da nähern sich die Auserwählten bald in bedeutendem Grade einer Oligarchie und aus dieser Oligarchie geht dann nicht selten ein Autokrat hervor: die Verkassung des Ganzen wird zu einem durch Revolution gemäßigten Despotismus.

Wenn ich fagte, daß wir jeder Zeit Beweise dafür fänden, daß die einem staat= lichen Werkzeug zukommende Macht vom Gefamtgefühl sich ableite, bas sich teil= weise in dem von der Vergangenheit her ererbten und befestigten System verkörpert habe und teilweise durch die Verhältnisse der unmittelbaren Gegenwart erreat wurde. so habe ich dabei nicht blos die Thatsache im Auge, daß bei uns felbst die Regie= rungshandlungen und ebenso auch dieje= nigen aller fleineren, nur zeitweilig ober auf die Dauer vereinigten Körperschaften gewöhnlich auf folche Weise bestimmt werben. Ich beziehe mich dabei vielmehr auf die Erscheinungen des unwiderstehlichen Zwanges, welchen das Durchschnittsgefühl und die öffentliche Meinung auf das Sanbeln im allgemeinen ausüben. Thatsachen wie die, daß, fo lange die öffentliche Meinung fich zu Gunften bes Duells ausspricht, das Gesetz durchaus nicht im stande ist, es zu verhüten, und daß geheiligte Befehle, unterstütt von Drohungen ewiger Berbammnis, machtlos find, die Menschen von den allerungerechtesten Übergriffen zurückzuhalten, fofern vorwaltende Inter= essen und Leidenschaften sie dazu antrei= ben, beweisen ichon zur Genüge, daß Gesekesparagraphen und religiöse Glaubens= artifel mit all dem Apparat zu ihrer Durchführung einem widerstrebenden Gefühl gegenüber nichts auszurichten vermö= gen. Erinnern wir uns bes eifrigen Jagens nach öffentlichem Beifall und ber Furcht por öffentlicher Ungunft, welche die Men= ichen anfeuern und zurüchschrecken, so kon= nen wir kaum bezweifeln, daß es die überall fburbaren Rundgebungen des Gemeinge= fühles find, die ihnen gewöhnlich ihre Laufbahn vorschreiben, sobald ihre unmit= telbarften Bedürfniffe befriedigt find. Man braucht blos den sozialen Roder ins Auge ju faffen, welcher bas Leben regelt bis berab fogar zur Farbe der Halsbinde für die Abendgesellschaft, und sich dabei flar zu machen, wie wenig dieselben Leute, welche biesen Roder nicht zu übertreten wagen, 3. B. vor bem Schmuggeln gurudichreden, um einzusehen, daß ein ungeschriebenes, aber durch die öffentliche Meinung gebo= tenes Gesetz viel mächtiger ist als ein ge= fdricbenes Wefen ohne folden Sintergrund. Und machen wir die Bemerkung, daß die Menschen die gerechten Unsprüche ihrer Gläubiger mißachten, die für gelieferte Waaren ihr Geld nicht bekommen können, während dieselben Menschen angstlich beforgt find, fich fogenannter Chrenpflichten Solden gegenüber zu entledigen, denen fie weber Sachen noch Dienste zu verdan= fen haben, so zeigt sich flar, daß die Macht bes vorherrschenden Gefühles, felbst wenn bies nicht burch Wefet und Religion unter= ftütt wird, bod wirksamer fein kann als Wefet und Religion zusammen, folange diefe nur ein viel weniger scharf sich kundgeben= bes Gefühl als Dedung hinter fich haben. In der That, betrachten wir die Thätigkeit ber Menfchen im großen, so muffen wir zu= geben, daß fie immer noch ebenfo gut wie im Anfang des sozialen Lebens sich vom Gesantsgefühl ber Bergangenheit und Gegenwart leiten lassen und daß die Staatsmacht, die selbst ein allmählich entwickeltes Brodukt dieses Gefühles ist, noch im wesentlichen nur als Träger eines besondern Teils dessselben sungirt, welcher Handlungen von bestimmter Art zu regeln hat.

Teilweise bin ich allerdings geradezu ge= nötigt, diese allgemeine Wahrheit als wesent= liches Clement der Staatstheorie hingustel= Ien. Meine Entschuldigung für die ziemlich ausführliche Begründung eines Sates, ber nur etwas längst Bekanntes zu wieder= bolen icheint, liegt barin, daß berfelbe. mag er auch dem Buchstaben nach noch fo fehr anerkannt werden, doch weit davon entfernt ist, thatsächlich anerkannt zu sein. Selbst in unserem eigenen Lande, wo fo viele und wichtige nicht=staatliche Einrich= tungen durch freiwillige Thätigkeit ent= fteben und wirksam sind, herrscht nicht bas richtige Bewußtsein von der Wahrheit, daß die vereinten Impulse, welche durch staatliche Werfzeuge wirken, sich in Er= mangelung dieser leicht andere Werkzeuge zu schaffen vermögen, durch die sie sich gel= tend machen; und wie viel weniger wird fich dies Bewußtsein in den meisten andern Ländern finden, wo jenes noch lange nicht so der Fall ist. Die Staatsmänner handeln fo, als ob die Staatseinrichtungen eine ibnen innewohnende Macht befäßen, die fie aber nicht haben, und als ob das Ge= fühl, das jene geschaffen hat, einer solchen inneren Rraft gang entbehrte, die es doch in Wirklichkeit besitt. Sicherlich mußte es von großem Einfluß auf ihre Sandlungen fein, wenn diese Ideen geradezu in ihr Gegenteil umgekehrt würden.

Kleinere Mitteilungen und Journalschau.

Planeten jenseits der Aeptunsbafin.

Teit vielen Jahren hatten die Aftrono= men die Wahrscheinlichkeit erwogen, ob noch außerhalb der Neptunsbahn zu unferm Sonnenfustem gehörige Blaneten vorhanden fein möchten. Solch ein Planet würde vermutlich so lichtschwach fein und fo langfam weiterrücken, daß er der Entdeckung leicht viele Jahre entschlüpfen könnte. Es giebt nun eine eigentum= liche Beziehung, zwischen den Aphelium= Abständen einer Anzahl veriodischer Rometen und ber mittleren Entfernung bes Jupiter, welche die Aftronomen zu der Annahme geleitet hat, daß diese Rometen einst durch die Anziehung des Riefen=Planeten in das Sonnenfustem eingeführt worden feien. Es giebt ferner andere Rometen, beren Aphelium = Abstände in ähnlicher Beise auf den Planeten Neptun bezogen werden können, fo daß angenommen werben barf, sie seien burch die Anziehung biefes Planeten in bas Sonnenfustem hineingebracht worden. Aus denfelben Gründen ift häufig barauf hingebeutet worden, daß es ultraneptunische Planeten geben dürfte, die in ungefähr 45 und 75 Erdfernen um die Sonne freisen, da für periodische Kometen eine Tendenz vor-

zuliegen scheint, ungefähr in einer dieser beiden Entfernungen ihre Aphelium = Ab= stände zu haben. Doch beschränkte sich die Aufmerksamkeit der Aftronomen hierüber nur auf allgemeine Spekulationen. Begen Ende des April 1880 publizirte G. For= bes, Professor an der Anderson=Univer= sität in Glasgow eine Notiz, der einige Monate später andere folgten, über die augenblidliche Stellung eines in 100 Erd= fernen um die Sonne freisenden Planeten. Bonden Annahmen ausgehend, daß erstens ein Romet mit einer gegebenen Aphelium= Entfernung durch einen Planeten mit einer berfelben annähernd gleichen mittleren Entfernung in das Sonnenfpstem einge= führt wird, und zweitens, daß dies zu einer Beit geschieht, in welcher ber Komet sich in feinem Aphelium befindet, und in welcher die Länge des Blaneten nahezu mit der Länge des Kometen=Aphelium zusammen= fällt, zeigt Prof. Forbes, daß es eine Rometen = Gruppe giebt, deren Berioden zwischen 300 und 500 Jahren fallen, und deren Aphelium=Entfernung ungefähr die hundertfache mittlere Entfernung der Erde beträgt. Im Ginklange mit biefer Bafis feiner Untersuchung nimmt er an, daß diefe Rometen in das Sonnenfuftem geführt worden seien durch die Anziehungsfraft

eines Planeten, bessen mittlere Entfernung hundertmal diejenige der Erde, und dessen Umlaufsperiode um die Sonne ungefähr tausend Jahre beträgt.

Prof. Forbes untersucht fodann, wel= dies die Stellung bieses Planeten in der Gegenwart sein mußte. In einer höchst geiftreichen Weise zeigt er, daß, wenn die gegenwärtige Länge bes Planeten cg. 180° wäre, und feine Bewegung im Jahre ca. 1/3 0 betrüge, derfelbe in vergangenen Be= rioden in der richtigen Stellung gewesen fein würde, um die größere Zahl der Ko= meten dieser Gruppe in das Sonnensustem bineinzuziehen. So mochte er etwa ums Jahr 1650 den Kometen I des Jahres 1843 eingeführt haben, und 1608 in der richtigen Stellung gewefen fein, um ben Planeten II von 1850 einzuführen. Noch früher, im Jahre 968, würde er in der Stellung gewesen sein, den Planeten IV des Jahres 1840 einzuführen und im Jahre 409 den Rometen I von 1861. Un= ter der Annahme, daß der Planet in den angegebenen Zeiten wirklich diese Kometen eingeführt habe, ist Forbes im ftande zu zeigen, daß er eine Veriode von 1006 Jahren, eine mittlere Entfernung von 1001/2 Erdfernen haben muffe, und daß er im Sommer 1880 in 1740 Länge fich befunden haben muß. Demzufolge mußte feine Position sein: Rektaszension 11h 40m und sein Nordpol-Abstand 87%. Forbes untersucht nun, ob in den Katalogen jest fehlende Sterne vorhanden sind, welche man als wirkliche Beobachtungen diefes Planeten betrachten fonnte. Der einzige, den er findet, ist der Stern Nr. 894 bes Greenwich First Seven-Years-Catalogue. Dies ift ein Stern, welcher im Jahre 1857 zweimal, aber bei feiner spätern Gelegen= heit bevbachtet worden ist; seine Größe ist nicht festgestellt, er kann aber nicht weniger als achter oder neunter Größe gewesen sein. Es ist nicht unmöglich, daß dieser Stern seine problematische Existenz nur der salschen Ablesung eines bekannten Sternes oder einem andern Mißverständnisse verzbankt, aber es könnte auch, wie Forbes darlegt, jener Planet gewesen sein, welcher zu der betreffenden Zeit genau jene Stelslung eingenommen haben müßte.

Wenn dieser Planet wirklich existirte, welcher Urt würden fein Aussehen und feine mutmaßlichen Dimenfionen fein? Uranus und Neptun haben beide ca. 35,000 Meilen im Durchmeffer, und es mag an= genommen werden, daß der neue Planet dieselben Dimensionen haben möge. In Folge feiner großen Entfernung würde er alsdann eine Scheibe von blos 0".8 im Durchmeffer, also eine in der Größe nicht von der eines Sternes in Wirklichkeit un= terfcbeidbare darbieten, ausgenommen mit einem sehr großen und vollkommnen Instrumente. Seine Selligkeit wurde eben= falls viel geringer als die des Neptun fein, ba er nicht allein nur ein Zehntel der Licht= menge besselben empfangen, sondern auch babon nur ein Behntel zur Erde reflektiren würde, so daß er mit blos 1/100 seiner Selligkeit erscheinen könnte. Die Belligkeit des Neptun ist die eines Sternes achter Größe, so daß die Helligkeit des neuen Planeten nur die eines Sternes vierzehnter Größe fein könnte. Seine mittlere tägliche heliozentrische Bewegung würde 31/3" des Bogens betragen, mithin fo langfam fein, daß sie erst nach mehrtägigem Zwischen= raum entdeckt werden könnte. Wenn man daher die fehr große Bahl von Sternen vierzehnter Größe bedenkt, die sich in die=

sem Teile des himmels auf kleinem Felde beieinander befinden, wahrscheinlich viele hundert auf dem für die Auffindung dieses Planeten zu durchsuchenden Raume, und die Notwendigkeit der Einzeichnung des ganzen Diftrittes als das einzige praftische Mittel, eine fo langfame Bewegung zu entdeden, erwägt, so mag es als fast hoff= nungslos erscheinen, einen folden Simmelsförper auffuchen zu wollen. Es ist wahrscheinlich, daß der Planet mit weniger als 9—10 Zoll Öffnung nicht einmal ficht= bar fein, und ein Telefkop mit mindestens 15-16 Boll Öffnung zu seiner Aufsuchung erfordern würde. Wenn daher der neue Planet von Forbes nicht viel größer als Uranus oder Neptun ware, so ist feine Entdedung nahezu aussichtslos.

Sollte der obenerwähnte, jest fehlende Stern achter oder neunter Größe der ge= fuchte Planet sein, so müßte dieser min= destens achtmal fo groß als die lettge= nannten, ober dreimal fo groß als Jupiter fein, was höchst unwahrscheinlich ist, weil feine Größe bann 1/3 berjenigen ber Sonne, während feine Maffe 1/5 biefer Größe betragen müßte. Ferner würde er sicher deutlich markirte Störungen in der Bewegung der größern Planeten hervor= bringen müssen, so daß nach Allem der fehlende Stern bes Greenwicher Ratalogs nicht der gefuchte Planet fein fann. Gelbst angenommen, daß derfelbe fo groß wäre, wie Jupiter, würde seine Aufsuchung eine ziemlich schwierige Arbeit sein, da er auch dann zu den Sternen elfter Größe gehören würde, während feine langfame Bewegung die Unterscheidung sehr erschweren müßte. (W. S. Dallas' Popular Science Review New-Series Nr. 15, p. 267.)

Die Formwandlungen der Spaltpilze (Bakterien)

bildeten den Gegenstand eines interessan= ten Vortrages, welchen Dr. Zopf in der Situng am 28. Januar 1881 des botanischen Vereines der Provinz Brandenburg hielt. Es stehen sich auf diesem Gebiete bekanntlich zwei Ansichten gegenüber. Die Bertreter ber einen Richtung, Billroth. Cienkowski und namentlich Nägeli*), betrachten die gahlreichen, äußerlich fehr verschiedenartigen Formen der Bafterien, bie Körnchen (Micrococcus), Stäbchen (Bacterium, Bacillus), Fäden (Leptothrix). Spiralen (Spirillum, Spirochaete) 2c. als genetisch verbundene Entwicklungszustände einer Art, während Cohn die Gelbstän= diakeit derselben behauptet. Die Unter= suchungen des Vortragenden veranlassen ihn, fich mit Entschiedenheit der ersteren Meinung anzuschließen. Er schilderte ausführlich, wie bei ber Spaltpilzgattung Cladothrix, welche im Waffer fehr gemein ist, alle die erwähnten Formen im Laufe ber Entwicklung nach einan= ber und zum Teil aus einander her= vorgehen. Ühnliche Ergebnisse lieferte die Untersuchung der im Schlamm schmutiger Gemäffer, g. B. der Panke, vorkommenden Beggiatoa alba, beren Bellen stark licht= brechende Körnchen von frystallisirtem Schwefel enthalten und die die Entwicklung von Schwefelmafferstoff aus berartigen Gewässern veranlaßt. Mehrere der er= wähnten Formgenera konstatirte Vortragender auch bei Verfolgung der Entwick= lung von Crenothrix polyspora, einer Pflanze, deren Auftreten in den Tiefbrun= nen der Tegeler Wasserwerke vor einiger

^{*)} Bergi. Kosmos, Bd. III, G. 189.

Zeit ein so unliebsames Aufsehen erregte, und welcher Bortragender im Auftrage der städtischen Behörden untersucht hat. Dr. Zopf faßt die Gattungen Crenothrix, Beggiatoa und Cladothrix, die in ihrer Entwicklung wesentlich übereinstimmen, als Familie Crenotricheae zusammen.

Pinguicula alpina, eine omnivore Pflanze des Alpengebiets.

In dem zweiten Hefte des dritten Bandes der von Prof. Ferdinand Cohn herausgegebenen Beiträge zur Biologie der Pflanzen (Breslau, 1850) befindet sich eine Abhandlung von Prof. Klein in Budapest über Pinguicula alpina, der wir das Nachfolgende entnehmen:

Die Bflanze ift, gleich den Pinguicula-Arten der Cbene, eine mittelft ihrer Blatt= flächen, fowohl Bflanzenteile als Infekten verdauende Omnivore, womit es vielleicht zusammenhängt, daß der größte Teil der unverzweigten Wurzel nach der Seite der Gewebeausbildung in einem unentwickelten und fast embryonisch zu nennenden Bu= ftande verbleibt. Die Blätter find bei ein= zelnen Pflanzen hellgrün, bei andern mehr oder weniger rötlichbraun gefärbt und an den Rändern eingefaltet, was als eine für den Insektenfang vorteilhafte Ginrichtung betrachtet werden muß, da die Insekten nicht leicht über diefen umgefalteten Saum hinwegkommen und leicht darunter gefan= gen werden. Die Epidermiszellen des Blat= tes enthalten fein Chlorophyll, bagegen bei der grünblättrigen Barietät einen farb= losen und bei der rotblättrigen einen röt= lichen Saft. Der Rand des Blattes ift durch= scheinend und besteht aus einer einzigen

Reihe von Epidermiszellen. Die Dberhaut der Blätter enthält sowohl auf der obern als auf der untern Seite mäßig gablreiche Spaltöffnungen, bie nur am äußersten Rande fehlen. Die Spidermis ber obern Fläche entwickelt zweierlei Arten von Drüfen mit und ohne Stielen, während auf der Unterseite nur schwächer entwickelte ftiellose Drüfen vorhanden find. Man fann aus der Gegenwart der letteren schließen, daß die verschiedenen Arten von Pinguicula ursprünglich nur ftiellose Drüsen befessen haben, aus denen im Berlauf der Beit sowohl die fräftigeren stiellosen, als die gestielten Drufen der Blattoberfläche entwickelt worden find, durch welche die Fähigkeit ber Blätter jum Fangen und Berdauen der Infekten gleichzeitig geftei= gert wurde. Man fann baraus auf eine ähnliche Entwicklung bei Utricularia und Aldrovanda, und fogar bei Dionaea und Drosera schließen. Die Gefäßbundel der Blätter find zu einem anastomosirenden Adernet verzweigt. Die Endverzweigun= gen der Adern vereinigen fich in der Nähe des Blattrades zu einer sumpodialen Schicht. von welcher zahlreiche Abern nach bem Blattrande laufen, und in erweiterten fpi= ralig verdicten Zellen endigen, welche ent= weder unmittelbar, oder nahe an die Epi= bermiszellen grenzen. Die Luftgefäße ber Blätter fowohl, wie der andern Teile, ent= halten niemals Luft, sondern entweder eine wäfferige Fluffigkeit oder eine gelb= bräunliche, harzig ausfehende Substang. Diefer Umftand, jufammengehalten mit ber fonderbaren Berzweigung der Luftgefäße in den dem Infektenfang angepaßten Blät= tern, fcheint zu beweisen, daß die Luftge= fäße zum Transport einer Substang bienen, welche vielleicht in direktem Konner mit

der Funktion der Blätter steht. So erscheint die physiologische Funktion der Organe dieser Pflanze durch den Insektenfang vielsfach verändert. Auch die früher im Kossmos (Bd. III, S. 334) abgebildeten Blüstenteile sind mit stiellosen oder gestielten Drüsen besetzt.

Die Sifte der monokotylischen Zwiebelgewächse, als natürliche Schukmittel derselben betrachtet.

Schon bor einer Reihe von Jahren machte der berühmte Toxikologe Professor Sufemann in feiner Arbeit über bie Berbreitung der Berggifte darauf aufmerkfam, daß in den Familien der Lilia= zeen und Amarblideen, deren Knollen und Zwiebeln vielfach zur Bereitung von Pfeil= giften verwendet werden, die Rlaffe der Berggifte fehr verbreitet fein möchte. Diefe Bermutung ift in der That durch gabl= reiche neuere Untersuchungen bestätigt worben. Sogar in unserer Gartentulpe (Tulipa Gesneriana) fand Gerrard einen "Tulipin"genannten Giftstoff, über welchen feitens des berühmten Londoner Pharma= fologen Sydney Ringer fürglich fest= geftellt wurde, daß das falpeterfaure Salz besselben das Berg in Spstole stillsteben macht und im übrigen gang wie Beratrin wirkt.*) Ebenso bat Brofessor Warden vom Medical College in Kalfutta unlängst aus der Zwiebel einer in Indien ichon lange als giftig betrachteten Liliazee (Gloriosa superba) einen fehr giftigen Bitterftoff (Superbin) bargeftellt, ber vom Magen aus schon in ber geringen Dosis von

^{0,047} Gramm eine ausgewachsene Rate tötet.") Nach der Wirfung und den Lös= lichkeitsverhältniffen wird vermutet, daß biefer Stoff mit bem Scillitorin (un= zwedmäßig auch Scillain genannt), bem Gifte ber Meerzwiebel (Scilla maritima) ibentisch sei. Das Vorkommen biefer Gifte in zahlreichen Zwiebelgewächsen, beren Heimat gewöhnlich Steppen sind, in deren zeitweise trodnem Boden die faftige Zwiebel, mehr als die Samen, die Fortdauer gesichert, hat ein gewisses barwinistisches Intereffe. Wie ich in meinem Buche über Erasmus Darwin**) erwähnt habe. vermutete diefer scharffinnige Denker, daß ben Pflanzen ihre Giftstoffe bazu bienten, um fie vor der Ausrottung durch gewisse Tiere zu sichern, und daß darum die Zwie= bel unserer Zeitlose giftig sei, weil sie fonft im Winter gefreffen und vertilgt werden würde, zumal sie erst im Frühjahr die Samen reift. Um nötigsten würde ein folder Schut natürlich den Zwiebelgewächsen der Steppe fein, die sonft den auf Bflangennahrung angewiesenengahlreichen Steppen= nagern zur Beute fallen müßten. Nun ift es in der That merkwürdig, daß diese Zwiebelgifte ben Nagern gang besonders schädlich sind; so wird aus der dem Men= ichen in geringeren Dofen ungefährlichen Meerzwiebel das eben dieser relativen Unschädlichkeit wegen vielangepriesene Rattengift Glirizin hergestellt. Das wußte schon Konrad von Megenberg, wel= der in feinem "Buch der Natur" fchreibt: "Squilla haizt mäuszwival, dar umb daß das fraut die mäus tötet." Die betreffen= ben Steppenpflangen, so muffen wir schlie-Ben, hätten eingehen muffen, wenn fie nicht

^{*)} Practitioner, XXV, p. 241.

^{*)} Ind. med. Times, Oct. 1880.

^{**)} S. 144 der deutschen Ausgabe.

durch giftige Zwiebeln ober Samenreich= tum vor der Ausrottung beschützt würden.

K.

Farbenwechsel bei Krabben und Sarneelen.

Schon vor langen Jahren fah Benrif Rröher bei einer nordischen Garneele, ber Hippolyte smaragdina "en ret mærkelig Farvevexel" (einen recht merklichen Farbenwechsel). Ich felbst habe Gelegen= beit gehabt, einen folden Farbenwechsel bei verschiedenen Garneelen und Krabben zu beobachten. Im Stajahy lebt recht häufig mischen den dicht am Ufer wachsenden Pflanzen eine fleine, bochftens zolllange Garneele aus der Gruppe der Athinen (Atyoida Potimirim F. M.). Zwischen le= benden Bflanzen gefangene erwachsene Weibchen (die weit fleineren Männchen find meift fast farblos) pflegen eine ziem= lich dunkle, schmutig grüne, bald mehr ins Blaue, bald mehr ins Braune ziehende, feltener eine rein blaue Farbe und auf dem Rücken einen breiten lehmfarbenen Längsstreif zu besitzen. Bringt man fie in ein Glasgefäß, fo verblagt die Farbe, wandelt sich in ein immer blafferes Braun und schwindet im Laufe einiger Tage fast vollständig, wodurch gleichzeitig das an= fangs völlig undurchsichtige Tier ganz burchsichtig wird. Zwischen toten, braunen Pflanzenbufden trifft man nicht felten ein= farbig dunkelbraune Tiere ohne hellen Rückenstreif; ein solches hatte ich eines Tages in ein Glas gebracht, bas schon einige Dutend Tiere von gewöhnlicher Färbung enthielt; schon nach wenigen Minuten konnte ich es nicht mehr heraus= finden; es war, wie die andern, grünlich mit lehmfarbenem Müdenstreif, und tags barauf, wie sie, fast farblos.

Noch rascher, als es gewöhnlich bei dieser kleinen Garncele der Fall ift, wan= delte sich die Farbe eines Palaemon, den ich dieser Tage fing; als ich ihn, früh am Morgen, aus dem tief unter Waffer liegen= den Kangkorbe nahm, war er tintenschwarz; fast sofort ging dieses Schwarz in ein ziem= lich reines, erft dunkles, dann blafferes Blau über, und die anfangs anscheinend. gleichförmig verteilte Farbe zeigte fich nun an ziemlich dicht gedrängte Punkte gebunden. Mittags fand ich das Tier völlig farblos bis auf die noch zum großen Teil blauen Schwanzfloffen, die auch bei fonst farblosen Atyoida häufig diese Farbe zei= gen. Ich konnte diesen Palaemon nicht unterscheiden von einer hier ziemlich häufigen Art (P. Potiporanga F. M.), die ich fonst nie in ähnlicher Farbung gesehen und bei der ich nie einen so auffallenden Farbenwechsel beobachtet hatte.*)

Unter ben Krabben bietet ein schönes Beispiel raschen Farbenwechsels das Männschen einer kleinen Winkerkrabbe (Gelasimus) mit lächerlich großer Scheere, die an verschiedenen Stellen der Küste von Santa Catharina häusig ist. Wenn es im Sonnensichein auf seuchtem Sandboden herumläust, entsaltet es die ganze Pracht seines Hochzeitskleides; sobald man es fängt, beginnen das reine Weiß, das lichte Grün, die seinen Panzer schmücken, ihren Glanzu verlieren und wandeln sich in wenigen Minuten in ein einförmiges Grau.

^{*)} Möglicherweise gehörte das Tier einer höher oben am Fluß heimischen Spielart an und war durch ein Hochwasser, bei dem der Itajahy 14,6 m den gewöhnlichen Wasserstand überstieg, heruntergebracht worden.

Die auffallende Übereinstimmung, welche die Farbe der kleinen Schwimmkrabbe bes Sargaffomeeres (Nautilograpsus) mit dem Gegenstande zeigt, den sie gerade be= wohnt, ift wohl ebenfalls auf einen Farben= wechsel der Krabbe zurückzuführen und nicht darauf, daß die Rrabbe, wie Morit Wag= ner will*), eine ihr gleichfarbige Tang= insel auffucht. Wer sollte wohl der Krabbe ben Weg weisen zu der richtigen, vielleicht in meilenweiter Ferne im Meere treibenden Infel? Dhue Hartmannsches unbewußtes Bellsehen würde sie leicht ihr Lebelang herumschwimmen fonnen, ohne die rechte zu finden. Der zoologische Bericht des "Challenger", ber von dem Gegenstande spricht, welchen die Krabbe "gerade be= wohnt", denkt offenbar auch an ein Bewohnen verschiedener Gegenstände durch diefelbe Krabbe und alfo an Farbenwechsel. Morit Wagner, der diefen Bericht wort= lich anführt, scheint ihn migverstanden und an die Möglichkeit eines Farbenwech= fels gar nicht gedacht zu haben. Seden= falls wird man nicht sagen fonnen, daß biefes Beispiel, wie Morit Magner meint, "die formbildende Wirkung der Migration und Folirung glänzend beftätigt". Denn ware es auch, wie Morit Wagner will, wäre die wechselnde Farbe ber fleinen Schwimmfrabbe bes Sargaffo= meeres unveränderlich für jedes einzelne Tier und fuchte diefes schwimmend einen ihm gleichfarbigen Sargaffobusch zu er= reichen, so würde ja offenbar nicht ein Fall von Absonderung, sondern gerade umge= fehrt von fortwährender Mischung auf verschiedenen Tanginfeln geborener Arab= ben vorliegen.

> Diesem Beispiele gleichwertig sind *) Kosmos, Bd. VII, S. 96.

übrigens die Mehrzahl derer, auf die sich Morit Wagner stützt, um das von Weismann und anderen zu Grabe getragene "Migrationsgesetz" als "Absonverungslehre" neu aufleben zu lassen. Fast alle beweisen das gerade Gegenteil von dem, was sie beweisen sollen, und man darf wohl jenen Versuch als einen durchweg versehlten und aussichtslosen bezeichnen.

Jtajahy, 1880. Frig Müller.

Der genetische Zusammenhang einer Spiriferengruppe.

In dem letten Dezemberhefte des American Journal of Science teilt Brof. 5. S. Williams einen furgen Überblick feiner Studien über die ausgestorbene Brachiopodengattung Spirifer und den genetischen Zusammenhang verschiedener Arten berselben mit. Bon Spirifer laevis der Portagegruppe des obern Devons bei Newhork ausgehend, gelangt Williams durch forgfältige Bergleichung der Charaftere zu dem Schluffe, daß zwischen ihm und Sp. fimbriatus der Hamiltongruppe und noch älterer Formationen eine gene= tische Verwandtschaft bestehe. Darauf die Formen, welche die eigentümliche Kom= bination der diesen beiden Spezies eigen= tümlichen Charaftere zeigen, weiter rück= wärts verfolgend, fand er die frühesten Spuren berfelben in ber Niagaraformation auf bem Boden des obern Silurs. Bier zeigt sich Sp. crispus His als der zentrale Typus der ursprünglichen Stammart, von welcher Sp. bicostatus Hall und Sp. sulcatus His wahrscheinlich extreme Barie= täten in entgegengesetter Richtung bar= stellen. So. crispus ift mit den entsprechen=

den Barietäten fehr häufig und fehr weit verbreitet, indem fie in dem bezeichneten Horizont überall vorkommen, wo derfelbe vertreten ift. Der Verfasser verfolat die= fen Brachiovodentuvus vorwärts bis zu Spirifer glaber Mart. und andern Formen der Steinkohlenformation, und schließt feine Darlegung ungefähr mit folgenden Betrachtungen: Wir haben hier an erster Stelle eine Fülle von Organismen, deren Überbleibsel in den obern filurischen Ge= steinen von Europa und Amerika gefunden werden, welche einige wenige flar auß= gedrückte Unterscheidungsmerkmale barbieten, die in den einzelnen Individuen verschieden entwickelt find, aber in den verschiedenen Barietäten fo abstufen, daß fie forgfältige Naturforscher veranlassen, sie als Barietäten einer einzigen Tierart aufzufassen. Es giebt dort wohl markirte the pifche Charaftere, bei großer Bariabilität der Charaftere felbst. In dem obern Teile bes obern Silurs finden wir dieselben ty= pischen Charaftere mit einem stärkern Vorwiegen der einen oder andern Bariation, aber sogar im Hornsteinkalk (corniferous) und Samiltonschiefer ift der Saupttypus mit einigen Variationen streng markirt und anscheinend figirt vertreten, alle aber noch als einfache Varietäten erkennbar. In der Portagegruppe seben wir unter eigentüm= lichen Bedingungen eine einzelne Raffe von ftark übertriebener Größe, eine ausschwei= fende Form, die aber dennoch die topischen Charaftere der zweiten Barietät wieder= giebt. Dieselbe Uppigkeit des Größenwachstums charafterisirt die Formen der Steinkohlenformation; aber die älteste Form, Sp. crispus der Niagaraschichten, besaß alle Charaftere, welche nachber in den fpatern Bertretern erschienen. Co mag

das Ganze eine physiologische Spezies darstellen; aber durch Areuzung und örtliche Bedingungen wurden die Abkömmlinge modifizirt und wohldefinirte Gruppen hervorgebracht, welche Raffen genannt werden mögen, wenn wir ihre Geschichte trennen, welche aber Spezies genannt werden, weil sie in so weit getrennten geologischen Berioden auftreten. Diefe getrennten Grub= pen entwickeln indessen feine neuen Charaftere, und es ist jeglicher Beweis für den Glauben vorhanden, daß die Spezies durch diese lange geologische Zeit gelebt bat, ohne ihren Charakter einzubüßen, und daß alles, was von der langen Beit und dem Wechsel der Bedingungen hervorgebracht wurde, in der Fixirung der variablen Originalcharaktere ber Spezies zu Raffengruppen beftand. Als die Spezies zuerst im Silur auftrat, bot fie eine für die Gattung entschieden neue Mischung von Charafteren mit starker Bariations= fähigkeit dar. Wenn einmal diese spezifi= schen, obgleich variablen Formen erschie= nen, lebten fie, bis die Bariationen, beren Spiel fie werden konnten, erschöpft waren, und die Spezies hörte auf zu leben und erlosch, entweder nabe dem Schlusse der Steinkohlenperiode, oder noch fpater in mesozoischen Schichten.

Bir lassen den Wert dieser etwas gestehraubten Auffassung auf sich beruhen und teilen nur die Übersicht der bisher als gute Arten angesehenen Spirifer = Varietäten mit, wie sie sich, nach Professor Williams Forschungen, auf die auseinanderfolgenden Schichten verteilen:

Chemung							praematurus
Portage .							laevis
Hamilton			. f	iml	oria	ıtu	s . subumbona
Hornfteinkalt			. fimbriatus				
Dristann			tri	hul	is		

| N.J. u. Tenn. Saffordi (pars) | Maryland . . octocostatus . modestus | Neugorf . . cyclopterus (pars) | Neugorf . . . Vanuxemi | Schieferthon crispus | Kaltstein sulcatus (pars). crisp. bicostat.

Der Stier in der Mythologie, Prälinguistik und Vorgeschichte der Gesellschaft.

Die Sprache gahlt zu ben altesten Dofumenten, welche der Menschengeist der Urzeit uns hinterlassen hat, und ist fomit ein vorhifterisches Produkt, für welches neuerdings Guft. Jäger das Wort Prä= linguistif erfunden hat, das die Sprach= wissenschaft wegen seiner Kürze wohl gern acceptiren wird, indem es dasfelbe befagt, wie der schon von Ad. Pictet gebrauchte Ausdrud "Paläontologie der Sprachen". Diese Dokumente find oftmals fo alt, daß wir für die Zeit ihres Entstehens ebenfowenig eine ziffermäßige Untwort geben fonnen wie für das Alter des Menschenge= schlechts überhaupt. Ift doch die Sprache, so unmittelbar wie die menschliche Em= pfindung, mit dem Menschen selbst aufge= wachsen und zeigt uns dabei die eklatante Thatfache, daß in den Börtern der Sprache, und zwar in dem noch überall vorhandenen Gefüge ihrer Grundbestandteile, ihre Urgestalt erhalten geblieben, in welcher sie vor taufenden und abertausenden von Jahren im Schofe der menschlichen Bernunft geboren wurden. Ihre Geftalt hat wie 3. B. der menschliche Körperbau seit Jahrtaufenden, und auch das molekulare Gefüge der materiellen Wortsubstang hat, im Bergleiche zu dem geiftigen Inhalte, dem es sich mit den Fortschritten der mensch= lichen Kultur, resp. der in ihr wirksamen

Kräfte der Erkenntnis anpassen mußte, kaum eine wesentliche Umgestattung ersahren.

Fragen wir und nun, um zu unferem eigentlichen Gegenstande zurückzukehren. wie die menschliche Gesellschaft entstanden oder welches die Grundlagen des heutigen Staatslebens gewesen, so dürfen wir, wie in allen kulturellen Fragen, da der Mensch in keiner Beise von dem Naturgangen los= gulöfen ift, nur auf feine tierifchen Bor= gänger zurückgreifen, um die einfachfte Lösung dieser Frage aufzufinden. Lassen sich ja sogar die Anfänge der Moral im Seelenleben der Tiere nachweisen, so daß felbst unfer hausfreund, der hund, in fo manchen ethischen Rücksichten und nur allzu häufig übertrifft. Daber hat auch D. Cas= pari die geistigen Beziehungen des Men= schen stets als bloke Fortsetzungen tieri= scher Gewohnheiten oder Instinkte ange= feben und fo die natürlichen Bande, welche den Menschen mit diesen seinen Bor= fahren auf das innigste verknüpfen, sicht= bar gemacht für jeden, der sich nicht entsett, dem wahren Sachverhalte ins Antlit zu schauen. Wir brauchten indes nicht einmal auf die mannigfachen Beifpiele des gefelligen Zusammenlebens im Tierreiche - ber Affen, der in Rudeln auf Raub ausziehenden Wölfe, felbft ber schon in geordneten staatlichen Ginrichtun= gen lebenden Bienen und Ameisen gurud= zugehen, weil schon das Gefet von der "Teilung der Arbeit", wie wir es nament= lich auch im Pflanzenorganismus erkennen, die allgemeine Berteilung in dem ge= ordneten Saushalte der Natur allenthal= ben, so auch im Tier= und Menschenleben nicht minder deutlich durchbliden läßt. Und wie fehr im anorganischen Reiche das

Riedere dem Söheren untergeordnet ift und bemaufolge von diesem regiert und beberrscht wird, so folgt der Schwarm oder die Seerde bei der vielfach willfürlich han= delnden Zahl von Gliedern einer gang be= stimmten gemeinsamen Führung, welche wir in der That auch wirklich von dem Leittiere ausgeübt sehen, zu dem alle übrigen Tiere im Berhältnis ber Gubordinationstehen. Dieses Beerdenoberhaupt ist meist ein männliches, seltener, wie bei den Gemsen, ein weibliches Tier, und wird bei den dauernden Familien langlebiger Tiere (Kraniche, Wildgänse, Elephanten), welche mehrere Generationen umfassen, teils durch Anciennität, teils auch durch Leistungsfähigkeit an feine Stelle berufen. Die genauere Beobachtung von Schwär= men und Seerden lehrt, daß der größere Teil der Seerde fich instinktiv den Führern überläßt, beren größerer Antrieb es über= nimmt, reichliche Futterstätten und Weideplate für die übrigen zu suchen, und deren Bewegungen die so geleitete Masse baber unwillfürlich folgt, und es liegt nun nahe, wie Caspari es thut, ein gleiches für die noch in tierischen Bustanden befangene Menschheit anzunehmen. Steht auch fein direkter Beweis für diefe Sypothese gu Gebote — ich halte indessen aus eingangs angeführten Gründen den folgenden prälinguistischen Beweiß für einen genügend bireften -, fo ift dieselbe doch jedenfalls zuläffig, da sie in nichts den sonstigen Beobachtungen zuwiderläuft. Ich brauche meinem Lefer nur ein einziges Wort zu nennen, und es wird ihm bei nur ober= flächlicher Renntnis des Hebräischen fo= fort einleuchten, daß gleichwie das Leit= tier oder Heerdenoberhaupt im Tierstaate eine hervorragende Rolle spielt, eine folche auch dem Säuptlinge der urmenschlichen Beerden zugefallen sein muß; benn "Aluph" bedeutet nicht nur einen Ochfen ober Stier als Anführer größerer Herden*), fondern auch einen Stammfürften ober Häuptling, wie er besonders bei den edomitischen Scheikhs gebräuchlich war.**) Ein Ochse zu sein war somit ein Chren= titel für einen "Anführer" folcher Horden in jenen urwüchsigen Zeiten ***), während wir heute im Gegenteil darunter die "An= geführten" verstehen. Indessen ist der Name Doffe als Familienname noch bis auf unsere Tage herrschend geblieben und ftammt ficherlich aus fehr alter Zeit, wo man noch einen gewaltigen Respekt vor War er doch dem göttlichen Ur hegte. im israelitischen Reiche als Götze verehrt und mit all ben gottlichen Chren bedacht, in gleicher Weise, wie man die Oberhäupter des Staats für höhere Wefen ansah. So leben noch jett Bölfer in solch instinktiver, halbtierischer Art furchtvoller Abhängig= feit vom Häuptling, und ich werde in ei= nem nächsten Artikel zeigen, wie dieses Gefühl den Antrieb zur Religion gegeben, und zwar gleichfalls aus einigen Worten der hebräischen Sprache. Aber auch die übrigen Bedeutungen des Wortes Aluph lassen sich leicht mit denen des in so hohem Ansehen stehenden Führers oder Lenkers der Individuen zum zwedmäßig geordneten Ganzen vereinigen; benn das Stammwort eleph bedeutet nach Dr. Meiers "Wurzel=

^{*)} Bf. 8, 8; 144, 14.

^{**)} Gen. 36, 15 ff.

^{***)} Anm. d. Red. So bedeutet der Rame des zweiten Königs der zweiten egyptischen Dynastie (der den Apisdienst eingeführt haben soll): kakau, nach Lauth (Aus Egyptens Borzeit. Berlin, 1880. S: 116) wörtlich: "Stier der Stiere."

wörterbuch der hebräischen Sprache" eigentlich: Berbindung, daber es bon Tieren gebraucht wird, die eingejocht wer= den, wie Ochsen und Rinder als Jochvich, von fansfr. jugja = ein Jochtier, lit. jantis = Ochse (der Angejochte), womit ju-mentum zu vergleichen ift. Für diefe Deutung foll auch das älteste Zeichen für ben erften Buchstaben (x) bestätigend fein, ber nach feiner Meinung nicht sowohl ei= nen Ochsen (Ropf), als vielmehr gang beut= lich ein Joch vorstellt. Darnach erklärt sich auch eleph = taufend als Bereini= gung oder Berbindung vieler Ginzelnen, eine große Masse, wie ja auch das Wort meah = hundert eigentlich nur viel, eine Menge bedeutet, verwandt mit dem fansfr. mah, lat. mag-nus, meh-r, fopt. meh = viel. Indeffen bedeutet ja das Aleph den Zahlbegriff eins, wie Beth zwei 2c., und eleph = taufend brudt nur die Ginheit in der höchsten Boteng aus; daber der Elephant zur Bezeichnung bes größten Tieres, ein Beweis, daß in dem Worte Aluph nicht der Begriff der Berbindung allein liegt, fondern wefent= lich der Machtbegriff, ausgehend von der intensiven Bereinigung und Berdich= tung vieler Einzelner zum festgeschlossenen Bangen, nach bem Grundfat: Ginigfeit macht ftark. Es läßt sich beshalb bas Aleph als erster Buchstabe und erstes Bahlzeichen, gleichsam als "Anführer ber Abc=Schüten" benten, und da ferner alaph als Verbum soviel wie lernen und im Hiphil lehren bedeutet*), ähnlich wie die beutschen Studentenausdrücke "ochfen" und "büffeln", fo fchließt fich diefer Begriff genau an das Moment an, welches den Grad der Aufmerksamkeit bezeich=

net, mit welchem die Gingelnen dem Beispiele des Häuptlings durch strenge Nach= ahmung zu folgen fuchten, die fich un= willfürlich auf die vom Kührer angenom= menen Gebräuche und Gewohnheiten, ja sogar auf die sprachlichen Laute er= ftrecte, welche von seinen Anhängern nach= geahmt und fo auf die übrigen objeftiv übertragen und verbreitet wurden. So ward eben der Kührer der organischen Gemeinschaft das Zentrum der vielfeitig= ften Fortbildungen, der Gewohnheiten und Sitten. Wie in der Tierwelt vorzugsweise die Kraft des Mutes, der andauernden Tapferkeit sich siegreich erweisen und basjenige Glied, welches diese Gigenschaften im höchsten Grade besitt, an die Spite aller stellen, so auch, und zwar noch weit mehr im menschlichen Leben; denn auch hier hat die höchste Gewalt, sei es phyfische ober geiftige, ber Stärkfte. Und dieser ganze Gedankengang ift noch in dem Worte Aluph fongentrirt; denn den ersten Ansatz zu diesem Worte hat doch die Stammwurzel al oder el gegeben. was bekanntlich im Semitischen den Allgemeinbegriff der Rraft und Macht (bas MII) bezeichnet, daher das fprifch=hebräische El, Eloah (Mlah), elah = Ciche, ajil = Widder, und die Pluralformen Elim und Elohim. Auch in bem Sonnenfultus fin= den wir diese Anschauungen wieder, da ber Stier, aluph ober eleph, auch schor = Ddfe*) Führer ber Monate ift und mit ihm die bestimmte Zeit beginnt, näm= lich das Fest des stierköpfigen Moloch (molech, melech = rex) im Frühlinge, daher bakar = Rind und boker = Mor= gen, wie bechor = primogenitus, ähnlich wie der Frühling = bakaris und Often

^{*)} Sprm. 22, 25; Hiob 33, 33.

^{*)} Deuter. 33, 16.

= ostem = Stier, daher Dft ern, bas Stierfest im Jahresmorgen, welches in Cappten ichon vor 4000 Jahren, wo die Sonne, Die jest infolge der Brageffion der Aguinoftialpunkte im Zeichen der Fische fteht, im Sternbilde des Stiers fich be= fand, wogegen die Judäer in Jerufalem das Baffah im Sternbilde des Widders (baber bas Ofterlamm) feierten, in weldem die Sonne vor 2000 Jahren ftand. Ich habe daher anderwärts*) daran die Bermutung geknüpft, daß das Aleph als erfter Buchstabe diefe feine Bedeutung ichon damals erlangt haben mochte, als die Sonne in dem Sternbilde fich befand, dessen hieroglyphischer Charafter es bis heute bewahrt hat. Daß der Stier über= haupt Symbol des Lichts und des Feuers war, bafür hat auch die Sprache noch die Anklänge aufbewahrt in dem hebr. keren = cornu, von karan (Kronos, hebr. charon, Zornglut), daher coronare = fro= nen; denn aus den Sörnern find die Kronen hervorgegangen als Symbole der gött= lichen Machtvollkommenheit. Ich erinnere nur an das Horn des Jupiter Ammon, mit welchem Alexander der Große sich malen ließ, sowie an das strablende Antlit Mosis, als er vom leuchtenden Sonnen= berge Sinai herabstieg, daher er noch heute mit Lichthörnern abgebildet erscheint. Der Nimbus oder Strahlenschein, womit die Maler noch immer unfere biblischen Seili= gen umgeben, ift somit nichts anderes, benn ein Rudiment aus der Feuerzeit, wo das Bild des Sonnengottes mit dem des ge= waltigen Stieres, weshalb dieser Ur = Teuer beißt, zusammenfiel. Auffallend

ift nun noch, aber mit bem gangen Bebankengange jener Zeit harmonirend, daß das Wort, welches das Gefen, thorah = taurus (oria = Lebre) bedeutet, nach bem Lichte orah, wie im Chaldaischen das Recht ulphan nach dem Stier ober Rind eleph benannt ift. Go bringt ber stierhäuptige Moses in feierlichem Aufzuge das "feurige Gefet" vom Simmel ber= ab#); so besitt Dionnsos die Brädifate "Gefetgeber und Stiergehörnter" jugleich, und in Indien ward die Gerechtiakeit unter dem Bilde des Ochsen Darma verehrt: ebenso ist der Stiervater Minos Richter in der Unterwelt. Der Stier ist sonach Lehrer des göttlichen Gefetes, und der mit dem schrifterfindenden Morgenstier Radmos (kadma = oriens) identische Beros A-kademo zu Athen gab der ersten Akademie feinen Namen. Diefer gange Begriffstreis, der schon in die geschichtliche Beit hineinragt, ift die Gedankenwirkung zweier eng verflochtener Anschauungen. bie ich nur gang furg andeuten will. Als der Mensch durch den Anbau des Bodens zur seßhaften Ruhe gelangt war und er dabei die Regelmäßigkeit des Sonnen= laufes und feine bemgemäße Strahlen= wirfung zum Borteil feiner Saaten fennen Iernte, bildete er fich baraus ben Begriff des gesehmäßigen Waltens. Damit trat nun die Dienstleiftung des alljährlich, nament= lich zur Frühjahrszeit den Boden pflügenden Ackerstiers in Verbindung, und da diese bei= den Objefte schon in einer früheren Unschau= ung zusammengewachsen waren, wie bereits dargethan, so begreift es sich nunmehr von selbst, wie der Sonnengott in Stier= gestalt zum Sinnbild ber Gerechtigkeit und Gefetmäßigkeit werden mußte.

^{*)} Ju meiner "Debräischen Mythologie" (zur Zeit noch Manustript), 1. Cyklus, Die Namen von Abam bis Noah.

^{*)} Deuter. 33, 2; Esod. 34, 29—35.

Auf dieser Stufe genoß bas Ackertier eine Berehrung, welche mit der bes höchften Staatsoberhauptes und beshöchsten Gottes zusammenfloß; dachte man sich doch die Seele bes göttlichen Rönigs (bsiris) in dem Leibe des Apis wohnhaft, und bei den Barfen war die Erde mit bem Stiere identifigirt und foldergestalt als Abudad (Urheber ber Nahrung) göttlich verehrt; biefem Erbenftiere war ber Urmensch Rajomors entstiegen, und so haben wir fattsam ge= feben, wie der Stierfultus von den robeften Unfängen der Furcht bis gur Unterjodjung dieses Tieres durch die menschliche Beiftesüberlegenheit zur bankbaren Berehrung fich umgestaltet hat. In der Feuer= geit fogar unter die himmlischen Stern= geifter versett, haben sich die damit in Berbindung getretenen Begriffe allmählich von der sinnlichsten Gestalt bis zur ab= straftesten Sobe der menschlichen Dent= thätigkeit ausgebildet, überall die Grund= vorstellung der herrschenden Macht und des hohen Unsehens durchgehends behaup= tend, sowohl in physischer wie in geistiger Sinsicht, wodurch die große Menge an das Hervorragende allezeit gebannt und demfelben zu folgen gezwungen ift nach bem Gefete ber allgemeinen Schwerfraft. Ber fabe es bem heutigen Ochsen an, daß feine Vorfahren einft eine fo bervorragende Rolle gespielt in der Geschichte der mensch= heitlichen Entwicklung! 2. Ginftein.

Die Entwicklung der Aufik in den vorhistorischen Perioden.

In der Sitzung des Londoner Anthro= pologischen Inftitutes vom 3. November v. J. las J. F. Nowbotham eine Ab= handlung über die verschiedenen Stufen ber Entwicklung der Musik in den vor= historischen Epochen. Obwohl die Barietäten ber musikalischen Instrumente nach bunderten gezählt werden fonnen, laffen fie fich leicht unter brei verschiedenen Typen unterbringen: 1) Trommelthbus, 2) Bfei= fentupus, 3) Lyratypus. Und diese drei Topen find Bertreter breier unterscheid= barer Entwicklungsftufen, burch welche die vorbistorische Musik hindurchgegangen ift. Diefe Stufen folgen fich in der bezeichneten Ordnung; b. h. die erfte Stufe war bas Trommelstadium, in welchem nur Trommeln verwendet wurden. Die zweite Stufe war das Pfeifenstadium, in welchem neben den Trommeln Bfeifen verwendet wurden. Refte von Banspfeifen aus Röhrenknochen find bekanntlich wiederholt durch Biette und andre prähistorische Forscher gefunden worden. Das britte Stadium ift bas Lyraftabium, in welchem Saiteninstrumente den bisherigen bingugefügt wurden. Be= fannt sind die Mythen, die fich an die Er= findung der Lyra durch Apollo knüpfen. Die brei Stufen entsprechen beziehungs= weise Rhythmus, Melodie und Harmonie.

Litteratur und Kritik.

Ipenblumen, ihre Befruchtung durch Insekten und ihre Anpassungen an dieselben. Von Dr. Hermann Müller, Oberlehrer an der Realschule erster Ordnung zu Lippstadt. Mit 173 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Engelmann, 1881.

Der Verfasser, welcher auf dem Ge= biete der Blütenbiologie unstreitig die erste Autorität in Deutschland ift, legt im obi= gen Werke ber wiffenschaftlichen Welt wie dem gebildeten Publifum einen Beitrag zur Blumentheorie vor, welcher zu dem wichtigften gezählt werden muß, was feit Chriftian Konrad Sprengel (1793) auf jenem Spezialgebiete erschienen ift. Da das Buch die Resultate einer ganzen Periode der wissenschaftlichen Thätigkeit Müllers enthält, da sich ferner sein Ent= stehen an die übrigen Arbeiten dieses For= schers enge anschließt, so wollen wir bier furz einen Gefamtblick auf die biologi= schen Forschungen Müllers werfen; es wird sich dadurch am besten zeigen, inwiefern sich diese neue Bublikation von seinen früheren unterscheidet und welchen Fortschritt auf dem Gebiete der Blumen= theorie sie involvirt.

Die erste größere Untersuchung Mül= lers auf dem genannten Gebiet bildet

eine Abhandlung "Über die Anwendung der Darwinschen Lehre auf Bienen"*), in welcher unter anderm gezeigt wird, wie die Hymenopterenfamilie der Schlupf= wespen (Ichneumonidae) ber ber Grabwespen (Sphegidae) ben Ursprung gab und wie aus letterer sich die Wespen (Vespidae), Ameisen (Formicidae) und Bienen (Apidae) entwickelten. Diefe Ub= handlung, die allgemeine Anerkennung fand, bewegt sich zwar vornehmlich auf zoologischem Gebiete, allein fie konnte doch nicht verfehlen, bei den Biologen den Gin= druck hervorzubringen, daß die "Blumen= theorie" noch einen andern Faktor berück= sichtigen muffe, als es bis dahin geschehen fei, und dieses wurde um so in die Augen fpringender, als Müller felbst furz nach= her darlegte, was jenem Zweige der Biologie noch fehle. Die früheren Bearbeiter, Darwin, Hildebrand und Delpino, batten nämlich bislang nur die Blüten= einrichtungen berüchfichtigt und unterfucht, soweit fie bei der Insettenbestäubung in betracht kommen, nicht aber die be= fuchenden Infeften. Delpino hatte die Blumen eingeteilt in folche, welche von Insekten, von Bögeln und von Schnecken

^{*)} Berhandlungen des Naturh, Bereins für die Pr. Rheinlande und Bestsalen, 1872.

besucht werden, und sie mit schön klingen= den Namen: Entomophilen, Drnithophilen. Malakophilen, belegt, allein das war auch alles, was man in dieser Sinsicht erreicht hatte. Im Jahre 1873 erschien nun Diül= lers erftes Sauptwerk, "Die Befruchtung ber Blumen durch Infeften", und in die= fem wurden zuerst die Sauptaufgaben der Blütenbiologie präzifirt. Man folle nicht nur, fo fagt ber Berfaffer etiva, folde Blumen auf ihre Bestäubungseinrichtungen untersuchen, bei benen biese äußerst schön ausgeprägt find, sondern alle ohne Unter= schied, ferner auch solche mit spontaner Selbstbestäubung, denn nur fo ließe sich ein allgemeiner Überblick über die Thatfachen und Erscheinungen auf diesem Be= biete erwerben. Ferner muffe man nicht nur die von Infekten gekreuzten Blüten ins Auge faffen, fondern auch ihre Be= fucher; man muffe mit Sorgfalt feststel= len, welche Infekten eine Bflanzenart besuchen und wie die Körpereinrichtungen berfelben für den Besuch beschaffen wären. benn nur fo würde man erfahren können, welche gegenseitigen Anvassungen gwischen ben Blumen und Infekten bestän= ben. Diefen Aussprüchen getreu bleibend, führt Müller in jenem Buche die wichtig= ften beutschen Pflanzenarten und einige Exoten fustematifch auf, beschreibt ben Bestäubungsmechanismus derselben und giebt bei jeder Art eine Lifte der von ihm beobachteten besuchenden Gafte. Durch diese methodische Bearbeitung des Gebietes gelangte er nun zu dem für die parallelen Untersuchungen Darwins höchst wichti= gen Erfahrungsfate, den er felbit in folgenden Worten ausdrückt: "Wenn nächst= verwandte und in ihrer Ginrichtung übri= gens übereinstimmende Blumenformen in der Neichhaltigkeit des Insektenbesuches und zugleich in der Sicherung der Fremdbestäubung bei eintretendem, der Sichselbstebestäubung bei ausbleibendem Insektenbesuche differiren, so hat unter übrigens gleichen Umständen ohne Ausnahme diejenige Blütenform die am meisten gesicherte Fremdbestäubung, welcher der reichlichste Insektenbesuch zu teil wird, diejenige die gesichertste Selbstbestäubung, welche am spärlichsten von Insekten besucht wird."

War nun in diefen beiden Werken gezeigt worden, daß eine Wech felbeziehung gwischen den Blumen und Insekten bestebe. fo läßt wenigstens das lette noch eine Ra= tegorie von Fragen offen, nämlich die über ben Urfprung der Insektenblumen ober, um es mit andern Worten auszudrücken, die Frage über die phylogenetische Entwidlung ber Spezies, ber Battung, der Ordnung. Zwar fagt Mül= ler zu Schluß feines Werkes von 1873, er glaube nicht, daß die Infektenblumen (wie Arell annimmt) sich stets nur ver= vollkommnet hätten, sondern daß häufig, von gewissen Bedingungen der besuchenden Gäste abhängig, auch rückläufige Rich= tungen der Bervollkommnungen stattae= funden haben fönnten, daß die Ausbildung ber und jett vorliegenden mannigfachen Blütenformen fehr komplizirten Berhält= nissen ihren Ursprung verdankten.

Bon nun an treten bei Müller mehr die phylogenetischen Fragen in den Bordergrund. Man wird vielleicht wäh= nen, daß er damit das Gebiet des exaften Naturwissenschaftlers verlassen und sich auf den schwankenden Standpunkt des Spekulativphilosophen begeben habe, allein das ist keineswegs der Fall. Jeder= mann wird zugeben, daß der Physiker die

vollkommenste Berechtigung hat, die Bellen= länge des roten Lichtstrahles oder das Gewicht eines Wafferstoffatomes zu be= rechnen, und niemand wird in folche Berechnungen Zweifel feten, angenommen, daß alle dabei in betracht fommenden Faktoren vorher genau diskutirt und ficher= gestellt waren. Die Wellenlänge eines roten Lichtstrahls ober die Schwingungs= dauer eines Atheratomes find unumstöß= lich feststehende Größen, obgleich noch nie= mand die erste mit dem Millimeterstabe, die lette mit der astronomischen Uhr nach= gemessen hat. Ühnlich ergeht es der mo= dernen Entwicklungslehre, auch fie barf Schlüsse - ober fagen wir ber Analogie wegen Berechnungen — über ben Ur= fprung einer Art machen, aber fie barf es erst dann, wenn sie alle bei diesem ober jenem Falle in Frage kommende Faktoren genau untersucht bat. Mur fo kann sie Unspruch auf Induktivität machen und nur so können ihre Resultate Unspruch auf Wahrscheinlichkeit, ober noch auf et= was mehr erheben. Ja, die moderne Wiffenschaft ift, falls fie auf einen Fort= fdritt hinausgehen will, gezwungen, phylogenetische Studien zu unternehmen, und diese werden auch von jedermann gut= geheißen werden, vielleicht mit Ausnahme von folden, die der modernen einheitlichen Weltanschauung noch immer das starre Dogma von der Artkonftanz entgegenftellen, ober von folden (und leider muffen wir zu diesen noch eine ganze Zahl "namhafter Naturforscher" rechnen), benen überhaupt jedes wissenschaftliche Verständnis für die Entwicklungstheorie abgeht.

Was nun Hermann Müller anbelangt, so ift er der Mann, der die nötige Nüchternheit der Kritik besitzt, um sich nicht zu voreiligen, phantastischen Schlüssen bin= reißen zu lassen. Er macht sich nicht vorher das Schema zurecht, um nachher feine Beobachtungen mühfam in dasselbe bin= einzuzivängen, sondern er beobachtet erst und schließt bann. Das aufmerkfame Stubium feiner Schriften ber letten fünf Sahre zeigt uns dieses in eklatanter Weise, zeigt uns auch, wie sich bei ihm allmählich ganz bestimmte Ideenfreise, die aus einander refultiren, ausbildeten und nach und nach immer umfassendere Fragen begriffen. Wir haben bier folgende Arbeiten im Sinne: "Über den Urfprung der Blumen" und .. Die Infekten als unbewußte Blumen= guchter" im Rosmos, "Die Wechselbeziehungen zwischen den Blumen und den ihre Rreuzung vermittelnden Insekten" im er= ften Bande der Enchklopädie der Natur= wissenschaften, die gablreichen Essays über die Alpenblumen im Kosmos (1880) und das Werk über die Alpenblumen felbft. Leitende Ideen werden uns in dem erften Auffate gegeben, in dem zweiten wird bann an der Sand fonfreter Beifpiele ge= zeigt, wie die Insetten zwar unbewußt und planlos, aber mit wefentlich bemfelben Erfolg, welcher aus ben planmäßigen Pflanzenveredlungen des Menschen reful= tirt, aus den unvollkommensten Blüten allmählich Blumen gezüchtet haben, deren Farbe, deren Geruch u.f.w. der Borliebe der besuchenden Insetten für dieses oder jenes Merkmal durchaus entspricht. Bon äußer= ftem Interesse ist in dieser Arbeit 3. B. der Nachweis des Zusammenhanges von Asarum und Aristolochia, von Calla und Arum.

Das Beobachtungsgebiet, welches Müller mit aufopfernder Sorgfalt sechs Jahre hintereinander in der Ferienmuße, die ihm sein geschäftiges Amt als Lehrer

ließ, durchstreift hat, find die Alben. Es ift flar, daß diefes Bereich mit feinen abweichenden klimatischen und physikali= schen Bedingungen von den mittelbeutschen Gegenden einesteils, andernteils aber auch durch die verschiedenartigen Verhältniffe, welche es in feinen einzelnen Regionen je nach der Meereshöhe darbietet, zu gang befonderen und einander erganzenden Beobachtungen Gelegenheit bot, die im Tief= lande unmöglich waren. Die Möglichfeit, in furzer Zeit alle Klimate von der tem= perirten Bone bis jum ewigen Schnee gu durchstreifen, Regionen, welche sowohl bezüglich der Verteilung der Pflanzen, als auch bezüglich ber Verteilung und relati= ven Individuenzahl der Insektenordnungen äußerfte Berichiedenheiten liefern, ließen alsbald ben Zusammenhang diefer ober jener Bflanzenfamilie mit biefer ober jener Infettenordnung erfennen, zeigten flar, wie mit bem Vorherrschen einer Infektengruppe auch eine ganz bestimmte Art der Blumen dominirend wird, verdeutlich= ten, in welcher Stufenleiter allmählich eine gewisse ausgeprägte Blumenform von ben Infekten gezüchtet worden war. Ferner, aber innig damit zusammenhän= gend, gaben fie einen deutlichen Finger= zeig, von welchen urfächlichen Bedingungen die Bariabilität der Blumen abhängig fei. hermann Müller hat, ohne je das Beittragende seiner Untersuchungen auch nur im entfernteften hervorzuheben, die allgemeinen Resultate seiner Alpenblumen= forschungen bereits den Lesern des "Ros= mos" in Geftalt fleiner, anspruchsloserwir möchten fast fagen zu anspruchsloser-Effans vorgeführt, und man wird fich am leichteften ein Bild feiner Ergebniffe machen können, wenn man diefe, in Berbindung mit den früher im Rosmos erschienenen Auffätzen, in ihrer chronologi= schen Reihenfolge durchliest.

Werfen wir nun einen Blid auf bas Alpenblumenwerk felbft. Rach einer Gin= leitung über die "Blumenforschung sonst und jest" führt es junächst die beobach= teten Blumenarten (422) mit dem Beob= achtungsorte, den besuchenden Infekten zc. bor, daran schließt sich, ähnlich wie in bem Werke von 1873, eine sustematische Aufgählung biefer mit einer Beschreibung ber Bestäubungseinrichtungen der einzelnen und ausführlichen Besucherliften. Bahlreiche detaillirte Abbildungen, die einfach. beutlich und instruktiv find, illustriren bie beschriebenen Berhältniffe aufs beste. Es ist also dieser Teil des Buches derjeniae. welcher das Beobachtungsmaterial für die allgemeinen Schluffe enthält, und wie umfangreich dieses Beobachtungs= material ist, davon fann man sich nur ei= nen Begriff machen, wenn man bas Buch felbst zur Sand nimmt. Sinter vielen na= türlichen Familien findet fich ein Rüdblid, welcher Betrachtungen enthält über die bei dem Urzeuger der jett häufig so man= nigfaltigen Glieder vorhanden gewesene Urform der Blüte, über ihre urfprüng= liche Farbe u. f. w. und über den Ent= widlungsgang, ben eventuell einzelne ober viele Glieder derfelben bis zur heutigen Vollkommenheit durchgemacht haben. Es folgt bann ein Abschnitt über die Bedeutung der vorliegenden Thatfachen für die Blumentheorie, es werden nämlich die Un= passungsstufen der Alpenblumen an ihren Infektenbesuch besprochen und umgekehrt die Anpassungen der Insekten an die von ihnen besuchten Blumen (f. v.). Bier ift auch der Bariabilität der Alpenblumen ein

cigenes Kapitel gewidmet, in welchem die Abänderungen der Blumenfarben, ihrer Größe, der Stellung der einzelnen Teile (Negelmäßigkeit und Symmetrie 2c.), in der Reihenfolge der Entwicklung und Berteilung der Geschlechter besprochen werden. Ein vierter Abschnitt enthält einen Bergleich der Alpenblumen mit denen des Tieflandes bezüglich der Blumentheorie.

Wir muffen uns bier auf eine wesent= liche Inhaltsangabe der Materien, die Müllers Alpenblumenwerk behandelt, beschränken, auf eine Gesamtdarstellung der allgemeinen Resultate, so interessant diese auch sein würden, aber verzichten, da fie ja, wie bemerkt, größtenteils im "Rosmos" von der Sand des Berfassers felbst ge= geben ift. Es fonnte nur unfere Aufgabe fein, die leitenden Gefichtspunkte des Werfes hervorzuheben; die verdiente Aufmert= famkeit zu lenken auf ein Buch, bas wür= big ift, von recht vielen Botanifern und botanischen Liebhabern in die Sand ge= nommen zu werden. Es giebt in Deutsch= land so viele Floristen, die jahraus, jahr= ein Pflanzen sammeln, bestimmen und fcon etifettirt in das Serbarium einord= nen. Aber wenigen von diesen ift bis jett ber Gedanke gekommen, daß fie das, was fie fo mühfam erworben haben, auch befigen könnten, wenn fie wollten; we= nige von diefen wiffen, daß das Rennen von Pflanzenarten noch nichts mit Wiffen= schaftlichkeit zu thun bat, wenn man fie nicht auch zugleich unterfucht hat. Wollten diese sich zu letzterem versteben, fo würden fie bald finden, daß fich hierbei noch ganz andere Ideen, noch ganz andere Perspettiven eröffnen, als bei ber toten "Shitematik", in welcher boch nur bas noch einmal gedroschen wird, was schon

tausendmal gedroschen war. Und solchen, die lernen wollen, Pflanzen zu unters such en, denen empfehlen wir aus ganzem Herzen Hermann Müllers "Befruchstung der Blumen durch Insekten" und seine "Alpenblumen".

Horffen wir, daß uns Hermann Müller, der unermüdliche Forscher, noch recht viele Beobachtungen und Ideen auf dem Gebiete der Biologie vorlegen möge! Seine Werke werden stets eine Errungenschaft der modernen Entwicklungslehre bleiben und eine Zier deutscher Forschung und deutschen Fleißes! Hier wie nirgends gilt der alte Spruch der Griechen: "Die Götter haben der Tugend den Schweiß vorangestellt."

Göttingen. Wilh. Behrens.

Der Seelenkult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion. Eine ethnologische Studie von Julius Lippert. Berlin. Theodor Hosmann. 1881. 181 Seiten in 8.

Das im folgenden zu besprechende Werk ift eine fleißige und wohldurchdachte Arbeit, die einen Beitrag liefern will zu einem fulturgeschichtlichen Problem, das in ethnologischer und völkerpspchologischer Binficht zu den wichtigsten gehört. Es ist die Frage über den "Seelenkultus", eine Erscheinung, die ethnographisch weit verbreitet ist und über deren Bedeutung und Entstehung vielfach geschrieben und ge= forscht wurde, ohne daß man fagen könnte, daß der hierher gehörige ethnische Erschei= nungsfompler völlig geflärt und richtig gedeutet worden wäre. Das reichste Ma= terial, das sich induktiv zur Behandlung dieser Frage darbietet, finden wir ohne Zweifel bei den Naturvölkern, indeffen

auch die altflaffischen Rulturvölker, und namentlich die arischen und germanischen Urvölfer, befigen einen fo reichen Schat an Traditionen hierüber, daß es wunder nimmt, wie der Berfaffer bier nicht fogleich ins volle bineingreifen konnte, um wichtiges und entscheidendes Material zu= fammenzustellen. Aber freilich, unfer Berfaffer hat nicht gang unrecht, wenn er bar= auf hinweift, daß die Mythologien der genannten Bölfer bis auf ben beutigen Tag ebenfosehr Gegenstand der dichten= den wie der forschenden Thätigkeit ge= wefen find, fo daß ber Strich auf biefem Steine nur fehr zweifelhafte Proben ergiebt. Er fucht fich einen beffern Brobir= ftein und findet diesen in dem Sauptzweige der semitischen Religionen, indem er dar= auf hinweift, daß diefer Zweig thatfächlich früh zu einer Feststellung feines wirklichen Religionsinhaltes auf einer bestimmten Entwicklungsstufe gelangt ift. Inwieweit hier der Autor recht hat, und ob er berechtigt ift, mit Dillmann gu betonen, daß fich entscheidende Grunde erheben gegen die Berfuche, diese (die althebräische) Religion als Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung irgend welcher heidnischen Religion verstehen zu wollen, das wollen wir gern dahingestellt fein laffen. Nur dies barf man ihm jugeben, daß die Semiten in religiöfer Beziehung ein fo eminent her= vorragendes Bolf find, daß es fich fulturhistorisch sehr nahelegte, die aufgeworfene Frage gerade an den hier gur Geltung fommenden Traditionen und Gebräuchen gum Brufftein zu machen. Der Berfasser will indessen doch auch nicht einfeitig fein, und wenn er in feiner Arbeit vor allem den Seelenfult ber Bebraer untersucht, bespricht er in der ersten Abteilung seines Werkes bennoch auch ben Scelenfult bei den nicht bebräischen Bolfern. Bon ber allergrößten Bichtigfeit in ber vorgeschriebenen Untersuchung ist hier fogleich der erfte Abschnitt, der über "ben Urmenschen und die Erscheinung bes Tobes" handelt. Schon hier in diesem Teile der Arbeit, der die Prämiffen bestimmt, liegt der Ertrag der Untersuchung angedeutet. Bas unser Autor indessen von den verichiedensten Seiten gusammenzieht, bezeugt awar seine große Belesenheit, aber es ift bem fleißigen Berfaffer unferem Ermeffen nach nicht fo gang gelungen, diefes weit= schichtige Material methodisch, d. h. von völkerpfychologisch entscheibenden Gesichts= punkten zu sustematisiren, so daß wir mit ei= nem Blid die große Wahrscheinlichkeit feiner Schluffe zugeben und erfennen fonnten.

Sogleich hätte es fich in psychologischer Beziehung (will man entwicklungsgeschicht= lich konsequent verfahren) um die wichtige Frage gehandelt: Inwieweit hat sich die primitive Anschauung über Leib und Tod u. f. w. bei ben frühesten und tiefsten Bölfern über bas Bewußtsein und bie Auffassung der Tiere und Kinder erheben fönnen? Von letteren beiden wiffen wir aus Experimenten, daß fie völlig naib und gleichgiltig bleiben gegenüber den ge= storbenen Genossen, in vielen Källen aber nimmt man wahr, wie die Gewohnheit fie bazu veranlaßt, die Toten wie Schlafende zu behandeln, und namentlich von Uffinnen und ihren gestorbenen Jungen werden hierüber mancherlei wichtige und glaub= würdige Büge ergählt. Es stimmen diefe Beobachtungen zu den psychologischen Ge= fegen ber Apperzeption, nach wel= den der Menich eine neu eintre= tende Ericheinung gunächft erflärt

und beurteilt aus der ihr am häu= figsten vorangegangenen. Run fab aber das Tier ebenso wie der früheste Mensch seine Genoffen oft ruben, schlafen und bewußtlos werden, das Bild des Todes mußte daher psychologisch zunächst burch das untergeschobene Bild eines lang anhaltenden und dauernden Schlafes er= flärt werden. Nur so läßt fich die that= fächliche Gleichgiltigkeit bei Tier und Rind dieser so tief eingreifenden Erscheinung gegenüber erklären. Wir reden noch beute von den Entschlafenen. Entwicklungsge= schichtlich muffen wir, wollen wir metho= bisch und folgerichtig verfahren, bei diesem ersten Resultat und bei der oben besprodenen Thatsache fteben bleiben. Berfaffer hätte daher zusehen muffen, ob sich nicht fogleich auf dieser psychogenetisch ersten Stufe eine Reihe von ethnologischen Ge= bräuchen und Erscheinungen herleiten laffen, Gebräuche, aus benen zu erklaren war, daß der Naturmensch sich verhältnis= mäßig noch wenig über den Bewußtseins= horizont von Kind und Tier erhoben hatte. Indessen unser Autor hat diese psychogene= tische Frage nicht berausgearbeitet, son= bern betont hinsichtlich feines Gegenstan= des fogleich die Erfahrung, daß der Mensch, indem er den toten mit dem lebendigen Leibe verglich, ursprünglich von selbst wahrnahm, wie dem letteren beständig der warme Atem entströmt, während er= fterem dieser Hauch und Dunft völlig man= gelt. Wollte man hier recht genau und umständlich sein, so könnte man diesen Bergleich bemängeln; benn Dunft und Sauch entströmen ebenso, ja in noch höhe= rem Mage bem faulenden, toten Leibe. Allein wir legen bierauf um so weniger Gewicht, als Schreiber biefes mit bem

Autor übereinstimmt barin : daß ber Seelenbegriff als solcher sich durch nichts tiefer und schärfer charafterifiren läßt, als burch den Sinweis der Abscheidung (Ausein= anderfall und Dualismus) von sichtbarem Leibe und dem sich ins Unsichtbare hinein verflüchtigenden Sauch und Atem, als früh= stes Substrat der sogenannten Seele. Die Frage ist nun entwicklungsgeschicht= lich die: Ift diefer Dualismus ur= fprünglich appergipirt worden, oder hat diefe Apperzeptionsweise, entwicklungsge= schichtlich betrachtet, eine Genese gehabt aus einer noch tieferen und naiveren An= schauung, die ihr als Wurzel diente? Wer hier aber mit Afribie verfährt, der wird mit bezug auf die oben angedeuteten Thatsachen, auf welche uns Kinder und Tiere verweisen, dieses lettere anzunehmen genötigt fein. Die entwicklungsgeschicht= liche Genese zwingt dazu, eben jener Zeit, wo man Substrate, die fich wie Sauch, Rauch und Dampf ins Unsichtbare und Übersinnliche verflüchtigen, eine noch frühere Zeit vorausgehen zu lassen, in der man gang naib Seele, Blut, Fleisch und Rraft als identisch nahm und die Abscheidung dunftiger Gafe in der Beobach= tung noch als unwesentlich vernachläf= figte und findlich überfah, also gleich= sam unaufmerksam und nach Art der Rin= der gleichgiltig darüber hinwegging. Diefeentwicklungsgeschichtlich erste und früheste Kraft= und Weltanschauung hat bekanntlich Berfaffer diefer Zeilen mit dem Ausdruck der "tierisch-naiven Weltanschauung" bezeichnet. Ihr folgte als eine zweite Ent= wicklungsperiode (wenn die erste ein sinn= licher Materialismus war) ein reflektirte= rer Spiritualismus, der zur Grundlage das Überfinnliche und Unsichtbare hatte.

Lubbod, Tylor, Baftian, Beichel und viele andere, welche zumeist eben nur Thatsachen zusammenraffen und in gewisse Klaffen und Abteilungen bringen, find barauf zu verweisen, ben Berfuch zu mamachen: bas gange fo gefammelte reiche Material entwicklungsgeschichtlich zur Erflärung und zur Darstellung zu bringen. Erst wenn sie psychogenetisch diese Arbeit ausführten und dabei zu andern histori= schen Darlegungen als Schreiber dieses gelangen, kann man fich auf beren Beugnisse hinsichtlich der hier zu behandelnden Abteilungen berufen. Der sogenannte "Unimismus", eine Rubrit, die von Systematifern so häufig verwandt wird, ift, psychogenetisch und historisch betrachtet, wie oben besprochen wurde, nicht als ursprünglich zu setzen. Es entsteht daher die weitere Frage: In welcher Rulturperiode der Menschheit kann sich derfelbe entwickelt haben? Mit diefer Frage fieht sich aber der Bsochologe und der Bhilo= loge genötigt, zur Anthropologie fich bin= zuwenden, um auch die Resultate dieser Wissenschaft mit zu den Konklusionen bin= zuzunehmen. Nach dem Dafürhalten des Regensenten trifft nun die Grengscheide ber sogenannten vormetallischen Zeit und der Metallzeit so ziemlich mit jener Epoche jufammen, wo der Beift aus einer niedern, naiven, finnlichen Betrachtung fich emporbildete zu einer höhern, überfinnlichen und geistigen. Es mag diese Epoche gewiß nicht nur durch die Entdeckung des Feuers herbeigeführt worden fein, sondern die ganze große Umwälzung vollzog fich, als die Tech= nif der roben Steinverwendung den Metal= Ien und bem Schmiedeeisen plat machen mußte. Bang gewiß ging diefer äußern Umwandlung aber auch eine dementsprechende innere parallel. Wir wiederholen hier, was wir in einer ähnlichen Beziehung auch gegen die fonft fo scharffinnigen Erörterungen von Frit Schulte hervorhoben, daß man historisch nicht auskommt ohne die Zuhilfenahme der archäologischen Un= thropologie, welche fich mit der Deutung einer großen Reihe von Denkmalen, Beugniffen und Thatfachen beschäftigt, welche nicht minder eindringlich reben, wie niedergeschriebene Traditionen und Gebräuche. Es bleibt das Ziel aller diefer hierher gehörigen ethnologischen und fulturgeschicht= lichen Forschungen, die Anthropologie mit ben Resultaten der mythologischen For= schungen und den Untersuchungen der ar= chaologisch=historischen Schule zu verbin= den. Konnte nun auch Rezensent die in den erften Abschnitten bes Werkes gegebenen Auseinandersetzungen nicht völlig unter= schreiben, da er als Entwicklungs= geschichtler und Psychogenetifer bem Sate auch hier huldigt, bak bas Ginfache und Naive, bas ift hier das rein Sinnliche, bem Re= flektirten (ber Beachtung bes me= niger Sichtbaren ober Unfichtbaren) historisch voraufging, so bebt er um so lieber die zweite Abteilung des Werkes hervor, in welcher der Verfasser zuerst die geschichtliche Stellung der Bebräer betrachtet, um sich nach dieser Einleitung alsdann dem Borftellungsfreise der Bebräer zuzuwenden, welcher den Seelenkult in fich befaßt. Finden fich auch hier auf Grund jener nicht immer gutreffenden, oben besprochenen Voraussehungen mancherlei gezwungene und nicht immer rich= tige Nachweise über Assoziationen, die sehr anfechtbar find, fo 3. B. Schlangen= und Seelenkult u. f. w., fo find doch anderer= seits eine große Reibe von thatsächlichen Gebräuchen hier völkerpsuchologisch so zu= fammengeordnet, daß wir einen tieferen Einblid in das bebräische Religionsleben zu machen im Stande find. Bon gang befonderem Intereffe ift hier in diefer zweiten Abteilung der Abschnitt über die Beziehung bes ältern Gottesnamens zum Seelen= und Abnenfult. Sier berühren fich die Unschauungen des Berfaffers mit denen, welche Schreiber dieser Zeilen in feiner "Urge= schichte" zur Geltung gebracht hat über den Ausgangspunkt der Religion. Die= felbe wurzelt nach ihrer praftischen Seite hin ohne Zweifel im Familienleben, und da fich hieran anfänglich Leichenkultus (Schut und Sorge für ben Entschlafenen), später Seelen= und Ahnenfultus (Leichenverbren= nung u. s. w.) historisch anschloß, so wird auch der immer mehr in den Vordergrund sich stellende Gotteskultus in eine fehr nabe Beziehung zu beiden getreten fein. Was in diesen letten Abschnitten erörtert wird, fällt zugleich in bas Gebiet ber orientalischen Philologie. Diese indeffen wird sich in ihren Tertbeutungen nur sicher genug bewegen, wenn fie als Propadeutif, Ethnologie und völkerpsichologische Ardaologie in binreichendem Mage zur Geltung kommt. Die bier besprochene Arbeit von Julius Lippert bezeugt uns, wie lehrreich und fruchtbringend die fultur= historischen Studien der alten Bölker sind, wenn sie unternommen werden nicht nur ausgerüstet mit dem Apparate nötiger philologischer Vorkenntnisse, sondern zugleich vervollständigt durch Kenntnisse der urgeschichtlichen und anthropologischen Wissenszweige. Wir nehmen daher gern Gelegenheit das besprochene trefsliche Werkechen allen denen zu empsehlen, welche sich für Kulturgeschichte überhaupt, vorzugseweise aber für die Frage interessiren: welschen Beitrag wir und unsere Väter in dieser Hinsichtvor allen den Semiten und in sebesondere den Hebräern schulden.

Heidelberg.

D. Caspari.

Der Laacher See und seine vulkanische Umgebung. Ein Führer für die Besucher des vulkanischen Maiseldes von Andolf Blenke, Gymnasiallehrer. Neuwied und Leipzig. J. H. Heuser'sche Berlagsbuchhandlung. 80 S. in 12.

Das vorliegende kleine Büchelchen behandelt diese für das erste Studium des Bulkanismus in Deutschland klassische Gegend nicht nur als Reiseführer, sondern bereitet den Touristen auch durch eine populäre Einleitung für die seiner wartenden geologischen Erscheinungen vor. Am Schluß ist ein Berzeichnis der vorkommenden selteneren Pflanzen beigefügt.





